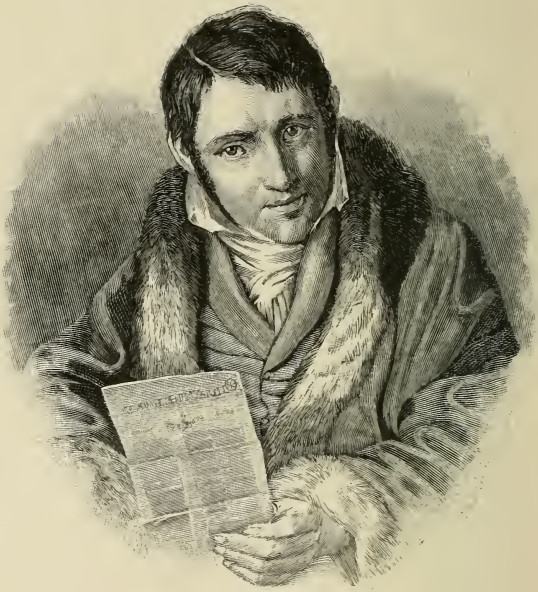
3 1761 07357919 5

Börne

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/ludwigbrnesges01br



L. Börne

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Erster Band:

Erzählungen. — Reisen. — Vermischte Aufsätze.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

MAR
10
1981

PT
1821
A1
1979
v. 1-2

Inhalt.

Seite

Biographie I
Ludwig Börnes Ankündigung seiner Gesammelten Schriften (1828) . . 5

Erzählungen. Reisen. Vermischte Aufsätze.

I. Bemerkungen über Sprache und Stil 13
II. Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens (1823) 19
III. Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland. Eine Novelle 27
IV. Die Göttinger Unruhen (1818) 35
V. Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin (1826) 37
VI. Schüchterne Bemerkungen über Österreich und Preußen (1818) . . 45
VII. Monographie der deutschen Postschnecke, Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen (1821) 50
VIII. Ankündigung der Wage (1818) 70
IX. Vorwort zur zweiten Auflage der Wage (1819) 82
X. Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt (1819) 84
XI. Der Roman (1823) 91
XII. Altes Wissen, neues Leben (1823) 99
XIII. Der Janus-Tempel (1823) 112
XIV. Die Kraniche des Ibykus (1823) 121
XV. Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden (1823) 124
XVI. Über den Umgang mit Menschen (1824) 126
XVII. Über das Schmollen der Weiber (1823) 130
XVIII. Der Gott in Höflingen (1823) 133
XIX. Die große Verschwörung (1819) 135
XX. Die Karbonari und meine Ohren 139
XXI. Über den kritischen Lakonismus (1824) 146
XXII. Ankündigung der Zeitschwingen (Juli 1819) 150
XXIII. Das Testament der Zeitschwingen (September 1819) 154
XXIV. Denkrede auf Jean Paul, vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825 156
XXV. Fastenpredigt über die Eifersucht 162
XXVI. Dioptrik 167
XXVII. Honestus (1824) 171
XXVIII. Die Freiheit der Presse in Bayern (1818) 179
XXIX. Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel (1823) . . . 185

Seite

XXX. Vorrede zu dem Buche: Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. s. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach, 1823 189
XXXI. Die Meneen (1826) 194
XXXII. Für die Juden (1819) 215
XXXIII. Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur (1819) 220
XXXIV. Der Eßkünstler (1822) 250
XXXV. Der Narr im weißen Schwan, oder: Die deutschen Zeitungen . 258
XXXVI. Das Leben und die Wissenschaft (1808) 293
XXXVII. Über die geometrische Gestalt des Staatsgebiets (1809) . . . 300
XXXVIII. Von dem Gelde (1809) 304
XXXIX. Über Freimaurerei (1811) 325
XL. Was wir wollen (Juli 1814) 330
XLI. Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel (1818) 334
XLII. Kleine Gedanken über ständische Verfassung (1818) 337
XLIII. Geschichten, Sagen und Meinungen (1818) 341
XLIV. Ein Gulden und etwas mehr (1818) 344
XLV. Vollständiges Verzeichnis der Döringschen wissenschaftlichen Leihbibliothek (1820) 349
XLVI. Eine Kleinigkeit 352
XLVII. Über die Beurteilung des Manuskripts aus Süddeutschland (1820) 356
XLVIII. Unvollständiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler (1821) 361
XLIX. Das Gespenst der Zeit (1821) 364
L. Über die Nachteile der Schuldversäumnisse (1819) 369
LI. Zwangsgottesdienst (1819) 373
LII. Über etwas, das mich betrifft 375
LIII. Oken (1819) 378
LIV. Noch etwas über Oken (1819) 380
LV. O närrische Leute, o komische Welt! 381
LVI. Für die Juden 383
LVII. Kuhschnappelsche Anzeige (1819) 390
LVIII. Französischer Kunstfleiß 391
LIX Taschenbücher 393
LX. Der Herausgeber an seine Leser (1819) 395
LXI. Bauholz zu einem Roman (1820) 396

[illegible]nz 1822.

Herr [illegible] sagen, weil er wegen
Cur [illegible] rechtlichen Beistandes zu
bedürfen [illegible] sei er Ihnen empfohlen
Ich bin [illegible] bis zum Betrage einer
halben [illegible]gens, wie leben Sie in Ihrem
schlechten [illegible] außer auf kurze Zeit zum
Besuche [illegible] Sammlung noch nicht ge-
sehen. [illegible] Sie können alle bei mir
wohnen [illegible] werde nachstens heiraten
[illegible] Ad[illegible]rein, und grüßen Sie
die [illegible]

Frankfurt am 2 May 1822.

Lieber Freund!

Herr Salomon Koralla von hier, welcher Ihnen ich empfehlen zu dürfen, wird so eben Ihre Bekanntschaft machen. Ich habe ihn gebeten, Ihnen meine Empfehlung zu überbringen. Aber nicht aus Noth, sondern weil ich gerne Gelegenheit habe, mich in Ihrem Andenken zu erhalten. Wenn er Geld braucht, bitte ich sie zu borgen, einen Louisdor mehr oder weniger, es ist mir gleich. Ich habe ihn gebeten, mir Ihre Adresse zu geben, damit ich Ihnen, in 24 St. Frist, alles was Sie wünschen, schicken kann

Ludwig Börnes Leben und Wirken.

I.

Der Charakter.

Ein streitbarer Wahrheitsucher wie Lessing, ein rastloser Bekämpfer des Unrechts wie Voltaire, ein leidenschaftlich auf Gegenwart und Wirklichkeit zielender Schriftsteller wie keiner seiner Zeitgenossen, hat Börne viele Fehden durchgekämpft, deren Nachhall noch heute nicht verklungen ist, manchen Hieb geführt, der ganze Gattungen traf und ihm noch heute nicht verziehen wird, und in den bewegten Gemütern und Geistern so stark einander widersprechende Empfindungen und Urteile hervorgerufen, daß die ruhige geschichtliche Betrachtung seines Wesens und Wirkens lange auf sich warten ließ. Aber durch die Bewunderung der Anhänger, die ihm unbedingte Heeresfolge leisteten, durch den Groll der schwergetroffenen Gegner, die ihn für gemeinschädlich auszugeben versuchten, und durch die unserer Zeit angehörigen Bemühungen, sein Naturell und seine Thätigkeit so unbefangen wie möglich zu erfassen, geht ein Urteil, das sich allen, die jemals zu ihm ein Verhältnis gewannen, elementar aufzudrängen scheint, hindurch: die Anerkennung seines Charakters, der Redlichkeit, mit der er sein Inneres nach außen getragen, und für die innere Übereinstimmung mit sich selbst Behagen, Sicherheit und jedes lockende äußere Gut geopfert hat. Einer seiner modernsten und geistvollsten Beurteiler, Georg Brandes, nennt ihn „einen Charakter, der so stark war, daß man ihn niemals biegen, erweichen oder brechen konnte, und von dessen diamantharter Festigkeit alle Schmeichelei und jeder Machtspruch abglitten." Diese Thatsache, daß ihm peinliche Redlichkeit und unerschütterliche Festigkeit von allen Seiten zugestanden werden, hat sein Andenken von einer Seite verklärt, aber auch nach mancher anderen hin in Schatten gestellt. Man ist nur zur sehr geneigt, in der übereinstimmenden starken Betonung eines Vorzugs

zugleich die stillschweigende Feststellung eines Mangels zu erblicken und zumal aus einem Lobe des Charakters eine gewisse Geringschätzung der offenbarten Fähigkeiten herauszuwittern. Das Wort vom guten Menschen und vom mittelmäßigen Musikanten schwebt auf allen Lippen, wenn die Weltklugen mit einem Gemische von Mitleid und Bewunderung die ethische Stärke einer Persönlichkeit zugestehen. Es steckt Leichtfertigkeit in dieser Überhebung. Bewußt gut sein und diese Güte im widerspruchsvollen Drange des Lebens festhalten, fordert immer ein Maß von Selbstbeobachtung und Unterscheidungsfähigkeit nach außen, das die so gerne angenommenen Wechselbeziehungen zwischen einem tadellos blanken Charakter und minderwertiger geistiger Kraft in allen Fällen Lügen straft. Wenn es aber schon denkbar ist, daß im Leben des Privatmanns, der sich im engen Kreise bethätigt, die Makellosigkeit und Festigkeit des Wollens mit der Enge der Anschauungen und der Schwerfälligkeit des Geistes Hand in Hand geht, so stellt sich ein Mann der Öffentlichkeit, der selbst dem Gegner das horazische Lob der Unerschütterlichkeit abzwingt, von vorneherein unter einen anderen Gesichtspunkt. Ein solcher Mann des öffentlichen Lebens bedarf des schärfsten Geistes, um sein Selbst an keine verführerische Macht des Erfolges und an keinen Wechsel der Richtungen zu verlieren und um die mannigfaltigen Ereignisse des politischen, sozialen und künstlerischen Lebens, die er mitzubestimmen und mitzulenken versucht, an den Forderungen seines gefestigten inneren Wesens zu messen. Ein Schriftsteller vollends, dessen Thaten wesentlich in Worten bestehen, der nur mittelbar auf die Gestaltung der Dinge einwirkt und der die Mittel völlig beherrschen muß, um zu wirken, der nicht die Arme, sondern die Gefühle in Bewegung setzt, der nicht mit dem Gehorsam, sondern mit dem willigen Gehör der Menschen rechnet, kann sich nicht als großer Charakter dem Bewußtsein der Mit- und Nachwelt einprägen, wenn ihm nicht ein großes Talent zu Hilfe kommt. Man läßt ihn mit all seiner aus der Gewissenhaftigkeit hervorgeholten Konsequenz, mit seinen festen und reinen Absichten, mit seiner Treue gegen sich und andere einen guten Mann sein, wenn er nicht die Sprache des Temperamentes redet, die Geister nicht in seinem Sinne anzuregen und zu befeuern weiß. Man wird ihm nie Charakter zuerkennen, wenn er nicht die Kraft und die Kunst besitzt, sich selbst in entschiedenen Linien und Farben abzubilden und durch dieses Selbstbildnis die tiefste Teilnahme wach zu rufen. Das viel nachgesprochene,

halbwahre und leicht irreführende Wort Buffons „der Stil ist der Mensch" gilt in Wahrheit nur von den wenigen Auserlesenen, die aus den Bedürfnissen der eigensten Natur sich einen Stil zu bilden vermögen.

Börne war einer dieser Auserlesenen. Große, bestimmte Tendenzen regten seine geistigen Kräfte auf, gaben seinen Gedanken die Richtung und prägten sein Wort. Die Forderungen der Gerechtigkeit und Menschenliebe, sein heißer Wunsch, die Zeitgenossen, vor allem die Volksgenossen aus der Bedrücktheit, aus dem Zustande freiwilliger Selbsterniedrigung und des engherzigen philiströsen Egoismus zur individuellen und politischen Freiheit und zu solidarischer volkstümlicher Bethätigung emporzuführen, schärfte seinen Blick, belebte seinen Ausdruck, durchtränkte seine Dialektik. Unablässig schmiedete er Argumente für die Forderungen eines großen Herzens, rastlos setzte er sein volles Temperament ein für das Zweckdienliche in seinem Sinne. So wurde er ein leidenschaftlicher Denker, ein durchgeistigter Idealist und Schwärmer. Nie war er ein kühl ausgestaltender Künstler, der sich ganz an seine Gestalten hingiebt, nie brachten ihn Phantasie und Schönheitsfreudigkeit dahin, über einem Traum die Wirklichkeit, über der Vergangenheit die Gegenwart, über dem Spiegelbild des Lebens das Leben selbst zu vergessen. Diese dichterische Kraft, die aus der Natur von innen eine zweite Welt herausspinnt, an der sich die wirkliche in ihrer Wesenheit erkennt und erhebt, war ihm versagt, weil sein Blick immer auf das Nächste, das ihm am Herzen lag, gerichtet war und weil er auf dem kürzesten Wege den Lauf der Dinge mitbestimmen wollte. Seine Novellen sind Bruchstücke oder Skizzen geblieben, nie hat er sich dazu gesammelt, ein erdachtes Schicksal, eine künstlerische Erfindung durchzugestalten und zu Ende zu führen. Seine bewegte Subjektivität, seine propagandistische Natur, die die gegenwärtigen Schicksale der Völker in tiefster Erregung mitlebte, duldete keine künstlerische Objektivität. Dagegen stellte er alle Kunstmittel der Sprache, alle Anstrengungen des Geistes, alle Formen des Beweises und alle bewegenden Kräfte des Ausdruckes in den Dienst der Ideen, für die er eintrat, und schuf sich so eine neue Kunstform für die Behandlung der großen Fragen, die den Tag und die Mitwelt berührten. Er versuchte das nächste sub specie aeterni zu fassen, im Gewirre der Aktualität den Geist der Geschichte zu erkennen und die vom Drange der Gegenwart bewegten Menschen auf große Ziele hinzulenken. Sein Pathos gehörte

dem Ereignis des Tages. Sein Witz war nie eine Schmucksache, mit der er prunkte, sondern eine Waffe im Kampfe, den er für notwendig hielt, die Grundstimmung seines Humors ein überlegenes Freiheitsgefühl, das belebende Zuversicht ausatmen wollte, die schönen und charakteristischen Bilder seiner Sprache waren nicht um ihrer selbst willen da, sondern bestimmt, das Gefühl anzuregen und durch das Gefühl auf die That hinzuwirken: Er wurde von selbst ein Künstler im Dienste der Tendenz. So wurde er so recht eigentlich der Begründer eines höheren Journalismus im 19. Jahrhundert. „Was der Morgen bringt, was der Tag heraufführt, was die Nacht bedeckt" — das zu besprechen, sagte er, war seine Lust. Aber er setzte das Gemeine, das uns täglich bewegt, in Beziehung zu den höchsten Ideen und forderte von jedem Tage den Zoll für Entwicklung und Zukunft. Vor ihm hatte es Journale, aber keine Journalisten im höheren Sinne gegeben. Die tote Sache der täglichen Berichterstattung war da, nicht die lebendige Person des täglichen Lebens. Durch ihn erst wurde die Presse urteilende Macht, Volksgericht, rastlose Sprecherin der öffentlichen Kritik. Er setzte ihr diese hohen Aufgaben und bereitete die Mittel zu ihrer Erfüllung. So hinterließ er der Presse des 19. Jahrhunderts nicht weniger als Stil und Charakter. In ihm selbst aber war Stil und Charakter eine volle Einheit, *eine* aus der Wurzelkraft seines Wesens emporgeschossene Blüte. Durch diese tiefe Wahrhaftigkeit seines Wesens erreichte er ein Zweifaches: Er regte nicht nur zum flüchtigen Beifall an, er wirkte thatsächlich auf die Gesinnungen der Menschen und ihre lebendige Bethätigung ein und er gab dem unter dem Eindrucke des Tages geschriebenen Worte eine fortwirkende Bedeutung für die Zukunft. In einer ganzen Reihe von Fragen, in denen er leidenschaftlich auf den Kern drang, und die uns heute noch tief bewegen, war er Prophet der Entwicklung, ist er Meister und Lehrer der Aufklärung geblieben. Wo er aber irrte, sich den Weg zum Ziele anders dachte, als die Ereignisse ihn nahmen, ist er uns der Stimmführer einer geschichtlichen Bewegung, die uns niemals gleichgültig werden kann, der Sprecher einer redlichen Begeisterung, die den großen Anstoß giebt und wesentlich bleibt, auch wenn die Richtung sich verändert, ein treuer Künder der Vergangenheit, die in uns allen nachwirkt, ihr stürmender Geist und ihre unsterbliche Stimme. Und überall in seinen Werken, im Ringen nach Wahrheit, in der redlichen Erregung, in den anmutigen Spielen seines Geistes, die sich immer wie ein Strahlennetz um den

Lichtkörper großer Ideale umherspinnen, tritt er uns als eine einheitliche, sittlich bewegte und liebenswerte Persönlichkeit entgegen, deren Pulsschlag uns bewegt, deren Temperament uns befeuert, deren Menschlichkeit uns erwärmt. Wenn andere durch die Abkehrung vom lauten Markte, durch die weltentrückte, stille Sammlung, die abstrakten Problemen oder der Ausgestaltung einer Idealwelt galt, ihren Werken die Geltung für alle Zeiten sicherten, so verlieh ihm die hochgestimmte Lust an der Gegenwart eine immer wieder frische, neu lebendige, also unsterbliche Gegenwärtigkeit.

II.

Kindheit. Sturm und Drang.

Löw Baruch — dies der ursprüngliche Name Börnes — wurde am 6. Mai 1786 im Hause Nr. 118 der Judengasse zu Frankfurt am Main geboren.

Aus Gutzkows herzenswarmem und geistvollem, aber mitunter zu sehr vom Hang zur novellistischen Stimmungsmalerei bestimmtem Buche über Börne stammt die Überlieferung, sich die Jugend des genialen Schriftstellers als eine düstere und völlig freudlose vorzustellen. Reinganum dagegen, derjenige unter Börnes Biographen, der von unmittelbarer Anschauung ausging, ein persönliches Verhältnis zu dem großen Publizisten hatte und dessen Umgebung genau kannte, nennt diese Auffassung einseitig und stellt die Kindheit Börnes in ein milderes Licht. Der Kenner jüdischen Familienlebens in den älteren Tagen der Abgeschlossenheit versteht diese Widersprüche und fühlt sich geneigt, die Wahrheit in der Mitte zu suchen. Sicher hat sich früh ein Gegensatz zwischen den merkwürdig unbefangenen und idealistischen Lebensanschauungen des Knaben und der einerseits orthodoxen, andererseits vom Zwang der praktischen Forderungen beherrschten Lebensführung seiner Eltern und seiner sonstigen Umgebung entwickelt. Aber eine lieblose Kindheit hat Börne nicht verlebt und die geistige Freiheit, die er sich früh eroberte, hat ihn der gemütlichen Anhänglichkeit an Haus und Familie niemals völlig entfremdet. Sein Herz wurde sanft von der Woge umspült, die ihn ins Leben getragen hatte, wenn er auch als kräftiger Schwimmer den Kopf frei zu halten und sich die Richtung zu geben wußte. In der längst vom Erdboden verschwundenen, dunklen Judengasse zu Frankfurt, die ein abgesperrtes Ghetto bildete, fehlte es nicht an jener für das Juden-

tum bezeichnenden, selbständigen Kultur, die in überlieferter Weichherzigkeit, in einem äußerst lebhaften Gefühl für familiäre Pflichten und in der Innigkeit häuslichen Zusammenlebens charakteristische Seiten hat. Auch konservative Art, Sinn für Hausehre und Licht- und Schattenseiten eines Patriziats hatten sich in dieser abgeschlossenen Judenstadt herausgebildet. Börne gehörte einer jüdischen Patrizierfamilie des Frankfurter Ghettos an, deren Wohlstand ihn über alle Entbehrungen und materiellen Lebenskämpfe hinaushob, die ihm eine auf höhere Lebensziele gerichtete Erziehung gewähren konnte und in deren Obhut er sich lange geborgen fühlte. Wenn er später als reifer, auf sich selbst gestellter Mann den Ratschlägen und Weisungen des Vaters zwar öfter widerstrebte, aber doch, wie aus seinen inneren Kämpfen hervorgeht, immer einen gewissen Grad von Berechtigung zuerkannte, wenn er, ähnlich wie Lessing, bei allem charakterstarkem Widerstande gegen Bevormundungsversuche die Dankbarkeit und die Achtung vor der väterlichen Autorität nie beiseite setzte, so spricht das schon deutlich genug für eine Anhänglichkeit, die starke Wurzeln geschlagen hat. Noch mehr Gewicht ist darauf zu legen, daß Börne zeitlebens ein an die Verwöhntheit grenzendes Herzensbedürfnis nach Liebe, Zartgefühl und Sorglichkeit seiner nächsten Umgebung mit sich herumtrug, daß er in dieser kleinen Münze der Herzlichkeit, die das tägliche Gemütsbedürfnis bestreitet, ebensoviel zu empfangen wie zu bieten gewöhnt war — eine Neigung, die sich nur in Charakteren entfaltet, denen der elterliche Schutz zur Vorsehung wurde und deren Gefühlsleben in der Wärme der Familie die ersten Keime trieb. Die Familie Baruch, aus der er entstammte, gehörte zu den angesehensten der Frankfurter Judenschaft. Der Großvater, der in Ödheim bei Heilbronn geboren war, hatte sich in seinem Berufe und in seinem Privatleben hohe Achtung erworben. Er war Geschäftsagent bei der Deutschordenskommenthurei in Neckarsulm, wurde zu dauerndem Aufenthalte an den Regierungssitz des Deutschordens nach Mergentheim berufen und übte bei Erledigung des kurfürstlichen Thrones einen so großen und erfolgreichen Einfluß zu Gunsten des Erzherzogs Maximilian Franz Xaver aus dem Hause Habsburg, daß Maria Theresia aus Dankbarkeit für diesen ihrem Sohn erwiesenen Dienst dem inzwischen nach Bonn, an den kurfürstlich Kölnischen Hof berufenen Agenten das schriftliche Versprechen gab, ihm oder seinen Nachkommen, falls sie sich in Österreich ansiedeln sollten, jede Art von Begünstigung zu gewähren. Diese kaiserliche Zusage sollte in Börnes Leben später

eine Rolle spielen. Diente sie auch nicht im Sinne des Vaters dazu, ihm Protektion und äußerliche Förderung zu verschaffen, so gab sie ihm doch den Anlaß, die Festigkeit seines Charakters zu erproben. Der erwähnte Großvater Baruch, von dessen Wohlthätigkeit und Frömmigkeit eine Gedenktafel auf dem Friedhof von Mergentheim berichtet, gab den Ton für die Lebensführung der Nachkommen an. Von ihm ging der konservative Sinn, das Festhalten an den alten Bräuchen, die Weltklugheit und die Achtung vor der gegebenen bürgerlichen Ordnung auf die Familie über, in der Börne heranwuchs. Der Vater Jakob Baruch wird als ein verschlossener Mann von feinem, gemessenem Wesen geschildert. Er hielt auf seine ansehnliche Stellung in der Judengemeinde, als deren Vertreter er manche wichtige Mission übernahm, auf kaufmännische Ehrenhaftigkeit und bürgerliche Tadellosigkeit. Im Denken freier als im Gebahren, blieb er auf der geraden Straße des Herkommens und drang auf eine orthodoxe Erziehung seiner Kinder. Als Börne in entscheidender Weise als Schriftsteller hervorgetreten war, fällte der höfisch kluge Mann das charakteristische Urteil: „Ich lese gern, was in seinen Schriften steht, aber ich wünschte nicht, daß es mein Sohn geschrieben!" Die Mutter, Julie mit Namen, tritt in allen Schilderungen der Familie zurück. Ihre Schönheit soll außerordentlich, ihr Wesen einfach, ihre geistige Begabung gering gewesen sein. Im Hinblick auf so viele Thatsachen der Vererbung, die uns gerade entscheidende Züge des mütterlichen Wesens in bedeutenden Söhnen erkennen lassen, wird es schwer, an diese Charakteristik zu glauben; bezeichnend ist es jedenfalls, daß die Mutter in Börnes Erinnerungen eine verschwindende Rolle spielt und daß der kaum der häuslichen Erziehung entwachsene Jüngling der ersten Frau, die einen großen Einfluß auf sein inneres Leben gewinnt, der angebeteten Henriette Herz, den Namen Mutter beilegt, als ob ein leerer Platz in seinem Herzen zu besetzen wäre. Börne war nicht das Lieblingskind des Hauses, eine Schwester und drei Brüder, darunter zwei jüngere, waren von der Natur bevorzugt, und der schwächliche, stille, nachdenkliche Knabe soll von den Hausgenossen zurückgesetzt worden sein. Das Gefühl einer gewissen körperlichen Dürftigkeit begleitete den energischen Mann, dessen starke seelische Erregungen das zarte Gefäß zu sprengen drohten, durch das ganze Leben. Der Anblick einer Musteramme entlockt ihm in seinen Mannesjahren den Ausruf: „So oft ich diese köstliche Amme sehe, seufze ich: ach, wäre deine Sorle eine Hochländerin gewesen, dann brauchtest du

nicht alle Jahre nach Ems zu reisen, dich zu flicken!“ In Wahrheit war Sorle, die Amme, ein „kleines, schwarzes Wesen mit feurigen Augen, ganz Nerv, ohne Fleisch und Knochen.“ Börne, der sie derart schildert, fügt hinzu: „Woher Fleisch und Knochen? das ganze Jahr nichts Kräftiges zu essen und die ganze Woche mit mir eingesperrt in der Judengasse und am Sonntag nicht weiter, als auf die Zeil.“ Ein düsterer Ausschnitt aus dem Bilde patriarchalisch enger, verschränkter Verhältnisse, in die der Wohlstand des Hauses eingezwängt war. Ein zweites dienstbares Wesen, eine alte jüdische Köchin, mit Namen Elle, die im Dienste mehrerer Generationen eine gewisse Herrschaft im Hause erworben hatte, trug viel zur Vereinsamung des Knaben bei. Der kleine Börne hatte sich der Abneigung, die sie gegen ihn hegte, öfter zu erwehren und that es mit einer Schlagfertigkeit, die ihm früh den Namen eines Witzbolds in der Familie eintrug. „Wirst du Rabbi,“ sagte sie ihm einmal im Zorn, „so läßt sich die ganze Gemeinde taufen.“ „Nun,“ antwortete er, „so bleibe ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen ihren Handel.“ „Du kommst gewiß in die Hölle,“ schalt sie ihn ein andermal. „Das thut mir leid,“ erwiderte er, „so habe ich auch im Jenseits noch keine Ruhe vor dir.“ Ernster und freundlicher zugleich trat diese Beweglichkeit des kindlichen Geistes in dem ersten geistig tiefer anregenden Verkehr, der auf Börne einwirkte, im Gedankenaustausch mit seinem Lehrer Jakob Sachs, einem selbst noch bildungsbedürftigen, aber geistig hochgestimmten jungen Mann, der den Beruf zu einem bedeutenden Pädagogen in sich trug, hervor. Sachs erhielt als Hauslehrer den Auftrag, die Kinder orthodox zu erziehen und ihnen vor allem sogenanntes jüdisches Wissen beizubringen. Dieser einmal übernommenen Pflicht wurde er gerecht, obgleich sein Herz zu den frischen Quellen der deutschen Bildung hindrängte und sein Geist auf die Reform des Judentums im Sinne Moses Mendelssohns gerichtet war. In engem Kreise versuchte dieser junge Mensch, was die größten Führer geistiger Bewegungen so oft vergeblich angestrebt haben: den Glauben mit dem Wissen, die freien sittlichen Regungen der Individualität mit dem Herkommen zu versöhnen.

Selbst mit sich im Kampfe, that er sein Bestes, beruhigend auf den begabtesten seiner Schüler einzuwirken und dessen früh auftauchende Zweifel zu zerstreuen. Am schwersten wurde ihm dies, wenn es galt, den Unwillen des Knaben über den harten Druck, unter dem die Frankfurter Juden jener Tage lebten, nicht zur Verbitterung werden

zu lassen. Dieser in ein System gebrachte Druck war so abscheulich und demütigend, daß der Lehrer die feinste Kunst pädagogischer Beredsamkeit aufbieten mußte, um den stolz angelegten temperamentvollen Knaben, in dessen verschlossenem Wesen eine früh entwickelte Energie des Urteils waltete, vor Empfindungen des Hasses zu bewahren. In Frankfurt hatten die schlimmsten Zustände der Unduldsamkeit das fredericianische und josephinische Zeitalter überdauert. Der sogenannte Schutz, den die Juden fanden, glich mehr einer Gefangenschaft als einer Obhut. Bis 1806, also lange über die Jugendjahre Börnes hinaus, galt die im Jahre 1617 von Kaiser Matthias genehmigte „Stättigkeit", eine Art Statut, das die erniedrigenden und drückenden Bedingungen für die Duldung der Juden festsetzte. Für den kaiserlichen Oberschutz war von der Gemeinde ein Tribut zu entrichten, mehr als 500 Familien durften nicht „eingeschrieben", nur zwölf Paare jährlich zur Verehelichung zugelassen werden. Eine strenge Bestimmung untersagte den Juden sich Frankfurter Bürger zu nennen, die „Reichsstadt" zumal den „Römer" sollten sie nur zu zweien betreten und überhaupt ihre enge und dunkle „Gasse" so wenig wie möglich verlassen. Nachts und an Sonn- und Festtagen blieb diese Gasse verschlossen und nur der Ausweis, daß man die Apotheke oder den Arzt aufsuche, diente in Ausnahmefällen als Passierschein. Die Fußwege und Spaziergänge waren von den Juden zu meiden; nur die Fahrstraße stand ihnen offen und bei Übertretung eines dieser Gebote warf sich der Erstbeste zum Richter auf und ließ das berüchtigte „Mach Mores, Jude!" als Zurechtweisung vernehmen. Von öffentlichen Festlichkeiten waren die Juden ausgeschlossen und als sich bei der Krönung Kaiser Leopold II. einige unter die Zuschauer gemengt hatten, wurden sie angehalten und auf die Wache gebracht. Sogar Kleiderordnungen für die Juden wurden gegen die Mitte und das Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Ratsdekrete erneuert. Das Gehässigste und für das Kindergemüt Empfindlichste aber war das Verbot, die Plätze im Freien zu betreten, der Ausschluß von jedem Stückchen grüner Erde im Weichbilde der Reichsstadt. Man hat versucht, diese unmenschlichen Bestimmungen aus dem Charakter der alten, wehrhaften, durch Thore, Türme, Mauern, Brücken und Wälle abgeschlossenen Festung, die alles Fremde ängstlich und mißtrauisch von sich fern hielt, zu erklären. Aber diese Erklärung reicht nicht aus, um den „Roman der Bosheit", als den Börne später die in seiner Knabenzeit noch rechtsgültige „Stättigkeit"

bezeichnete, zu verstehen. Man muß sich die stumpfe Gewöhnung unfreier Menschen hinzudenken, die den Druck, unter dem sie sich selbst bewegten, mechanisch weitergaben, um diesen erstarrten Haß gegen Heimatsgenossen, mit denen man seit Jahrhunderten den Boden und die Luft, den Handel und den Wandel und das gemeine Los der Menschen teilte, zu begreifen.

Diese Zustände machten auf den offenen Sinn des Knaben einen tiefen Eindruck, der sich in merkwürdiger Weise äußerte. Er klagte nicht, sondern er urteilte. Er verfiel nicht der Verbitterung, sondern erhob sich zur Geringschätzung der Widerwärtigkeiten. Früh zeigt sich an ihm ein Vermögen, die Empfindungen durch den Verstand zu zügeln und zu beherrschen und sich durch Kritik und Humor über den Druck zu erheben. Was er schlecht findet, bezeichnet er mit Vorliebe als „dumm", und, was sein Gemüt verwundet, befehdet er mit logischen Argumenten. „Sie lehrten mich immer," sagte er einmal zu Sachs, „die Christen hielten auch etwas aufs Alte Testament; aber steht denn nicht im Alten Testament: ‚Du sollst den Fremden nicht kränken, denn einst warst du auch ein Fremder im Lande Ägypten?'" Und als ihm Sachs erzählte, daß aus der Gefangenschaft in Babylon nur 40000 Juden wieder nach Palästina zurückkehrten, unterbrach er die Belehrung durch die witzige Äußerung: „Wenn wir wieder nach Palästina zurückdürften, gehen die französischen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter ganz gewiß." Der Lehrer wendete seinerseits alles redliche Bestreben daran, die Anschauungen des Knaben zu mildern und keinen Haß in ihm aufkommen zu lassen. So sagte er ihm einmal beschwichtigend: „Siehst du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können sich nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten rühmen." Börne sah darin freilich einen Grund zu erhöhtem Befremden. Er erinnerte an den deutschen Kaiser, der katholisch wäre und meinte: „Kaum haben sie ihn kürzlich mit großem Gepränge gekrönt und, wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansässig werden, könnte er nicht einmal Thorschreiber werden." Es hat etwas Rührendes, sich diese beiden jungen Menschen zu denken, den kaum den Jünglingsjahren entwachsenen Lehrer und den kleinen Schüler, die, in aufwühlende Zustände hineinversetzt, ihre sittliche Empfindung zu retten versuchten und mitunter in der Selbstverleugnung einander überboten. Von zwei Bettelknaben angesprochen, giebt der kleine Börne dem christlichen den Vorzug und das gewünschte Almosen. Der Lehrer fragt, warum, und der Knabe antwortet:

„Haben wir gestern nicht in den Sprüchen Salomonis gelesen: Du sollst glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln?" Sachs aber läßt in seiner Gewissenhaftigkeit diese schöne Regung nicht gelten, weil sie auf der irrtümlichen Voraussetzung beruhe, daß die Christen die Feinde der Juden seien. Man sieht, von der Einseitigkeit, die auf Geheiß des Vaters dem Unterrichte gegeben wurde, drang nichts in das Gefühlsleben ein. Eine schwer erworbene und dem Leben abgerungene Stimmung der Versöhnlichkeit geht durch dieses Lehrer- und Schüleridyll hindurch und schon der Knabe Börne zeigt sich inmitten der Demütigungen, die er erleidet, als ein innerlich freier Mensch. Auch der Drang nach einer Bildung, die sich mit den Behelfen des religiösen Unterrichts nicht begnügt und die Weite der Welt an sich heranzuziehen sucht, erwachte früh in dem angeregten kindlichen Geiste.

Börne las, was ihm erreichbar war, Schröckhs Weltgeschichte, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Blumauers travestierte Aeneïs, Schuberts Gedichte, geschichtliche Bücher und ins Deutsche übersetzte französische Aphorismen. Der Vater ließ sich endlich herbei, den Unterricht im Hebräischen und in der Religion, zu dem ein fester Grund gelegt war, durch Ausbildung in Sprachen und Realwissenschaften zu ergänzen. Die größten Schwierigkeiten machte der Unterricht in deutscher Sprache und Schrift. Der Hauslehrer selbst hatte da noch nachzuholen und der Schüler, der sich zum Meister des Stils emporarbeiten sollte, sündigt selbst in den Jahren der höheren Entwicklung mitunter noch gegen die Orthographie und Grammatik. Selbst in den Briefen aus der Universitätszeit findet sich mancher falsche Dativ, ja sogar in mancher der reifsten Abhandlungen des berühmten Schriftstellers begegnet man mitunter einem ängstlich gebauten Satze, der vorübergehend an das längst überwundene Ringen mit der Sprache erinnert.

Mit der Zeit kommen die ungewöhnlichen Geistesgaben des Knaben zur Geltung. Das zurückgesetzte Kind, von dem der in der Familie verehrte Großvater einmal den Ausspruch gethan hatte: „Laßt mir den Jungen gehen, das giebt noch einmal einen großen Mann!" — steht nun im Vordergrunde der Familie und der Vater entschließt sich den Knaben studieren zu lassen. Er soll den einzigen Weg des Studiums gehen, der einem Frankfurter Juden jener Tage Aussicht auf Ansehen und Brot eröffnete, und sich zum Arzte heranbilden. Die Furcht, daß das Zusammensein mit den Christenknaben

ihn dem orthodoxen Judentum entfremden könnte, bestimmt den Vater, vom öffentlichen Unterricht abzusehen und der Gymnasialrektor Mosche wird gebeten, dem Knaben in häuslichen Lektionen die Gymnasialgegenstände, namentlich das Lateinische, beizubringen. Börne soll dabei viel Lernbegier, aber wenig Ehrgeiz gezeigt haben. Es war ihm mehr um das Wissen als um das äußerliche Vorwärtskommen zu thun — ein charakteristischer Zug, der auch durch seine ganze spätere Wirksamkeit hindurchgeht.

Zuletzt war in der Enge der häuslichen Abgeschlossenheit der einmal beschlossene Lebensplan nicht zu verwirklichen. Nach langen Erwägungen und Kämpfen rafft man sich dazu auf, den vierzehnjährigen Knaben außerhalb des Hauses für die höheren Studien vorbereiten zu lassen. Man wählte dazu die neuerrichtete, mit einer Pension verbundene Lehranstalt des Professor Hetzel in Gießen, das damals in einer Tagereise von Frankfurt aus zu erreichen war und das die Gewähr für die Möglichkeit der Überwachung zu bieten schien. Verwandte der Börneschen Familie sollten in Gießen dafür sorgen, daß der Knabe die jüdische Bildung nicht vernachlässige und nach den rituellen Gesetzen lebe. Während der Vater diese Vorkehrungen traf, war der Geist des jungen Börne von ganz anderen Vorstellungen erfüllt. Überglücklich, eine ungewohnte Freiheit zu genießen, eine andere Luft, als die der Frankfurter „Gasse" zu atmen und sich dem großen Zuge moderner deutscher Bildung anzuschließen, trat er in Gesellschaft seines Lehrers Sachs die Reise nach Gießen an. Und seine Erwartungen blieben nicht unbefriedigt. Im Hause Hetzels erweiterte sich seine Lebenskenntnis, verstärkte sich sein Wissenstrieb nach bestimmten Richtungen hin, erwachte seine Jugendfröhlichkeit und sein Humor. Er verkehrte unter ungedrückten, selbstbewußten Menschen und lernte die Reize anmutiger Geselligkeit kennen. Unterricht und Lerntrieb hatten ein anderes Tempo als bisher. „In Gießen" erzählt er später, „hatte ich täglich acht Stunden; ich lernte aber auch zu gleicher Zeit Lateinisch, Französisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, Kalligraphie, Rechnen, Deutsche Sprache und hörte bei Hetzel zwei Vorlesungen über die Psalmen und hebräische Grammatik. Endlich lernte ich auch noch Arabisch zweimal wöchentlich." Am entschiedensten wirkte der Unterricht des Dr. Schapper ein, der Geschichte und Geographie lehrte und der sich namentlich dadurch um Börne verdient machte, daß er dessen Deutsch von allen schlechten Angewöhnungen säuberte und auf die feste Grundlage der Korrektheit

stellte. Unter Hetzel, der 1801 einen Ruf nach Dorpat annahm, und unter dessen Nachfolger Crome blieb Börne bis zum November 1802 in der Gießener Erziehungsanstalt. Um diese Zeit hielt man die encyklopädische Vorbereitung, wie sie damals etwa unserem Gymnasialstudium entsprach, für vollendet und der universitätsreife junge Mann sollte in das Fachstudium eintreten. Zu der Gießener Vertretung dieses Studiums hatte der Vater kein rechtes Vertrauen, den sechzehnjährigen Sohn als Studenten an eine andere Universität zu schicken konnte er sich nicht entschließen, vielleicht weil er den Charakter des Sohnes für noch ungefestigt hielt, vielleicht auch, weil er die Entfremdung vom Judentume fürchtete. So entschied man sich für ein Auskunftsmittel, für den medizinischen Privatunterricht bei dem berühmten Arzte und Philosophen Dr. Marcus Herz in Berlin, der sich bereit fand, Börne ins Haus zu nehmen und dessen Persönlichkeit Bürgschaft gegen alle erwähnten Befürchtungen bot. Herz war self made man in des Wortes bester Bedeutung. Jude, arm geboren und auf einen schweren Lebenskampf angewiesen, hatte er nicht nur Ansehen, sondern innerliche Bedeutung erworben und genoß das Vertrauen aller Tüchtigen in Berlin. Er übte eine große medizinische Praxis aus und that sich zugleich rastlos als philosophischer Schriftsteller hervor. Die Vorträge, die er im Sinne Kants hielt, zogen die Gebildeten an; dem Staatsminister von Zedlitz, der zu seinen Hörern zählte, verdankte er die Ernennung zum Professor der Philosophie mit lebenslänglicher Pension — eine Auszeichnung, die einem Juden vorher nicht zu teil geworden war. Er gehörte zu den ersten, die die Geisteswissenschaften mit den Naturwissenschaften eng zu verbinden suchten, hatte in jungen Jahren — er war 1747 geboren — Freundschaft mit Lessing gepflegt und später an Lessings Schriften seine Dialektik geschult. Auch in der Dichtung lehnte er alles ab, was nicht mit Lessingscher Durchsichtigkeit und Klarheit an seinen Geist herantrat. Den Regungen der Romantik stand er ironisch gegenüber; alles Dunkle und Mystische widersprach seinem Naturell. Alles in allem war er der berufene Mann, einen ihm anvertrauten Zögling auf den Weg ernsten Strebens und der zweckbewußten Lebensführung zu bringen. Aber der Vielbeschäftigte konnte sich um die Einzelheiten im Leben des jungen Zöglings nicht kümmern und Börnes Wesen, das um jene Zeit noch keinen gefestigten geistigen Knochenbau hatte und von den empfindsamen Wallungen der Jugend beherrscht wurde, bedurfte der Aufmerksamkeit im Kleinen und der

zartesten und vorsichtigsten Pflege. Eine gewisse Weichheit, die der persönlichen Annäherung an die rauhere Männlichkeit widerstrebt und sich mehr zu dem Verkehr mit feingestimmten Frauen hingezogen fühlt, gehörte überdies zu den Eigentümlichkeiten Börnes, die er sein Leben lang beibehielt und deren er später öfter mit Laune gedenkt. Der in sich gefestigte Herz sah über die Schwankungen seines unreifen Pensionärs hinweg und übte keinen bestimmenden Einfluß auf ihn aus. Um so größer war die bewußte und unbewußte Wirkung, die von der Frau des Hauses, von der in ihrer Art gleich ihrem Manne berühmten Henriette Herz ausging und die erst der Phantasie und dem Sinnenleben und schließlich der Geistesentwicklung des siebzehnjährigen Hausgenossen die entscheidende Richtung gab. Börne ist an der Seite von Marcus Herz weder ein Arzt noch ein Philosoph geworden, aber der Verkehr mit dessen Gattin brachte sein innerstes Wesen zur stürmischen Entfaltung und zur Reife. In Henriette Herz, der Tochter des Arztes Benjamin de Lemos, der als Leiter des jüdischen Krankenhauses in Berlin der Vorgänger ihres Gatten gewesen war, vereinigten sich alle Vorzüge der schönen und der bedeutenden Frau. Ihre Gestalt und ihr Kopf erinnerten an die hoheitsvolle Schönheit hellenischer Bildwerke, ihr anregender und fein empfindender Geist zog die Dichter und Denker von Berlin an; siebzehn Jahre jünger als ihr Mann, dessen starker Geist in einem unansehnlichen Körper wirkte, war sie Gegensatz und Ergänzung des Gatten: die durchgeistigte sanfte Weiblichkeit neben dem scharfen Denkertypus. Im Hause Herz versammelten sich die hervorragenden Geister Berlins und die Fremden, die hier bedeutende Anregung suchten, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Mirabeau huldigten der schönen und bedeutenden Frau, die als „tragische Muse“ gefeiert wurde, mit Verständnis und Anempfindung an dem Wirken der Männer Anteil nahm und ihre Verehrer ebenso sicher anzuziehen, wie in Schranken zu halten wußte. Der siebzehnjährige Börne lernte die damals achtunddreißigjährige Frau in der engsten Umgrenzung der Häuslichkeit kennen. Er stand unter ihrer mütterlichen Aufsicht, war ihr Schüler und erhielt täglich Beweise ihrer freundlichen Fürsorge. Mit der ganzen Kraft einer ersten erotischen Regung gab sich der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling dem überwältigenden Eindrucke hin. Stammelnd gesteht der blutjunge Mensch, was in ihm vorgeht, wird entschieden und strenge abgewiesen, spielt in seiner Verzweiflung mit Gedanken an den Selbstmord und wird endlich

mit sanfter Hand vom Abgrunde hinweggezogen und auf den Weg einer ernsten männlichen Resignation gelenkt. Henriette Herz wurde durch die stürmischen Wallungen des ihrer Obhut anvertrauten Jünglings in eine schwierige Lage versetzt, in der sie ebensoviel Energie als Herzenstakt bethätigte. Sie nahm ihm als Frau jede Hoffnung und als ihre sanfte Mahnung, sich aus der unglückseligen Neigung zur männlichen Selbsterkenntnis empor zu arbeiten, ohne Wirkung blieb, wählte sie den nüchternsten Ausdruck der Abweisung, um den Knaben völlig aus seinem krankhaften Traume zu reißen. Im entscheidenden Momente aber wußte sie als mütterliche Freundin das wunde Gemüt des Leidenden zu heilen. Die Krisis trat im Frühling des Jahres 1803 ein, wenige Monate nachdem Marcus Herz verschieden war. Die Witwe gestattete Börne noch eine Weile im Hause zu bleiben, lehnte die hervorbrechende Leidenschaft in der gekennzeichneten Weise ab und erfuhr, daß Börne bei Doktor und Apotheker Schritte gemacht habe, um sich Gift zu verschaffen. In diesem ernsten Momente trat die gute und kluge Frau dem Knaben menschlich näher, um ihn aufzurichten und ihm einen Halt zu geben. Sie erklärte ihm rundweg, „seine Liebe zu nichts brauchen zu können", aber sie ermunterte sein Vertrauen, bewies ihm freundschaftliche Teilnahme und regte ihn an, ihr in Tagebuchblättern und Briefen die Geschichte seiner Leiden und seiner Selbstüberwindung mitzuteilen und dadurch sein Herz zu erleichtern. Börne folgte dieser mütterlichen Weisung und diese Aufzeichnungen und Zuschriften, die vom November 1802 bis zum September 1807 reichen und die unter dem Titel „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz" im Jahre 1861 erschienen sind, bilden eine Wertheriade mit glücklichem Ausgang, die uns einen tiefen Einblick in die Herzens- und Geistesgeschichte des jugendlichen Börne gewährt. Wir erfahren da, in welch schweren subjektiven Kämpfen um persönliches Glück sich Börne zu entsagungsvoller Hingebung an große männliche Aufgaben und an die Fragen des Staates und der Gesellschaft emporgearbeitet hat, wir verfolgen den allmählichen Sieg der humoristischen Überlegenheit über das Chaos persönlichen Schmerzes und das Werden des originellen Schriftstellers, der im rastlosen Drange, seiner gütigen Freundin wert zu werden, das Kleinliche und Herkömmliche abstreift, seine Natur höher stimmt und für bedeutende Gedanken einen selbständigen Ausdruck gewinnt. Die Aufzeichnungen bieten zuerst die Berliner Herzensgeschichte, dann Briefe aus den Universitätsstädten Halle und Heidel-

berg, in denen Börne nach mancherlei Schwankungen seine Studien weiterführte. Das Berliner Tagebuch ist ganz in die Wertherstimmung getaucht, zu der sich noch der Einfluß der Rousseauschen Bekenntnisse und die Überschwenglichkeit der Romantik hinzugesellt. In diesen Blättern erledigt Börne die ganze Überspannung subjektiver Gefühle, die die litterarische und gesellschaftliche Mode jener Zeit beherrschten und in der sich manches höher bestimmte Leben jener Epoche völlig verzehrte. Ein Beispiel mag genügen, um diesen Ton zu charakterisieren. Die ablehnenden Worte der Angebeteten beantwortet Börne in folgenden Zeilen: „Ich bin ein Mensch. — Sie haben mein Urteil gesprochen: ich kann nicht bestehen. Sie gossen Öhl zu der Flamme, es verzehrt mir mein Herz. Ich muß zu Grunde gehen, wenn ich noch länger in Ihrer Nähe bleibe. Ich will fort von hier, das will ich meinem Vater schreiben. Ihre Vernunft wird mich tadeln, Ihr Herz mich bedauern! Lachen Sie? — So möge Sie in Ihrer Todesstunde das Gedächtniß verlassen, daß Sie sich dieses Vergehens nicht erinnern. Mir zittert die Hand, mir klopft ängstlich das Herz. Ich konnte nicht länger an mir halten. Das Haus steht in Flammen, ich muß mich retten, sonst gehe ich zu Grunde." — In den ersten Briefen aus Halle kämpft noch die Befangenheit der Leidenschaft mit dem Versuche, das eigene Leben objektiv zu betrachten, die egoistische Erregung mit dem Zuge zur freien Beobachtung. Schritt für Schritt kann man es verfolgen, wie der junge Kämpfer die Leidenschaft dadurch, daß er sie zum Gegenstande der Betrachtung macht, zu überwinden sucht. „Wenn wir unserem Schöpfer danken wollen," schreibt er unter dem 27. November 1803 — (wenige Wochen nach dem Abschied von Berlin aus Halle) — „daß er uns so vollkommen erschuf, so müssen wir ihn dafür am meisten preisen, daß er uns leidenschaftlich machte. Durch Leidenschaft nur genießen wir unseres Daseins, nur durch Leidenschaft wird nach dem Guten gestrebt, wird es erreicht und verbreitet. Bejammernswert ist das Los derjenigen, in deren Adern das Blut fließt wie Öhl, die schönsten Freuden des Lebens genießen sie nicht, und sie werden sich nie erheben über die erbärmliche Mittelmäßigkeit. Der ärgste Bösewicht und der tugendhafteste Mensch sind nicht ohne Leidenschaft, und der ärgste Bösewicht hat näher zum guten Menschen, als der kalte Leidenschaftslose." Auf diesen Versuch, der Erregbarkeit die besten Seiten abzugewinnen und der Kraft, die sich im Ziele verrrte, neue Wege zu weisen, folgen die Rückfälle in die Entmutigung

und in die Furcht, einer unheilbaren Krankheit des Gemütes zu erliegen. „O, gäbe es doch," heißt es in einem Briefe vom 24. Dezember 1803, „wie in der physisch so auch in der moralisch kranken Natur einen kritischen Zeitpunkt, der entschiede, ob Genesung zu erwarten sei oder nicht, denn ich will lieber ernstlich krank sein, als kränkeln." Dazwischen hellt sich der Blick für die Umgebung auf. Der Sinn für das Komische erwacht, der Humorist meldet sich in der Art und Weise, wie Börne an den Schwächen seiner Umgebung das Possierliche herausfindet. Auf der anderen Seite vertieft sich das Denken und löst sich immer mehr von der nächsten persönlichen Veranlassung ab. In einem vom 22. Januar 1804 datierten Briefe aus Halle findet sich folgende tiefe Betrachtung, in der Lessings Geist, der vielleicht durch Marcus Herz vermittelt wurde, nachzuwirken scheint. „Ich bin überzeugt, liebe Mutter, und ich hoffe Sie sind es mit mir, daß, wenn wir Menschen in den Ideen von uns selbst, und von allen anderen Dingen in der Natur, von einander abzuweichen scheinen, es wir auch größtenteils nur scheinen, und daß wir in den meisten Fällen miteinander übereinstimmen würden, wenn unsere Sprache nicht so arm wäre, wenn wir Worte hätten uns einander ganz verständlich zu machen, Zeichen, auch die leisesten Abstufungen unserer Gefühle und Empfindungen anzudeuten. Doch so wahr ich dieses auch einzusehen glaube, so innig fühle ich auch, wie elend, wie freudenlos, wie ganz ohne alle Reize das menschliche Leben wäre, wenn sich die Menschen in ihren Meinungen bald begriffen und wenn sie in denselben immer miteinander übereinstimmten. Ich mag dieses nicht weiter auseinandersetzen, sonst käme ich ins trockne Raisonnieren. Nur noch dieses. Ist es die gefundene Wahrheit selbst, die dem forschenden Geiste hohe Freude macht? Was liegt daran zu wissen, ob sich die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne drehe? Ist nicht vielmehr das Streben nach der Wahrheit, diese Anstrengung selbst die Belohnung, ja die einzige, die uns bei unserm geistigen Bestreben zu teil wird? Also nicht die Erkenntnis der Wahrheiten selbst ist es, die den Menschen erhebt über andere atmende Wesen, die ihn glücklicher macht, sondern es ist nur das Vermögen sie suchen zu können, und er würde, auch mit einer unendlichen Summe von schon entdeckten Wahrheiten, doch bis zur untersten Stufe der Glückseligkeit eines Hundes herabsinken, wenn er nicht das Vermögen übrig behielte, noch mehrere aufzudecken. Und darum wäre es nicht gut, wenn die Menschen in ihren Ideen, sie mögen falsch oder richtig

sein, sich bald und schnell miteinander abglichen." Zwischendurch kommt die halb überwundene persönliche Neigung gedämpft und gesänftigt zu Worte. Sie tritt namentlich in den Berichten über Schleiermacher hervor, den durch gemütlichen und geistigen Verkehr mit Henriette Herz verbundenen Philosophen, der um jene Zeit als Professor zu Halle wirkt, dem der junge Börne den Zoll der Verehrung nicht versagen kann und von dem er sich doch durch eine latente Eifersucht abgedrängt fühlt. Schleiermacher nimmt den jungen Menschen, dem die Sammlung fehlt und der ihm das Innerste scheu verbirgt, nicht für voll und Börne empfindet die Kränkung um so tiefer, je weniger er über die Bedeutung des Mannes hinaus kann. Aber über solche Kämpfe erhebt sich wieder ein hochgeistiger Zug, der an die schwierigsten Probleme des Gedanken- und Gefühlslebens herandringt. In einem Briefe aus Halle vom 12. November 1804 arbeitet sich ein ethisches Bekenntnis empor, in dem sich der Charakter, der bisher im Flusse war, gleichsam kryställisiert. In einer Art faustischer Stimmung lehnt Börne die ethischen Lehren der Kathedermenschen ab: „Denn gar lächerlich ist es, was diese Menschen für Begriffe haben von Pflicht und Tugend und Seligkeit. Wie Gewürzkrämer haben sie Pflichten von verschiedener Güte, verschiedenem Preise und verschiedenem Range. Da giebt es Pflichten gegen sich, gegen seinen Nächsten und Pflichten gegen den lieben Gott und eine ist immer mehr wert als die andere. Aber wer um aller Welt willen kann sich aus diesem Labyrinthe herauswickeln, wenn er hört, daß es mehr als *eine* Pflicht gäbe und daß es wohl kommen könnte, daß man eine Pflicht müßte fahren lassen, um eine höhere zu erfüllen?" Allen diesen Lehren setzte der achtzehnjährige Börne als Ergebnis seines selbständigen Nachdenkens folgende Thesen entgegen: „Überhaupt, denke ich, können alle Schriften und Vorlesungen dieser Art nur eine negative Tendenz haben, die nämlich: die alten Vorurteile wegzuräumen und zu zeigen was nicht Tugend, was nicht Pflicht sei. Und hat man einmal dieses Bestreben erreicht, dann sehe ich nicht ein, was einem weiter zu thun könnte übrig bleiben? Denn das wahre Wesen der Tugend läßt sich in einigen Worten ausdrücken. Was ist Tugend? Tugend ist Seligkeit. Und Seligkeit? Ist Freiheit. Es läßt sich nicht weiter fragen, was Freiheit sei, denn sie ist das ewige, ursprüngliche schlechthin Eine, das eins ist mit der Vernunft, eins mit Gott, eins mit dem Unbedingten, das sich selbst erklärt. Der Trieb nach Glückseligkeit ist gleich dem

Triebe der Erhaltung, dieser ist eins mit unserem Sein, und unser Sein ist das Produkt der gefesselten Freiheit. Der Tod zerbricht die Ketten, — um ihr neue anzulegen." Ist es nicht merkwürdig, wie die innerste Lebenstendenz des ganzen Mannes hier mit einem Male hervorbricht und in der ungestümen Forderung einer Freiheit, die nur sittliche Schranken kennt, einem bedeutsamen Wirken die Wege vorzeichnet? Nicht lange und das geschärfte und vertiefte Denken nimmt die Wendung auf die politischen und socialen Zustände und die weltbewegenden Ereignisse. In stolzerem und bewußterem Ton künden die Briefe an die mütterliche Freundin die Erstarkung der Kräfte und den Entschluß, gegen die Knechtung der Geister, gegen das Vorurteil und die Selbsterniedrigung der Philister anzukämpfen. Die Anschauung wird größer, der Scherz überlegener und feine humoristische Wendungen des milden Spottes und der Selbstironie wechseln mit stürmischen Temperamentausbrüchen ab. So heißt es in einem Schreiben vom 26. Juli 1806: „O, gute Mutter, was bin ich und was könnte ich seyn. Wenn ich vor den Spiegel trete, mein sieches Antlitz betrachtend, und die Blütenfarbe der Jugend, der Stärke und des Muts, in einer Schamröte über deren Verlust, auf einen Augenblick sich mir mahnend vorstellt, o, wie zerknirscht trete ich dann zurück und alle böse Geister rufen in mir: Du kriechst ewig in dem Staube. Wenn ich höre von der Tyrannei des einzig Großen, und von dem Sklavensinn der Vielen, Vielen, wenn die Kriegshörner an mein Ohr schlagen und die Trommeln mein Innerstes aufrühren, wie oft zuckt da mein glühend Herz nach dem Schwerte, aber der welke Arm sinkt kraftlos zur Erde nieder und spottet meines siechen Willens." — Auf solche Klagen über den Widerstreit der schwachen Physis und des auf das Große gerichteten heißen Bestrebens, die auch später öfter in den Börneschen Bekenntnissen wiederkehren, folgen hoffnungsvolle Vorsätze, stürmische Worte der Selbsterhebung, an denen sich der jugendliche Geist nicht nur berauscht, sondern dauernd emporrichtet. „O, käme einst die Kraft mir bei, zu können, was ich wollte, und der Mut, zu wollen, was ich könnte, hätte ich einen Arm von Eisen und eine Brust von Stahl, das Philistervolk sollte vor mir zittern, wie es mich jetzt belächelt. Niederdonnern möchte ich sie alle, die da thronen in ihrer jämmerlichen Allmacht, einen Eselknochen als Scepter in den Händen, um den sich frech schlingt der buhlerische Witz." Und völlig wie ein Abschied von den Glücksträumen der Jugend, wie eine Selbstweihe des geprüften Herzens

klingt es aus den folgenden Worten, die in großen Zügen die Lebensaufgabe des Jünglings entwickeln, hervor: „Es ist wahrlich nicht gut, gut zu sein unter den Bösen; es ist nicht klug, klug zu sein unter den Dummen; es ist nicht schön, unter Häßlichen schön zu sein. Sie können das nicht wissen, liebe Mutter, Sie können das nicht fühlen, so wie ich, weil Sie kein Mann sind. Den Frauen macht man nie die Herrschaft streitig, weil man sie nicht fürchtet, ihnen huldiget alles, weil sie die Stufen sind, die zum Gipfel führen. Darum kann ihnen nie die Bosheit der Männer und ihre Selbstsucht so stark erscheinen, als sie wirklich ist. Wer kann unbedeutender sein als ich, in der bürgerlichen Gesellschaft? — Jung, wie ich bin, und ohne Stand und Würde, wer hätte nötig mich zu fürchten? Und doch giebt es der Bösen genug, die mich necken, weil sie meine Zurückhaltung für Feigheit halten; Thoren genug, die mich hassen, weil sie meinen Spott fürchten, genug der Dummen, die mich belachen, weil sie mich dumm und lächerlich finden" . . . . . Und weiter: „Wie träumte ich sonst so süß von Tugend und von stillem Glücke, doch die Lösung aller meiner Ahndungen war nicht für diese Welt. Abgebrochen ist die Brücke, die mich aus dem Garten der Unschuld in das wilde Land der Weltgedanken führte, und ich kann nicht mehr zurück. Scheu verschließ' ich meine Augen dem milden Schein des Mondes, der mir vergangene Gefühle zurückzaubert, furchtsam verstopf' ich mein Ohr dem Gesange der Vögel, die mich in den alten süßen Schlummer hineinlullen wollen. In der Mittagsglut des Tages, wo es recht wild ist um mich her, wo Waffen klirren, Schneegestöber und Wind um mich toben, da ist mein Element, da fühl' ich Harmonie, ich erkenne, daß das Leben ein Kampf ist, da darf ich's denken; auch ich will leben, auch ich will kämpfen" . . . . .

Der Schüler wächst über die Lehrerin, der Jüngling über das hoheitsvolle Weib, das er anbetete, hinaus. Henriette Herz erkennt den scheuen Knaben kaum wieder und meint in einem Briefe an Schleiermacher, daß ihr in den Briefen Börnes ein affektiertes Wesen entgegentrete. Sie vergreift sich nur im Ausdruck; ein Fremdes offenbart sich ihr allerdings in der Eigenart des Stils, im Fluge der Gedanken, in der Bildkraft der Worte, in der Stärke der Empfindungen. Ein fremdes, aber nicht ein angenommenes Wesen. Der Schriftsteller, den sie in dem scheuen, von Leidenschaft verzehrten Knaben kaum geahnt hatte, arbeitete sich in diesen Briefen durch, der selbständige Geist drückt ihnen immer deutlicher sein Siegel auf.

Der Most, der sich so absurd gebärdet hatte, gab einen guten Wein, aus der trüben Gärung der verzehrenden Leidenschaft wurde die reine Glut der Begeisterung. In den Briefen an die Herz kann man alle Stadien dieses Prozesses verfolgen. Sie bleiben uns keine Bekenntnisse schuldig, sogar das erste erotische Abenteuer niedriger Art ist in Ausdrücken wilder jugendlicher Scham darin verzeichnet. Allgemach wird das kindische Wesen zum kindlichen, die knabenhafte Laune wandelt sich in Selbstironie und der Eigenwille flüchtet sich aus der Wirklichkeit in ein geistreiches Spiel der Phantasie und nimmt den Charakter schriftstellerischer Originalität an. Börne hat die Kraft und das Glück, in einer großen unglücklichen Liebe zu einer hochstehenden Frau alle gefährlichen Kinderkrankheiten des Geistes zu überwinden und zur Männlichkeit zu gesunden. Die Resignation spielt eine große Rolle in seiner Entwicklung, sie ist die notwendige Vorbedingung für einen Charakter seiner Art und beherrscht sein Verhältnis zu den Frauen. Auch die zweite große Neigung seines Lebens sollte ein Gemisch von Glück und Entsagen bieten, aber was dem Knaben die Notwendigkeit auferlegte, das wählte der Mann freiwillig zum Geschick. In dem Herzen, in dem von nun an die Leidenschaft für Gerechtigkeit und Menschlichkeit flammte, war kein Raum für verzehrende persönliche Leidenschaft; sein Gemüt sehnte sich nach milder, dauernder Wärme, die ihm nicht versagt bleiben sollte.

III.

Entwicklung und Reife.

Zunächst war die Zeit des Lernens, des Aufnehmens, des studentischen Ernstes und der studentischen Fröhlichkeit gekommen. Auf den Rat der Herz wurde Börne von seinem Vater nach Halle geschickt und im Hause des Naturforschers und Arztes Reil untergebracht. Er hatte Mühe genug, sich da einzuleben, klagte und spottete über die kleinliche bildungsarme Hausfrau und kämpfte eine Zeitlang mit der Beschwerde, daß er, im Rückstande mit den Studien, als akademischer Bürger noch nicht für voll genommen würde. Zuletzt aber fand er sich zurecht, erkannte in dem rauhen Wesen Reils den Kern höherer geistiger Bedeutung, erhob sich an den Vorträgen der Professoren und erwärmte sich an dem Getriebe der Studenten. Die drei Jahre Halle legen den Grund zu seiner umfassenden Bildung und zu der philosophischen Schulung seines Geistes. Die Medizin verliert er

immer mehr aus den Augen, während die reinen Geisteswissenschaften, denen sein Naturell begierig entgegenkommt, ihm die entscheidende Richtung geben. In seinem 1823 geschriebenen Aufsatz „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens" faßt er die Eindrücke dieser fruchtbaren Universitätsjahre in der Erinnerung zusammen. Schleiermacher, sagt er, lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. Er rühmt den Philologen Wolf, die Naturforscher Reil und Horkel und den Mineralogen und Naturphilosophen Steffens, „der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb". Mit fröhlichem Humor schildert er das Treiben der Hallenser Studentenschaft und bricht in die Worte aus: „Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die ihr schönes Leben beschmutzt!" Nie ist er der innigen Liebe zu deutschem Wesen, die aus diesen Worten spricht, untreu geworden, auch in jenen Tagen nicht, in denen er Deutschlands Schmach aufs bitterste empfand und die Geister zum Widerstand gegen unwürdige Zustände stachelte. In seinem Zorne glühte die Liebe fort und die deutschen Studenten, die ihn später in Hambach jubelnd begrüßten, erkannten in ihm den treu gebliebenen Freund der emporstrebenden deutschen Jugend. Die Tage der akademischen Begeisterung von Halle sollten ein jähes Ende nehmen. „Die Schlacht von Jena wurde geschlagen, die Franzosen kamen und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europas Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn." — So war eine „lange Schnur von Maimonden" abgerissen. Börne ging im Jahre 1807 zur Fortsetzung seiner Studien nach Heidelberg, wo er zu dem Entschluß gelangte, sich gänzlich von der Medizin loszusagen und sich zunächst den Kameralwissenschaften zu widmen. Die philosophischen und naturwissenschaftlichen Vorbereitungen der medizinischen Studien hatten ihn eine Weile festgehalten, vor der medizinischen Bildung im engeren Sinne schrak er zurück. Er fühlte sich nicht dazu geschaffen, an Leichnamen Anatomie zu treiben und den physischen Leiden der Menschen Tag für Tag nahe zu treten. Zu diesem Widerstand der Nerven gesellte sich die früh entwickelte Neigung, die ihn in andere Gebiete zog. Er verständigte den Vater von seinem Entschlusse und fand weniger Widerstand als er befürchtet hatte. Ein äußeres Ereignis kam ihm zu Hilfe. Die Stellung der Juden von Frankfurt hatte sich mit einem Schlage derart verändert, daß die Aussicht auf einen Beamtenposten keine hoffnungslose mehr

schien. Die Siege Napoleons hatten den Verlust der Frankfurter Selbständigkeit zur Folge. Der Fürstprimas des Rheinbundes, Karl Theodor von Dalberg, wurde als Großherzog von Frankfurt eingesetzt und erhielt mit allen Befugnissen der Souveränetät auch das oberherrliche Schutzrecht über die Judenschaft der Stadt. Die großherzogliche Regierung sprach in ihrem Verfassungspatent die volle Gleichberechtigung aller Unterthanen aus, wobei freilich die Bestimmung getroffen wurde, daß die Abgaben der Leibeigenen, der Schutzverwandten und Juden durch Geldsummen abgelöst werden sollten. Trotz der Lehre von den unveräußerlichen Menschenrechten hielt man an der Bedingung eines Kaufpreises fest und die Juden von Frankfurt hatten eine Ablösungssumme von 440 000 Gulden aufzubringen, um in den Genuß der Gleichberechtigung zu treten; doch zahlte auch der Fürstprimas ehrlich seinen Preis. Schon im Jahre 1812 wurde Anselm Rothschild zum Mitgliede des Wahlkollegiums des Departements Frankfurt ernannt, um dadurch vor aller Welt die völlige Gleichstellung aller jüdischen Mitbürger zu bekunden. Unter solchen Umständen fand sich Börnes Vater, so sehr er dem Sohne wegen der langen Verzögerung der Berufsstudien und wegen einiger in Halle hinterlassenen Schulden zürnte, zuletzt doch bereit, in die vorgeschlagene Änderung des Studienplanes zu willigen. Eine staatliche Anstellung war dem Juden erreichbar und diese neue Laufbahn entsprach den Wünschen und Neigungen des Vaters. Börne fügte sich seinerseits der väterlichen Weisung, von Heidelberg nach Gießen zu gehen und seine Studien so rasch wie möglich zum Abschluß zu bringen. Er sammelte sich dort wirklich für die ihm auferlegte Aufgabe und schon im August 1808 wurde er auf Grund der beiden Abhandlungen, die er vorgelegt hatte, zum Doktor der Philosophie promoviert. Crome, sein ehemaliger Lehrer, der jetzt als Promotor fungierte, rühmt in dem Schreiben, in dem er dem Doktoranden die bevorstehende Promotion ankündigt, „die mannigfaltigen schätzbaren Kenntnisse, die der Kandidat sowohl in beiden Abhandlungen, als auch sonst bei ihm und mehreren seiner Kollegen an den Tag gelegt hat“. Von diesen beiden Abhandlungen ist die eine: „Über die geometrische Verteilung des Staatsgebietes“, die einen Teil eines großen Werkes über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit bilden sollte, ein Jahr später in dem von Crome herausgegebenen Journal „Germanien“ erschienen. In den vorwaltenden Ideen und in der Ausdrucksweise

kündigt sich mannigfach der Publizist und Politiker an. Ausgehend von den Bedürfnissen nach einer natürlichen Arrondierung der Staaten, deren Vorstellung in den Tagen der Napoleonischen Teilungen und Zusammenschweißungen der Länder weit näher lag als sonst, entwickelt Börne den Gedanken, daß Deutschland und Frankreich, die vor einem Jahrtausend durch den Vertrag zu Verdun getrennt wurden, zu einander gehören und neu vereinigt werden sollten, um die Geschicke der Welt zu entscheiden. In weiteren Bruchstücken des Werkes, zu dem diese Abhandlung gehören sollte, fällt Börne eine sehr freimütige Kritik über diese Zustände, die vor der Schlacht bei Jena in Preußen herrschten und bringt auf einen neuen Geist der Verwaltung und Regierung. Der Bevorzugung der Einseitigkeit und Mittelmäßigkeit soll ein Ende gemacht und eine Beziehung zwischen den Fürsten und Philosophen geschaffen werden. Hier, wie in dem ungefähr gleichzeitig entstandenen Aufsatz „Das Leben und die Wissenschaft", der im vierten Band der von Archenholtz herausgegebenen „Minerva" erschien, zeigt sich der Stil schon vielfach zu charakteristischer Eindringlichkeit und Bildkraft entwickelt. Auch in Aphorismen schärft der zweiundzwanzigjährige Doktor jener Zeit die Waffen des epigrammatischen Ausdrucks. So spottet er über den Geschichtsunterricht jener Tage: „Um Kindern Moral im Beispiel zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte, das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben" und über die Ängstlichen, die vor jeder politischen Verfinsterung zurückschrecken „Es giebt Sonnen- und Mondfinsternis in der Geschichte wie in der Natur. Die unkundige Menge bebt bei dem Anblick und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächelt und weiß, daß sie vorübergehen ....."

Nach Frankfurt zurückgekehrt, trat Börne in die regelrechte Bewerbung um ein kleines Staatsamt ein. Der Wunsch der Familie und wohl auch die Neigung, das sociale Mißtrauen, mit dem der scheinbar müßige junge Doktor zu kämpfen hatte, zu besiegen, gaben ihm diese Richtung. Er brauchte dieses Relief einer bürgerlichen Stellung, um in den Kreisen, in denen er verkehrte, für voll zu gelten. Der Vater hatte von den kleinen finanziellen Bedrängnissen des Studenten übertriebenen Lärm gemacht; überdies war eine freie Schriftstellerexistenz nicht nur in der Frankfurter Judengasse, sondern im ganzen Bereich der freien Stadt und weit darüber hinaus, in Deutschland auch noch um jene Zeit etwas Unerhörtes oder doch etwas

Verdächtiges. Börne stellt sich später in den Kampf um die volle Berechtigung eines derartigen Berufs dicht neben Lessing und gehört zu den Begründern eines geachteten, nach allen Seiten hin unabhängigen Schriftstellerstandes. Zunächst fügte er sich ohne Zwang in das Herkommen ein und widmete sich mit gutem Mute dem Staatsdienste. Auch unter den geänderten Verhältnissen bedurfte es einer Zeit von drei Jahren, bis er mit Hilfe einer Protektion die Stelle eines Polizeiaktuarius erlangte. In einem seiner Privatbriefe an Jeanette Wohl, die in den nachgelassenen Schriften ans Licht gelangten, erzählt er folgende, mit der Ernennung zusammenhängende Anekdote: „Ein einziges Mal in meinem Leben sprach ich mit einem Fürsten, der die vielgelobte, aber meiner Meinung nach gar nicht löbliche Sitte hatte, jede Woche für seine Unterthanen öffentliche Audienz zu geben. Ich überreichte ihm eine Bittschrift um Anstellung als Aktuar bei einem Amte und trug mein Gesuch auch mündlich vor. Nachdem ich fünf Minuten lang von der Sache gesprochen, sagte der Fürst: er sehe gar kein Hindernis ein, warum ich nicht Accoucheur werden könnte. Ich war ungewöhnlich fein, dankte für die gnädigste Bewilligung, ließ meine Bittschrift zurück und ward bald darauf Aktuar." ....

Man hat eine Laune des Schicksals darin erkennen wollen, daß der radikalste aller deutschen Publizisten, der so viel zur Vorbereitung der Revolution beitrug, seine öffentliche Wirksamkeit als Polizeibeamter begann und die ersten Jahre seiner Manneszeit als Diener der herrschenden Ordnung verbrachte. Bei Licht besehen, wirkt dieser Umstand gar nicht so humoristisch und gewährt vielmehr einen ernsthaft interessanten Einblick in die Entwicklung des ungewöhnlichen Mannes, der in den Tagen seiner Reife sich niemals —, auch als Polizeiaktuar nicht — in Widerspruch mit seiner Überzeugung setzte. Börne war etwa fünf Jahre hindurch ein pflichtgetreuer Beamter, der seine idealen Bestrebungen, seine humanitären und politischen Tendenzen mit dem einmal gewählten Berufe in vollen Einklang brachte. Er registrierte die Akten der Frankfurter Polizei mit demselben Eifer, wie die großen weltgeschichtlichen Ereignisse der napoleonischen Zeit, die sein Herz tief bewegten, und fühlte keinen Konflikt zwischen seinen amtlichen Verpflichtungen und seinen inneren Bestrebungen. Man ist nur zu sehr geneigt, die Anschauungen und praktischen Tendenzen, zu denen ein wirksamer Mann auf der Höhe seines Könnens und seines Ansehens gelangt, seinem

ganzen Leben als Voraussetzung zu unterschieben und dadurch den inneren Bildungsprozeß, in dem sich der Typus des Charakters erst herausarbeitet, falsch aufzufassen. Was Börne früh in sich ausgebildet hatte, das war die Festigkeit, mit der er an seiner Überzeugung festhielt, der Freimut, mit dem er sie bekannte, eine große philanthropische Neigung, eine begeisterte Hingabe an das deutsche Volk, eine tapfere Liebe zum Rechte und zu möglichst großer individueller Freiheit. Im Rahmen dieser Ideen und Gefühle aber wechselt die Anschauung des Thatsächlichen, und die sehr bestimmte politische Ansicht, die er zuletzt mit Feuereifer vertrat, bildete sich erst allmählich unter dem Eindrucke der Weltereignisse und der Erkenntnis, die er aus ihnen schöpfte, heraus. Er war weder ein geborener Radikaler, der von Haus aus mit fanatischer Schwärmerei den Umsturz der bestehenden Verhältnisse verlangte, noch ein trotziges Naturell, dem der Widerspruch als solcher ein Bedürfnis gewesen wäre. Seine scharf verständige Kritik trug ebenso viele produktive wie auflösende Elemente in sich, ja, er blieb in gewisser Richtung zeitlebens ein Optimist, der einen hochbefriedigenden Erfolg von der nächsten praktischen Entwicklung erwartete. In seiner Beamtenzeit bewegten ihn aufs tiefste zwei Strömungen, das Ringen nach der Bethätigung der Humanität in der Gesellschaft und die Bewegung des deutschen Volkes gegen die drückende Fremdherrschaft. Er sah nichts Widersprechendes darin, sich diesen Strömungen hinzugeben und zugleich als ein kleines Rad in der großen Staatsmaschine mitzuwirken, denn er hielt die Durchführung der Aufgaben, die ihm vorschwebten, für durchaus vereinbar mit den gegebenen Formen der staatlichen Ordnung. Seine philanthropischen Neigungen und seine Lust am Schönen, die er später mit einer Art entschlossener Gewaltsamkeit seinen politischen Neigungen unterordnete und die in seinem weichen Naturell immer wieder aufquoll, fluten um jene Zeit in die Maurervorträge hinein, die er als Mitglied der „Loge zur aufgehenden Morgenröte“ vor den Brüdern gehalten hat. Charakteristisch und ergreifend offenbart sich schon hier seine Neigung, die letzten Konsequenzen der Humanität zu ziehen und die temperamentvolle Anwendung der scharfen Kritik auf die höchsten ethischen Forderungen, die er selbst da, wo man sie voranstellt, nicht erfüllt findet. „Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei,“ ruft er den Brüdern zu, „Vorhänge aufgehängt, und wieder einen und noch einen. Meine Brüder, kann denn das Heilige noch heiliger sein? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre Grade,

und kann die Sonne heller leuchten, als hell?“ Und mit einem Appell, der schon an die Grundstimmung seiner berühmten Gedenkrede auf Jean Paul anklingt, schließt er seine Ansprache mit den Worten: „Meine Brüder, wann wird der Tag erscheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinschaftlichen Arbeit führt und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entschlummern?“ In einer anderen Logenrede, die dem Gedächtnisse Mozarts gilt und die Holzmann, der gewissenhafteste der Börnebiographen, aus alten Gedenkblättern ans Licht gebracht hat, findet sich folgender Hymnus auf die Musik, in der nach Börneſcher Weise die künstlerische Begeisterung mit der moralischen Erregung zusammenströmt: „Es giebt keinen stillen Raum in der Natur, keine stumme Zeit in der Geschichte. Alles tönt, alles redet. Die Morgenröte wird von den fröhlichen Sängern des Waldes begrüßt, und am Abend taucht die Sonne rauschend in das Meer. Der Schmerz hat seine Klagen, die Freude hat ihre Lieder und selbst der Tod seine Worte. Nie endet die Musik, und wenn das blöde Ohr des Menschen das leise Reden der Nacht nicht vernimmt, so erinnert ihn der Schlag seines Herzens, daß das Leben noch vorhanden, daß die Töne nicht erstorben seien . . . . Und endlich, wenn alle Pulse der Natur entschlummert sind und eine lange Nacht die Welt bedeckt, wenn keine Träume mehr uns beglücken und keiner unseren Schlaf bewacht, als der Schöpfer aller Dinge: Dann tönt die Posaune des Weltgerichts in unser Ohr: wir erwachen, die erstorbenen Töne steigen aus ihren Gräbern und das erfrischte Leben beginnt von neuem seinen schönen Lauf. — Ist keiner unter euch, der einst, das Herz von wilden Leidenschaften zerrissen, von Begierden feindlicher Natur umhergeschleudert, von Ehrbegierde und Sinnlichkeit, von Wissensdurst und einer faden Liebelei bald hier-, bald dorthin getrieben, nicht wußte, was er that und nicht that, was er wollte und nun plötzlich im Trompetenschall, stark wie der Felsen im Meer, und einsam wie der Wanderer in der Wüste, seine schlummernde Seele erweckte, — wie nun die verworrenen Töne seines Herzens in eine Harmonie verschmolzen und dem Rufe des Feldherrn folgend, alle feigen Kräfte seines Geistes zu einem Ziele sich hinbewegten? — Seht, das kann Musik! — Sie öffnet die verborgenen Falten unseres Herzens, und das trunkene Ohr, zwischen Himmel und Erde geschleudert, schaut in einem Momente die Freuden des Elysiums und die Qualen der Hölle . . . . .“

In der politischen Sphäre galt das Pathos Börnes um jene Zeit der deutschnationalen Aufraffung und Erhebung. Dieser patriotische Ton klang in seiner Seele immer mit, auch in der erregten Pariser Zeit, in der er nach Art eines Apostels durch Strenge und feurige Worte auf die Gemüter wirken wollte und in der er den Punkt außerhalb des Vaterlandes suchte, um die heimische Welt der Erstarrung, Beschränkung und Erniedrigung aus den Angeln zu heben. In die ersten publizistischen Versuche klang dieser Ton noch schwärmerisch und jugendlich vertrauensinnig herein. Börne ließ diese Aufsätze durch seinen Freund Dr. Stiefel in das von dem letzteren geleitete „Frankfurter Journal" einrücken, wo sie sich den Manifesten der großen Befreiungszeit hinzugesellten. „Wir wollen freie Deutsche sein, frei in unserem Hasse, frei in unserer Liebe; mit dem Leibe nicht, nicht mit dem Herzen, einem fremden Volke ergeben .... Wir sind Waffensöhne; in dem Eisen ist unser Gold. Wir wollen freie Deutsche sein und damit wir es bleiben, über sklavische willenlose Völker auch nicht herrschen." Und eben da findet sich die merkwürdige Äußerung: „Es ziemt uns nicht, keck in den Rat der Fürsten einzudringen, sie sind besser als wir. Wir haben das Schwert, sie uns geführt, aber das Schwert kann nur töten; der Wille siegt." Dieser Glaube an den Beruf der deutschen Fürsten, das deutsche Volk zu Selbstbewußtsein, Macht und Freiheit emporzuführen, wirkte noch länger in Börne nach. Selbst in den ersten Jahren nach der heiligen Alliance erscheint er nicht völlig gebrochen, sondern nur derart ins Wanken gebracht, daß er einer Stütze bedarf. Noch im Jahre 1816 glaubt Börne daran, daß der Fortschritt von oben durch ein ruhiges Walten der Regierung angebahnt werde, daß ihm aber die Kritik der erleuchteten freien Geister auf diesem Wege zu Hilfe kommen müsse. Aus den Börnebriefen, die das Archiv der Cottaschen Buchhandlung enthält und die namentlich Johannes Proelß für die Litteraturgeschichte nutzbar gemacht hat, tritt diese Anschauung überaus deutlich hervor. Ein Jahr vor der Begründung der „Wage" war Börne im Verein mit Dr. Stiefel in eingehenden Verkehr mit Cotta getreten und in einem ausführlichen Briefe an den letzteren entwickelt er die leitenden Grundsätze eines geplanten ministeriellen Blattes, an dem er sich beteiligen sollte. In diesem Briefe (vom 2. März 1817) finden sich folgende programmatische Stellen, die nach verschiedener Seite hin merkwürdig genug sind. „Die Zeitung soll, nach einem vorausgegangenen allseitigen Einverständnis eine ministerielle sein.

Ew. Wohlgeb. haben hierüber in einem Schreiben an Herrn Dr. Stiefel, die nicht zu widerlegende Ansicht ausgesprochen, daß um dem Lobe des Löblichen einer Regierung Eingang zu verschaffen, auch der Tadel des Tadelswerten nicht unterdrückt werden dürfe. Daß im letzteren Falle die Ausdrücke der Mißbilligung mäßig und verständig sein müßten, ist eine um so unerläßlichere Forderung, als selbst die zu gebende Lehre hierdurch an Kraft gewinnt. Wie viel leichter ist es nicht oft, beredt durch Schweigen zu sein, als durch Reden, und selbst von harthörigen Gemütern erhält man leichter Verzeihung für zu leises als für zu überlautes Reden, das sie unbequem an ihre Taubheit erinnert! Ein ministerielles politisches Blatt soll nicht bloß ein solches sein, welches die Worte und Handlungen der Regierungen gegen die ungerechten Einreden und Widerstrebungen der Regierten in Schutz nimmt, sondern soll auch zeigen, wie selbst die zweckmäßigen und billigen Forderungen der Volksvertreter nicht alle zugleich erfüllt werden können, weil die Verbindung gewisser verschiedenartiger Dinge, selbst wenn jedes einzelne für sich gut wäre, dennoch unmöglich bleibt. Es soll darthun, daß eine Polykratie auch der herrlichsten politischen Maximen zu einem blinden anarchistischen Verfahren führe, und daß eine monarchische Regierung sich nur einer monarchischen Idee unterwerfen könne. Wie erschreckend ist nicht der zur Sitte gewordene Gebrauch, das Volk nicht der Regierung gegenüber, sondern entgegenzustellen und ihm einzureden, es könne nur in einer solchen politischen Temperatur sich wohl befinden, in welcher der Thermometer seiner Unterthanenpflichten auf dem Gefrierpunkte steht. Man sollte dem Volke vielmehr zeigen, wie nicht bloß das Maximum, sondern auch das Minimum der Unterwürfigkeit zum Despotismus führe.

„Auf welche Weise wir nun auch über den unserem Blatte einzuflößenden Geist uns verständigen dürften, so sind wir doch gewiß schon darüber einverstanden: Daß die zu beachtende Einheit des Zweckes eine Einseitigkeit der Mittel weder erfordere noch zulasse. Weder antiministerielle Thatsachen dürfen verschwiegen, noch antiministeriellen Ansichten der Eintritt in unser Blatt verwehrt werden. Mir hat immer geschienen, daß die Ansichten und Meinungen über die Geschichten der Menschen die eigentliche Geschichte der Menschheit bildeten. Selten ist eine Begebenheit merkwürdiger, als die Verschiedenheit der Art, wie sie betrachtet wird. Darum soll eine Zeitung nicht allein die denkwürdigen Ereignisse, sondern auch die unter-

einander abweichenden denkwürdigen Darstellungen der Ereignisse sammeln. Nur der Gewöhnlichkeit bleibe unser Blatt verschlossen, weil es sonst an Raum gebräche; aber es giebt eine Virtuosität der Schlechtigkeit, der eine ehrenvolle Aufnahme gebührt, weil sie als eine negative Tugend und Weisheitslehre von der größten Wirksamkeit ist.

„Ich liebe die Vorstellung, daß unser Blatt sich auch zuweilen der Kunst und Wissenschaft öffnen und dem gemütlichen Leser vergönnen möge, sich an dem Menschen von dem Bürger zu erholen. Der deutsche Staatskörper leidet an Hypochondrie. Die einzelnen Glieder desselben sind überreizt und dadurch zu einem widernatürlichen Selbstbewußtsein gekommen. Das Gemeingefühl ist zu erhöht. Zerstreuung möchte dem Kranken, der nur ein solcher ist, weil er sich dafür hält, besonders wohl thun. Wollen wir nicht darum unsre Zeitungsleser von der bestäubten Heerstraße der Politik in die freundlichen Gärten der Kunstblüten und der Früchte des Wissens hinüberlocken?"

Der Börne der ersten Zeit steht hier gleichsam plastisch vor uns. Viel Optimismus, reichliches Vertrauen in den guten Willen der leitenden Kreise und dabei doch schon die Forderung, durch den freien Gedankenaustausch vorwärts zu kommen. In journalistischer Beziehung der klare Reformgedanke, die Journalistik, die bisher nur die Thatsachen wiedergab, zu einem Spiegel der bewegten Volksseele, der erregten Gefühle und der ehrlichen Meinungen zu machen, zugleich jene für Börne ungemein bezeichnende Hingabe an Kunst und Wissenschaft, die zuletzt dem höchsten politischen Ziele zu dienen hat und zu all dem — es handelt sich um ein ministerielles Blatt, das den Interessen Preußens dienen sollte, — das feste Vertrauen auf den Beruf dieses Staates, die Führung in Deutschland zu übernehmen, eine Empfindung, der Börne wiederholt in prophetischer Weise den stärksten und zuversichtlichsten Ausdruck gegeben hat. So stand es damals mit den politischen Anschauungen Börnes — noch im Jahre 1817, aber wohlgemerkt im März, in einem Zeitpunkte dieses Jahres, in dem die Reaktion noch nicht Farbe bekannt hatte, lange vor dem Oktober, in dem das Wartburgfest stattfand und Metternichs Einfluß diesen Anlaß benutzte, um in den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen der Diplomatie die Unterdrückung der Gedankenfreiheit für ganz Deutschland zum Lebensprinzip der Regierungen zu erklären. Ein Jahr später stellte Borne sein ganzes Wirken auf neue Grundlagen.

In diese Zeit fallen bedeutende Einwirkungen von außen und wichtige Entschlüsse. 1813 hatte sich die große Hoffnung der Patrioten erfüllt; Napoleon war geschlagen und Deutschland von der Fremdherrschaft befreit, 1815 erlebte das deutsche Volk bereits die schwere Enttäuschung, die dem schwer errungenen Siege folgen sollte. Die Fürsten waren nicht gesonnen, die durch die Völker wiedergewonnene Freiheit mit diesen zu teilen, der Traum der Einigkeit sollte sich nicht erfüllen, das Wiederaufleben überwundener alter Zustände wurde für das Ideal der Mächtigen erklärt und Deutschland geriet aus der rauhen gewaltsamen Hand des Eroberers in die schwere, niederdrückende der Reaction. In Frankfurt gelangte die Herrschaft des Fürsten Primas, unter der Börne kraft der neuen Gleichberechtigung der Juden sein Aktuaramt erlangt hatte, im Dezember 1813 zum Abschluß. Die Stadt fiel der Centralverwaltung der heiligen Alliance anheim und der Vertreter dieser Verwaltung, der Minister Freiherr von Stein, schuf ein besonderes Generalgouvernement für Frankfurt und die Isenburgschen Länder, mit dem der österreichische Feldmarschalllieutenant Prinz Philipp von Hessen-Homburg betraut wurde. Mitte Januar 1814 wurden die ehemaligen, in jedem einzelnen Landesteil in Giltigkeit und Gebrauch gewesenen älteren Rechte neu in Kraft gesetzt. Schon vorher war die Einzahlung auf die Obligationen der Ablösungssumme, um die die Juden von Frankfurt ihre Bürgerrechte erkauft hatten, nicht mehr angenommen worden — ein böses Zeichen, dem bald die böse Wendung folgen sollte. Zwar beantragte eine zur Revision der alten Frankfurter Verfassung im Januar 1814 eingesetzte Dreizehner Kommission, den Juden unter Verweigerung politischer Rechte die erworbenen privatbürgerlichen zu belassen, aber die Revision wurde vom Generalgouvernement verworfen. Im Juli 1814 wurde ein aufschiebender Beschluß gefaßt, im September überließ das Generalgouvernement die Stellung der Juden der Gerechtigkeit und dem Gemeinsinn der städtischen konstitutionellen Behörde und damit war die Wiederkehr des alten Unrechtes so gut wie entschieden. Wohl sendete die Frankfurter Judenschaft zwei Deputierte, darunter den Vater Börnes, an den Wiener Kongreß, um die Rechte der Juden zu wahren, an den Erwerb dieser Rechte um eine hohe Summe und an die patriotischen Thaten der Juden in den Befreiungskriegen zu erinnern. Wohl machten die Juden Anstrengungen, sich wenigstens dadurch vor dem Übelwollen der Frankfurter Patrizier zu retten, daß sie die alte kaiser-

liche Oberschutzherrlichkeit, die bis zum Jahre 1806 gewährt hatte, wieder in Kraft zu setzen baten. Wohl beruhigte sie der preußische Minister Hardenberg in Wien mit der Zusicherung, daß es der preußischen Intervention gar nicht bedürfe, da die Verhältnisse der Frankfurter Judenschaft als gesetz- und rechtmäßig feststehend, nicht bezweifelt werden können. Wohl hieß es in der am 9. Juni 1815 der Stadt vom Fürsten Metternich zugefertigten Selbständigkeitsakte, daß alle wohlerworbenen Rechte fortbestehen und zurückwirkende Maßregeln vermieden werden sollen. Aber trotz alledem trat am 20. Juni 1815, als das Generalgouvernement abdankte und der Rat der Stadt in seine Souveränetät gesetzt wurde, die alte Abneigung gegen die Juden sofort wieder in ihre Rechte und ungesäumt begann man damit, an die alte berüchtigte Judenstättigkeit aus den Zeiten des Kaisers Matthias anzuknüpfen und die alten Einschränkungen und Bedrückungen mit geringfügigen Änderungen zu erneuern. Noch standen jüdische Freiwillige, die in den Befreiungskriegen ihre Pflicht gethan hatten im Felde, und schon entzog man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte. Kraft dieser Reaktion ging Börne seines Aktuarpostens verlustig. Mit jenem Eifer im Kampfe ums Recht, der in seiner Natur lag und der durch seine Grundsätze immer mehr verstärkt wurde — Unrecht leiden erklärt er später in einer Erbschaftsangelegenheit für gleichwertig mit Unrecht thun — wehrte sich Börne gegen die Amtsentsetzung und zwar mit solcher Energie und Zähigkeit, daß der Rat es schließlich dabei bewenden ließ, ihn zum Beamten im Ruhestand zu machen und ihm eine kleine Pension anbot, die er auf Betreiben seines Vaters auch annahm. So empfand Börne wieder einmal aufs heftigste den Rückschlag der öffentlichen Verhältnisse auf sein persönliches Leben. Seine Kindheit stand unter dem Drucke der alten unwürdigen Frankfurter Zustände, in seine Studentenzeit griff die Gewaltsamkeit Napoleons ein und vertrieb ihn mit anderen Studenten aus Halle, jetzt machte die große deutsche Reaktion seiner Wirksamkeit als Staatsbeamter ein Ende. In allen diesen Lebenslagen, von der Knabenheit bis zur Mannheit, aber bewährt sich die Eigentümlichkeit seines Naturells, den persönlichen Erfahrungen die Wendung auf das Allgemeine zu geben. Nie war ein Urteil ungerechter als jenes, das in diesen persönlichen Erlebnissen mehr als die äußere Veranlassung, mehr als den Anreiz zur Bethätigung im Kampfe gesucht hat, das sie zum bestimmenden Grund der politischen Haltung machen und Börnes

Angriffe gegen die Fürsten und Philister der deutschen Kleinstaaten auf persönliche Rachsucht zurückführen wollte. Die lebendige Erfahrung war natürlich danach angethan, das Gefühl aufs mächtigste anzuregen, die unmittelbare Wahrnehmung hatte eine überzeugende Kraft, aber immer erhob sich Börne über die ihm widerfahrene persönliche Unbill, um den Einzelfall im Zusammenhange mit der Lage des Volkes zu betrachten und nur im Geiste der ethischen Prinzipien, zu denen er sich bekannte, und im Interesse der ganzen Nation zu urteilen und zu richten. Alle persönliche Leidenschaft ging ihm im Rechtsgefühl auf.

Und je erregter sein Temperament war, desto mehr rang er nach der Klarheit und Unbefangenheit des Urteils, um dem Schlechten, durch krankhafte Zustände Bedingten das Gute, das allgemein Giltige entgegen zu setzen. Alle kleinen Schachzüge des Parteilebens, das ihn, je mehr er hervortrat, desto stärker in seine Kreise zu ziehen suchte, waren ihm gegen die Natur. Er verstand sich nie dazu, dem Verwerflichen ein provisorisches Zugeständnis zu machen, um dadurch für den Fortschritt einen zeitweiligen Vorteil auf der anderen Seite zu gewinnen. War ihm schon dieses Diplomatisieren völlig fremd, so widerstand er vollends ohne schweren Kampf, im Sinne des kategorischen Imperativs, der in ihm lebendig war, jeder Versuchung, seine Feder um des Vorteils willen einer ihm innerlich fremden Meinung zu leihen oder aus persönlicher Parteinahme eine ihm widerstrebende Sache zu vertreten. Wenn er mit Cotta über die Führung des preußischen ministeriellen Blattes verhandelte, so steht es außer Zweifel, daß er damals, noch zu Beginn des Jahres 1817, überzeugt war, daß auf diesem Wege ein ernster Fortschritt im deutschnationalen Sinne zu erreichen wäre. Als ihm aber im Jahre 1818 zwei einflußreiche Frankfurter zumuteten, die Geschichte der Befreiungsjahre 1813 und 1814 zu schreiben und dabei hervorzuheben, wieviel Rußland für Deutschland gethan, lehnte er die Anregung mit den Worten ab: „Ich sehe, daß man die Absicht hat, Rußlands Interesse in Deutschland vorherrschend zu machen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten.“ Als er nach dem Rückfalle Frankfurts in das System der Judenbedrückung im Auftrage der Judengemeinde seiner Vaterstadt eine aktenmäßige Darstellung des ganzen Rechtshandels zum Zwecke des Rekurses an den Bundestag verfaßte, bewies er sonnenklar, wie schwer das Recht in diesem empörenden Falle gekränkt worden sei. Er blieb aber auch den Juden

den Tadel dafür nicht schuldig, daß sie sich darauf eingelassen hatten, ihre Gleichstellung um Geld zu erkaufen. Und in einem Artikel, den er drei Jahre später — 1819 — in die „Zeitschwingen“ einrückte, finden sich neben den schärfsten und treffendsten Ausdrücken über den schnöden Rechtsbruch, den man gegen die Juden begangen hatte, folgende, nach beiden Seiten hin ausschlagende Worte. „Der Großherzog von Frankfurt hatte die Juden frei gemacht, die republikanische Regierung will sie wieder zu Heloten machen. Und da in Frankfurt alles Ware ist, selbst die Freiheit, so führen dort die Christen mit den Juden vor der Bundesversammlung einen Rechtsstreit, den man sich nicht lächerlicher ausmalen kann. Die Juden sagen, sie hätten ihre Freiheit gekauft, die Christen behaupten, der Kauf gelte nichts, und so wird auf beiden Seiten von den heiligsten Menschenrechten gesprochen, als sei von einem Kartoffelfelde die Rede. Die Juden haben die Angst über den ungewissen Ausgang ihrer Sache wohl verdient, weil sie keine anderen Herzen zu gewinnen suchten, als juristische.“ In diesem gekennzeichneten Ringen nach der Unbefangenheit des Richters, zu dessen Wirksamkeit er sich im Freistaate der Geister berufen fühlte, sind auch seine nächsten persönlichen Schritte begründet, der Übertritt zum Christentum und die damit zusammenhängende Änderung seines Namens. Er thut sie an der Schwelle einer neuen Wirksamkeit, in den Tagen, in denen er sich entschlossen hat, als berufener Schriftsteller zu wirken, in denen die Kenntnis der nun völlig enthüllten Zustände ihn dazu trieb, ein Anwalt des Volkes gegen die Regierung zu werden, kurz vor der Begründung seiner epochemachenden Zeitschrift „die Wage“. Die Unbefangenheit, die er sich innerlich erarbeitet hatte, sollte auch kenntlich werden, die im Gefühl und Denken längst überwundene Sonderstellung, die seine Gegner dazu benützen konnten, ihn zum parteiischen Sprecher einer Klasse oder Gruppe zu stempeln, sollte völlig verschwinden, keine Schranken sollten ihn von dem Volke trennen, dem er mit Leib und Leben angehörte. Vielleicht hat Gutzow, der sich so liebevoll in Börnes Wirken und Wesen vertiefte, an dessen Übertritt zum Christentum gedacht, als er seinem Akosta die Worte in den Mund legt:

„Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!“

Am 17. April 1818 theilte Dr. Baruch „seinen Freunden und allen, mit denen in Verbindung zu stehen er die Ehre hatte“, im Frankfurter

Journal mit, daß er seinen Namen geändert habe und sich von nun an Dr. Ludwig Börne nennen und unterzeichnen werde. Am 5. Juni desselben Jahres trat er still zur protestantischen Kirche über. Pfarrer Bertuch in Rödelheim führte ihn in das Christentum ein. Nichts lag Börne ferner, als sich von den Schwachen und Bedrückten zu trennen und im Glaubenswechsel einen materiellen Vorteil zu suchen. Er machte aus seinem Übertritt weder ein Geheimnis noch eine öffentliche Angelegenheit. Als er sich bald darauf — lediglich im Hinblicke auf seine journalistischen Bedürfnisse — um die Mitgliedschaft der Frankfurter Lesegesellschaft, die viel Zeitungen hielt, bewarb und als Jude abgewiesen wurde, fiel es ihm nicht ein, sich auf sein Christentum zu berufen. In den großen geistigen Fragen wollte er völlig frei dastehen, vor seinem inneren Forum seine Unparteilichkeit bezeugen. Darum die Ablösung von den Ausnahmsbedingungen, die der Existenz des Juden in deutschen Landen auferlegt waren. Schon vorher hatte er jedes jüdische Vorurteil ebenso gründlich bekämpft, wie das Vorurteil gegen die Juden. Die Schwächen der Mehrheit seiner Frankfurter Glaubensgenossen, ihre einstige Vorliebe für den Handel, zumal für Geldgeschäfte, die höhere Interessen in ihnen zurückdrückte oder doch zum Schweigen brachte, hatte er schon in den Jünglingsjahren schonungslos gegeißelt. Kaum zwanzig Jahre alt schrieb er an Henriette Herz: „Drei Dinge sind, die sie zu schätzen wissen, erstens: Geld, zweitens: Geld, drittens: Geld. Es ist die Blüte ihres Witzes, daß sie den Hamletschen Monolog übersetzen: Geld oder nicht Geld, das ist die Frage.“ Und dieser tendenziöse Spott, der reizen, stacheln und bessern sollte, so oft er auf die Juden seiner Heimat zu sprechen kam, geht durch seine Aufsätze und Briefe hindurch. Dieselbe Tonart vernimmt man in den Pariser Briefen, wenn er die egoistische Einseitigkeit geißelt, mit der die Frankfurter Juden Weltereignisse vom Standpunkte der Börsenschwankungen betrachten, wenn er im Jahre 1832 die Begegnung Rothschilds mit dem Papste mit folgenden beißenden Bemerkungen bedenkt: „Jetzt kommt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßt dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothschild sein römisches Anleihen statt zu 65 Prozent zu 60 erhalten und so dem Kardinal-Kämmerling zehntausend Dukaten mehr spendieren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind denn doch die Rothschild, als deren Ahnherr

Judas Ischariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rothschild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles sehr schön." Vielleicht wirkte in diesem Spott bei Börne jener Fanatismus der Unparteilichkeit mit, den die leidenschaftliche Gewissenhaftigkeit aus Furcht vor dem einen Extrem zum anderen hintreibt. Sicherlich bekundet sich hier ein charakteristischer Zug seines Wesens, rücksichtslose Kritik an der Gegenwart zu üben und diese selten oder nie durch einen Rückblick auf die Bedingungen der Entwicklung abzumildern. Er hätte als Geschichtschreiber in all dieser scharfen Kritik der einstigen jüdischen Handelsbeflissenheit die Umstände, die die Juden in diese Richtung drängten, stärker betonen, hätte hervorheben müssen, daß den Juden seit Jahrhunderten die meisten anderen Berufe verschlossen waren und daß sich darum der eine, der ihnen den Lebensunterhalt, Gewinn und Geltung zu verheißen schien, nicht nur als Werkzeug vervollkommnete, sondern auch als Waffe gegen die Bedrückung zuschärfte. Seine Richtung ging aber nicht auf das Historische und Genetische, sondern auf die schärfste Beleuchtung der Gegenwart, auf die rascheste Beseitigung der Ungerechtigkeit auf der einen, der Fehler auf der anderen Seite. Er verhehlte sich kaum, daß beide zusammenhängen und daß die Schwächen der Judenmehrheit unmittelbare Folgen der Bedrückung waren, aber seine Absicht war, Ursache und Folge womöglich mit einem Schlage aufzuheben und darum suchte seine Satire nach beiden Seiten anzuspornen, da und dort zur Selbsterkenntnis anzuregen, das Übel von zwei Seiten her zu befehden. Die Rücksichtslosigkeit, mit der er über unschöne jüdische Eigentümlichkeiten spottet, geht Hand in Hand mit der Energie, mit der er Haß, Vorurteil und Unrecht, die sich gegen die Juden kehrten, verurteilte und brandmarkte. Er war der Verteidiger und Richter der Juden in einer Person und wollte sie innerlich und äußerlich von der Absonderung freigesprochen wissen. Dahin wirkte er mit aller Kraft des Pathos, des Witzes und der Ironie. An unzähligen Stellen seiner Schriften — am ausführlichsten in dem Aufsatze „Der ewige Jude" — geißelte er das Unrecht, das den Juden geschah, die Schmach, zu der sich die Schmäher und Unterdrücker selbst moralisch verurteilten, die Unduldsamkeit, die Menschenrechte und schwer erworbene Bürgerrechte versagte, die Borniertheit, die Geschichte und Thatsachen fälschte, um Gründe für die Befriedigung der niedrigsten Triebe des Hasses und Neides herbeizuschaffen, die Brutalität, die sich an Ehre und Leben der Juden

vergriff und die Verstiegenheit, die ganze Theorieen erkünstelte, um einen Teil der Bürgerschaft, der schon seit Jahrhunderten den Boden, die natürlichen Interessen und die staatlichen Lebensbedingungen teilte, immer wieder auszuscheiden und zu demütigen. Was er über diesen „Roman der Bosheit", über die Theorie und Bethätigung eines ungerechten und unfruchtbaren Hasses, der seither unter dem Namen des Antisemitismus neu auflebte und zur Mode aller Schwindel- und Flachköpfe wurde, mit der Überlegenheit des Unbefangenen und in der Erregung des Gerechten einst geschrieben hat, trifft alle Erscheinungen, die in diesem Bereiche zwischendurch ans Licht gekommen sind, und hat seine Vollgiltigkeit bis zum heutigen Tage bewahrt. Er schlägt den Haß und seine Sophistik, die Pöbelneigungen und die Unrechtstheorie. Der erste große deutsche Publizist, der zu Beginn des Jahrhunderts auftauchte, hat das Urteil über die Schmach des Jahrhunderts, die dessen Ende befleckt, vorweggenommen. Auch der rein idealistische Optimismus, der an die Aufraffung aus der Selbsterniedrigung glaubt und diesen Glauben zur Stütze einer festen und gerechten Haltung macht, war schon in ihm lebendig. „Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch aufgelebte; sie hat sich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröste die Leidenden." Aber mit demselben Eifer, mit dem er die Juden vor Unbill und Verfolgungen verteidigte, trat er für ihr aufrichtiges und freudiges Aufgehen in der nationalen Gesamtheit ein, ohne ihre Schwächen und Gebrechen zu schonen. Was er für sie verlangt, sollte ihnen nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sondern als ihr unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Er verlangte es nicht als geborener Jude, sondern im Namen der Menschlichkeit, im Namen der Gerechtigkeit, der allgemeinen Freiheit und der Ehre des deutschen Volkes, für das und zu dem er sprach. Sein ganzes Wesen und Wirken widerlegt die hämische Unterschiebung, daß er schon als Knabe — unter dem Eindrucke der Demütigungen, die den Juden zu teil wurden — eine Art Hannibalschwur gethan habe, Rache an den Verfolgern zu nehmen. Als freier Mensch, als Deutscher, als berufener Sprecher der nationalen Selbstachtung lehrte er Verfolger und Verfolgte, was sie zu thun haben, um sich zu befreien. In und an sich selbst löschte er jede ausschließende und einschränkende Besonderheit aus, um als ein Sprecher des Ganzen zu erscheinen, wie er sich fühlte. Das positive

Ziel, das er in dieser Richtung anstrebte, war die Germanisation des Judentums, die mit der Selbsterhebung des ganzen deutschen Volkes zugleich erfolgen sollte, und das erstere wäre mit dem letzteren zugleich erreicht worden, wenn nicht ein trauriger Rückstoß der Ungerechten und Unfreien die von Börne und seinen Nachfolgern angebahnte Entwicklung aufgehalten hätte.

Aber auch Börnes Verhältnis zum Christentum, das er annahm, und zur Religion überhaupt ist an dieser Stelle ins Auge zu fassen. Daß er den Symbolen, Formen und Legenden der Religion mit innerlicher Freiheit und Unbefangenheit gegenüberstand, versteht sich bei der Höhe seiner Bildung von selbst. Dennoch ist seine Beziehung zum religiösen Leben nicht durch die Schablone der sogenannten Aufklärung zu zeichnen, sondern aus seiner in diesem Punkte sehr selbständigen und eigentümlichen Individualität zu erfragen. Er war eine Natur von starker idealistischer Veranlagung, tiefen Gemütsbedürfnissen und großer Weichheit und Empfindlichkeit des Herzens. Er glaubte fest an die Macht des Gewissens in den Individuen und in den Völkern, an die auf die Dauer nicht vergeblich appelliert werden kann, und an die Quellen eines reinen Gefühls, das zum Guten hintreibt. Auf der andern Seite mit kritischer Schärfe des Verstandes begabt, stellt er alle Kraft der Argumentation und der Dialektik in den Dienst des Gewissens und des Rechtsgefühls, konnte er sich nicht genug thun in den Beweisen, daß das Schlechte und Gemeine zuletzt auch das logisch Unhaltbare sei, gelangt er in seiner stürmisch-ungeduldigen Rechts- und Freiheitsbegeisterung zu rauh energischen Forderungen und idealistischer Strenge. Allein die Schärfung des Verstandes war nur ein Mittel zum höheren Zweck der ethischen Forderung und seinem Herzen war jede Rauheit und jede Härte fremd. Er bekannte sich nie zu jener unbegrenzten Macht des Verstandes, die alle Natur von außen und von innen in Syllogismen aufzulösen sucht und trennte sich hierin scharf von den Hauptvertretern der französischen Aufklärung. Ein echter Deutscher, fühlte er sich zu dem Übersinnlichen hingezogen, das durch das Sinnliche hindurchwirkt, zu einem Höchsten und Letzten, das nicht mehr erweisbar ist, weil es sich von selbst erweist, und so unerbittlich seine Logik war, wenn es die offenen oder verkappten Fürsprecher der Unfreiheit zu bekämpfen galt, war er doch nur unversöhnlich gegen Sünden des Gefühls, während er jenen des Verstandes mit Nachsicht und Milde begegnete. Seine Art zu streiten hat es oft bezeugt und

er hat es in den verschiedensten Formen ausgesprochen — mit großer, jeden Zweifel ausschließender Klarheit in der Schrift „Menzel der Franzosenfresser", die überhaupt als seine Konfession gelten darf und die in litterarischer, ethischer und politischer Beziehung sein Testament bildet. Den Vorwurf, auch edle Männer im Kampfe beleidigt zu haben, weist er dort in den überaus charakteristischen Worten zurück „daß jene Männer, so edel sie auch sein mögen, doch nur für ihr Wissen leben und streiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wissen ist eitel und der Glaube ist stolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das Härteste gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer selbst verbreitet? Habe ich nicht allen Geist und allen Witz, den Preußen und Sachsen gegen mich ausgeschickt, in meinen eigenen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die stolze Zuversicht, mit den erhabensten Geistern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die andern glauben nicht. Unsere Gegner denken nur anders als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln, reden sie nur anders als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unsrigen entgegenzusetzen. Und darum werden wir siegen, und unsere Feinde werden zu Schanden werden." — Von diesem Standpunkte hat er sich niemals abdrängen lassen. Er trug trotz aller modernen Prägung des Wesens, trotz aller Fröhlichkeit, die aus seiner Herzensreinheit entsprang, trotz aller Spottlust, die er nur im Kampfe gegen das Schlechte befriedigte, einen Zug der fanatischen Puristen, der Männer vom Schlage eines Savonarola, in sich, und die für ihn höchst bezeichnende Weise, wie sein Humor in das schwerste Pathos übergeht, entspringt keiner rednerischen Kunstfertigkeit, sondern seinem Bedürfnis, den Gegnern ins Gemüt zu reden, und wenn er ihre Gründe aus dem Felde geschlagen, ihnen als Gewissensrat näher zu kommen. Dem reinen ursprünglichen Christentum, dem ethischen Kerngehalt der Religion stand er mit solcher Veranlagung innerlich nahe, so wenig er sich den Blick für die Irrtümer und Greuel, die im Namen der Kirche verübt worden waren, trüben ließ. In der christlichen Ethik, in der zur völligen Selbstlosigkeit gesteigerten Nächstenliebe, in der schrankenlosen Humanität sah er die Erfüllung des Judentums, aus der das Christentum emporgewachsen und schloß

sich darum innig an den katholischen Demokraten Lamennais, trotzdem der mystische Beisatz der Werke dieses Schriftstellers seinem Naturell nicht entsprach und seinem Verstande sicherlich widerstrebte. Das Christentum, wie er es verstanden und anerkannt wissen wollte, faßte er in folgenden Worten, die an die Hauptstellen des Gespräches zwischen Nathan und dem Klosterbruder erinnern, zusammen: „Jeder, der Liebe hat, ist Christ. Und jeder Mensch muß, sei es auch nur aus Liebe zu sich selbst, etwas lieben und verehren, was nicht er selbst ist. Es ist ein wohlbegriffener Egoismus, einen Teil seines Besitzes bei dem Allgemeinen niederzulegen, das nicht entwendet werden kann, und seine Seele der Ewigkeit zu verschreiben, welche nie etwas schuldig bleibt. Dieser verehrt die Ehre, jener den Ruhm, ein anderer die Tugend oder die Tapferkeit, die Treue oder die Freiheit, die Wahrheit, die Liebe oder die Freundschaft. Fürwahr, das Christentum ist das Pantheon für alle diese göttlichen Kräfte. Tretet ein in den Tempel der Freiheit, ihr betet Gott selbst an, ihr seid Christen." Bezüglich des Wertes, den er den Symbolen, den Emblemen, den äußeren rituellen Vorgängen des religiösen Lebens zuerkennt, sind scheinbar Widersprüche in seinen Schriften enthalten. Wo er den Mißbrauch des äußeren Kultus und der mechanischen Macht der Kirche zu reaktionären Zwecken vermutete oder erkannte, fühlte er sich zur heftigen Opposition gereizt, wo die freie religiöse Übung den Gemütsbedürfnissen in den breiten Volksschichten entgegenkommt und zugleich Verschiedenheiten zwischen Hoch und Niedrig ausgleicht, will er sie geschützt wissen, nicht nur vor äußerer Unterdrückung, sondern auch vor innerer Anfechtung. Die Freiheit des Glaubens war ihm nicht lediglich die Freiheit, nichts zu glauben, sondern auch die unbedingte Anerkennung des Rechtes, sich in jenen Vorstellungen, die verschiedenen Menschen am meisten seelische Befriedigung und ethische Erhebung bieten, zu ergehen. Hier steht er ganz offen gegen Voltaire, mit dem er den großen Gerechtigkeitstrieb gemein hat und dessen Kampf gegen die Willkür und die ausschreitende Autorität er so hochschätzt. „Gegen den Himmel hab' ich mich nie aufgelehnt .... da sei Gott vor, daß ich den Menschen die Religion nehmen will. Ich freue mich von Herzen, daß man in Frankreich in den untersten Klassen wenigstens an Gott glaubt, die Kirchen sind überfüllt."

In dieser Erwähnung Frankreichs liegt der Schlüssel zur Erklärung, wenn auch nicht zur Lösung eines anderen Widerspruchs,

nämlich seiner häufig wiederkehrenden Parteinahme für den Katholizismus gegen den Protestantismus, die zu der Thatsache, daß er Preußens deutsche Mission mit großem Scharfblick vorhersah und das Österreich der Zwanziger- und Dreißigerjahre als die Vormacht der Reaktion befehdete, nicht recht stimmen will. Frankreich wurde ihm eben immer mehr das Musterland volkstümlicher Einrichtungen. In seinem Eifer, durch die Macht des französischen Beispiels auf Deutschland hinüber zu wirken, übersah er die moralischen Gebrechen des Franzosentums, die sich vor, in und nach der Revolution — am stärksten freilich in unseren Tagen — offenbarten. Durch Antrieb und Beispiel der Gegenwart bestimmt, rühmte er den Katholizismus, weil dieser die herrschende Religion in Frankreich war, während er unter dem Eindruck des Muckertums, das in Deutschland die Oberhand gewann, die volkstümliche Einwirkung der Reformation unterschätzte und in einer geistreichen, aber nicht überzeugenden Darlegung Luther, dessen Größe er anerkannte, für die politische Lethargie Deutschlands mit verantwortlich machen wollte.

In Börnes Art und Weise, sich selbst für die Orthodoxie in breiteren Volksschichten zu erwärmen, wirkt unbewußt der Geist jener alten deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts nach, deren Schwerfälligkeit Börne sonst befehdet, insbesondere die Neigung, die volle Freiheit des Denkens zu einer mehr esoterischen Angelegenheit zu machen und nicht propagandistisch auf die Massen zu übertragen. Er hatte hierbei andere Absichten, als seine philosophischen Vorgänger; aber dieselben demokratisch-politischen Ansichten, die ihn antrieben, die höchste Freiheit der Individualität zu verlangen, bestimmten ihn, in Glaubenssachen zwar keinen Zwang zur Rechtgläubigkeit, aber Schonung jener religiösen Anschauung der Massen, die zu einer Macht der Völker geworden war, zu verlangen. Über die Art, wie er sich persönlich zum Glauben stellt, giebt er in seinem schon erwähnten Aufsatz „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens“ — einer seiner wenigen Schriften, die von Dunkelheit nicht ganz freizusprechen sind — einen gewissen Aufschluß. Hier, wie auch später, nimmt er die katholischen Konvertiten, die romantischen Mystiker Deutschlands, die in das österreichische Lager der Ultramontanen übergingen, gegen die Verdächtigung, daß sie dabei ihren persönlichen Vorteil suchten, in Schutz. Er will ihr Verhalten aus rein geistigen und gemütlichen Bedürfnissen erklären, stellt sie als Verzweifelnde hin, die, unbefriedigt vom Gedanken, sich dem unbedingten Glauben

in die Arme stürzen, und bedauert sie wegen ihres inneren Zerfalls, wegen der Preisgebung ihrer Vernunft zu Gunsten ihres Glaubens. Bei dieser Gelegenheit entwickelt Börne eine solche Irrtümer berichtigende Theorie, die dem Goetheschen Pantheismus sehr nahe kommt. Nicht entblößt von der Vernunft und nicht auf Kosten der Ergebnisse sinnlicher Wahrnehmungen, sondern mit aller Wissens-, mit aller Denkfähigkeit muß man sich an den Glauben hingeben, um durch ihn beglückt zu werden. „Sind deine Gedanken nicht bei Gott, ist Gott außer deinen Gedanken. Sind seine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos." Die Forderung, die Börne hier an sich selbst stellt, ist: in die Sinnen- und Gedankenwelt das Göttliche zu verlegen und den Glauben nicht im Kampfe mit dem Denken, sondern als seine letzte Blüte zu erobern. Auch hierin knüpft er an den tiefen Ernst jener Philosophen an, die in der vorkantischen Zeit der Gedankenarbeit die Wege wiesen.

Börnes Übertritt zum Christentum fällt — nicht nur äußerlich — mit seinem Entschlusse, sich ganz und gar der Publizistik zu widmen und dieser in Deutschland neue Wege zu bahnen, zusammen. Er hatte vorher an der Zeitung der freien Reichsstadt Frankfurt mitgearbeitet und diese wohl auch zeitweilig, wie er selbst erzählt, geleitet. Allein es war immer gelegentliche, dilettantistische Beschäftigung. Jetzt reifte der Entschluß, sich ganz und gar dem Schriftstellertum und der Journalistik zu widmen. Leicht hat sich dieser Entschluß nicht durchgerungen. Börne hatte während der Produktion mit inneren Hemmungen zu kämpfen, mit einer Scheu vor dem Hervortreten, mit einer gewissen Trägheit des Naturells, das zu heftiger Erregung neigte, diese aber fürchtete, weil sie ans Herz griff und das ganze Nervensystem durchzitterte. Der erste Tagesschriftsteller seiner Zeit, ist er auch nie ein Schnellschreiber des eigentlichen schriftstellerischen Tagesdienstes geworden, wie man heute so manchen tüchtigen und gediegenen Mann der Journalistik bezeichnen kann. Seine Aufsätze entstanden verhältnismäßig langsam. Vom Tage angeregt, wollte er dem Nächsten auf den Grund gehen und nach unseren heutigen Begriffen waren seine journalistischen Erzeugnisse oft von der Zeit überholt. In seinen Tagen des langsamen Postverkehrs, in denen die Berichterstattung auf Krücken ging, die großen politischen Nachrichten nur spärlich ans Licht gebracht wurden und die Öffentlichkeit lange von einem bekannt gewordenen Ereignis zehrte, konnte sich glücklicherweise in ihm jene höhere Art der Journalistik

entwickeln, die dem deutschen Zeitungswesen erst ein durchgeistigtes Gepräge aufgedrückt hat. Für die Stachelung seiner Energie zu einem selbständigen Zeitungsunternehmen, das Epoche machen sollte, bedurfte es aber eines persönlichen Einflusses.

Wieder war es eine Frau, die entscheidend auf seine geistige Entwicklung einwirkte und den Mut zu regelmäßigerer, organischerer Bethätigung der Kräfte in ihm erweckte. Sie gehörte jenem Frankfurter Kreise an, in dem sich Börne als junger Doktor bewegte und in dem er die öffentlichen Ereignisse leidenschaftlich zu besprechen liebte. Börne lernte diese merkwürdige Frau — Jeanette Wohl mit Namen — im Alter von 30 Jahren kennen. Sie selbst war um drei Jahre älter, ihm im praktischen Blick und im Verständnis für die nächsten Mittel zum Zweck in dem Maße überlegen, als er sie im Wissen, in der ganzen Auffassung der Ereignisse und in der idealistischen Hingebung an das Allgemeine überragte. Er machte sich eine Lebensaufgabe daraus, alles Persönliche in sich zurückzudrängen, um nur den Aufgaben der Völker und des Staates zu leben. Sie übernahm für ihn die Sorge für die leidende und ringende Persönlichkeit, deren Gemütsbedürfnisse niemals gänzlich verstummen können und in deren geheimste Regung nur ein echt weiblicher Blick einzudringen vermag. Sie hatte ein Schicksal hinter sich, als sie in das Leben Börnes eintrat. In sehr jungen Jahren war sie mit einem Mann Namens Otten vermählt worden, der ihrem Naturell fremd gegenüberstand und von dem sie sich, nachdem sie ihn während einer jahrelangen Krankheit gepflegt hatte, scheiden ließ, ohne seinen Namen oder irgend einen Teil seines Vermögens zu beanspruchen. In dieser Schule des Lebens war sie als Weib entsagungskräftig geworden, während andererseits ihr geistiges und gemütliches Anlehnungsbedürfnis sich steigerte. Börne seinerseits fand wieder in dieser Meisterin der Anempfindung und der zart waltenden Sorgfalt, was er in der Zeit, in der er der väterlichen Familie fremd geworden war und der Gesellschaft streitbar entgegentrat, am dringendsten brauchte: innige Teilnahme an seinen Geschicken, aufmerksamstes Gehör und intimstes Verständnis für alle seine Pläne und Bestrebungen, die zur Thätigkeit mahnende und jedes Leid mitfühlende Freundschaft. Auch weiblicher Reiz scheint in jüngeren Jahren von ihr ausgegangen zu sein. Georg Brandes, der unter den Neueren ihr Verhältnis zu Börne am lebendigsten darstellt, schildert sie nach den wohlgetroffenen Bildern aus ihrer besten Zeit

als ein Weib mit länglichem Antlitz, regelmäßigen, ansprechenden Zügen, hoher Stirn, seelenvollem, schöngeschnittenem Munde, etwas funkelnd Innigem im Blicke und einem starken Kinn, das Energie verrät. Gewiß stand ihr Börne auch als Mann nicht gleichgültig gegenüber. Durch die humoristischen Liebeserklärungen seiner Briefe an sie schlägt namentlich in der ersten Zeit eine ernst zu nehmende Überschwänglichkeit hindurch und im Anfange der Bekanntschaft scheint er an die Ehe mit ihr gedacht zu haben. Äußerliche und innerliche Umstände ließen es nicht dazu kommen. Börne war Christ geworden und Jeanette Wohl, die Jüdin geblieben war, wollte um ihrer orthodoxen Mutter willen ihren Glauben nicht wechseln; eine gemischte Ehe aber war um jene Zeit kaum erreichbar. Dazu waltete auf beiden Seiten eine Furcht, die Hochstimmung ihres Verhältnisses in der bürgerlichen Alltäglichkeit zu verlieren und auf Börnes Seite eine an Grillparzer erinnernde Scheu, sich ganz an ein Zweites hinzugeben und sich an ein streng persönliches Verhältnis bedingungslos zu binden. Jedenfalls war die erotische Regung auf beiden Seiten bald überwunden und allgemach bildete sich ein merkwürdiges Verhältnis heraus, dessen Innigkeit durch volle zwanzig Jahre ungetrübt blieb und dem Mann von weichem Herzen und strengem Charakter wohl das einzige stille Glück seines Lebens geboten hat: eine gegenseitige Hingebung in Leid und Freud, in großen und kleinen Interessen, kurzum in allem, was das geistige und gemütliche Leben der Menschen erfüllt — bis auf das eine, was sonst zwischen Mann und Weib den natürlichen Kern aller Hingebung zu bilden scheint. Jeanette geleitet den Freund auf allen seinen Fahrten, mit rastloser Sorge um seine Person, mit unbedingter Teilnahme an seinen Erlebnissen und seinem Schaffen. Sie ist ihm persönlich zur Seite oder sie folgt ihm in ihren Briefen, die ihm, wenn er fern von ihr war, immer unentbehrlicher wurden und die eine große Rolle in seinem Leben spielten. Wenn er ohne die Freundin von Ort zu Ort reiste, giebt er ängstlich von Tag zu Tag die Adresse an, verlangt mit jenem stürmischen Eigenwillen, der sich in einer gesicherten Freundschaft leicht herausbildet, jederzeit den gewohnten Brieftribut, wird heftig, wenn ein Schreiben sich verzögert und dankt leidenschaftlich, wenn die Zeilen der Befreundeten, die so viel über seine Stimmung vermag, endlich eingetroffen sind. Er kann ohne diesen Wiederhall seiner Gedanken und Empfindungen nicht mehr leben, aber er gewöhnt sich auch immer mehr, in den Briefen an

seine Freundin nichts von seinem innersten Wesen schuldig zu bleiben. In ihr sieht er die Welt, zu der er spricht und die ihn versteht. Aus seinen Privatbriefen an sie, die in den nachgelassenen Schriften vereinigt sind, ist ein gut Teil seines Lebens in zwei Jahrzehnten zu erfragen, an ihre Adresse gehen die „Pariser Briefe", in denen Börne in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts sein politisches Glaubensbekenntnis niederlegte und leidenschaftlich für die Befreiung der Völker von allem Drucke kämpfte. Die Opferwilligkeit der Freundin kannte keine Grenzen. Sie besorgt dem Manne, der förmlich ihr Schützling geworden ist, alle lästigen kleinen Geschäfte und ist bemüht, ihn von Geldsorgen möglichst freizuhalten. Einmal war sie daran, ihr Klavier zu veräußern, um ihm eine geplante Reise nach Italien zu erleichtern. Als Börne davon erfährt, schreibt er ihr die schönen Worte, aus denen ebensoviel Resignation als Dankbarkeit für die engelhaft gütige Frau, die nie seine Geliebte war, hervorleuchtet. „Schon viele Menschen sind aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe ist es noch keiner. Nur Sie waren dazu fähig . . . . Es ist ein Glück, daß Sie nie den Mann ihres Herzens gefunden — Sie können den Wein nicht einmal unter Wasser vertragen." Als Frau von vorgerückten Jahren fühlte sich Jeanette Wohl zuletzt doch zu einem beträchtlich jüngeren Manne erotisch hingezogen und schloß einen späten, glücklichen Ehebund. Was sie mit diesem Manne, dem Frankfurter Kaufmann Strauß zusammenführte, war zunächst die gemeinsame Verehrung für Börne, und in der Antwort auf den Werbebrief des Freiers stellt sie die Bedingung, daß ihr Verhältnis zum Freunde keine Änderung erleiden darf. „Der Doktor hat niemand auf der Welt, als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles, was sich mit diesem Namen Freundliches, Teilnehmendes, Wohlwohlendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollten Sie ihm das mißgönnen?" Strauß ist weit entfernt von dieser Mißgunst, er willigt ein, daß der „Doktor" sich im Hause Strauß zu Hause fühle, wie er bei Madame Wohl daheim gewesen ist. Er wetteifert mit seiner Frau in der Verehrung und Fürsorge für den Freund, der durch seine körperlichen Leiden immer mehr auf Pflege angewiesen ist. Zuletzt, zu Beginn der dreißiger Jahre, übersiedelt das Ehepaar um Börnes willen nach Paris, bereitet dem Einsamen die Freuden der Familie, gewährt dem Kranken Hilfe und Trost. Die letzten Worte des Sterbenden waren Dankesworte für Jeanette, den guten Engel seines Lebens.

Zu dem Wesentlichen, das Börne dieser Frau dankte, gehört auch die Ermutigung zu seinem ersten publizistischen Unternehmen. Er hatte zu Jeanette oft in kräftigen Ausdrücken über die Unzulänglichkeit der deutschen Journalistik gesprochen und seinem Ärger über neu erschienene Schriften drastischen Ausdruck gegeben. Einmal, im Jahre 1817, beantwortete sie ihm diese scharfen Kritiken mit der Erinnerung an die Pflicht des Könnenden, es besser zu machen: „Das Publikum liest eben das, was man ihm bietet und es würde gewiß eine bessere Lektüre wählen, wenn begabtere Männer ihm eine solche böten, Sie sollten schreiben." Das Wort zündete und auf gelegentliche journalistische Arbeiten, von denen bereits die Rede war, folgte bald darauf ein selbständiges publizistisches Unternehmen, die Begründung der Zeitschrift „die Wage", die in Gehalt und Tendenz das Gepräge des Börneschen Geistes trug und die in der gebildeten Welt Deutschlands ausnahmslos als ein Ereignis begrüßt wurde. Die Wage, die etwa fünf Jahre, 1818 bis 1821, erst im Frankfurter Verlage der Hermannschen Buchhandlung, dann im Selbstverlag, endlich bei Laupp in Tübingen in freien Heften erschien, nannte sich eine „Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst". Die Bezeichnung war mit gutem Bedacht gewählt. Das Symbol der Wage deutete auf unbedingte Gerechtigkeit hin, der erklärende Beisatz aber drückte Börnes Bestreben aus, die Litteratur mit dem Leben aufs engste zu verbinden und stellt mit Absicht das Bürgerleben, dem Wissenschaft und Kunst dienen soll, voran. Alle drei, bürgerliches Leben, Wissenschaft und Kunst, sollten „eine heilige Einheit bilden, die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des frohen Menschen und das Hausgewand des ruhenden Vaters" sein. So hieß es in der Einleitung des ersten Heftes, in der zunächst die Ankündigung neu abgedruckt, dann ein Artikel über die angebliche Preßfreiheit in Bayern, der satirische Aufsatz „Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel", eine Reihe von Theater- und Buchkritiken und eine Folge von Aphorismen geboten wurden. Das Ganze ist von Einem Geiste erfüllt, in Einem Tone gehalten und von einheitlichem Wollen beseelt. Mut zur Wahrheit und zur Selbsterkenntnis wurde da gefordert und bethätigt, der feigen, lässigen, in ihren Gewohnheiten erstarrten Philisterschaft ein Spiegelbild entgegengehalten, eine freiere Bildung, ein höheres Leben, ein stolzeres Einbekenntnis der volkstümlichen Rechte und Bestrebungen verlangt. All dies mit Leidenschaft und doch mit Geschick, mit Temperament

und zugleich mit geistvoller tiefer Begründung, mit Energie und dabei doch mit gewinnender Besonnenheit Man vernahm da wieder die dramatische Lebendigkeit, die in Lessings publizistischer Polemik die Geister aufgeweckt hatte, aber die alte Rüstung Achills diente einem neuen Kampfe und einem neuen Geschlechte. Die Kritik bezog sich nicht nur auf Kunst und Wissenschaft, sondern auf die ganze Breite des bürgerlichen und politischen Lebens und das Litterarische erschien als eine Seite der ganzen volkstümlichen Bethätigung aufgefaßt. Zugleich offenbarte sich eine eigentümliche Kunstform des Ausdruckes, eine rückhaltende und durch die Rückhaltung geschärfte Satire, der die Censur als Schleifstein diente, eine liebenswürdige Selbstironie, ein Gemisch von Pathos und Humor, das durch die Einheit der Empfindungen organisch verbunden war, eine liebenswürdige persönliche Bescheidenheit, die mit der Kühnheit im Dienste des Allgemeinen Hand in Hand ging. Der Erfolg war ein außerordentlicher, die neuen Blätter gingen von Hand zu Hand, fanden die lebhafte Zustimmung aller, die sich nach einer freien geistigen Regung sehnten, und den Widerspruch der Philister, der Reaktionäre und der Unwahren, die sich getroffen fühlten. In den maßgebenden litterarischen Kreisen war der Erfolg ein unbestrittener. Gentz, längst nicht mehr im Zug der volkstümlichen Begeisterung, sondern ein abgekühlter Genußmensch und Reaktionär, konnte nicht umhin, das Geistreiche und Witzige der neuen Erscheinung anzuerkennen, die in Berlin litterarisch allmächtige Rahel, die Gattin Varnhagens von Ense, schwärmte von dem neuen Mann, den sie treffend in den Worten charakterisierte: „Er ist scharf, tief, gründlich, wahr, mutvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen, wie einer der guten Alten; empört, wie man soll und, so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mann.“ Adolf Müllner, damals allmächtiger Kritiker, begrüßte die neue litterarische Erscheinung und konnte ihr, trotzdem die vernichtende Kritik über Houwald, seinen Nachahmer und Anhänger, ihn verletzte, die Anerkennung im ganzen und großen nicht versagen. Das Entscheidende war selbstverständlich der Eindruck auf das gebildete deutsche Publikum, der Wiederhall in allen geistig angelegten Kreisen, der volle Erfolg der Absicht, ins Leben einzudringen und durch die Macht des Wortes Gesinnung und Thatkraft zu heben. Als Herausgeber und Verfasser der Wage — fast die ganze Zeitschrift enthielt Beiträge aus Börnes Feder — war der Publizist plastisch in die Erscheinung getreten. Seine Eigenart, der Kern seines Wollens, die

auf unverrückbare leitende Ideen bezogene Vielseitigkeit des Beobachtens und Denkens hatte sich enthüllt. Hier wollen wir in der Darstellung des Lebens innehalten, um den Charakter des Schriftstellers und des Denkers etwas schärfer ins Auge zu fassen.

IV.

Börne als Schriftsteller.

Börnes Stil ist der der bewußten Subjektivität, der sich eingestehenden Eigentümlichkeit. Wie in der Politik, erhitzte sich Börne auch in der Litteratur für die individuelle Freiheit. Er wollte nicht Gesetze geben, Dogmen verkünden oder sich in andere vorgestellte Persönlichkeiten hineinleben, sondern sein innerstes Gefühl und Denken offenbaren und dadurch auf verwandte Geister wirken. Auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung thut er dies mit voller Klarheit über sich selbst, mit dem sichersten Gefühl für die Art und die Grenze seines Könnens. Diesen starken Ausdruck der Subjektivität steigerte er in sich zu einer besonderen Kunst, die in ihrer Vollkommenheit auch ihre Schranken fand. Er wurde zum Meister jenes Stils, der dem gedruckten Worte die Lebendigkeit der Sprache mitteilt, der vor allem auf das Gefühl wirkt und alle Kräfte, die ihm zu Gebote stehen, seine Beobachtung, Humor, Nachdruck und beweiskräftige Folgerung in den Dienst dieser Aufgabe stellt. Er war der Erste, der der Journalistik die Schwungkraft der Rede gab und ihr jene bedeutsame Mittelstellung zwischen der Feierlichkeit der Kanzel und der Bewegtheit des Parlaments, zwischen der Abgeschlossenheit der Kunst und den Abstraktionen der Wissenschaft anwies, in der sie bis zum heutigen Tage den Beruf erfüllt, das Anregende und Bedeutende in die weiten Kreise der geistig Empfänglichen hinauszutragen. Diese Erregbarkeit und Lebendigkeit aber, die seinem Stil einen persönlichen Charakter aufdrückt, die uns aus dem gedruckten Worte die Klangfarbe der Stimme vernehmen und den heißen Atem der Rede empfinden läßt, dient einer reichen Subjektivität, die nicht etwa die ganze Außenwelt zum Symbol ihrer eigenen Stimmungen, Leiden und Kämpfe macht, sondern sich — umgekehrt — mit dem Feuer der persönlichen Anteilnahme an das Wohl und Wehe von Staat und Gesellschaft hingiebt, die alle individuelle Kraft aufbietet, alle individuellen Interessen zurückdrängt oder ironisch unterordnet, um dem Ganzen zu dienen und allen eine höhere Empfindung ihres eigenen Selbst mit-

zuteilen. Dieser Drang, von dem alle bedeutend angelegten Naturen beseelt sind, nahm in Börne die Richtung auf das Nächste, auf die Gegenwart, auf das Ereignis des Tages, auf den Zustand und die allgemeine Forderung der Zeitgenossen, auf das in Lust und Leid, in Arbeit und Genuß pulsierende Leben seines Volkes und seines Vaterlandes. Die reine Forschung und die objektivierende Kunst sah Börne getrennt vom Volkstum ihre eigenen einsamen Wege gehen, Erkenntnis und Lebensfreudigkeit wenigen vorbehalten, die ihr geistiges Gut mit der Menge nicht teilen wollten, das deutsche Bürgertum in philiströser Erstarrung, die Menge bedrückt, das Gemeingefühl der Nation und des Vaterlandes in allen Schichten der Gesellschaft zurückgedrängt. Aus diesem Zustande wollte er erwecken, gegen diese Erstarrung ankämpfen, gegen dieses Unrecht die Gemüter anfeuern, gegen diese Selbsterniedrigung das Selbstgefühl in Wehr und Waffen rufen. Er knüpfte an alles an, was Bewegung, rascheren Blutlauf, Erstarkung der Geister und Förderung des Selbstvertrauens verhieß, an alles, was den Menschen gemeinsam war und als belebender elektrischer Strom durch die Menge des Volkes dringen konnte, an den Kulturstand, an die staatlichen und gesellschaftlichen Fragen, an Kunst und Litteratur, an Religion und Wissenschaft. Auf allen diesen Gebieten wollte er das Hemmende und Bedrückende hinwegräumen, der Freiheit des Blickes und der Empfindungen eine Gasse bahnen. So ergab sich ihm ein großer Reichtum an Interessen, eine encyklopädische Wirksamkeit, eine rastlose Vielseitigkeit im Dienste der befreienden Idee. Nie sank diese Neigung zum bewegten Markte des öffentlichen Lebens zur mechanischen Berichterstattung, zur Schwäche gegen die herrschende Mode, zur Liebedienerei gegen die herrschenden Machthaber herab. Zur Mitteilung gesellte sich das lebhafte Gefühl, das dem Ausdruck Farbe und Wärme gab und ein schlagfertiges Urteil, das dem Worte das Siegel selbständigen Denkens aufdrückte. Aus diesem Bedürfnisse des Naturells und der Tendenz entstand Börnes eigentümlicher Stil, der der leidenschaftlich hochgestimmten Subjektivität, der des beschwingten Urteils, das dem Fluge der Ereignisse folgt, des schlagfertigen Witzes, der pfeilschnell das Unrecht und die Thorheit erreicht, des überströmenden Enthusiasmus, der sich in jede Woge des Fortschrittes ergießt, um ihren Lauf zu beschleunigen, der ungeduldigen Satire, die ätzt und geißelt, um das Scheintote zu erwecken. Ein Stil, der sich von der Schwere des dogmatischen Vortrages mit Bewußtsein befreit, um in der Raschheit und Kürze seiner

Wendungen dem unaufhaltsamen Laufe der täglichen Ereignisse zu folgen und dessen Rüstung nichtsdestoweniger aus scharfen, blanken Geisteswaffen bestand, ein Stil von Epigrammen, die in ergreifendem Ernste und aufforderndem Spott jedem Tag die Losung an die Stirne schrieben.

Selbstverständlich ging die individuelle Bildung des Börneschen Stils durch eine Fülle litterarischer Eindrücke, die namentlich in den ersten Bildungsjahren, in denen er sich des Instrumentes der Sprache bemächtigte, und in der Frankfurter Zeit der stillen Sammlung und Vorbereitung bestimmend auf ihn einwirkten. Die früh entwickelte Anlage des Naturells aber zog nur Verwandtes an sich heran und stieß alles Fremde ab. Börnes Stil ist weder ein eklektischer, der in verschiedenartigen Farben schillert, noch ein nivellierter, der sich in der Allgemeinheit der Bildungssprache verliert, sondern ein durchaus selbständiger, von innen heraus, im Drange nach der Entladung des Gefühls erarbeiteter, und die Einflüsse, die sich nachweisen lassen, vereinigen sich zu einem einheitlichen Strom von eigenwilligem Laufe. Die deutschen Klassiker waren ihm genau vertraut, ohne daß sich ihre Darstellung unmittelbar auf ihn übertrug. Nur Lessing glaubt man manchmal aus seiner dramatisch-belebten Art der Kritik, aus den sprunghaften Übergängen vom ruhigen Tone der Darlegung, zur Frage und zur Ansprache zu vernehmen. Der Geschichtschreiber Johannes Müller war ein Lieblingsschriftsteller seiner Jugendzeit. Die vielsagende Knappheit kurzer, nackter Sätze, die Börne in brieflichen Mitteilungen, in epischen Unterbrechungen seiner gedanklichen Aufsätze, und als Ruhepunkte nach langen bewegten Perioden anzubringen liebt, sind vielleicht auf den biblischen Ton dieses Historikers zurückzuführen. Unverkennbar groß war die Einwirkung Jean Pauls, dessen Werke Börne mit Rührung und Begeisterung las und für den er als Vortragender in der Frankfurter Gesellschaft Freunde warb. Den Reiz halbversteckten Gedankenspiels, der belebenden Gleichnisse aus allen Sphären des Natur- und Kulturlebens, die den Gedanken anschaulich machen, die harmlose Koketterie mit der eigenen Person, den gutmütigen Spott über Herzensschwäche, den schwellenden Reichtum der gesteigerten Rede hat Börne unverkennbar von Jean Paul angenommen, aber das Empfangene erhielt eine ganz neuartige Prägung. Börnes Ausdrucksweise ist lichter und einfacher, sein Witz unvergleichlich knapper und schärfer, seine Überschwenglichkeit verständlicher und seine Ten-

denz klarer als jene Jean Pauls. Der Dichter des „Titan“ und des „Hesperus“ führt uns in ein Dickicht von Sätzen und Vorstellungen, durch das wir nur mühsam hindurchdringen können. An der Hand Börnes schreiten wir auf gebahnten Wegen zur Gedankenhöhe empor; was Jean Paul in Goldklumpen bietet, ist bei Börne ausgemünzt und rasch und sicher zu verwerten. Dazu kommt der Gegensatz der Tendenz. Jean Paul hat in erster Linie sein Gebilde vor Augen, das er mit der Zauberlaterne seines beweglichen Geistes von den verschiedensten Seiten beleuchtet. Börne will in erster Linie propagandistisch wirken, dazu dienen ihm einheitliche klare Bilder, die durch den Sinn auf die Gesinnung, durch die Anschauung auf das Gemüt einwirken. Jean Paul und Börne lieben die schlagenden Antithesen, aber die Gegenüberstellungen Jean Pauls sind häufig mit Absicht gesucht, bloß auf den Witz, der das Entfernteste in überraschender Weise zusammenführt, berechnet, Börnes epigrammatisches Spiel mit Kontrasten geht auf den tiefen ethischen und logischen Gegensatz, der möglichst scharf, wie Nacht und Licht, vor dem Sinn erscheint. Brandes hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß hier der Einfluß der Franzosen, die so gerne Sinn und Gegensinn in die gleichen Schalen des Alexandriners legen und in ihren Aphorismen die Gegensätze so fein herausschleifen, mitgewirkt habe. Es liegt aber etwas Schweres, Ernstes, Vollwertiges in diesem Antithesenspiel Börnes, das noch auf andere Quellen hinzudeuten scheint. Er selbst erzählt halb scherzhaft davon, daß er sich eine Zeitlang mit Übersetzungen aus dem Tacitus beschäftigte und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser finstere, strenge, sittlich rigorose Geschichtschreiber, dessen Enthaltsamkeit im Ausdruck überdies an die Reserve unserer liberalen Schriftsteller in den Tagen der Censur erinnert, in allem Ernste den Geist Börnes tiefer beschäftigt hat. Nach seiner ganzen Veranlagung fühlte er sich immer nur zu jener Form hingezogen, die einem ihm sympathischen Charakter und Zwecke diente und da mochte ihm wohl die Ausdrucksweise des Tacitus, der einem moralisch gesunkenen Staatswesen und dem Cäsarentum des ehemals freien Staates auffordernde Bilder entgegenhielt, zum Gegenstande der Neigung und des Studiums werden. Die Vorliebe des römischen Geschichtschreibers für die Symmetrie der Satzteile, für das Gleichgewicht der zeitlich, räumlich und geistig einander entgegengesetzten Vorstellungen ging bekanntlich so weit, daß die historische Kritik gewisse Abweichungen vom geschichtlichen Sachverhalt auf dieses stilistische

Bedürfnis zurückführte. Bei Börne findet sich vielfach diese Taciteische Gedrungenheit der Gegensätze, diese Neigung für symmetrische Satzteile, die bei ihm manchmal so weit geht, daß er gegen den Geist der deutschen Sprache ein stärker belastetes Objekt im Nebensatze hinter das Zeitwort setzt, um das Satzgefüge in gleich schwere Teile zu sondern. Vielfach ist die Einwirkung der englischen Humoristen auf Börne behauptet und zumal die Parallele mit Swift herangezogen worden. Aber wir wissen aus Briefen des Publizisten an Jeanette Wohl, daß er Swift erst in späteren Jahren, angeregt durch die erwähnten Parallelen, gelesen hat und wir haben keinen Anhaltspunkt, in irgend einer Lebensperiode Börnes eine eifrige Beschäftigung mit der englischen Litteratur anzunehmen. Sogar Byron, der die ganze Zeit mit seinem Ruhm erfüllte, hat erst spät seinen Enthusiasmus angeregt. Daß einerseits die englische Publizistik mit ihren populären Wochenschriften, die ja überhaupt erst das deutsche Zeitschriftwesen zur Reife brachten, daß andererseits der specifisch englische Humor mit seiner Kleinmalerei, seiner Selbstironie, seiner schalkhaften Neckerei des Lesers und seiner mutwilligen Laune, die die Illusion auflöst, mittelbar — namentlich durch Jean Paul — auf ihn eingewirkt hat, bedarf kaum erst der Erwähnung. Ein unmittelbarer Einfluß ist aber nicht nachzuweisen und schon Gutzkow bezeichnet es als wunderbar, als einen merkwürdigen Zufall, daß Börne und Swift bei so viel Verschiedenheit des Charakters so viel auffallende Ähnlichkeit des Stils und der Satire an den Tag legen. Nachweisbar hat Börne seine Form nur an solchen Schriftstellern geschult, deren Geist ihn anzog und befriedigte. Die Methode, die Form abzuziehen und neu anzuwenden, lag ganz außerhalb seiner Art. Der Geist entzündete sich am Geiste, um selbständig zu leuchten und zu wärmen. Aus den empfangenen Elementen bildete er sich seinen Stil, der voll bewegender Kraft, voll Reiz und Eigentümlichkeit ist und der die Leser von heute nur darum so vertraut anmutet, weil er als die glücklichste Form für die schlagfertige Wiedergabe wechselnder Eindrücke und für knappe und scharfe Urteile vielfach in die Journalistik des 19. Jahrhunderts übergegangen ist. Dennoch behauptet Börne nicht nur in den Gedanken, die er in leidenschaftlicher Erregung aus dem Innersten hervorholt, gleichsam, wie der Kirchenvater sagt, aus dem Herzen aufsteigen läßt, sondern auch in der Ausdrucksweise den Musterschutz der Originalität. Ihm ganz eigentümlich ist der leichte Ansatz zu einer schweren, tiefgreifenden Betrachtung, die Art sich ver-

traulich, wie in einem launigen Gespräche anzunähern und den Geist immer tiefer in ein ernstes Problem hereinzuziehen, ist der Übergang von scheinbar leichten Scherzen, von der spielenden Ironie zum wuchtigen Pathos des Ernstes, das urplötzlich und doch niemals unvermittelt aus dem scheinbaren Gedankenspiel hervorspringt und das um so wirksamer, je weniger die Arbeit des Beweises merklich war, je mehr die gesuchte Wahrheit im Licht des Evidenten, des Selbstverständlichen erscheint. In allen seinen Werken zusammengenommen, findet man nicht die stilistische Notbrücke „Scherz beiseite", die für unbeholfene Pedanten den Wechsel der Tonart vermittelt. Der Ernst steht immer schon gewappnet hinter seinem Scherze, man sah seine Rüstung, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, hindurchschimmern und wird zugleich überrascht und befriedigt, wenn er im vollen Waffenglanz hervortritt. Echt Börneschen Ursprungs — freilich in der Entwickelung gefördert durch die Censur, die im ersten Jahrzehnt der Wirksamkeit zur vorsichtigen Wahl und Feinheit des Wortes hindrängte — ist die Kunst der Andeutung, die den Leser das Letzte erraten läßt, und die durch die Übertragung der geistigen Arbeit auf den Empfangenden den Gedanken noch tiefer dem Sinn und der Gesinnung einprägt. Und nicht minder ursprünglich ist jene Börnesche Eindringlichkeit der Darstellung, die sich in treffenden Symbolen nicht genug thun kann, aber diese Symbole nach dem Grade ihrer Kräftigkeit steigert und eine Reihe von abgeschlossenen Gleichnissen, von denen das folgende immer höher greift als das vorhergehende, wie Quadern, die aufeinander wuchten, bis zur Krönung des bildkräftigen Gedankenausdruckes durch ein lapidares zusammenfassendes Wahrwort emporführt. Das Muster- und Meisterstück dieser Darstellung ist die Denkrede auf Jean Paul. Die Form ist zuletzt bei Börne nirgends von der Sache, die er vertrat, zu trennen und zwar nicht nur so, wie dies bei jedem zur Kunstform vorgedrungenen Schriftsteller der Fall ist, nicht lediglich darum, weil sie der notwendige Ausdruck des Gefühls und Gedankens ist und damit organisch zusammenhängt, wie die Fruchtschale mit dem Kern, oder besser wie das Hautsystem mit den inneren Organen der Menschen, sondern, weil sie ihm ein Mittel für einen über sein Werk hinausgreifenden Zweck, weil sie durch eine ausgesprochen agitatorische Absicht, die etwas Bestimmtes im Leben ausrichten, einen Willen durchsetzen und in That umsetzen will, gefordert ist. Die Theorie vom Kunstwerke, das sich selbst Zweck ist, hat er für seinen Teil nie anerkannt und wenn er auch mit lebhaftem

künstlerischen Gefühle begabt, von einer derartigen in sich ruhenden Schöpfung ergriffen wurde — man denke nur an die Art, wie er Mozart gewürdigt hat — so nahm sein Urteil doch immer wieder die Wendung auf den moralischen Anteil der Kunst an der Gestaltung des bürgerlichen Lebens. Sein eigener Wille und so auch seine eigene Kunstform war ganz und gar von dieser Anteilnahme durchdrungen und das große Stoffgebiet des täglichen Lebens, das er in den Kreis seiner Darstellung und Beurteilung zog, erhielt dadurch seine Ausdehnung und Umgrenzung. Er war der geborene politische Mensch, von Haus aus geneigt, die öffentlichen Einrichtungen, das Zusammenleben der Menschen in der Gliederung der Völker und Staaten, das Maß der staatsbürgerlichen Freiheit sinnend zu betrachten, an dem Maßstabe des Naturrechtes zu prüfen und von einem natürlichen Triebe beseelt, nach dieser Seite hin sein Rechtsideal zu verwirklichen. Nachdem er aus seiner Sturm- und Drangperiode, in der ihn ein persönlicher Glückstraum aufs tiefste bewegte und erschütterte, geläutert hervorgegangen, drängt sein ganzes Gefühlsleben in die politisch-sociale Aufgabe hinein und lenkt ihn dorthin, wo das öffentliche Leben höhere Wogen schlägt und die Gesinnungen der Menschen am wirksamsten beeinflußt werden.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, zumal in den ersten Jahren nach dem Abschlusse der heiligen Alliance war das Bewußtsein der großartigen Ereignisse, die sich auf der Weltbühne abgespielt hatten, noch gar nicht in das deutsche Volkstum eingedrungen. In einer mächtigen Aufraffung hatte man das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt, in einer von oben her begünstigten Erschlaffung hatte sich das Volk in das Joch der alten heimischen Zustände, in das Kleinstaatenwesen und die Bevormundung durch reaktionäre Regierungen zurückgefunden. Wohl der einzige Ort, an dem man sich frei versammelte, um sich einer höheren Kollektivempfindung hinzugeben und sich jenseits des engen philiströsen Daseins an Menschheitsfragen und Völkerschicksal zu erwärmen, war um jene Zeit das Theater. Dichter und Denker waren den Männern der That in der Befreiung der Geister vorangegangen und so ergab es sich von selbst, daß die wirksamste und lebendigste Dichtung in einer Zeit, in der das politische Selbstbewußtsein noch nicht erwacht war, den Gebildeten und Bildungsfähigen als die wichtigste nationale Angelegenheit erschien. Befreiende Gedanken waren hier zuerst für alle ausgesprochen, die edelste Form der Kultur für alle gewonnen worden. So hatte sich

um das Theater ein Nimbus von Heiligkeit und Weihe verbreitet, wie bei keinem anderen Volke; denn anderswo waren verschiedene Kräfte gleichzeitig erwacht und vielfach war das gespielte Drama gegen das Drama des Lebens zurückgetreten; anders in Deutschland, wo die Renaissance des politischen Lebens so lange auf sich warten ließ. Das Theater behielt eine lange Zeit hindurch die herrschende Stellung im Volksleben. Es war freilich zu Börnes Zeit so wenig, wie heute, das Theater Goethes und Schillers. Die leichtere Ergötzung, die nur zwischendurch die edlere Anregung für eine Minderheit des Publikums zu Worte kommen ließ, beherrschte die Gemüter und erzeugte einen mehr äußerlichen Personenkultus, der die Weihe der deutschen Bühne für sich in Anspruch nahm. Was der Bühne in ihrer höchsten Aufgabe an Bedeutung zukommt, wurde auf unbedeutende Erscheinungen, die dem Bedürfnis nach flüchtiger Zerstreuung entsprachen, übertragen. Der herrschenden Reaktion war dieses Geschwätze von nichtigen Dingen, dieser Schauspieler- und Sängerkultus, in den, wie in einen Kanal der Strom der Gefühle und Meinungen abgelenkt wurde, hochwillkommen. Börne verachtete diesen hohlen Theaterenthusiasmus, den wir heute den vormärzlichen nennen und dessen Nachwirkungen noch nicht ganz überwunden sind. Keiner hat die Wichtigthuerei, die Selbsttäuschung, die Lächerlichkeit und Seichtheit dieses Getriebes schärfer gegeißelt, als er. Aber er hatte etwas zu sagen und er sagte es auf dem Platze, von dem aus er reden konnte. Theaterkritiken nahmen eine Zeitlang einen bedeutenden Raum in seiner Thätigkeit ein. Die Bretter bedeuteten ihm wirklich die Welt und das Theater war ihm „Abdruck und Körper der Zeit". Er sah in der Bühne, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, den Spiegel des Lebens und zerschlug den Spiegel, wenn ihm das Bild mißfiel. Sicher ist, daß ihm von allem Anfange an die Fragen des öffentlichen Lebens höher standen, als die der Kunst und daß die Gesetzgebung des Staates ihn innerlich stärker beschäftigte, als die der Dramaturgie. Allein, man geht zu weit, wenn man aus seiner geistvollen Vorrede zu den gesammelten dramaturgischen Blättern, die er im Jahre 1829 schrieb, auf die Stimmung zurückschließt, in der die älteren dieser Blätter entstanden sind, und wenn man in seinen Schauspielberichten nur versteckte politische Artikel erblicken will. Er meinte es redlich mit der Kunst als einer Seite des volkstümlichen Lebens, die mit der Veredelung des Charakters und mit der Verfeinerung des Gefühls so enge zusammenhängt, er war voll Fein-

gefühl für jeden künstlerischen Eindruck und selbst in späteren Jahren, da er ähnlich wie Lessing darüber klagte, daß die Deutschen es zu keiner Nationalbühne bringen können, weil sie nicht national geeinigt und erstarkt seien, gilt sein Schmerz über diese Thatsache nicht nur der Ursache, sondern auch der Wirkung. Er stellt sich von Anfang an in seinen Kritiken nicht auf den Standpunkt des ästhetischen Gesetzgebers und die stolz bescheidene Art, mit der er sich später einen „Naturkritiker" nennt, schlägt schon in manchen subjektiven Wendungen seiner ersten dramaturgischen Aufsätze durch. Dennoch hat er, schlechtweg als Dramaturg betrachtet, nach mancher Richtung hin entscheidend gewirkt und seine Kritiken sind nicht nur wegen ihres sprühenden Witzes, wegen ihres Reichtums an Aphorismen, wegen ihrer köstlichen Anspielungen auf zeitgenössische Vorgänge, sondern auch wegen ihrer fein begründeten Urteile lesenswert. Mit großem Scharfsinn zergliederte er die Komposition, mit feinstem Gefühle unterschied er die Naturlaute von der angenommenen theatralischen Sprache, mit tief eindringendem Urteile schärfte er den Blick für das Wesen des poetischen Stils, für sprachlogische Fehler, für verwirrende Gleichnisse, für hohlen Schwulst und abgeschmackte Seichtheit. In seinen vernichtenden Kritiken über Houwald besiegelte er das Schicksal der veräußerlichen und verkleinlichten Schicksalstragödie. In seinen kurzen Satiren über die Philisterlustspiele seiner Tage brachte er die Enge des Lebens und die Schwächen der Kunst zugleich zum Bewußtsein. Er hatte ein offenes Auge für Kraft und originale Feinheit und gehörte zu den ersten, die dem jungen Grillparzer und dem auferstehenden Heinrich von Kleist den Lorbeer reichten. Seine Analysen bedeutender Konflikte und Charaktere, wie der Gestalten in Grillparzers Sappho, dringen in alle Tiefen der Motivierung ein. In der Art, wie er, die Handlung nachprüfend, die innere Berechtigung jeder Wendung an den dargestellten Individualitäten zu erkennen sucht, nimmt er die Richtung des Charakterdramas, das in unseren Tagen auf der lebendigen Bühne den Sieg davontragen sollte, vorweg. So steht er in der ersten Reihe unserer deutschen Kunstkritiker. Er wies rastlos auf das Tiefe und Bedeutende und trug wesentlich dazu bei, den Ernst im Gebiete bewußter Täuschung zu heben und den Blick für innere Wahrhaftigkeit des Dargestellten zu schärfen. Auch über die Kunst der Schauspieler, über ihre Irrtümer und über ihre glücklichen Eingebungen hat er uns eine Reihe wertvoller Beobachtungen hinterlassen. Schritt für Schritt kann man es freilich in

seinen Kritiken verfolgen, wie sein Interesse am politischen Leben überhand nimmt, wie der Ästhetiker, der beiläufig bemerkt, bis an sein Ende sich in seinem Naturell bethätigte, sich immer mehr dem Politiker unterordnet. Wie vielen Malern das gewählte Motiv nur ein Vorwand für eine Farbenwirkung ist, so kam er schließlich dahin, ein dramaturgisches oder ästhetisches Motiv, dem als einem allgemein bekannten das Interesse gesichert war, für den kräftigen farbensatten Ausdruck seiner Überzeugung in den schwebenden staatlichen Fragen als Untergrund zu benützen. So verhält es sich namentlich mit seinen spät entstandenen Kritiken über Shakespeares „Hamlet", über Schillers „Wilhelm Tell" und Immermanns „Trauerspiel in Tyrol". Aus den dramaturgischen Aufsätzen wurden Studien des Volkscharakters, geschichtlich-politische Essays, anfeuernde Reden eines tiefbewegten Volkstribuns. Die Fühlung mit dem Wesen des Kunstwerkes ging aber dabei nie vollständig verloren und die Eigentümlichkeit des Standpunktes hat, was zu wenig gewürdigt wird, für die Dauer zu einer Erweiterung der Kunstansichten geführt. Börne war unseres Wissens der Erste, der die Entstehung und Nachwirkung eines Kunstwerkes, das wie der Mensch, von dem es herrührt, im Zuge einer gegebenen Kultur steht, im Zusammenhange mit den herrschenden politischen Verhältnissen und dem Stande der volkstümlichen Entwickelung betrachtete. Alle ästhetische Prüfung vor ihm ging darauf, das rein Menschliche von den zeitlichen Voraussetzungen abzulösen, Börne lehrte, die Charaktere der Dichtung und ihre nach Ort und Nation verschiedenen Wirkungen aus dem Geiste der Zeit und aus dem Volkscharakter heraus verstehen. Sein Essay über Hamlet, an dem er das Wesen des germanischen Charakters erläutert und dessen unvergleichliche Wirkung in deutschen Landen er so tief begründete, ist ein Meisterstück dieser neuartigen Auffassung großer Dichter und, wie denn die ehrlichen Wahrheitsucher, die ein Bedeutendes von verschiedenen Seiten gründlich betrachten, einander so oft in ihren Ergebnissen begegnen, wird der Hamletcharakter, den Börne als ein Spiegelbild des deutschen Volkswesens auffaßt, durch dieses Gleichnis, das eine tiefe innere Beziehung aufdeckt, auch nach der poetischen Seite hin dem Verständnis nähergerückt. Freilich ging die Erweiterung des ästhetischen Urteils mit der Einseitigkeit Hand in Hand. Der neue Standpunkt wurde für Börne mit der Zeit der einzige und brachte ihn endlich dahin, die Gebilde der Dichtung lediglich daraufhin anzusehen, ob sie geeignet wären, das Volkstum zur Befreiung von

unwürdigem Drucke anzufeuern und die freiheitlichen Bestrebungen der Zeit zu verstärken. Schillers „Tell“ und die Gestalten in Immermanns erwähnter Tragödie sind ihm zuletzt nicht mehr Charaktere, die im Organismus einer ergreifenden Dichtung eine bestimmte Aufgabe erfüllen, sondern schlechtweg geschichtliche Typen volkstümlicher Befreiung, die er wie zeitgenössische Figuren des politischen Lebens beurteilt. Er tadelt an ihnen, was sie für eine Rolle in seinen Zukunftsträumen untauglich machen müßte, was ihnen zu auffordernden Vorbildern für die nach seiner Überzeugung notwendige Volkserhebung zu mangeln schien. Das ist freilich ein Augenpunkt, dem allgemach das Kunstwerk und die Absicht des Autors immer mehr entschwinden und dem zuletzt die Bühne nur mehr als die Tribüne des Volksredners erscheint. Es sind keine dramaturgischen Blätter mehr, an denen man das Wesen der Kunst erkennen kann, aber gehaltvolle geschichtliche Essays, die an das Motiv des Dichters anknüpfen, um die Welt, in die das Motiv verlegt ist, wenn auch nicht die Spiegelung dieser Welt, mit Geist und Temperament zu betrachten. Aus dieser Einseitigkeit der Auffassung, die sich immer temperamentvoller äußerte, erklären sich auch Urteile, die überaus befremdend anmuten und unbewußter Voreingenommenheit entspringen. Derselbe Kritiker, der für Grillparzers Eigenart eine so feine Empfindung bekundet hat, schreibt im Jahre 1825 über das „Goldene Vließ“ von Grillparzer an Jeannette: „Der arme Mensch, ich hätte weinen mögen. Nichts gehalten von dem, was die Sappho versprochen, so weit unten, daß er nicht mehr sinken kann. Wie konnte es anders kommen? Er ist in Wien und ‚schematisierender Hofkonzipient‘. Teufel auch, das könnte einen Shakespeare zu Grunde richten.“ Hier liegt auch der Schlüssel zu seiner Polemik und Abneigung gegen Goethe. Der Widerstand gegen den Olympier, der alle Höhen der Litteratur beherrschte, lag zur Zeit, in der Börne als Publizist am kräftigsten hervortrat, in der Luft. Das werdende junge Deutschland versuchte titanenartig den alten Litteraturhimmel zu stürmen und empörte sich polternd gegen den abgeschlossenen, ruhig wirkenden Geist, der aus einer großen Zeit in die andere, aus dem Jahrhundert der Geisteswissenschaften in das der Naturwissenschaften hinüberwies und der an den Schmerzen und an dem litterarischen Getriebe der Übergangsperiode keinen Anteil nahm. Schon die Romantik hatte sich in ihrem Eifer, die heimische Überlieferung an die Stelle der antikisierenden Richtung zu setzen, gegen Goethe aufgelehnt, trotzdem sie der litterarischen Weltschau des

universellen Geistes tiefste Anregung zu danken hatte. Das junge Deutschland, das ganz auf die Gegenwart gestellt war und jede Erscheinung im Lichte der nächsten Forderungen sah, verschärfte diese Bewegung zum heftigen persönlichen Angriffe. Es wurde Mode, Goethes überlegene Ruhe als Kälte zu tadeln und gegen die Herrschaft eines geistigen Fürsten, dem allerdings, wie nur jemals einem weltlichen Machthaber in allen Tonarten geschmeichelt wurde, mit rauher Heftigkeit anzukämpfen. Börne nimmt eine Sonderstellung in diesem Kampfe ein. Er unterscheidet sich von Männern vom Schlage Menzels, die in maßloser Leidenschaft gegen Goethes Litteraturherrschaft anstürmten und das Gefühl der Größe, die sie befehdeten, entweder nicht besaßen oder verleugneten, wie der Ritter, der im vollen Bewußtsein des Streites eine Fehde aussicht, von dem Troßbuben, der ohne Besinnung dreinhaut, wenn der Schlachtruf seiner Partei es gebietet. Man hat oft hervorgehoben, daß Börne, der vielleicht der einzige beachtenswerte Gegner Goethes in unserer Litteratur ist, in der Judengasse derselben Stadt geboren wurde, aus deren Patriziat Goethe hervorgegangen, und hat daraus erschließen wollen, daß die intime Nachbarenfeindschaft, die durch den socialen Gegensatz so leicht erweckt und genährt wird, für Börnes Antipathie gegen Goethe bestimmend war. Möglich, daß diese Gemeinschaft der Herkunft, die trotz des Zeitunterschiedes, kraft der Überlieferung früh in Börnes Bewußtsein getreten sein mag, der Vorstellung des letzteren das persönliche Teil Goethes näher rückte und dadurch die Anregung zur Kritik steigerte. Derartige Beziehungen können leicht die Impulse verstärken. Für das strenge Gericht, das Goethe und Schiller über Kotzebue hielten, war es gewiß mitentscheidend, daß der Hauptvertreter der seichten dramatischen Litteratur ein Weimaraner von Geburt war und in der geistigen Residenz der Klassiker einen großen örtlichen Anhang besaß. Ein Anlaß zu früher Beschäftigung mit Goethes Charakter mag Börnes Herkunft aus dem Frankfurter Ghetto also gewesen sein, aber sicherlich nicht mehr als das. So wenig Börne sich durch die bitteren Erfahrungen seiner Jugend in politischer Beziehung zu irgend einer Einseitigkeit bestimmen ließ, so ferne lag ihm die Übertragung kleiner persönlicher Antipathien in die litterarische Polemik. Was ihn von Goethe trennte, war ein tiefer Gegensatz der Naturen, was er gegen Goethe vorbrachte, eine natürliche Folge seiner politischen Überzeugung und seiner politischen Bestrebungen, und in die rauhe, stachelige Schale seiner Goethepolemik ist der Kern der

Bewunderung für das dichterische Riesentalent eingeschlossen. Er verkannte nicht, was Goethe zu danken war, aber er verlangte vom Dichter und Denker, was dieser nicht zu bieten vermochte. Er gehört nicht zu jenen, die Goethes unvergleichliches Ansehen als ein unverdientes ansahen oder doch hinstellen wollten, aber er forderte die Verwertung dieses Ansehens zu Gunsten der brennenden Tagesfragen, die Parteinahme des Geistesfürsten für die aktuelle Sache des Volkes. Er konnte es nicht fassen, daß Goethe sich unter dem Eindrucke bewegter Tage und der Märchenstadt Venedig in einen „geborstenen Schafsschädel" verkroch, das heißt, sich mit vergleichender Anatomie beschäftigte, daß ihm der wissenschaftliche Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire wichtiger erschien, als das politische Leben seit den Tagen Napoleons. Er sah darin Herzenskälte gegen das Volk und Pflichtvergessenheit des Mannes, von dem sich viele willig führen und lenken ließen, und stürmte an Goethe heran, wie ein ehrlicher Revolutionär, der einen Fürsten von großen Fähigkeiten anklagt, für sich und nicht für sein Volk gelebt zu haben. In dieser Erregung griff er manche menschliche Schwäche Goethes auf, tastete er scharfblickend und rücksichtslos an manchen wunden Punkt der großen Natur. Dabei zeigte er eine edle Beschränktheit des eigenen Naturells. Er betrachtete Goethe durchaus vom Standpunkte der Aufgabe, die er sich selbst gesetzt hatte und konnte oder wollte es nicht verstehen, daß es über und neben dieser Aufgabe noch große Menschheitsfragen giebt, die in stiller Sammlung für ein Volk gelöst werden. Auf der Höhe seiner litterarischen Macht angelangt, vertiefte sich Goethes Geist in das Verhältnis des Menschen zum Universum, das sein Gefühl von Jugend an beschäftigt hatte. Die Natur war ihm unvergleichlich näher als die Menge der Menschen, der Mensch interessanter als Natur, denn im Verhältnis zu Staat und Gesellschaft, die Fragen der Entwickelung des Menschengeschlechtes wichtiger als die Tagesfragen der Politik. So ging er auf den Höhen der Erkenntnis seinem Volke voran und überließ es anderen, Ordnung in den Streit der Menge zu bringen, für die er in erhabener Ruhe das Letzte und Höchste vorbereitete. Daß er von dieser Höhe aus manches weltliche Verhältnis verkannte und in der Abschließung seiner Person zur Überschätzung der Mächtigen und der konservativen Richtung neigte, kann sein Wesen nicht verkleinern, wenn es auch seinen Horizont nach einer Seite hin begrenzt zeigt. Börne, der mit all seinem Können, Fühlen und Denken auf dieser

Seite stand, wies immer auf diese Grenze hin, ohne die universelle Breite der Goetheschen Natur nach allen anderen Richtungen hin zu fassen und voll zu würdigen; aber aus seinem Zorne spricht trotzdem die Anerkennung der Größe. Er konnte nicht mit Goethe denken und fühlen, aber er fühlte die Macht der Goetheschen Gedanken und Gefühle und aus seinem flammenden Schmerz, diese Macht nicht auf die Fragen des Staates und der Gesellschaft, denen er ausschließlich lebte, angewendet zu sehen, spricht eine grenzenlose Anerkennung des Genies, gegen das er ankämpfte. Den Olympier, der dem Ursprunge der Menschen nachsann und die fernsten Ziele wies, wollte er wie die Götter des Homer Partei nehmen, für die Gerechten in den Kampf hinuntertreten sehen. Das war sein Zorn gegen Goethe, gemischt aus Enttäuschung und Bewunderung, wie sein Zorn gegen das deutsche Volk, der später zum Ausbruch kam, gemischt war aus Liebe und Leid. Es war ein Streit, hoch über dem Gemeinen, über den Zerwürfnissen, die sich um Ehre und Besitz drehen, ein idealer Kampf, in dem für die Nachwelt kein Teil erliegt. Goethe war der gegen den Himmel ragende Fels, Börne der Strom zum Weltmeere. Der Strom möchte den Fels erweichen und mit sich fortreißen im ungestümen Drange und vermag er das nicht, dann brandet er an ihm, ohne ihn zu verletzen. Wir aber stehen vor Strom und Fels und beide bewegen und erheben uns das Herz.

Auch Börne war ein Künstler in seiner Art. Man könnte ihn einen Lyriker der Tagesgeschichte nennen. Trotz allen Spottes, trotz aller gespielten Nüchternheit, trotz aller Schärfe der Argumente; denn das aufgeregte Gefühl gab bei ihm immer den ersten Anstoß und sprach das letzte Wort. Er trug die strengsten Bedingungen künstlerischen Schaffens in sich, Tiefe und Beweglichkeit der Empfindung und lebhafte Anschauung für das Große und Kleine. Auch fehlte es ihm, wie manche seiner Skizzen zeigt, weder an Erfindung, noch an Verstand der Komposition. Dennoch schuf er kein nennenswertes geschlossenes Kunstwerk, keine Gestaltenwelt, die sich vom Autor ablöst und ein selbständiges Leben führt. Dazu fehlte ihm die Ruhe, die Sammlung, die sich an ein Stück Welt hingiebt, um eine Welt für sich daraus zu gestalten. Immer bestrebt, sich selbst zu erkennen, wurde er sich dieses Mangels früh bewußt, und hat ihn oft in seinen Schriften selbst betont und begründet. Mit der „bösen Sachdenklichkeit" wollte es ihm nicht glücken. Er meißelte keine Handlung zu Ende und führte keine Gestalt durch ein Schicksal hindurch, — sein

Herz pochte zu heftig, seine Hand zitterte zu sehr von innerer Bewegung. War ihm ein Einzelnes erstanden, so regte ihn der Gedanke auf, es sei nötig, ein Werkmeister am Ganzen zu sein, — dann legte er den Meißel beiseite, die Gestalt blieb Torso und er zeichnete weiter im Grundriß jenes Zukunftsbaues, zu dem der Einzelne nur kühn geschwungene Linien beitragen kann. Ganz Bewegung, ganz beherrscht von der rastlos fortwirkenden Tendenz konnte er nicht abrunden und abschließen, was er schaute und wiedergab. In der Fülle seiner Gesamtwerke finden sich kaum mehr als zwei geschlossene Erzählungen, die ein Leben für sich führen und in denen die Gestalten objektiviert erscheinen, die in Meisterstrichen der Charakteristik keck hingeworfene Skizze: „Ein Roman", die von anmutigster Laune erfüllte Novellette „die Schwefelbäder von Montmerency" und das unter dem unmittelbaren Einflusse Jean Pauls entstandene didaktische Märchen „Honestas". Auch in diesen Novelletten überwiegt der subjektive Ton und die Tendenz ist ihnen nicht etwa aufgedrängt, sondern deutlich und behaglich an die Stirn geschrieben. In der Humoreske „der Narr im weißen Schwan", die mit der Romanform spielt, um sie nach Art der älteren englischen Humoristen zu ironisieren und aufzulösen, zersprengt der gedankliche Gehalt das leichte und brüchige Gefäß der Komposition. Gewiß liegt darin eine künstlerische Schwäche, die aber mit einer Stärke des Charakters zusammenhängt und die zu einer eigentümlichen Entfaltung des Talentes hingedrängt hat. Unsere Dichtung wäre arm, wenn sie auf Skizzen angewiesen wäre, wie sie Börne im Drange der täglichen Erregung hingeworfen, aber was er für seinen Teil geschaffen, bildete eine eigentümliche Bereicherung und Erweiterung der Litteratur. Künstlerisch veranlagt und doch kein ruhig gestaltender Künstler, poetisch bewegt und doch kein Poet, mit dem feinsten Sinn für die Beobachtung begabt und doch kein Mann des ruhigen Gestaltens, gab er der Litteratur, die dem bewegten Leben und der Tendenz dient, eine neue Kunstform, die sich trotz aller Angriffe, die sie erdulden mußte, erhalten hat, die das geistige Bedürfnis des Tages erhöhte und verfeinerte, die das ästhetische Element in die tägliche Mitteilung hineintrug und die tägliche Mahnung durch den Reiz des Vortrages wirksamer machte, die den künstlerischen Zug mit den drängenden Interessen des Lebens unmittelbar vereinigte. Er war Essayist und Feuilletonist zugleich. Mit der Gedankenhaltigkeit und der Tiefe der englischen Abhandlung verband er die leichte Anmut der französischen Plauderei und gesellte als ur-

deutsche Elemente den gewissenhaften ethischen Ernst und den aus dem Gemüte quellenden Humor hinzu: so schuf er einen deutschen Zeitungsstil, der durch ihn lebendig wurde und der in ihm, dessen für den Tag geschriebene Blätter noch heute vergnügen und erheben, immer wieder seine größten Triumphe feiert . . .

Man setzt ihn nicht herab, man erkennt ihn vielmehr erst in seinem vollen Wert, wenn man alle seine Schriften als Zeitungsartikel bezeichnet und würdigt. Sie verleugnen diese Natur nirgends und wenn sie durch eine Reihe von Geschlechtern hindurchwirken, so bezeugen sie nur die Kräftigkeit dieser Natur und den Wert der ganzen Gattung in ihrer höchsten Entfaltung. Zeitungsartikel sind seine gekennzeichneten dramaturgischen Blätter, seine köstlichen Schilderungen des Pariser Lebens, seine Buchkritiken, seine Humoresken über merkwürdige Menschen und Erscheinungen — aber in diesen Artikeln ist kondensierter Gehalt. Er hatte ein Recht sich darauf zu berufen, daß Wein in Flaschen ebensoviel wert sei, wie Wein in Fässern, und der Wein, den er in Flaschen bietet, hat eine merkwürdige Kraft und eine eigentümliche Blume, die den Geschmack reizt, ohne ihn zu ermüden. An allem, was er schrieb, haftet der Duft der Persönlichkeit, — das vor allem giebt den Skizzen dauernden Reiz und inneren Zusammenhang; im Mosaikbilde tausendfältiger Einfälle und Regungen, stellen sie doch ein Einheitliches dar, das eigene Selbst des Autors: einen liebenswürdigen Charakter von fesselndem Reichtum der Stimmungen und Vorstellungen und großem, reinem Wollen, das durch diese wechselnden Reize hindurchgeht. Die Stimmungen durchlaufen die große Skala einer idealistischen Weltbetrachtung von der Freiheit des Humors, der sich über das Kleine erhebt, bis zum wuchtigen Ernste des Pathos, der das Große überzeugungsvoll vertritt. Er besaß die volle Kraft des Witzes und wandte ihn mit Bewußtsein auf alle Erscheinungen des Tages an. Hyperbel, Ironie, Umkehrung, alle überraschenden Figuren der Rede und alle Augenpunkte der Betrachtung, die die Schwäche des scheinbar Großen oder die Größe des scheinbar Kleinen enthüllt, gebrauchte er mit vollendeter Meisterschaft, aber er wandte den Witz nie kalten Herzens an, er war ihm Mittel, nicht Zweck, und hinter seiner humoristischen Art walteten zwei Grundstimmungen seines Wesens, die seinen Scherz anziehend und bedeutend machen: die persönliche Resignation, die mit heiterer Wehmut über die Äußerlichkeiten des Daseins hinwegsieht und das idealistisch-optimistische Bestreben, für

die Freiheit und das Glück Aller zu wirken. In den letzten Jahren seines Lebens, in denen er zur vollen Klarheit über sich selbst gelangte, kennzeichnete er selbst die Bedeutung, die er dem Witze zusprach. Im Frühling des Jahres 1830 schreibt er die Worte in sein Tagebuch: „Ich weiß nicht, wie hoch die Gesetzbücher der Ästhetik den Witz stellen; aber ohne Witz, sei man ein noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken. Man wird nur Menschen bewegen, Zeitgenossen, und sterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden seiner Brüder zu erraten, keinen Mut, für sie zu streiten. Er ist der Arm, womit der Bettler den Reichen an seine Brust drückt, womit der Kleine den Großen besiegt. Er ist der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und festhält. Er ist der unerschrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott sieht, wo ihn noch kein anderer ahnet. Der Witz ist das demokratische Prinzip im Reiche des Geistes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, sagt: ich will nicht!"

Diese ethische Auffassung des Witzes der ihm niemals als vereinzelter Einfall, sondern nur als der Ausdruck einer zugleich befreienden und mildernden Stimmung etwas bedeutet, geht durch alle seine Humoresken hindurch, sie wirkt selbst dort, wo die Heiterkeit bloß dem vollen Behagen zu dienen scheint, wie in dem Meisterscherze „der Eßkünstler", oder wo der Spott die Oberstimme hat, wie in seinem berühmten Aufsatze über den Sontagenthusiasmus, in dem die Enthüllung der Lächerlichkeit durch die Selbstverspottung so fein gemildert erscheint. Die sympathische Herzensweichheit verleugnet sich in der keckſten Laune und in der schärfsten Polemik nicht, die Achtung vor der tüchtigen Einfalt geht mit dem Hohn gegen die schädliche Dummheit Hand in Hand und ein sittlicher Zug behauptet sich auch im anmutigen Mutwillen des Scherzes. Er ist vielleicht der einzige geistsprühende Spötter in unserer Litteratur, den man — bei allem Übermut der Laune, bei aller Satire gegen Philister und Pedanten, bei allem Reichtum des Gedankenspiels — einen ausgesprochen moralischen Schriftsteller nennen kann. Er profaniert nie die Ideale, wenn er scherzt, er geißelt vielmehr die Profanen und die Idealloſigkeit, wie er denn schon in Jünglingsjahren das „odi profanum vulgus" auf sich anwendet, so früh auch seine Liebe zum Volkstum erwacht war.

Seine philanthropische Begeisterung, sein Kunstgefühl und seine künstlerische Sprachbeherrschung zeigt sich am stärksten und reinsten

in seiner Denkrede auf Jean Paul, in diesem gedankenschweren Prosahymnus, in dem er unbewußt sich selbst, seinem Fühlen und Können ein Denkmal gesetzt hat. Die Tendenz aber, die durch alle seine Arbeiten hindurchgeht, tritt als politisches Wollen am deutlichsten in den „Pariser Briefen" hervor, die das Hauptwerk seines Lebens bilden, die wie Donnerschläge von Frankreich nach Deutschland hinüberwirkten und dem Vaterlande das reinigende Gewitter einer großen freiheitlichen Bewegung verkündeten. Das Mannigfaltige, das Börne in diesen Briefen ausspricht, führt immer wieder zur Politik zurück und durch ihre Buntheit geht wie ein roter Faden die Absicht, Deutschland aus dem Schlafe zu erwecken und das Volk zum Selbstbewußtsein seiner Macht und Freiheit zu erheben, hindurch. Dabei bekannte er sich zu keiner ausgesprochen politischen Partei und sein politisches Glaubensbekenntnis, mit dem sich Gutzkow, der noch ganz von der Kampfstimmung des jungen Deutschland erfüllt war, der geistvolle Achtundvierziger Karl Grün und der im Zuge der Gegenwart stehende Conrad Alberti eingehend beschäftigt haben, ist darum so schwer zu fassen, weil er sich weder einem herrschenden, noch einem oppositionellen System anschloß, weder einer Regierung, noch einer revolutionären Gemeinschaft unterthänig war und den Maßstab der reinsten ethischen Forderungen, die aus seiner Überzeugung hervorgingen, an jedes politische Ereignis anlegte. Es ist dabei interessant zu gewahren, wie die Ethik seiner Jugend, die er in den Briefen an Henriette Herz entwickelt, bis in seine letzten Lebensjahre hineinwirkt, wie alle Tugend ihm vom Begriffe der Freiheit ausgeht und wie er, weit entfernt, irgend eine Form des menschlichen Zusammenlebens für die ausschließlich beglückende zu erklären, immer nur auf das eine Wesentliche dringt, daß der Einzelne in die Lage komme, sich frei zu bethätigen und seiner Menschenrechte teilhaftig zu werden. Daraufhin betrachtete er das ganze Getriebe der Politik, die Umtriebe der Diplomaten, die Fortschritte und Fehler der Völker, die Unternehmungen und Pläne der Fürsten. Der Staat ist ihm um des Staatsbürgers willen, der Mensch um der Menschheit willen da. „Es ist der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menschen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß sie alle Blüten und Früchte tragen, daß der Erzeuger sich aller erfreue und alle genieße." Was dieser Vorstellung widerstrebt, befehdet er aufs heftigste. So ist ihm auch Lykurg, der den Einzelnen im Freistaat opfert, ein Tyrann. Er befehdet die Omnipotenz des Staates, er legt nicht das

Hauptgewicht darauf, in welcher Hand sich die Macht befindet, sondern darauf, daß die Macht vermindert, daß die Freiheit jedes Einzelnen erhöht werde. Er ist weder der geborene Revolutionär, noch der geschworene Republikaner, — erst in den letzten Jahrzehnten seines Lebens arbeitete er mit Bewußtsein auf die Revolution hin, weil er keinen anderen Weg sah, zu seinem Ideal von bürgerlicher Freiheit zu gelangen. Erst als bejahrter Mann wirft er gelegentlich die Bemerkung hin, daß er die Neigung zur Republik in sich erwachen fühlte. Den Gedanken an die Revolution faßte er mit schwerem Herzen. Er sah, daß kein anderer Weg zum Heil in seinem Sinn führe und schrak doch vor den Opfern, die auf diesem Wege liegen, zurück. Mit dem Plane, eine Geschichte der großen französischen Revolution zu schreiben, beschäftigt, gefiel er sich zu seiner eigenen Beruhigung in der Vorstellung, daß Robespierre persönlich ein scheuer, enthaltsamer und herzensguter Mensch gewesen sei. Er nennt ihn und Saint Just die Ehrlichsten und verwahrt sich doch dagegen, ihrem System zu huldigen. „Einem solchen Terrorismus," sagt er, „widerstrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich." Die von Robespierre und St. Just behauptete Notwendigkeit, in solchen Fällen das Gefühl zurückzudrängen, kann nach seiner Überzeugung nie existieren. Sein Ideal ist eine Revolution, die das Unrecht aufhebt, ohne durch Unrecht hindurchzugehen. Von der größten Schärfe in der Kritik der bestehenden Zustände, verbannte er aus seinen Zukunftsvorstellungen jede Art von roher Gewalt, auch die, die von unten nach oben geübt wird. Sein Gewissen drängt ihn, die Revolution vorzubereiten und eben dieses Gewissen treibt ihn an, vor jedem Mißbrauch der Volksmacht zu warnen. Unerbittlich im Urteil und weich im Gefühl, versuchte er ein Geschlecht von thatkräftigen und milden Idealisten heranzubilden. Dabei aber bewahrte er einen Scharfblick für die realen Mächte des politischen Lebens, dem man Bewunderung nicht versagen kann. Wie er die Täuschung des deutschen Volkes nach den Befreiungskriegen aufdeckte, so begleitet er die Lüge und die Zweideutigkeit der orleanistischen Politik nach der Julirevolution mit wachsamem Verständnis, das jede Unterschlagung der Freiheit, jede höfische Intrigue und jedes Gaukelspiel der Popularitätshascherei enthüllt. Nichts entgeht seinem Blick, er sieht in der Einführung der Nationalgarde, in der die Regierung Louis Philipps dem Volke schmeichelt,

eine neue Form der Selbsttäuschung und der freiwilligen Unterordnung, er entlarvt alle künstlichen Versuche, das französische Volk um die Erbschaft der Revolution zu betrügen. Zuletzt spielt alle Kraft der Satire und Schärfe des Urteils nach Deutschland hinüber. Der Zweck, die Deutschen aus einem Volke von Knechten zu einem Volke von Herren zu erheben, schwebte über allen Mitteln der Rhetorik und der Darstellung, über die er verfügte. Er wollte schelten, treffen und spornen; aber nicht ein Zug des Hasses war in ihm und sein Zank war nur der „Rauch der Liebe". Wie liebte er die deutsche Sprache, den deutschen Tiefsinn, das deutsche Lied, die deutsche Jugend! Um sie alle zu befreien, richtete er seine Pfeile gegen die deutsche Trägheit, den deutschen Philister, den deutschen Höfling. Will man seine Methode in kurzen Worten wiedergeben, so citiert man am besten Fichtes Erziehungsrede an die deutsche Nation. „Wenn ein Volk noch nicht verloren ist, wenn sich von seiner Besserung noch Rettung oder Milderung des Übels erwarten läßt, dann" — sagt Fichte — „züchtige man durch bittere Strafrede, durch beißenden Spott, durch schneidende Verachtung die Trägheit und die Selbstsucht, und reize sie, wenn auch zu nichts Besserem, doch wenigstens zum Hasse und zur Erbitterung gegen den Erinnerer selbst, als doch auch einer kräftigen Regung, an." Das hat Fichte, der Erzieher des deutschen Volkes vor den Freiheitskriegen, gefordert, das hat Börne, sein Nachfolger, nach den Freiheitskriegen gethan. — Frankreich beobachtete er aufmerksam, prüfend, Deutschland mit blutendem Herzen. Frankreich war ihm die Weckuhr und er sorgte dafür, daß sie rechtzeitig aufgezogen werde, aber Deutschland wollte er wecken.

Immer wieder tritt es uns entgegen: in seinen letzten Zielen Idealist, war Börne nichtsdestoweniger in seiner Beurteilung der Kräfte und der praktischen Vorschläge ein ausgesprochener Realpolitiker. Er überschätzte die Franzosen nicht, sondern kannte genau die Grenzen ihrer Fähigkeiten und die Beschränkung ihres Volkscharakters. Wenn er sie den Deutschen als Vorbild entgegenhielt, so war seine Meinung nicht, daß die Deutschen die Franzosen nachahmen, sondern daß sie sich auf sich selbst und auf ihre eigene Kraft besinnen sollten, wie es die Franzosen gethan. Den Deutschen, denen er mit Leib und Seele angehörte und die er als Nation zuhöchst stellte, wollte er den nationalen Stolz ihrer Nachbarn einimpfen, die der Welt weniger zu bieten haben und die nichtsdestoweniger bewußter und trotziger in ihr auftreten. In der Humoreske „Der Narr im weißen

Schwan" endet das dithyrambische Lob der deutschen Sprache mit den Worten: „Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener bahlt und nur der Deutsche redet." Und in seinem letzten Lebensjahre, zu einer Zeit, da man ihn beschuldigte, das Deutschtum gehässig zu verkleinern, gründete er eine französische Zeitung, in der Absicht, den Franzosen die geistige Überlegenheit der Deutschen zu zeigen. Er liebte nicht nur sein Volk, er kannte dessen ganze Bedeutung und ahnte dessen künftige politische Größe. Mit prophetischem Blick wies er darauf hin, daß diese Größe von Preußen ausgehen werde, denn Preußen, sagte er, „ist der Geist, der den Körper regiert." Und wie er die Fähigkeit der Völker, die Verteilung und das Ausmaß der staatlichen Kräfte richtig beurteilt, so blickt er auch weit über seine Zeit hinaus, in die Tiefe der revolutionären Bewegung und der Reformbedürfnisse, die sich erst langsam emporarbeiten sollten. Er war einer der ersten Sprecher der socialen Fragen des Jahrhunderts. Er verstand die Schmerzen und die noch nicht geklärten Forderungen des vierten Standes, der sich zum Vorrücken im Staate sammelte und um ein menschenwürdiges Dasein zu kämpfen begann, er gab zuerst dem erlösenden Gedanken Ausdruck, daß man „nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen muß" und er war wiederum einer der ersten, die den kommunistischen Utopien entgegentraten, und setzte dem Saint Simonismus, der bewußt oder unbewußt die Zerstörung der Individualität verkündete, die schwerwiegenden Worte entgegen: „Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sei nun dieser Kreis so eng gezogen, als man wolle, Despot sein darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn das Recht sich alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem schönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig?" —

So rückt er an das Wesen aller großen politischen Fragen, die die Zukunft beherrschen sollten, heran, wie er den Kern aller Schäden und Hemmungen der Gegenwart bloßlegt. Die Schärfe seines Blickes war so groß, wie die Lebhaftigkeit seines Gefühls und beide treten bewundernswert in der Satire und dem Pathos seiner Pariser Briefe hervor. Freilich wirkte er mit voller Kraft auf das Nächste hin, das einen ethischen und politischen Fortschritt bringen sollte: auf die Volkserhebung in Deutschland. Er konnte unmöglich alle Wege über-

blicken, die zum Ziele der heutigen Entwicklung führen sollten, aber ein großes Stück Weges ist er mahnend und leitend vorangegangen. Viele Neuerungen, die er anstrebte, sind seither dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen und einige seiner fundamentalen Forderungen, Gleichheit vor dem Gesetze, Unabhängigkeit der Richter, Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung, Durchdringung von Leben und Wissenschaft, Freiheit der Bekenntnisse und der wissenschaftlichen Überzeugungen sind in deutschen Landen erfüllt, oder doch der Erfüllung nähergekommen.

Wenn heute konservative und selbst reaktionäre Kreise sich in ihren Bestrebungen jenen Formen des Staatslebens anpassen, die dem grundgesetzlich anerkannten Rechte des Volkes auf Selbstverwaltung entsprechen, wenn die Freiheit der Forschung so selbstverständlich geworden ist, daß ihre Gegner sie nur mehr indirekt angreifen und sich scheuen, ihr offen entgegenzutreten, wenn selbst in deutschen Gebieten, in denen die von Börne befehdete Omnipotenz des Staates vorherrscht, jede Interessengemeinschaft einen gesetzlichen Halt für ihre Vertretung findet, wenn die im freien Wort geübte Kritik der öffentlichen Verhältnisse ihre Schranken nur mehr im Richterspruch und nicht in einer Kabinettsjustiz findet, wenn die Rechte individueller Freiheit bis zu einem hohen Grade selbst von den Anhängern der alten Volksbevormundungsmethode anerkannt werden müssen, wenn jene socialpolitischen Bestrebungen, die darauf ausgehen, jedem Arbeitenden eine menschenwürdige Existenz und jedem Arbeitsunfähigen Hilfe und Versorgung in den humanen Anstalten einer gegliederten Gesellschaft zu sichern, zwar verschiedenartig aufgefaßt, aber von keiner ernst zu nehmenden Partei im Staate verneint werden, so ist dies jener geistigen Strömung zu danken, die Börne vor vielen anderen in Fluß gebracht und mit der ganzen Kraft seines Temperamentes immer neu belebt und beschleunigt hat. Und wie er dadurch die Vorbedingungen eines selbständigen nationalen Lebens schaffen half, so arbeitete er unablässig daran, den Deutschen durch Enthusiasmus und Spott, durch Anerkennung ihrer gebundenen geistigen Kräfte und durch Befehdung ihres Kleinmuts und ihrer philiströsen Selbstbescheidung ein erhebendes Selbstgefühl zu erwecken und sie für eine ihrer Bedeutung würdige Stellung unter den leitenden nationalen Mächten der Welt zu erziehen. Er hat die Einheit und Größe Deutschlands gewollt und vorhergesehen, er hat sogar die Elemente, aus denen sie einzig und allein hervorwachsen

konnte, und den Kristallisationspunkt der künftigen Gestaltung erkannt und genau bezeichnet. Daß er als idealistischer Optimist nicht alle harten Notwendigkeiten der späteren Entwicklung vorhersah, daß er einerseits mehr als man zu seiner Zeit anerkannte, von weichen Empfindungen beseelt, manche rauhen Konflikte, in denen das Schwert entscheiden mußte, in seinen Vorstellungen übersprang, daß er als wirksamer Mann des Tages, als welcher er sich stets fühlte und bezeichnete, vor allem auf das Nächste hinwirkte, daß er zum dritten die Erfüllung aller Forderungen, die ihm vorschwebten, der liberalen, nationalen und humanen als eine gleichzeitige, von einer großen Bewegung erwartete, kann weder die Anerkennung seines großen Wollens, noch die Bewunderung für seinen großen Scharfblick, der die großen Ziele erkannte, vermindern. So sehr er sich in die Entwicklung der Staaten und Völker vertiefte, blieb er naturgemäß nicht frei von jenen Irrtümern, denen eine von einem vertrauensvollen Herzen bestimmte, in gerader Linie auf die letzten Ziele hinarbeitende Gedankenfolge immer ausgesetzt bleibt. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Die große polnische Frage sah er nur im Lichte der beleidigten Völkerfreiheit, die alle edlen Geister seiner Zeit erregte, und ohne Voraussicht für den drohenden Kampf zwischen dem slavischen Osten und der deutschen Macht in Mitteleuropa. In der Vorstellung einer friedlichen Ergänzung zwischen Frankreich und Deutschland, die ihn von Jugend an beschäftigte und für die er in den verschiedenen Naturanlagen beider großen Völker die besten Vorbedingungen sah, nahm er eine ferne Zukunft vorweg, ohne die Wege der nächsten Entwicklung, der Entfremdung und des Krieges vorherzusehen. Dennoch übertraf er die zeitgenössischen Politiker nicht nur an Wahrheitsmut, Ehrlichkeit und Adel der Bestrebungen, sondern auch an prophetischer Kraft, der die größten Züge der Entwicklung gegenwärtig waren und die auch manche Wendung im einzelnen bewundernswert genau vorher bestimmte. Das schließliche Fiasko der Metternichschen Politik stand ihm so deutlich vor Augen, wie der Erfolg der zielbewußten, preußischen Arbeit. Die unvermeidlichen Neuerungen, den Übergang zum konstitutionellen Staatswesen hat er mit Sicherheit vorgezeichnet. Daß das zum Kraftbewußtsein erwachte Deutschland über unvergleichlich größere geistige und moralische Kräfte als Frankreich verfügen müsse, war ihm voll bewußt, er dachte und arbeitete rastlos im Sinne solcher Entwicklung und mit Recht vergleicht Alberti in der Ein-

leitung zu seiner biographisch-kritischen Börnestudie seine tiefeingreifende Thätigkeit mit der Wirkung von Pflug und Egge, die im Frühjahr den Boden aufreißen und lockern und ohne die das Korn nicht mit Erfolg ausgestreut und die Frucht nicht geerntet werden kann.

Noch mehr als in seinen übrigen Schriften, tritt in seinen ausgesprochen politischen, namentlich in den „Pariser Briefen" jener merkwürdige Interessenreichtum hervor, der ihn von den verschiedensten Eindrücken bewegt zeigt und seine Schriften zu einem lebendigen Spiegel der Zeit und der Zeitstimmung macht. Steinthal, der Börnes Wesen zum Gegenstande einer psychologischen Analyse machte, weist darauf hin, daß Börne niemals die vielen Einzelheiten, die ihn beschäftigten und ergriffen, gegenseitig miteinander systematisch verband, sondern alle in ein Verhältnis zum Mittelpunkte seines Wesens stellte. Der Psychologe will darin den Grund dafür sehen, daß Börne litterarisch nie ein großes Ganzes hervorbrachte und macht seine Auffassung in dem Gleichnisse anschaulich: „Im Centrum seines Geistes trafen unzählige Strahlen zusammen, nur daß dieselben durch keine Peripherie verbunden waren." Dazu ist aber, meinen wir, ergänzend hinzuzufügen, daß in seinem inneren Leben, das er rastlos darstellte, ein großes Ganzes lag, das in der Gesamtheit seiner Werke in die Erscheinung tritt, und daß die vielen Strahlen, die im Brennpunkt seines Geistes zusammentrafen, einander nicht nur im Mittelpunkte seines Wesens berührten, sondern auch durch einen Kreis von bestimmten Vorstellungen, die seinem Gefühle entsprangen und von seinem Verstande durchgearbeitet wurden, zusammengehalten waren: durch die Vorstellungen einer auf Freiheit und Recht beruhenden Menschen- und Völkerbeglückung und einer zu begründenden deutschen Herrlichkeit, die ihm keineswegs ins Unbestimmte verschwammen, sondern sich zu einem großen Kreise von Plänen, Vorschlägen und geplanten Reformen abrundeten. Die Linie dieses Kreises ist trotz des aphoristischen und epigrammatischen Stils, der unzählige Unterbrechungen hervorbringt, durch seine Schriften hindurch zu verfolgen und läßt aus allem Reiz seines Gedankenspiels und aus dem kaleidoskopischen Farbenwechsel seiner humoristischen Stimmungen und seiner Temperamentausbrüche die Einheit und den Wert seiner Gedankenarbeit herausempfinden. Wer sich ganz an seine Schriften hingiebt, dem bleibt als dauernder Ertrag der geistigen Anregung die von der originellen Grundstimmung seines Wesens, vom Reich-

tum der Einfälle und dem neu erzeugten publizistischen Stile ausgeht, eine Reihe leitender Gedanken im Geiste zurück, von fruchtbaren Gedanken eines Mannes, der im Dienste des Tages Geschichte dachte, schrieb und mitgestaltete.

V.

Wanderungen und Fehden.

Wir kehren zu den denkwürdigen Ereignissen im Leben Börnes zurück. Mit der Herausgabe der „Wage" hatte Börne den Boden der Journalistik betreten, die bis zum Ende seines Lebens sein einziger Beruf blieb. Aber auch in ihrem Bereiche wirkte er, angetrieben durch ein Temperament, das immer zu neuen Anregungen hinstrebte und das mehr durch innere als äußere Verpflichtungen bestimmt wurde, und begünstigt durch seine materielle Unabhängigkeit in ungebundener Weise, mehr als freier Schriftsteller, denn als Angestellter, der in bestimmten Fristen sein Pensum erledigt. Er stand im Dienste des Tages, das heißt, der gegenwärtigen geistigen Bewegung, aber nicht des täglichen Zeitungsbedarfs. Die Hefte der „Wage" erschienen in zwangloser Folge und ließen zuletzt mehrere Monate, ja noch länger auf sich warten. Die Freundin Jeannette mahnte so dringend wie möglich, das einmal erweckte Interesse des Publikums zu befriedigen, aber Börne war mehr von der Sache, die er vertrat, als vom äußeren journalistischen Interesse bewegt. Die Erscheinungsform der Zeitung und die Teilnahme am journalistischen Apparate vermochten ihn nicht zu fesseln. Die Wage hatte ein glänzendes, aber kurzes Dasein. Im Jahre 1821 erschienen ihre letzten Hefte, deren Gliederung und Inhalt bereits wesentliche Veränderung zeigte. Der Theaterkritik entsagte Börne aus ähnlichen Gründen wie Lessing, verstimmt durch die Empfindlichkeit der Schauspieler und die kleinlichen Hetzereien, die sich an seine ernsten, auf das Große zielenden Urteile knüpften, und die allgemeinen Interessen der Kultur und Politik bildeten zuletzt den ausschließlichen Gegenstand der Behandlung. Zwischendurch hatte Börne Verbindungen mit dem Frankfurter Buchhändler Wenner angeknüpft, der ihm die Redaktion der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" übertrug. Seine Redaktion dieses Journals war ein fortwährender Kampf mit dem willkürlichen Verfahren der Preßbehörden, den er in seinem Aufsatze „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" mit beißender Satire geschildert hat.

Der Kampf endete damit, daß Börne durch das Polizeigericht nach sechsmonatlicher Thätigkeit von seinem Redakteurposten verdrängt wurde. „Diese wohlverdiente Strafe," schreibt er selbst darüber, „wurde mir auferlegt erstens, weil ich mich als einen geschmacklosen Übersetzer aus dem Französischen gezeigt und zweitens, weil ich dem gemeinen Wesen jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt." Auch die von Börne redigierte Wochenschrift „Zeitschwingen", die im Verlage von Hauch in Offenbach — von Juli bis Oktober 1819 erschien — wich den Bedrückungen der Censur. Die ständige Wirksamkeit des Schriftstellers in der Heimat hatte damit ihr Ende erreicht. Ein organisches gleichmäßiges Wirken durch das freie Wort im Börneschen Sinne war und blieb noch auf lange hinaus in deutschen Landen unmöglich. Börne wechselte von nun an den Ort und die Tribüne seiner Wirksamkeit, bis er in Paris den festen Punkt fand, von dem aus er ungehemmt und unbelästigt die wirksame Kritik an den Zuständen des Vaterlandes üben konnte. Nach einer Rheinreise, die ihn mit Görres, Schlegel und Arndt zusammenführte und ihm ein Bewußtsein des rasch erworbenen schriftstellerischen Namens gab, kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er indes von nun an immer nur kürzeren Aufenthalt nahm. Es drängte ihn immer wieder in die Heimat und immer wieder empfing er den Eindruck von der Unerträglichkeit der heimischen Zustände. Zunächst machte die Demagogenriecherei, die reaktionäre Verfolgungssucht der Regierungen und die Geschäftigkeit der Denuncianten den Aufenthalt in der Heimat nicht nur unleidlich sondern auch gefährlich. So wanderte denn Börne im Herbste 1819 zum ersten Male aus; er ging nach Frankreich, wo „klügere und mutigere Bürger ihre Rechte besser kennen und verteidigen als wir und wo schelmische Wirte ihnen den blutroten Wein nicht unbemerkt, nicht ungestraft verderben können." Er fühlte sich so wohl in Paris, „als würde er aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke ihm kärglichen Atem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft, das Licht der Sonne; die Menschenstimme, das Geräusch des Lebens entzückten ihn." Sein Ruf war nach Paris gedrungen, seine Ankunft wurde in den Zeitungen begrüßt und man suchte ihn für die französische Journalistik zu gewinnen. Er war aber für eine Partei — für eine solche wollte Prudhomme ihn werben — nicht zu haben. Er verkannte zwar nicht, daß in der Politik alles durch geschlossene Parteien erreicht werde, er selbst aber wollte frei und unbefangen

bleiben, das Löbliche und nicht die Parteifreunde loben und das Tadelnswerte und nicht die Parteifeinde tadeln — und wenn er auch diese „germanische Tugend", diese unpraktische Unparteilichkeit in späterer Zeit mit Selbstironie bekennt, so entsprang sie doch den ernstesten Forderungen seines inneren Wesens. So blieb er der französischen Journalistik ferne und nutzte den Pariser Aufenthalt, um mit Cotta in Stuttgart und mit dem durch einen Machtspruch Kotzebues begründeten „Litterarischen Wochenblatt" in Weimar in Verbindung zu treten. Schon im Herbste des Jahres 1819 zog es ihn wieder in die Heimat zurück. Er konnte auch dort die Versprechungen, die er dem Cottaschen Morgenblatte gegeben hatte, erfüllen und hielt die Gefahren, vor denen ihn die Freunde gewarnt hatten, für übertrieben. Bald darauf — schon im März des Jahres 1820 — sollte er sich überzeugen, daß die reaktionäre Verfolgungssucht einen peinlichen Charakter angenommen hatte und daß man jeden Anlaß benützte, um einer unbequemen Persönlichkeit an den Leib zu rücken. Der Frankfurter Student Sichel, mit welchem er kurz vorher in Bonn verkehrt hatte, war bei der Verbreitung „aufrührerischer Schriften" ergriffen worden. Bei seinem Verhör nannte er Börne, den er damals im Auslande vermutete, als seinen Auftraggeber, um sich zu entlasten. Daraufhin wurde Börne von der Frankfurter Polizei auf Ersuchen der preußischen Regierung verhaftet und 15 Tage — bis sich seine Unschuld herausgestellt hatte — in der Gefangenschaft belassen. Er wurde in der Nacht wie ein gefährlicher Übelthäter in Gewahrsam gebracht und verbrachte da 4 Tage, ohne den Grund seiner Verhaftung zu erfahren und ohne verhört zu werden. Die „Geschichte seiner Gefangenschaft" ist mit ätzendem Sarkasmus geschrieben. Nach diesem häßlichen Zwischenfall trieb es ihn wieder in die Ferne, zunächst an den Rhein, dann nach Stuttgart, wo er mit Cotta wegen eines Almanachs, der nicht zustande kam, verhandelte, einige seiner köstlichsten Humoresken, wie den „Eßkünstler" schrieb und die Neckarzeitung mit politischen Artikeln bedachte, von denen die Censur mehr als die Hälfte hinwegstrich. In jener Zeit trat zum ersten Male die Versuchung an ihn heran, seine Unabhängigkeit zu Gunsten der herrschenden Richtung aufzugeben und seine Feder dem unbedingten Dienst der Mächtigen zu widmen. Man wollte an ihm dieselbe Methode erproben, der schon so mancher liberale Journalist zum Opfer gefallen war; man hatte ihn drangsaliert und suchte ihn nun durch Lockungen hinüberzuziehen. Die

Verbindung war durch seinen Vater gegeben, der, wie wir wissen, ein ererbtes Anrecht auf die Gunst des österreichischen Hofes hatte. Jakob Baruch lud den Sohn zuerst ein, ihn auf einer Reise nach Wien zu geleiten und machte ihm in München, wo zum Zwecke eines Verwandtenbesuches längerer Aufenthalt genommen wurde, Eröffnungen über die Absicht der Wiener Regierung, ihn in Gnaden aufzunehmen und ähnlich wie Gentz mit Titel und Staatsamt zu bedenken, wenn er sich geneigt zeigen sollte, den Absichten und Plänen der Regierung zu dienen. Metternich hatte vermutlich, durch Gentz aufmerksam gemacht, das Talent Börnes erkannt und der Wunsch, dieses Talent zu nutzen, war so groß, wie der andere, es für die Vertretung der Volksinteressen unwirksam zu machen. Selbstverständlich trat die Verführung nur verhüllt an den Publizisten, dessen Ehrgefühl und Treue man kannte, heran, der Vater redete zu, zunächst Wien kennen zu lernen, sich den Hofkreisen zu nähern, das Angebot zu prüfen und nicht von vornherein abzuweisen. Aber Börne blieb fest, so fest, daß er sogar der Reise nach Wien, das die Lockungen einer Weltstadt auf ihn ausübte, widerstrebte. Es ist interessant, in seinen Briefen an Jeannette die Art und Weise zu verfolgen, wie er sich in dem Entschlusse, auch die bloße Annäherung an verführerische Kreise zu meiden, befestigt. Zusammenfassend pflegte er sich, wie Gutzkow erzählt, über diese Episode seines Lebens zu äußern: „Meine Gesinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Gesetzt aber auch, ich hätte es gewollt, oder gekonnt, so würde ich gerade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publizisten gesunken sein, denen, sie mögen behaupten was sie wollen, von niemandem geglaubt wird.“ Um allen mißlichen Verhandlungen mit dem Vater zu entgehen, kehrte er in raschem Entschlusse nach Stuttgart zurück, von wo er sich nach kurzem Aufenthalt zum zweiten Male nach Paris wandte, um wieder freie Luft zu atmen und sich in das Studium der französischen Zustände zu vertiefen. Dieser zweite Pariser Aufenthalt Börnes, der von 1822—1824 währt, war ein schriftstellerisch überaus fruchtbarer. Er erfreute sich damals noch eines vollen Kraftgefühls und stand im Zuge fröhlicher Thätigkeit. Reingarum, der ihn um jene Zeit in Paris kennen lernte, beschreibt sein dortiges Leben folgendermaßen: „Morgens Arbeit; an einem weißhölzernen, echt deutschen Stehpult schrieb er, die lange deutsche Tabakspfeife zur Seite. Dann mit seinem braunen, ziemlich kurzen Radmäntelchen

angethan, machte er seinen Spaziergang. Nach dem Abendessen wieder zur Arbeit. An manchen Abenden sah er junge deutsche Männer bei sich; es wurde geraucht, politisiert, Litteratur gesprochen; Flüchtlinge, junge Ärzte, welche ihre Studien in Paris vollendeten, fanden sich zusammen." In diesen Tagen entstanden die lebendigen Pariser Schilderungen, die zu den Meisterstücken der Charakteristik von Land und Leuten gehören. 1824 kehrte Börne nach Deutschland zurück und während dieser Fahrt in die Heimat fiel der erste Schatten der Todeskrankheit auf das Leben des Achtunddreißigjährigen, der seiner physisch schwachen Natur die größte geistige Erregung zugemutet hatte. In München hatte er bereits gekränkelt, in Paris erhielt ihn die Anspannung frisch, auf der Heimfahrt trat der Rückschlag ein, und in Heidelberg verfiel er einem schweren Brustleiden: die Pflege der Freundin und der wiederholte Aufenthalt im Bade Ems machten ihn wieder leidlich gesund und arbeitsfähig, aber ins volle Gleichgewicht der Physis kam er nicht mehr und das Ringen seines Geistes war von dieser Zeit an ein fortwährender Kampf mit der körperlichen Schwäche. In Stuttgart, seinem Lieblingsaufenthalt, den er in den nächsten Jahren gerne mit Frankfurt vertauschte, wurde er in den Wintermonaten 1825 vom Siechtum gepeinigt, das er immer wieder durch eine enthaltsame Lebensführung überwand und von dessen Druck er sich seelisch durch einen milden Humor befreite. Die Zartheit, mit der er in diesen Tagen des Leidens in Briefen an Jeanette die Freundin beruhigt und sich selbst in die Zuversicht hineinspricht, macht einen rührenden Eindruck. Zum Brustleiden trat ein anderes Übel, die Harthörigkeit hinzu, die er mit Bezugnahme auf die geistige Trägheit, die sich allen Erweckungsversuchen widersetzt, als die „Krankheit seiner Feinde" bezeichnete, die auf ihn selbst übergegangen war.

Bei allen Anwandlungen von Hypochondrie und bei allen Merkmalen einer physischen Verwöhntheit, die ihm von Jugend an anhaftete, zeigte er auch in seinen streng persönlichen Angelegenheiten viel seelische Tapferkeit. Er bewährte sie in der Produktionsfreudigkeit, die er sich in den Tagen des chronischen Leidens und der halben Rekonvaleszenz bewahrte, in der Unermüdlichkeit, mit der er den Harthörigen im geistigen Sinne sein Evangelium predigte und in der streitbaren Rechtschaffenheit, mit der er persönlichen Widerwärtigkeiten die Spitze bot. In die erwähnte Stuttgarter Zeit fällt ein Familienkonflikt, in dem er mit großer Energie seine Rechtsansprüche

verteidigte. Sein Vater wollte ihn ein für allemal mit einer Leibrente abfinden, um ihn von den Erbschaftsansprüchen auszuschließen. Ohne auf eine Diskussion über die Höhe dieser Rente einzugehen lehnte er diese Zumutung grundsätzlich ab, weil er in solcher Abfindung einen Angriff auf seine Unabhängigkeit und eine Verletzung der Gleichberechtigung zu erkennen meinte. Er sah in diesem Vorschlage eine Konsequenz „jener unglückseligen aristokratischen Einrichtungen, die aus Hochmut und Herrschsucht entsprungen, so vieles Unheil über die Welt bringen, Grundsätze, die er verabscheute, und zu deren Fortpflanzung er nichts beitragen wollte". Ganz in dem Sinne, in dem in späterer Zeit der berühmte Jurist Ihering den ideell wichtigen Kampf ums Recht für alle Lebensbeziehungen empfahl, kehrte Börne auch in seinen allerpersönlichsten Angelegenheiten die streitbare Energie der Gerechtigkeit hervor. Wie in dieser Familienangelegenheit bewahrte er auch später in seinem Verhältnis zur Stadt Frankfurt, die ihm, verhetzt durch seine politischen Gegner, während seines ständigen Pariser Aufenthaltes die für Lebenszeit zugesicherte Pension entziehen wollte, die Zähigkeit eines Kämpfers ums Recht. Der Frankfurter Senat forderte ihn in einem barbarisch stilisierten Protokoll 1831 auf, nach Frankfurt zurückzukehren, um seine Stellung als Polizeiaktuar wieder einzunehmen, widrigenfalls er seine Pension von 400 Gulden verlieren sollte. Börne ließ es nicht dabei bewenden, die lächerliche Form der Aufforderung in das grellste Licht zu stellen, er wies auch nach, daß der Frankfurter Senat gar nicht das Recht hatte, einer auf der Wiener Kongreßakte von 1815 und auf dem Reichsschluß von 1803 beruhenden Verfügung zuwider zu handeln und daß er, der nicht freiwillig aus dem Amte schied, mit der Pension abgefunden worden war, ohne zu weiteren Amtsleistungen berechtigt oder verpflichtet zu sein. In beiden Fällen blieb er Sieger und konnte die Genugthuung empfinden, das Recht zu Ehren gebracht zu haben.

Aus Krankheit und persönlicher Erregung arbeitete er sich immer wieder zur geistigen Erhebung empor; ja, in dieser lag ihm allein das wirksame Gegengewicht gegen alle persönlichen Widerwärtigkeiten. Im November 1825 regte ihn der Tod Jean Pauls, den er liebte und verehrte, zu einer Arbeit an, die man als die höchststimmte seines Lebens bezeichnen kann. Um jene Zeit entstand die bereits mehrmals erwähnte Denkrede auf Jean Paul, die Pfarrer Kirchner am 2. Dezember in Frankfurt vortrug und deren Wirkung eine ganz

ungewöhnliche war. Die Sprache der Pietät, die keinen Anhauch des Pietismus hatte, der Weihe, die für die große Kirche der freien Geister bestimmt war, der neuartigen Begeisterung, die nicht den Glänzenden und Mächtigen, sondern dem hingebungsvollen Freunde der Armen und Bedrückten galt, erweckte einen mächtigen Wiederhall. Das Gedicht in Prosa, das den großen Prosadichter feierte, ging in Zeitungen und Sonderabdrücken von Hand zu Hand und verband für alle Zukunft die Gestalten Börnes und Jean Pauls, die eindringlichen Sprecher der philanthropischen Richtung im Bewußtsein der empfänglichen Geister. Nicht lange darauf erschienen zwei Aufsätze aus Börnes Feder, die andere Seiten seines Könnens hervorkehrten, seine scharfe Beurteilung des Programms der wissenschaftlichen Jahrbücher, die von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin angekündigt wurden, und sein Aufsatz über Henriette Sontag in Frankfurt, der mit Milde und doch treffendem Humor die Auswüchse eines kindischen Theaterenthusiasmus beleuchtete. Diese beiden Arbeiten waren es in erster Linie, deren Wirkung und Ruf ihm nach Berlin, wo er nach langer Pause 1828 einen längeren Aufenthalt nahm, vorangingen. Er entschloß sich zu dieser lange geplanten Reise etwa ein Jahr nach dem Tode seines Vaters, der ihn in seinem Testamente zwar gegen die übrigen Kinder zurückgesetzt, ihm aber immerhin ein Vermögen von 22000 Gulden vermacht hatte. Durch die Zinsen dieses Kapitals und durch seine Frankfurter Pension war er vor jeder Notlage gesichert und es ist bezeichnend, daß er sich in dieser Lage der Unabhängigkeit vor allem nach Berlin wandte, für dessen geistige Bedeutung und Entwicklung er das rechte Gefühl besaß. Börne stand damals auf dem Höhepunkte seiner deutschen Beliebtheit. Noch hatte man die volle Strenge seiner Satire nicht empfunden, noch hatte er den düsteren Ernst des schonungslosen Richters nicht hervorgekehrt. Man erfreute sich an dem Spiel seines Witzes, man bewunderte, ohne ein Gefühl der Beschämung zu empfinden, die Schärfe seines Urteils, und die kritische Richtung seines Geistes kam der Grundstimmung Berlins entgegen. Er wurde dort in allen Tonarten und von allen litterarischen Richtungen gefeiert. Wilhelm von Humboldt, Varnhagen von Ense, die Familie Mendelssohn-Bartholdy, Eduard Gans, Julius Eduard Hitzig, Meyerbeer, Fouqué, Holtey, Alexis und Ludwig Robert zogen ihn in ihre Kreise und manche Litteraturhäupter, die sich später von seinem Zorne getroffen fühlten und sich aus gekränkter Eitelkeit oder noch schlimmeren Gründen von ihm ab-

wandten, kamen ihm um jene Zeit mit Lob und Enthusiasmus entgegen. Auch der Antrag, in der Form einer belletristischen Zeitung, die man aus Staatsmitteln zu gründen beabsichtigte, die Regierung zu unterstützen, soll in Berlin an ihn herangetreten sein. Nach langer Trennung sah er auch seine alte Freundin Henriette Herz in diesen Tagen wieder. Sie lebte damals, auch noch als Matrone vom Glanze unverwüstlicher Schönheit umflossen, den Idealen einer humanen Thätigkeit, der sie sich mit hingebungsvollem Pflichteifer widmete. Aus unüberwindlicher Abneigung gegen die Berührung mit Kranken hatte sie im Jahre 1813, als sich die Frauen zum Dienste in den Spitälern anboten, auf den Anteil an diesem patriotischen Liebesdienste verzichten müssen. Zum Ersatz dafür nahm sie es auf sich, die Kinder derjenigen, die durch den Krieg in Armut geraten waren, zu unterrichten und erfüllte diese Aufgabe, solange ihre Kräfte dazu reichten. Das Wiedersehen war ein versöhnender, harmonischer Ausklang bewegter Tage. Börne, zum Manne gereift, über die stürmischen Irrungen der Jugend und über die rein persönlichen Glückträume längst hinausgehoben, die Herz in ihrem Wesen zur Milde verklärt und voll Anerkennung für das geläuterte Wesen des Freundes — es war eine Begegnung und ein Abschied von inniger Wehmut und reiner Herzlichkeit. Börne, der mit Recht von sich sagen durfte, daß ihm der Krampf der Eitelkeit stets fern geblieben, ließ sich durch das litterarische Lob, das ihm in Berlin entgegenkam, nicht blenden und nahm manche Schmeichelei mit einer Ironie auf, die durch spätere Ereignisse nur zu sehr gerechtfertigt werden sollte. Anderseits befestigt sich sein Urteil über die moralischen Grundbedingungen einer glücklichen Entwicklung Preußens und absprechende Urteile über die Berliner, die er in früherer Zeit gefällt hatte, berichtigte er in folgenden charakteristischen Worten, die noch heute zutreffen: „Man macht sich bei uns von den Berlinern eine falsche Vorstellung, man hält sie für übergebildete, glatte, herzlose, verschrobene Menschen. Dieses ist gerade das Gegenteil. Sie sind die einfachsten, bescheidensten, herzlichsten Menschen, die mir je vorgekommen. Man findet bei uns, bei Mangel dieser Bildung, viel mehr Ostentation, viel mehr Falschheit und Verschrobenheit als hier. Der Luxus ist weit geringer als in Frankfurt, und die Leute hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen ein, und sie werden von den Reichen darüber gelobt und geachtet. Wie viele habe ich hier schon ganz unbefangen von ihrer ökonomischen Seite und Lage

sprechen hören, und wie sie dies oder jenes unterlassen müßten aus Mangel an Geld. Für Gelehrte ist übrigens Berlin ein kleines Eldorado."

Von Berlin ging Börne 1828 an den Rhein, um in der Stille des Sommeraufenthaltes die Herausgabe seiner gesammelten Schriften, zu der er sich schon in Frankfurt entschlossen hatte, vorzubereiten. Einig mit sich über Anlage und Gliederung des ganzen Werkes, suchte er in Hamburg einen Verleger und fand ihn im Buchhändler Campe, der ungemein rührig war und den Mut besaß, sich an freisinnige Schriften zu wagen. In Hamburg, von dessen Weltverkehr sich der Publizist lebhaft angeregt fühlte und das ihm eine höhere Auffassung vom Berufe des Handels beibrachte, als das Getriebe der Frankfurter Geldgeschäfte, und in Hannover ergänzte und redigierte er den Text für die gesammelten Schriften, um endlich im Spätwinter des Jahres 1828 das vollständige Manuskript abzuliefern. Der materielle Erfolg des Werkes war geringer, als der Verleger vermutet hatte, der moralische ein außerordentlicher. Unter den Kritikern, die Börnes Bedeutung verkündeten, stand Wolfgang Menzel in der ersten Reihe. Nicht lange empfand Börne die Befriedigung über die Zusammenfassung seiner bisherigen Arbeit, die Genugthuung über das tiefer greifende Wirken seiner in Buchform erschienenen Schriften, die sich als innige Lebensfreude bei ihm äußerte. Auf der Rückreise von Hannover nach Frankfurt wurde er neuerdings von einem Blutsturz befallen, von dem er sich schwer und langsam erholte. Die Ärzte sandten ihn nach Soden, wo er in Gesellschaft seiner Pflegerin und Freundin allgemach wieder Kräfte genug sammelte, um das „Tagebuch", eine Sammlung von Erinnerungen und Aphorismen, das den achten und letzten Teil seiner gesammelten Schriften bildete, zu vollenden.

In diesem Kurorte bei Frankfurt, wo er wiederholt monatelang weilte, wurde er im Jahre 1830 von den Ereignissen der Pariser Julirevolution überrascht. Der Eindruck auf sein Gefühl und seine Einbildungskraft war ein unbeschreiblicher. Mit fieberhaftem Interesse verfolgte er die Nachrichten vom Sturze der Bourbonen, von den Erfolgen des Aufstandes; er ließ den Boten, die neue Nachrichten bringen sollten, auf der Landstraße entgegen, kehrte rascher, als er sollte, nach Frankfurt zurück, um die großen Nachrichten früher zu empfangen und erschien den dortigen Freunden völlig verändert. Sonst schweigsam und wenigstens äußerlich gelassen, konnte er jetzt

seine feurige Anteilnahme an den Weltereignissen auch im persönlichen Verkehr nicht zurückhalten, die politische und echt journalistische Spannung in seinem Wesen hatte den höchsten Grad erreicht. Seit jeher der Meinung, daß Paris seinem schriftstellerischen Naturell am meisten entspreche, daß dort der Ort sei, wo ein Mann seiner Art, der nicht Stoffe bilde, aber lebendige, wirkliche Stoffe mit Talent bearbeitet, die beste Anregung finden müsse, faßte er jetzt, unter dem Eindrucke der Revolutionsnachrichten, den Entschluß, Paris zu seiner zweiten Heimat zu machen. Freilich hatte er die Freiheitsbegeisterung der Julitage überschätzt, wurde er selbst zum bitteren Nachrichter einer Bewegung, die er für den Frühlingssturm der Freiheit gehalten hatte, und die nur ein Wettersturz in der rauhen unergiebigen Zeit einer volksfeindlichen Politik gewesen war. Aber Paris bot ihm nichtsdestoweniger das Gesuchte, ein Asyl des freien Wortes, den Pulsschlag der Weltereignisse, das gesteigerte sociale Leben der Großstadt, in dem damals die geistigen Kräfte von Europa zusammenströmten und den ungehemmten Verkehr mit Genossen und Jüngern. Tief bewegt von diesen Eindrücken, fast in einer schwelgerisch frohen Gemütsstimmung, die durch die Freiheit erweckt war, freimütig bis an die Grenze des Übermutes, schrieb er seine Pariser Briefe, die von uns bereits gekennzeichnete Reihe von Stimmungsbildern, Aufrufen und Aphorismen, die bei aller scheinbar losen Fügung durch den Glutstrom einer leidenschaftlichen politischen Empfindung verbunden waren. Er schrieb diese Briefe charakteristischer Weise nicht für eine Zeitung, — welche deutsche Zeitschrift hätte damals eine solche Sprache vertragen? — sondern für seine Freundin, die in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthaltes ferne von ihm war. Das gab ihnen jenen intimen Reiz, jene Sättigung mit der Farbe der Persönlichkeit, in der sich sein starkes Naturell besonders interessant offenbarte. Börne liebte diese Art der Aussprache und wenn auch sein politisches Wollen ihn dazu drängte, zu Tausenden zu reden, so wurde sein empfindliches Herz doch am mitteilsamsten, wenn er auf die Empfänglichkeit einer sympathischen, verständnisinnigen Individualität rechnen konnte. So entstanden diese Briefe im Zuge der langjährigen, zum Lebensbedürfnis gewordenen Korrespondenz, als Mitteilungen äußerer und innerer Erlebnisse, die zunächst einem ganz subjektiven Bedürfnis entsprangen und die wider Vermuten des Autors eine große Wirkung auf die Mitwelt üben sollten. Den Anlaß zu ihrer publizistischen Verwertung, gab, wie Holzmann berichtet, zunächst eine

mehr äußerliche Verlegenheit. Börne war den Abnehmern seiner bei Campe erschienenen Schriften noch einige Bogen schuldig geblieben und wollte diese mit neuen „Schilderungen aus Paris“ ausfüllen. Die Freundin wurde beauftragt, das Beste aus den an sie gerichteten Briefen auszusuchen und in Abschrift an ihn einzusenden. Jeannette zählte fast alles zu diesem „Besten“, die Fülle des Materials ergab ein stattliches Buch und so entstand im Herbst 1831 die selbständige Ausgabe der Pariser Briefe, die der Verleger zugleich als neunten und zehnten Teil der gesammelten Schriften ausnützte. Die zweite Folge erschien im Jahre 1833, die dritte 1834. Die Wirkung war eine einschneidende; die Ängstlichen erschraken, selbst Freunde fanden den Ton zu wild und leidenschaftlich, die Stürmer des jungen Deutschlands begrüßten den Freiheitsenthusiasmus, den Mut strenger und bitterer Wahrheit und die Kraft der entfesselten Individualität, die Regierungen, die sich eben erst zum gemeinsamen Vorgang gegen den Freimut der jungen Litteratur geeinigt und die Presse in Deutschland geknebelt hatten, fühlten zuerst die Großmacht der Journalistik und sandten ein Heer von Spähern aus, um der Invasion der geharnischten Blätter zu begegnen. Zuletzt konnte Campe die Briefe nur mehr unter dem täuschenden Titel „Mitteilungen aus dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde“ mit einiger Sicherheit in Deutschland verbreiten. Zu den enthusiastischesten Beurteilern dieser Briefe gehörte Heinrich Laube, der treu zu Börne hielt, als sich schon viele ehemalige Freunde von dem kühnen Publizisten abgewendet hatten oder aus Ängstlichkeit ihre innere Zustimmung verschwiegen; zu den objektivsten Beurteilern der ersten Bände aber zählte Wolfgang Menzel, der seit langen Jahren ein Vorkämpfer der Börneschen Schriften war, und der jetzt in der Heftigkeit, mit der Börne gegen unwürdige deutsche Zustände loszog „die als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande“ erkannte; im Hinblick auf dieses Verständnis, das er dem Charakter und den Absichten Börnes entgegenbrachte, erscheint die Haltung, die er später gegen den Freund und Genossen einnahm, in einem um so grelleren Lichte.

Massenhaft waren die Schmähungen von seiten der Beschränkten, der Befangenen und der Geworbenen. Zu Wasser und zu Lande, in seichten Versen und in dürrer Prosa, wurde vergeblicher Krieg gegen die beschwingten Blätter geführt, und unter den Geschossen, die man gegen sie richtete, befanden sich vielfach auch die alten, plumpen und stumpfen Pfeile des Judenhasses. Aber auch die Zu-

stimmung der Gleichgesinnten oder zu gleicher Gesinnung Erweckten kam lebhaft zu Wort, das jüngere Geschlecht, das für die Bewegung von 1848 heranreifte, jubelte dem Verfasser der Pariser Briefe zu und Börne erlebte während seines letzten Aufenthaltes in Deutschland die Genugthuung, von allen Freisinnigen als Prophet einer neuen Zeit begrüßt zu werden. Er fühlte sich zu dieser immerhin gewagten Reise im Frühling des Jahres 1832 durch die politischen Vorgänge in Baden und Rheinbayern, durch die badische Preßfreiheit, durch das mutigere Auftreten der von Wirt herausgegebenen „Tribüne" angeregt. Man muß es fest im Auge behalten, daß Börne im ersten Momente, in dem der Druck von einem Stück deutschen Bodens zu weichen schien, sich auch bereit zeigte, im Vaterlande zu wirken und zu schaffen. Sein Herz zog ihn immer wieder nach Deutschland hinüber. Er sandte Artikel an die „Tribüne", dachte vermutlich auch an eine Verbindung mit der von Rotteck und Welker herausgegebenen Zeitschrift „Der Freisinnige" und ließ sich weder durch die Angst seiner Freundin noch durch die Warnungen seiner Anhänger abhalten, den deutschen Boden wieder zu betreten. Die Gefahr, verhaftet zu werden, hatte er zwar vor Augen, aber auch die Zuversicht im Gemüte, daß er sich vor den badischen Geschworenen erfolgreich verteidigen werde. Er blieb indes unbehelligt und nahm von Baden und Freiburg im Breisgau, wo er ungefähr acht Wochen weilte, die erfreulichsten Eindrücke mit. Männer und Frauen bereiteten ihm Huldigungen, Studenten zogen vor sein Haus, um ihn festlich zu begrüßen und in Hambach, wo er das große, vom Geiste des Freisinns durchwehte Nationalfest mitmachte, erhob sich sein Gemüt an dem Enthusiasmus der deutschen Jugend. Das Hambacher Fest hatte freilich keine unmittelbare politische Folge, die leidenschaftlichen Reden, in denen man Deutschlands Erniedrigung als ein Werk der Fürsten und Aristokraten bezeichnete, wurden nicht in Thaten umgesetzt und Heine, der sich über die in Worten verpuffende Begeisterung lustig machte, erzählt die Anekdote, daß man im Hambacher Komité darüber stritt, ob die anwesenden Patrioten auch wirklich „kompetent" seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen und daß die Mehrheit sich gegen diese Kompetenz entschied. Dennoch lagen in diesen Bewegungen Keime, die sich später entfalten sollten und wenn Börne vielleicht auch mit Heine fühlte, daß die Zeit zu einer mächtigen und wirksamen Kundgebung des Volkes noch nicht gekommen war, so sog doch sein

Optimismus neuen Glauben aus der Stimmung der Werdenden, die ihn vertrauensvoll umringten. Auch ein längerer Aufenthalt in der Schweiz, der sich an die Reise durch Baden anschloß, bekräftigte seine Zuversicht. Auf dem Gute Mariahalden bei Zürich verbrachte er als Gast seines Gesinnungsgenossen, des Grafen Benzel-Sternau sonnige Tage gemütlicher und geistiger Anregung und die Rückreise über Aarau, wo er mit Zschokke eingehenden Verkehr pflog, und Luzern erhielt ihn in der gehobenen mutigen Stimmung. In Paris traf er mit Jeannette und deren Gatten Strauß zusammen, die um des Freundes willen nach Paris übersiedelten und ihn mit zarter Sorgfalt umhegten. Die beiden guten, hingebungsvollen Menschen ersetzten ihm die Familie, bekämpften seine hypochondrischen Stimmungen, ermutigten ihn zum Schaffen und gewährten ihm den gemütlichen Halt in der Fremde; durch sie vor allem lernte er in Paris, wo er von nun an bis zu seinem Tode verblieb, sich persönlich zu Hause fühlen, wenn auch seine politischen Gedanken und Vorstellungen immer wieder nach Deutschland hinüberdrängten. Seine geistige Verbindung mit Deutschland war in dieser Zeit reger als jemals. Der zweite und dritte Band der Pariser Briefe übten eine noch größere Wirkung aus als der erste. Der Widerstand wurde heftiger, das Mißverständnis, daß Börne darauf hinarbeite, das Deutschtum zu Gunsten des Franzosentums herabzusetzen, durch geschäftige Federn immer weiter verbreitet, aber auch die Ausnahmsstellung des mutigen journalistischen Richters im günstigen Sinne immer mehr gefestigt. Börne wurde eine Art Patriarch des deutschen Liberalismus, alle Exilierten schlossen sich an ihn, unzählige Reisende aus deutschen Landen suchten ihn auf, um seiner merkwürdigen Persönlichkeit näher zu treten, hervorragende Geister und schlichte Handwerksbursche, denen er mit derselben Herzlichkeit entgegenkam, wie den Männern von Namen und Ansehen. Grillparzer, der ihn im Jahre 1836 besuchte, erfreute sich an seinem Wesen — abgesehen freilich von dem „wunderlichen Hasse gegen Goethe“ — Karl Wolfrum, der spätere freisinnige Parlamentarier Österreichs, der als blutjunger Mensch einen Teil seiner gewerblichen Lehrzeit in Paris verlebte, erzählt in seinen Memoiren davon, daß er vor seinem Abschiede von Paris (im Jahre 1834) bei Börne vorsprach, „der von den politischen Deutschen sehr verehrt wurde“, und von dem „kleinen mageren Mann mit schwarzen Haaren“ freundlich empfangen und ermahnt wurde, den Freiheitsideen in Deutschland treu zu bleiben — ein kleines typisches

Bildchen des väterlichen Einflusses, den der warmherzige Publizist auch persönlich auf den Werdegang der neuen Männer ausübte ....

Zwei große litterarisch-politische Fehden fallen in die letzten Lebensjahre Börnes und drängen die Züge seines Charakters im Kontraste kräftig hervor. Es sind tiefgreifende Konflikte mit ehemaligen Freunden und Genossen, mit Heinrich Heine, mit dem er schon von Frankfurt her vertraut war und dessen großes Talent ihn immer angezogen hatte, und mit Wolfgang Menzel, mit dem er viele Jahre persönlich und litterarisch verbunden war. Der Zwist mit Heine ist vielleicht der einzige in Börnes Kämpferleben, von dem man den Eindruck einer gewissen persönlichen Erregtheit empfängt. Wer tieferen Einblick in Börnes Gewissenhaftigkeit gewonnen, wer da weiß, wie er jede Empfindung auf die empfindliche Wage des Prinzips legte, um sie nur dann in Wort und That umzusetzen, wenn sie sich bei dieser Prüfung als ethisch vollwertig erwies, der muß unbedingt annehmen, daß dieses persönliche Moment, das in den Streit eindrang, niemals recht in das Bewußtsein Börnes trat. Daß es auf beiden Seiten vorhanden war, lassen uns die zahlreichen Selbstbekenntnisse Beider, die an das Verhältnis anknüpfen, deutlich erkennen. Heine bekennt in seiner bequemen Herrenmoral, die er sich lange vor Nietzsche zurechtgelegt hatte, diesen mit den Jahren wachsenden Antagonismus, der immer mehr persönliche Färbung annahm, mit der ihm eigentümlichen Aufgeknöpftheit, mit der er gerne kokettierte. Bei Börne kann man das Wachstum der persönlichen Gereiztheit, die er sich selbst wohl niemals eingestanden hat, in den Briefen an Jeannette, in denen er über die Begegnungen mit Heine berichtet, verfolgen. Er rückt freilich immer wieder die sachlichen Motive des Urteils in den Vordergrund, tadelt den Mangel an Charakterfestigkeit, die Frivolität, mit der Heine Parteilichkeit übte und eingestand, die Eitelkeit, mit der er einem Witze die Überzeugung oder das bessere Wissen opferte — aber unverkennbar schlägt auch eine Bitterkeit der Empfindung durch, der Börne sonst auch in der heftigsten Polemik nicht nachzugeben pflegte, und namentlich die scharfen Worte über Heines Lebensführung machen den Eindruck der Lieblosigkeit und einer Pedanterie, die an dem erklärten Feinde des Philistertums fremdartig genug berührt. Es war eben eine intime Feindschaft, in den feindlichen Gegensätzen nur noch stärker herausgetrieben durch manche verwandte Züge des Naturells und des Könnens, durch die gemeinsame Vorliebe für den Witz und die Selbstironie, die in Beiden

verschiedene Tendenzen verfolgte, durch eine von den Beiden selbst nicht beabsichtigte, aber durch die beiderseitigen Parteigänger erregte und genährte Rivalität, verschärft und vertieft durch ein gewisses gegenseitiges Wohlgefallen, das immer wieder innerlich bekämpft wurde, und durch die Erinnerungen an die ehemalige Freundschaft, deren Verletzung in beiden Herzen einen Stachel zurückgelassen hatte. Zuletzt freilich arbeitete sich eine objektive Gegensätzlichkeit heraus, die mildernd wirkte, weil sie nicht feindseligen Wallungen, sondern den Naturen der beiden Männer entsprang, und die sogar auf den Streit ein versöhnliches Licht wirft, wenn bald der Eine, bald der Andere die sachlich gegebene Unvereinbarkeit erkennt und dadurch Selbsterkenntnis und Gerechtigkeit an den Tag legt. Die erste Begegnung Beider fand in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre — kurz nach dem Tode des Vaters Börne — in Frankfurt statt und war von herzlicher Art. Selbst in dem vielfach rauhen und herben Buche Heines über Börne muten die Erinnerungen an dieses erste Beisammensein wie erquickende Oasen an. Börne fühlte sich, wie er seiner Freundin anvertraute, durch Heines Besuch mehr erfreut und geehrt, als wenn Goethe bei ihm vorgesprochen hätte; Heine prägte sich die geistvollen politischen und psychologischen Äußerungen Börnes so tief ein, daß er sie dreizehn Jahre später mit großer Lebendigkeit wiedergeben kann. Der Ältere gewährte dem Jüngeren Einblick in sein innerstes Seelenleben, ließ ihn Wunden sehen, die er sonst vor den Augen der Menschen verbarg. So beichtet er ihm einmal über die Liebesregungen in vorgerückten Jahren, und seine von Heine berichteten Worte, die für das vom Verstande überwachte Gemütsleben überaus charakteristisch sind, machen den Eindruck eines grüblerischen und tief schmerzlichen Bekenntnisses: „In späteren Jahren ist die Leidenschaft noch weit gefährlicher als in der Jugend. Man sollte es kaum glauben, da sich doch mit dem Alter auch unsere Vernunft entwickelt hat und diese uns unterstützen könnte im Kampfe mit der Leidenschaft. Saubere Unterstützung! Merken Sie sich das: die Vernunft hilft uns nur jene kleinen Kapricen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervention bald überwinden würden. Aber sobald sich eine große wahre Leidenschaft unseres Herzens bemächtigt hat und unterdrückt werden soll wegen des positiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hilfe, ja, die Kanaille, sie wird alsdann sogar eine Bundesgenossin des Feindes, und anstatt unsere materiellen oder moralischen Interessen

zu vertreten, leiht sie dem Feinde, der Leidenschaft alle ihre Logik, alle ihre Syllogismen, alle ihre Sophismen, und dem stummen Wahnsinn liefert sie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie sie ist, schlägt sich die Vernunft immer zur Partei des Stärkeren, zur Partei der Leidenschaft, und verläßt sie wieder, sobald die Force derselben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Gesetz der Reaktion gebrochen wird. Wie verhöhnt sie alsdann die Gefühle, die sie kurz vorher so eifrig rechtfertigte! Mißtrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenschaft immer der Sprache der Vernunft, und ist die Leidenschaft erloschen, so mißtrauen Sie ihr ebenfalls, und seien Sie nicht ungerecht gegen Ihr Herz!" ....

In Paris trafen die Freunde neuerdings zusammen, um sich immer mehr voneinander zu entfernen. Heine, der in seinem nach Börnes Tode geschriebenen Buche zum einseitigen und parteiischen Geschichtschreiber des Konfliktes geworden, sucht den stillen Neid auf die künstlerische Natur, auf das genußkräftigere und genußfreudigere Wesen des jüngeren Rivalen als das Hauptmotiv der Börneschen Abneigung hinzustellen. Mit Eitelkeit, aber auch mit gewinnender Grazie kennzeichnet er sich als die glücklicher begabte Natur und trifft die berühmt gewordene Unterscheidung zwischen „Nazarenern" und „Hellenen", zwischen den asketischen Märtyrercharakteren, die sich in Gewissensangst, Entsagung und Fanatismus verzehren und den freier geborenen Menschen antiker Art, die der Natur nahe stehen, sich im fröhlichen Zuge zur Schönheit bekennen und sich mit göttlichem Behagen an die volle Tafel des Lebens setzen. So geistvoll diese Antithese ist, an die wir bei so vielen Gegensätzen der Völker und der Individualitäten erinnert werden, so leidet sie doch in der Anwendung, die ihr Heine giebt, einerseits an dem Fehler aller allzu generell gehaltenen Urteile, die das Gattungsmäßige an einer Persönlichkeit überschätzen, andererseits an dem Gebrechen jener überfeinen Pointen, deren Zuspitzung, wie ein scharfsinniger Kopf einmal bemerkte, nur dadurch bewirkt wird, daß man abschneidet. Wenn auch Hauptzüge der Charaktere durch jene Heinesche Unterscheidung heller ins Licht treten, so sind sie doch nicht zutreffend für das feinere Gewebe der Persönlichkeiten. Auch Börne war in Arkadien geboren, auch ihn drängte es zur Lebensfröhlichkeit hin, die er als eine glückliche Gabe der beweglicheren Natur der Franzosen den Deutschen immer aufforderend vor Augen hielt. Auch ihn erfüllte ein lebhaftes Kunstgefühl, eine große Schönheitsfreudigkeit, die ihn selbst in den herbsten

Tagen des politischen Kampfes nicht verließ; aber er drängte all dies in sich zurück, um immer fanatischer einem großen Zwecke zu dienen, ja er konnte herbe gegen die Kunst werden, wenn ihre einseitige Bevorzugung gleichgültig gegen die Menschheitsinteressen zu machen schien, und er erinnert — mutatis mutandis — an Plato, der aus seinem Staate die Künstler verbannen wollte und doch in seinem eigenen dichterischen Denken eine künstlerisch bewegte Natur war. Andererseits war Heine keineswegs jeder nazarenischen Neigung unzugänglich, und in seiner Matratzengruft überkam ihn schließlich eine reuige Märtyrerstimmung, die mehr noch als die Börnesche Hinneigung zu der ehrlichen Gläubigkeit eines Lammenais auf die tiefsten Bedürfnisse einer schwärmerisch religiösen Natur hindeutet. Was aber jenen Neid anlangt, auf den Heine so deutlich anspielt, so hat er, wenn er überhaupt vorhanden war, in Börnes Wesen sicherlich nur unter der Schwelle des Bewußtseins gewirkt. Etwas altjungferlich mutet freilich die Erregung Börnes gegen Heine mitunter an, und die Stimmung, mit der er Heines lockeres Treiben immer aufmerksamer verfolgt, erinnert an die halb verhehlten, halb eingestandenen Empfindungen einer unbedingt keuschen, tugendhaften Frau, die durch den Sieg zugänglicherer Reize ihrer stillen Opfer lebhafter bewußt wird. Zuletzt gab in allen Beziehungen des Börneschen Lebens die Politik den Ausschlag. Heine kokettierte lediglich mit jenen revolutionären Bestrebungen, denen sich Börne mit heiliger Überzeugung hingab. Die Widersprüche, die an Heine hervortraten, sein gelegentlich einbekanntes Royalistentum, seine Schwärmerei für Napoleon und sein zeitweiliges Vertrauen auf den Kaiser Nicolaus auf der einen, seine demokratischen Anwandlungen, seine dämonische Revolutionsfreudigkeit, seine Satire gegen die Fürsten auf der anderen Seite erklärt Brandes in seiner psychologischen Analyse daraus, daß „Heine zugleich ein großer Freiheitsverehrer und ein ausgeprägter Aristokrat war". Das Genie wollte Heine in jeder Lebens- und Staatsform gelten lassen, der gekrönten Unfähigkeit setzte er demokratisch gefärbten Hohn entgegen. So war er cäsarisch gesinnt und glaubte doch Demokrat zu sein. In Börne aber war der merkwürdige Widerspruch, daß er die Freiheit der Individualität zuhöchst stellte und sie dennoch niemals anerkennen wollte, wenn sie der Annäherung an seine politischen Ideale hinderlich zu sein schien. Wenn Heine sich allgemach der demokratischen Gemeinschaft und Verbrüderung, der sich Börne mit Überzeugung hingab, entzog, so war das in den Augen

des leidenschaftlichen Politikers Selbstpreisgebung und Abfall von der guten Sache. Dazu kamen wirkliche Schwächen Heines, Blößen, die er sich in seiner Eitelkeit gab. Der ehemalige Freund wurde zum Splitterrichter. Börne verfolgte Heine wie das personifizierte Gewissen, und Heine begann den Verfolger zu hassen wie die lebendige Rüge. Es entwickelte sich zwischen ihnen ein Verhältnis, ähnlich jenem zwischen Eheleuten, wie es Tolstoi in der Kreuzersonate darstellt. Die ehemalige kurze Liebe schlug in ein lauerndes Spähertum um, Börne suchte Heine, der sich ihm entzog, an den Orten auf, wo er ihn treffen mußte, um den Inkonsequenten und Leichtlebigen durch seine Gegenwart zu beschämen, vielleicht auch, um ihn zur Rede zu stellen; Heine wiederum sammelte, aus der Ferne beobachtend, das Material zu einer möglichst kräftigen Abwehr im entscheidenden Momente. Endlich kam es zum offenen Kampfe. Der ehrliche, sachliche Angriff ging bezeichnenderweise von Börne aus. Erst in seinen Pariser Briefen, dann in einem französischen Artikel, der Heines Buch über Deutschland behandelte und im „Reformateur" erschien, brachte er vor, was er gegen Heine, den Mann der Öffentlichkeit, auf dem Herzen hatte. Er geißelte den Abfall von der Sache der Demokratie, die einseitige und sorglose Poetenwillkür, die ihm die Sache der Menschheit und des Volkes preiszugeben schien. Heine hat erst nach Börnes Tode in seinem berühmten und berüchtigten Buche über den großen Genossen, das im Jahre 1840 erschien, erwidert. Er und seine Freunde wollten den Angriff auf einen Toten damit entschuldigen, daß es nicht eine Person, sondern eine Richtung zu befehden galt. Aber leider ist Heines geistvolle Polemik vielfach persönlich über alle Maßen und wenn man sich vorhält, daß Börne die Angriffe auf seinen litterarischen Gegner Robert, die für den zweiten Band seiner Pariser Briefe bestimmt waren, im letzten Momente abmilderte, weil Robert inzwischen gestorben war, so erkennt man, daß Börne in solchen Streitfällen unvergleichlich edler empfand, als der in allen persönlichen Angelegenheiten rücksichtslose Heine, der sich für einen providentiellen Mann hielt und im Kultus der eigenen Persönlichkeit oft den besseren Regungen des Herzens zuwiderhandelte. Heine fühlte sich dämonisch dazu angetrieben, das Buch über Börne zu schreiben und hat manche Stellen dieses Buches hinterher bitter bereut. Ein Tropfen bösesten Giftes, der an diesem Partherpfeil haftete, war die Verdächtigung des reinen Verhältnisses zwischen Börne und Jeannette Strauß-Wohl. Um dieses unbegründeten und unedlen Angriffs willen

mußte Heine mit dem Gatten der Verleumdeten ein Duell ausfechten, in dem er eine leichte körperliche Wunde davontrug, das ihn aber mit einer böseren Wunde, mit einer peinigenden Erinnerung im Gemüte belastete. Auch fühlte er sich zuletzt zu einer Art Abbitte in Form eines Privatbriefes, der in der Allgemeinen Zeitung erschien, gezwungen. In der Litteratur schlug sich die öffentliche Meinung auf die Seite des edlen Toten, der das Interesse einer großen gemeinsamen Sache vorangestellt hatte. Trotz alledem enthält das Buch Heines über Börne Worte der Würdigung und der Charakteristik, die, unbeeinflußt von Selbstgefälligkeit oder Erbitterung, ihren dauernden Wert behaupten und darin, wie in der Anerkennung, die Börne selbst in der Erbitterung des politischen Kampfes dem Poeten Heine entgegenbrachte, liegt ein Schimmer von Versöhnung, der sich über diesen unglücklichen Streit ausbreitet.

Klarer und einfacher bietet sich der Konflikt Börnes mit Wolfgang Menzel dar und auf den Sieg Börnes in diesem Streite fällt ein völlig ungetrübtes Licht. Menzel, einst ein Stürmer und Dränger des Freisinns, der mit dem deutschen Patriotismus Hand in Hand ging, dann ein stilsicherer Litterarhistoriker und Kritiker, der die Ideen der Jugend mit Überlegung vertrat, ein Schätzer Börnes, der vielfach in rauheren Tönen dieselben Weisen vernehmen ließ wie sein größerer Freund, noch zu Beginn der dreißiger Jahre ein gerechter Beurteiler der Pariser Briefe, hielt zur allgemeinen schmerzlichen Überraschung der überhand nehmenden reaktionären Strömung nicht Stand und stellte sein einflußreiches Stuttgarter Litteraturblatt in den Dienst der Verfolgungen, denen das junge Deutschland ausgesetzt war. Ob persönliche Beweggründe, wie vielfach behauptet wird, ob die Hinneigung zu den Mächtigen oder eine Wandlung in seinem Inneren für diese Wendung entschied, soll hier nicht untersucht werden. Börne stand dem jungen Deutschland, das ihm anhing und seinen Namen auf die Fahne schrieb, keineswegs mit unbedingter Zustimmung gegenüber, aber die denunciatorischen Angriffe auf die jungen Geister, denen er immer näher trat, empörten ihn und erschienen ihm verächtlich. Dazu kam, daß Menzel jenem bis zum heutigen Tage waltenden Teutonismus huldigte, der ohne Wahl und Geschmack, ohne Sinn für die Forderungen des modernen Lebens mit vergangenen Formen spielt, das Nationalgefühl durch eine dem Deutschtum fremde Unduldsamkeit vergiftet und in einer brüsken Franzosenverachtung, die von den größten Vertretern deutschen Ge-

dankenlebens und deutscher Politik niemals geteilt wurde, seinen Gipfelpunkt findet. Börne mußte von seinem Standpunkte diese Richtung für besonders gefährlich erachten, denn er erwartete von dem deutschen Verständnis für die inneren Zustände Frankreichs mit Zuversicht eine befreiende Wirkung. Schweren Herzens, mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Auch du mein Brutus!“ entschloß er sich dazu, den Kampf gegen Menzel aufzunehmen. Es geschah um jene Zeit, in der er trotz seiner Müdigkeit und Kränklichkeit sich die Aufgabe setzte, das Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Geistesarbeit in Frankreich durch französische Aufsätze zu erwecken. In diesen, wie Raspail sich ausdrückte, in einem „neuen französisch“ geschriebenen Aufsätzen, die er erst im „Reformateur“ erscheinen ließ und die er dann in Erinnerung an sein erstes journalistisches Glück in dem selbständigen Organ „La Balance“, das freilich in den Anfängen stecken blieb, zusammenfaßte, sagte er sich zuerst von Menzel los. In seiner Satire „Gallophobie de Menzel“ enthüllte er schonungslos die Schwächen des Stuttgarter Polterers, der gegen die von Paris ausgehende Bewegung eiferte. Menzel antwortete in einem langen Artikel des Litteraturblattes, der Wahres und Falsches durcheinandermengte. Es läßt sich nicht leugnen, daß er in manchen Stücken eine nüchterne Einsicht bekundete, der die Zukunft recht gegeben hat. So, wenn er die gewichtigen Sätze niederschrieb: „Frankreich ist im Sinken, Deutschland im Steigen. Es ist wohl die traurigste Täuschung von der Welt, wenn man sich jetzt noch immer einbildet, die französische Revolution werde eine zweite durchaus vermehrte und verbesserte Auflage erleben. Frankreich werde das große Problem lösen, den politischen Stein der Weisen finden, die jede Erwartung befriedigende allervortrefflichste Verfassung gründen und, in der einen Hand das Schwert, in der andern den neuen Koran, die ganze Welt für die Freiheit erobern. Die Lage der Welt ist eine ganz andere.“ Aber Menzel ließ es bei solchen sachlichen Einwürfen nicht bewenden. Im Widerspruch zu seinen früheren Urteilen beschuldigte er Börne des Abfalls vom deutschen Volke und nannte ihn einen Überläufer und in sophistischer Verteidigung der gegebenen deutschen Zustände mißt er der Erstarrung, der kleinstaatlichen Unthätigkeit und der wehrlosen Unterthänigkeit den Wert eines gesunden stärkenden Schlafes bei. Das forderte zur Abwehr heraus und das Werk, in dem Börne sich und die freiheitlichen Gedanken verteidigte, die Schrift „Menzel der Franzosenfresser“ gedieh zu einer Bedeutung, die weit über die

nächste Veranlassung hinauswuchs: sie gestalteten sich zu einer der geistvollsten Satiren unserer Litteratur und zu dem kostbarsten Selbstbekenntnisse, das uns Börne gegeben hat. Der erste Teil erledigt mit überlegenen Humor die Angriffe auf den Schriftsteller, der zweite stellt dem Zelotentum Menzels die ruhige, hoheitsvolle Auffassung der politischen Bestrebungen entgegen. Eine überzeugende Kraft der Charakteristik und eine merkwürde Ruhe des geschichtlichen Überblicks zeigen Börne hier auf der Höhe seiner Kraft und seiner Erkenntnis. Nie vorher hat er den Begriff der Freiheit, der ihm von Jugend an vorschwebte, mit solcher Klarheit entwickelt: „Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist nichts und dennoch alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker.“ So tief wie der Gedankengehalt, so rein und herzbewegend ist der elegische Ton der persönlichen Resignation und der geistigen Zuversicht, der durch diese Schrift hindurchgeht. Es ist Musik des Herzens in diesen starken, wehrhaften und doch milden Sätzen, in denen sich tiefe Gedanken aneinanderreihen. Hier beugte sich selbst Heines Mutwille vor dem Adel des größeren Charakters und es thut wohl, die beste Charakteristik dieses Börneschen Testamentes aus demselben Buche, das die Forderungen des Herzens gegen den dahingeschiedenen Kämpfer so oft verletzte, citieren zu können. „Hier“, schreibt Heine, „erreicht sein Stil die höchste Ausbildung, und wie in den Worten, so auch in den Gedanken herrscht hier eine Harmonie, die von schmerzlicher, aber erhabener Beruhigung Kunde giebt. Diese Schrift ist ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen sich spiegelt, und Börnes Geist taucht hier auf und unter wie ein schöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel sein reines Gefieder besudelte, ruhig von sich abspülend“.

Der Todesengel schwebte über diesem „klaren See“, über der Ruhe, der entsagungsvollen Wehmut, der Seherstimmung dieser Schrift. Das weiche Herz überströmte von Empfindung, der Geist war erfüllt von hoheitsvollen Gedanken und weitausgreifenden Plänen — aber das schwache Gefäß des Körpers hielt diesem überreichen Gehalte nicht mehr Stand. Wenige Monate nach dem Erscheinen

der klassischen Streitschrift — zu Beginn des Jahres 1837 — verfiel Börne der Todeskrankheit. Eine damals in Paris epidemische Grippe, von der er erfaßt wurde, verwandelte sein altes chronisches Leiden in ein akutes, in tödliche Schwindsucht. Zwei Heimatsgenossen, die Ärzte Dr. Julius Sichel und Dr. Hörle behandelten den Kranken. Das Ehepaar Strauß und der treue, poetisch angehauchte Diener Conrad, dessen er so oft in seinen Briefen mit einem Gemisch von Sympathie und gutmütigem Spotte gedenkt, teilten sich in die Pflege. Die Dankbarkeit für die Freundin faßte er am letzten Tage — am 12. Februar 1837 — in die schlichten, von einem langen liebevollen Schmerzensblick begleiteten Worte: „Sie haben mir viel Freude gemacht!" zusammen. Die Genien seines Lebens, der Humor und die Lichtfreudigkeit, blieben ihm treu bis zum letzten Momente. Als Dr. Sichel ihn kurz vor dem Ende fragte, ob er etwa einen schlechten Geschmack habe, antwortetete: „Gar keinen, wie die deutsche Litteratur." Wenige Stunden vor dem Tode bat er die Freundin: „Machen Sie die Vorhänge auf, ich möchte gerne die Sonne sehen." Dann verlangte er Blumen, die man ihm reichte, und wollte Musik hören; man konnte ihm nur die Klänge einer Genfer Spieldose bieten. Gegen Abend fühlte er sich erleichtert — es war der Beginn der Erlösung für immer, um zehn Uhr schlummerte er sanft in den Tod hinüber.

Die Nachricht von seinem Tode verbreitete weithin tiefe Trauer; selbst die Gegner waren ergriffen und fühlten den schweren Verlust. Mehr als hundert Deutsche geleiteten ihn zur Ruhestätte auf den Friedhof des Père Lachaise. Der politische Flüchtling Venedey, ein thätiger Gesinnungsgenosse Börnes, und der Kaufmann Berly, sein Heimatsgenosse, sprachen ergreifende deutsche Worte. Dann hielt Raspail, der gelehrte, demokratische Politiker, in französischer Sprache die Grabrede. Er sagte unter anderem: „Frankreich, in dessen Namen ich leider allein sprechen muß und das meinen Worten nicht widersprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren lassen, die bei uns immer spät kommt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne ist weniger bei uns bekannt gewesen, weil man, um bei uns von sich reden zu machen, Genossen haben muß, und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod versöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruhme und unsere Litteratur wird, so hoff' ich, einen der schönsten Kränze auf dieses Grab legen, das die Natur mit jenen einfachen natürlichen Blüten bekleiden wird, die sie

immer dem Grabe des Armen und der Freunde der Armen gewährt. Ich für meinen Teil, der ich nur den Tribut meines Leides darbringen konnte, ich grüße dich, Börne, nicht in dieser Gruft, die in einem Augenblick drei Fuß Erde bedecken werden, sondern in jenen lichten Räumen, wo zahllose Welten in unbekannter Harmonie über dieser kleinen Erde rollen, die wir unser Weltall nennen; ich begrüße dich in jener großen Werkstätte der Intelligenz, wohin deine Seele emporstieg, wie zu ihrer Quelle ...."

Börnes Grabdenkmal, ein Werk des Bildhauers David, der sich aus Verehrung für den Toten zu dieser Arbeit erbot, macht einen schlichten und weihevollen Eindruck. Am oberen Ende einer abgestumpften Granitpyramide befindet sich das Bronzebildnis des großen Publizisten, nach dem Zeugnis der Zeitgenossen nicht der genau individualisierte Kopf, das mehr idealisierte als ähnliche Gesicht. Die Vorstellungen von Börnes Physiognomie, die auf die Nachwelt übergegangen sind, führen alle auf das Porträt zurück, das Oppenheim 1827 in Frankfurt gemalt hat — auch das Bildnis an der Spitze dieser Blätter ist eine Reproduktion dieses Gemäldes, aus dessen Zügen Nachdenklichkeit, Wehmut und Ironie den Beschauer anspricht.

Die geistige Physiognomie Börnes offenbart sich in einer Eigenart, der die Zeit nichts von ihrem Reize und ihrem Werte genommen, in seinen Schriften. Er gehört zu jenen Schriftstellern, die jeder Zeile das Siegel der Persönlichkeit aufdrücken, und das Abbild dieser Persönlichkeit ist ein kostbarer Besitz unserer Litteratur, ja noch mehr ein wertvolles Zeugnis unseres deutschen Geisteslebens. Sein Stil kann nicht altern, weil er die volle Lebendigkeit einer Natur besitzt, sein Charakter ist ein fleckenloses Vorbild für alle Volksgenossen von reinen und edlen Antrieben des Wesens und, so oft er auch in der Bezeichnung der nächsten Wege, die zum Ziele führen sollten, irren mochte, das Ziel selbst, das ihm vorschwebte und auf das er rastlos mit aller Kraft des Temperamentes und des Geistes hinwies: die höchste Entwickelung aller geistigen und moralischen Kräfte durch Freiheit und Humanität wird dem deutschen Volke, für das er fühlte und sprach, immer heilig bleiben. So dürfen denn zum Schlusse hier wohl die Worte stehen, mit denen der Verfasser dieser Skizze vor dreizehn Jahren die Gedenkrede zur Prager Säkularfeier Börnes abschloß: „Die sich drücken und ducken, haben keinen Grund, Börne zu feiern, vielmehr Grund, ihn noch heute als Kämpfer zu fürchten. Wir aber,

die wir mit Ehrfurcht Ludwig Börnes gedenken, wir wollen uns an ein Wort erinnern, das ein bedeutender Mann unserer Tage dem größten deutschen Publizisten des achtzehnten Jahrhunderts widmete: Auf Lessing zurückkommen — sagte dieser Mann — heißt vorwärts schreiten. Getrost dürfen wir dieses Wort auch auf den Begründer der deutschen Journalistik des neunzehnten Jahrhunderts anwenden — nur mit einer kleinen Änderung: Schreiten wir unbeirrt vorwärts, und es ist gewiß, daß wir zurückkommen auf — Ludwig Börne."

Alfred Klaar.

Ludwig Börnes Ankündigung

seiner

Gesammelten Schriften.

(1828.)

Von den unwichtigsten oder den scherzhaftesten Dingen wollte ich mit Ernst und breiter Würde sprechen; aber von meinen Schriften ernsthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der sie sich angeeignet, sprach sogar von einer Gesamtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich schämen, wenn er je so etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht auf diesem, auf jenem Papiere; jetzt sollen die Blätter gesammelt, aufeinander gelegt werden, und der Buchbinder soll sie zu Büchern machen — das ist alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer nach so vielen Jahren das Alte nicht vergessen, für den behielt es einen Wert, und wer es vergessen, dem ist alles neu. Ich habe hundertundzwanzig Bogen zu liefern versprochen. Hundertundzwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire so viel Geist? Aber zum Glück ist in dem Druckvertrage von dem Geiste meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war sehr froh, als er unterschrieben war und unwiderruflich geworden.

Es ist so schwer, Bescheidenheit zu erkünsteln, und mir zumal, dem Kunstfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich sie oder ihren Schein, die Leser zu begütigen. Möchten sie meiner Aufrichtigkeit nur Eines glauben. Es ist nicht meine Schuld, wenn alte Reden sich zum zweiten Male hören lassen, es ist die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerstanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geschrieben, aber für das, was ich nicht geschrieben, verdiene ich sie gewiß. Ich war älter als

dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechselbank gesetzt; seitdem sind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam spät und kehrte selten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die anderen, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und sie wäre jetzt, gleich einem Wolkenbruche, auf dich armen Leser herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge gescholten, sie haben mir unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwissend war, nur da hatte ich Trieb, mich auszusprechen, da war ich frei. Ich suchte immer meinen eigenen Weg, wenn auch vorhersehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Besseren zusammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern oder mich führen zu lassen. So habe ich mühsam erfunden, was ich leichter hätte finden können, so verlor ich Zeit, und der Leser gewann sie. Doch das war es nicht allein, warum ich so schweigsam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geistes, eine, und diese zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen hatte ich Lust und Mut, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutscher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch ist es so unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und spräche: du durftest, ermuntere dich, Freund, du hast geträumt — ich striche mit der Hand über die Stirne und sagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer gesagt, ich glaubte es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie freigeben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach, die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes sein um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüte lieben sie. Aber

sie sind so gerecht, die Kunstkenner, daß mich oft schaudert. Nicht was die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, wie sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alle gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurteilt und so mag es wohl geschehen sein, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ich suchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es schon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verstehen, und man versteht nur eine gut; wer mit dem Herzen spricht, ist allen verständlich, spricht Musik, in der sich jeder vernimmt, sich, und eine leise Antwort hört auf jede leise Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Übelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber habe ich denn eins geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen; wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sei jetzt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen.

Geht nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünsche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch still und bescheiden auf der Schwelle des Musentempels saßet, zufrieden mit dem kleinsten Almosen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und sorgenlos. Jetzt schreitet ihr mit Stolz und Geräusch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich sage nicht, wie üblich, daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir ist sehr bange — nicht vor dem Urteile, aber mir ist bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobsucht der Schriftsteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute, breite Brust zusammenzöge — es wäre schrecklich!

Habe ich gesagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was sind die Vorsätze des Menschen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.

---

*) Einer von den hundert Philistern und Ludimagistern — es ist der fünfzigste, — welche die Blätter für litterarische Unterhaltung schreiben, schrieb neulich darin, die Ankündigung meiner Schriften habe ihm nicht gefallen; er habe Anmaßung darin versteckt gefunden; er begreife nicht, wie ich hundertundzwanzig Bogen sammeln könne, so viel hätte ich ja gar nicht geschrieben; es wäre zu wünschen, daß ich das Verletzende in meinen Äußerungen, zumal sie oft nur vorübergehenden Erscheinungen gälten, beseitigen möchte; übrigens denke er, daß mir seine Bemerkungen nicht schaden werden; übrigens meine er es gut mit mir; übrigens gehöre er, „Schreiber dieses", zu meinen Verehrern. Was nun das wieder für eine hausväterliche Art zu kritisieren ist! Spricht man so mit den Leuten, wenn man gedruckt redet? Daß dem Herrn Fünfzig meine Ankündigung nicht gefallen, macht mir Verdruß; daß er die darin versteckte Anmaßung gefunden, beweist sein Talent zur Polizei und Diplomatie; wenn Schreiber dieses besorgt ist, ich möchte keine hundertundzwanzig Bogen zusammenbringen, so bitte ich ihn, sich zu beruhigen — der die Raben speist und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch mich nicht verlassen; wenn er hofft, sein Tadel werde mir nicht schaden, so hoffe ich das selbst; daß er es gut mit mir meint, freut mich, und daß er sich zu meinen Verehrern zählt, ist mir sehr schmeichelhaft — ich wünschte, er wäre hier auch der Fünfzigste. Aber was geht das alles den Leser an? Das hätte mir mein Verehrer in einem frankierten Brief schreiben sollen. Der Leser hält sich an die Werke eines Schriftstellers, oder ist er zu bescheiden, oder zu unkundig, sie selbst zu beurteilen, hält er sich an die Kritik. Ob aber der Kritiker es gut mit einem Schriftsteller meine oder nicht, ob er ihn verehre oder nicht, das ist dem Leser ganz gleichgültig, man kann ein sehr verehrlicher Mensch sein und doch ein sehr langweiliger Schriftsteller dabei. Was aber den Rat des Herrn Fünfzig betrifft, das Verletzende in meinen Schriften, das vorübergehenden Erscheinungen galt, daraus zu entfernen, darüber muß ich einige Worte sagen. Ich hätte

---

*) Ergänzung aus der Handschrift des Verfassers.

es auf jeden Fall hier an dieser Stelle gethan; da mir aber zufällig einer meiner Verehrer auf meinem Wege begegnete, so nahm ich ihn aus Freundschaft mit. Übrigens, was ich auch wegen meiner alten verletzenden Äußerungen beschließen möchte, so verspreche ich dem Herrn Fünfzig, daß, sollte ich je ihn selbst, oder einen der Seinigen, oder eines seiner Werke verletzt haben, mir, wenn er sich mir zu erkennen giebt, diese vorübergegangene Erscheinung soll vorübergegangen bleiben, und daß ich sie nicht zurückrufen werde, sie zum zweiten Male zu verletzen. Ein Mann, ein Wort!

Wer sich in Deutschland mit allen Erscheinungen herumzanken wollte, der würde sich schon im ersten Vierteljahre zu Tode ärgern. Nein, so dumm war ich nie; ich habe bessere Diät gehalten. Ich sah nur immer auf den Grund der Erscheinungen, auf den breiten Grund, der hundert Gattungen und tausend Arten und Spielarten verschiedener Früchte trägt. Wäre nun auch eine Erscheinung vorübergegangen, was änderte das, solange der Grund geblieben? Die Früchte, die ein Baum im vorigen Jahre getragen, trägt er freilich in diesem Jahre nicht; aber es ist die nämliche Art, es ist die alte Wurzel und der alte Stamm, und alte Klagen brauchen darum nicht zurückgenommen zu werden.

Man wird in diesem und in dem folgenden Teile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhaltes finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedankenmünze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung stirbt! Mit der Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind eisernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter .....

Erzählungen.

Reisen. Vermischte Aufsätze.

I.

Bemerkungen über Sprache und Stil.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirektors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimütig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemütsstimmung ließ ich drucken: „Die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirektor strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiderte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: das ist unsere Sorge; Sie aber sollen Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorglosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille qui procul negotiis — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satirisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rat zu befolgen, nahm mein radiertes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Stil

nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt Stil? Büffon sagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Stil, und es war also sein Vorteil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Stil, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Stil, so das Buch — wäre falsch, denn es giebt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Stile geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist wie sein Buch — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der dritte ist ein fröhlicher Knabe, und schreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen so, daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Machiavelli habe eine politische Satire geschrieben. Was heißt also Stil? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurteilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft miteinander verwechselt. Noch ein anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Stils. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Stil zu haben, und einen Stil haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigentümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Kolorit, in der größeren oder kleineren Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppierung der Gedanken liegt das Eigentümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Stil eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Stil, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Stil haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Stil sehr voneinander verschieden, doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten voneinander unterscheiden. Wo Rousseau

denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sei dafür gepriesen — keinen Stil, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch giebt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigentümliche Denkart auch auf eigentümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vorteile benutzen! Die Wenigen unter ihnen, die einen Stil haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Stil.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Stils aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen: der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerte Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christentum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neuen Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborene Gedanke durch einen edleren oder gemeineren Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Stil verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größeren Umfangs werden mehr von solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Wert dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Teil des Volkes seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Stile geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Stils von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren sein. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und giebt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Stils. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Stilübung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Stile zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Übersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Übersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichtümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich tagelang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vorteilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Stils benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Litteratur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei heraussprechen darf, ist man genötigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit

spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Stil. Man möchte von Konstitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thu tein erfinderischer Kopf? Statt Konstitution sagt er „Leibesbeschaffenheit", statt Spanien „Iberien", statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen", und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt alles an, daß der gemeine Mann nicht errate, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Censur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Stil nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Stile in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirektor dennoch gestrichen. Den anderen Tag fragte ich dessen Sekretär, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben." Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirtshauszeche nicht bezahlen konnte, arretiert worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin, und bringe das nasse Manuskript zum Censieren ins Nebenzimmer, wo der Polizeidirektor saß. Dieser las es, und sprach:

„Charmant! Ich muß Ihnen das Kompliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delikatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja Horaz, das nenne ich einen wackeren Mann!“ ... Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feierlich wie ein Gespenst meine Rechte aus, und sprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann seid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehlen sah, gab ich die römische Freiheit verloren — erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein Römer, ihr Götter! und seine Kinderaugen haben die Freiheit gesehen — er war der erste, der sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmut sein. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu scherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirektor, und doch warf er ihn weg — so leicht macht' er sich zur Flucht! und der ein wackerer Mann?“ ... Ich sagte noch mehrere solche, teils fürchterliche, teils heidnische Dinge. Der Polizeidirektor entsetzte sich, trat weit, weit von mir zurück, und sah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Ansteckung!

Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich Nunc est bibendum gut verdeutscht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und so habe ich nach und nach fast den ganzen Horaz übersetzt. Da liegen sie nun, die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Sollte ein unglückseliger Zeitungsschreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, so stehen sie ihm zu Gebote. Briefe werden postfrei erbeten.

II.

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorübergehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die anderen aber stehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes, wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wissens, ein hochgeachteter Adelstand, reich an festen, sicheren, unveräußerlichen Grundbesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirtschaft des Geistes, und die Lehre wie das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopes übermütigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben des Menschen. Sein Hörsal vereinigte nicht bloß die akademische Jugend, sondern auch Männer von reiferen Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitäts-Prediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Kompasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen ver-

setzen, er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Ästhetik. Schon in den reiferen Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Ähren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses notwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cüviers angeeignet und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der tierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzuteilen versäumte, über und durch welche er zu diesen Resultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werners, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden Herbst den Frühling vergessen, welcher zugesagt. Sie denken nicht daran, daß, wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß sie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er sie des längeren Bedürfnisses der Wohlthaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen und statt Gold Eisen

gefunden — der hat sich selbst anzuklagen .... Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle sein Lehramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen Aussprache noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmutige, das an Alcibiades so wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit roten, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern, und von unten deutschen Postillonen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schellingsche Naturphilosophie in Streit gerieten. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der eine sagte dem andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen, und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europas Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle sich ja kein anderer mit dieser Sympathie brüsten! Napoleon zertrat den Geist nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn fest, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und schwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verstanden, wie viel nötiger sei, die Füchse als die Löwen einzusperren.

Reil ist gestorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens ist in Breslau. Von dem letzteren hat man seit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die einen, mit Schmerz werden die anderen sagen — er habe sich von der Natur-

philosophie „ermüdet abgewendet", (das sind seine eigenen Worte,) und sei ein Gläubiger geworden (so sprachen die anderen). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erscheinung ist nicht neu, und sie thut auch nicht so wehe. Die Irrtümer eines großen Geistes sind belehrender, als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn sie den Weg verfehlen, haben sie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geistreiche oder sonst bedeutende Männer in Deutschland die gewohnte Lebensbahn verlassen, und haben eine neue betreten. Die einen haben es im stillen gethan und sich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die anderen mit Geräusch und sind zum Katholizismus übergetreten. Es ist wohl ersprießlich, daß wir uns über solche Erscheinungen zu verständigen suchen. Zuvörderst aber ist hierbei eines zu beseitigen. Man schämt sich fast, davon zu sprechen! Ist aber hierbei etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf die zurück, deren kindische Fehler die kindische Zurechtweisung nötig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vorteil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? ich weiß es nicht; der Irrtum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedacht zu sagen, den Vorteil, den sie bei ihrer Bekehrung *gefunden*, hätten sie *gesucht*. So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Mensch seine Meinung seinem Vorteile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieses sei geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzensmeinung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er giebt es hin, und war es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst du aber nicht *in* der Meinung, wohnt die Meinung *in dir*, dann giebst du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten etwas; um ihr Wissen zu ver-

breiten, um ihren Glauben auch anderen einzuflößen, hielten sie für recht und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vorteil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde, denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab, die verdorbene Maschine kann ausgebessert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue ersetzt werden. So hatten sie keinen Vorteil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit hasset und fürchtet, die ihr feindlich gegenübersteht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren so angenehm ist. Das Leben aber, das der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Casinos und Theaterklatschereien, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurteilung seiner neuesten Schrift „von der wahren Religion und der falschen Theologie", die im Litteraturblatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Über solche Erscheinungen will ich gemeinschaftlich mit den Lesern eine Belehrung suchen, die ich zu bringen weder anderen, noch mir selbst verspreche.

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und eine himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst dem geendigt, der wieder in der Heimat angekommen. Ich bin — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann fragst du: wer bin ich? dann fragst du: was war ich? was werde ich? Du darfst aber über

die erste Antwort nicht vergessen, was du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweite Antwort die erste Frage nicht vergessen! Vergebens sagt man dir, wer du bist, wenn du nicht mehr fühlst, daß du bist; vergebens hast du gehört, woher du kommst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, wer du bist! Dein Verstand ist schwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist alliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen, so ist dein Glaube bedingt, lösetest du dich nicht ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das ist ganz eins; Alexander wollte Diogenes sein, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dies sei dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Vernunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, ist Gott außer deinen Gedanken; sind deine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du hast recht. Nahst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kommst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, giebst du an deiner Freundschaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: „ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beseligt in diesem Gefühle überschwenglicher Gewißheit.“ Wir wollen sehen, welche Ruhe es ist, die du gefunden, und wir fürchten sehr, es ist „die Ruhe des Kirchhofs“, wie sie Marquis Posa in Don Carlos nennt. Du wurdest von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da suchtest du den Schwerpunkt deines Lebens und fandest ihn nicht. Du fandest ihn nicht, weil du ihn suchtest. Er ist in dir, er ist überall, wo du bist, du magst dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinstellen. Aber du suchtest ihn im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und als du ihn nicht gefunden, hast du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen.

Das Gleichgewicht kannst du nun nicht mehr verlieren, aber hast du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeschickte Baumeister nicht aufzurichten wußte; da liegt sie — und freilich sie wankt nicht mehr! Weil es dir an Mut oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, hast du dich in die Feste des Glaubens zurückgezogen; du hast nicht gesiegt, du hast dich nur gegen deine Niederlage gesichert. Weil du lahm bist, hast du dich in dein Bett gelegt — bist du weniger lahm, seit du deine Füße nicht mehr gebrauchst? Dein Geist war krank; ihn von seinen Schmerzen zu heilen, hast du ihn getötet. Immerhin! genügt dir diese Gesundheit; wolle aber anderer Übel nicht auf gleiche Weise heilen!

Welche Philosophie ist die wahre? Welcher Glaube ist der rechte? Das will ich dir sagen, Leser. Die Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nötig hat, eine andere Lügen zu strafen. Der Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen anderen irrgläubig zu finden. Ich sage dieses, du sagst jenes, ein anderer sagt ein anderes — wer von uns hat recht? Der hat recht, der den beiden anderen nicht unrecht giebt, und dennoch recht behält. Solange du einen Irrtum findest, in einem Menschen oder in einem Dinge, wandelst du im Dunkeln. Lächelst du über deinen eigenen früheren Wahn, wirst du später über deinen jetzigen lächeln; bereuest du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereuest. Du kommst nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir selbst leuchtest. Ragst du mit deinem Geiste noch so hoch empor, verschmähst aber das Thal zu deinen Füßen und füllst es aus: dann hast du mit dem Thale auch dich vernichtet, du hast dich selbst abgetragen. Warum schmähst du deine ehemaligen Kinderspiele nicht? Du bist gewachsen, deine Puppen sind gewachsen; dort war Ernst, oder hier ist Spiel. Du fragst: was ist Wahrheit? Frage: was ist Irrtum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn sie ihren giftigen Saft bereitet? .... Die Erde bebt, die erschrockenen Menschen stürzen bleich aus ihren Häusern und höhere Geister lachen, wie wir selbst lachen, wenn die geschüttelte Mücke eilig von der niesenden Nase wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurückgeworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben sie nicht verstanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß sie hinaus geschifft nach fremden Weltteilen? Hatten

sie nicht Geist, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? Vielleicht hatten sie nicht Geist genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geist, oder für Geist und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben sie alle Saiten, die sie nicht übereinzustimmen vermochten, zerrissen, und nur eine Saite übrig gelassen, deren Ton, wie er ihr eigenes Dasein beherrscht, auch das unsere beherrschen will. Es giebt eine Schwelgerei des Geistes, wie es eine Schwelgerei der Sinne giebt. Daran litten jene Männer; sie hatten einen Durst des Wissens, der um so heftiger ward, je mehr sie ihn stillten. Nun ist zwar dem Menschen Erkenntnis genug verstattet; aber sein Geist hat nur eine Pforte, nur eines nach dem anderen vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirte sind aus sich selbst gestürzt, die Schar der Gäste vor der Thüre zu empfangen. Da sind sie betäubt worden im Gedränge und im Getöse; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Faust, sich dem Teufel verschrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man seine Freiheit wohlfeil oder teuer verkaufe, ob man einem guten oder einem bösen Herrn diene, man hat seine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber soll man nur Gott, das heißt: allem, allen, und sich selber; denn alles, alle und wir selbst sind in Gott, und Gott ist in allem, in allen und in uns. Gott ist überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geleugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde leugnet das Licht nicht, das er nicht sieht. Unter Menschen giebt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die verlorenen.

Auf zweierlei Weise zerfällt der Mensch mit sich, und kommt so zur Sünde, so zur Buße, so zu Bußpredigten, Unschuldigen gehalten. Entweder er entzweit sich in sich selber, und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseins auf, um fortzubestehen; oder die Zeit zerfällt mit sich, und teilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem anderen in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sie sich zu wenden, unter ihnen flutet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später die Ufer ein, auf deren Rande jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen.

Dann kommen die klugen Leute — so oder so klug — und sagen: das Komitee Direkteur oder die apostolische Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es ist ihr einziger Trost, zu glauben, daß alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie recht; giebt es einen Gott, sind sie verloren.

Ich habe früher gesagt: „Du irrst, solange du einen im Irrtume findest," und doch habe ich gesagt, daß Steffens mit seinen Glaubensgenossen irrt! Ich habe es gesagt, ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer liest, aber ich will nicht betrügen. Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer; versuche es jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer lernt, mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um so leichter.

Der Beurteiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falschen Theologie" hat gesagt: das Werk sei unheilbringend. Das war ein böses und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr ist; kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug ist zu sagen, was manche Menschen gar zu gern vernehmen. Der Beurteiler sprach von Inquisition, von Scheiterhaufen und anderem hergebrachten Jammer, wozu Steffens Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das ist das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen sucht. Als die Inquisition wütete, schrieb man keine Bücher, sie zu verteidigen, und jetzt, da in keinem christlichen Staate mehr politischer Despotismus herrscht, erscheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreisen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es ist tot, weil man, oder man tötet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland.

Eine Novelle.

Überhaupt wäre ich sehr dafür, daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem anderen Stande,

denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu sein. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutsche Akademie hatte beschlossen, ihre philosophische Klasse aufzuheben, weil das schwere Gepäck der Philosophie sie am schnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philosophie in Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das eine lobenswert, das andere natürlich; sondern über folgendes: Ein deutscher Gelehrter, der die Sache erfuhr und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes so schön, daß er sich darüber wunderte. Dieser Gelehrte ist kein Träumer, kein Nachtwandler, sondern ein sehr heller, sehr wacher Kopf; er ist ein guter Rechner, hat sich oft als tapferer Degen gezeigt — und doch hat er das nicht verstanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verstanden. Er wußte sehr wohl, daß in Deutschland die Philosophie einschränken, nichts anderes heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philosophie erweitern, nichts anderes, als die Freiheit einschränken — und was er wünsche und wie er gesinnt sei, darüber hat er in seinen vielen Schriften viel gesprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beispiel. Ein Diplomat schrieb einem Professor, er möchte ihm einen Hofmeister für seine Kinder verschaffen; es müsse aber ein ordentlicher Mensch sein und kein liberaler. Der Professor schrieb zurück, daß er bedauere, nicht dienen zu können, denn in unseren Tagen wären alle ordentliche Menschen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgesprochen. Wäre aber der Professor ein Spitzbube gewesen, wie es sich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgesucht, ihn dem Diplomaten zugeschickt, und diesem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Mensch, wie er bestellt worden, ein Muster von jungen Menschen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geschmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Samen des Guten streuen können in seine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten selbst umgewandelt. Warum denn nicht? Ist das so unmöglich? Ist ein Diplomat nicht auch ein Mensch?

Was nützt euch eure Gradheit? eure Härte? Könnt ihr etwas damit fassen, etwas damit festhalten, euer Glück, anderer? Macht euch weich an einem Ende und schmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr sie fort, und man weiß es, ihr werdet sie zum Guten ziehen. Wollt ihr böse Grundsätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann

man einen Feind besiegen, von dem man aus Hasse sich entfernt hält? Will der Verstand auf den Unverstand wirken, muß er unverständig sein an beiden Ecken. In der Mitte seid klug. Ein harter Körper ändert keinen flüssigen; umgekehrt: der flüssige löst den harten auf. Werdet flüssig, Professoren! Seid nicht so stolz, macht euch klein, ihr großen Geister, zerteilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältnissen dieses sandigen Landes. Wie wunderbar! Was in anderen Ländern Schutz findet hinter der Unwissenheit, findet bei uns den nämlichen Schutz auch hinter der Gelehrsamkeit. Diese bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwissenheit aus, mit dem, was ihr von der Gelehrsamkeit abtragt; thut das und ihr werdet sehen, wie bald sie kapitulieren. Lernt von den Jesuiten, die das Regieren gut verstanden, wie man solchem Regieren widersteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelstand des Geistes duldeten sie nicht.

Seht Voltaire; seht Rousseau! der eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von allen; der andere war ein edler Mann und wurde für einen Schurken gehalten und sein ganzes Leben verhöhnt und verfolgt. Wo entsprang diese Verkehrtheit? Gegen das Böse stritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rousseau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt wie sie da ist, suchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht; Rousseau wollte die alte Welt verjüngen und glaubte kindisch ihr die Unschuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rousseau nicht gewirkt auf seine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täuschung; er dachte und fühlte, wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber diese wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf seine Zeit, und ohne ihn wäre erst ein späteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein anderer wäre Voltaire geworden. Rousseau führte das Schwert — ein Arm, so tapfer er auch sei, wie wenig vermag er! Voltaire verstand es, andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewissen Morgenschein vor sich. Er liebkoste die goldenen Gewitterableiter, ließ sich folgsam von ihnen leiten und schlug zwischen Menschenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rousseau, ein freier Blitz, schlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire schmeichelte den Großen — glaubt ihr, daß er sie liebte? Er schmeichelte ihnen, wie man wilden Tieren schmeichelt,

sie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindischen Mund mit Zuckerwerk füllte, er sprach, sie hörten. Rousseau gab ihnen bittere Wahrheit und sie wandten sich von ihm. Voltaire verfolgte die Jesuiten mit Haß und Leidenschaft, und er nahm einen Jesuiten unter sein Dach, an seinen Tisch. Das hätte unser Voß nimmer gethan! Der Jesuit hieß Adam, und Voltaire stellte ihn jedem Besuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le premier homme du monde. Der Jesuit stellte sich dumm und verstand den Spott nicht, spielte Schach mit Voltaire, der es schlecht spielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jesuit war Jesuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wissenschaft, die Kunst, das Leben. Getrennt werden sie beherrscht und nicht von euch; getrennt ist die Wissenschaft blaß, die Kunst mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, soll der Tisch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die französischen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mabli nicht gründlich, darum, weil sie die Gläser aus Flaschen füllten, nicht aus Brunnen? Waren sie nicht Gold, weil sie glänzten, und nicht alles Gold ist, was glänzt? Könnt ihr nicht geistreich sein, weil ihr tiefsinnig seid? Morgens versteht euch kein Engel und abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wissenschaft dienen, sie ungefällig machen? Fällt euch das Denken so schwer, daß ihr euch davon erholen müßt, so denkt nicht! Das Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste, die Wissenschaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte sich nicht von der Philosophie bei Aspasia; von Aspasia erholte er sich bei der Philosophie. O Hofräte, werdet anmutig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, sucht die Kreiselung des Quadrats; seid nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unsere großen Dichter, und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantasie, wenn sie ermüdet war, fand in diesem sandigen Lande keinen grünen Hügel, sich auszuruhen, und sie mußte sich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüste. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in seinem Phöbuswagen

über das schlechte Pflaster und die Misthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne seines Geistes niedersank, sie, statt in die frische Flut zu tauchen, nur umschattet wurde vom Pfeifenqualm der Kasinos, und wie nur Philister seine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geselligkeit hinauf, wo man die schweren Sorgen, den Dunst und das Gepolter der armen niederen Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, eure Gelehrsamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudesuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden stolz und unzugänglich gemacht. Sie verschmähet euch, wie ihr sie verschmäht. Die wahre Philosophie erhebt das Handwerk zur Kunst — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunst zu sich. Aber das vermag eure nicht, eure macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariser Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondrisch war, und dieser eine beschäftigte sich mit deutscher Philosophie. Er war der edelste, gutmütigste, eingezogenste, furchtsamste Mensch von der Welt. Einmal reiste er in Deutschland — ich muß lachen, wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während so vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geschah. Seht ihr? Eure Philosophie führt zu Hypochondrie, diese zur Demagogie, diese zur Pedanterie — freilich anderer — und diese führt auf die Festung. Ärgert euch nicht, und gesteht, daß ich recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, versäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einsatz ist nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geschmeidiger, als das. Doch wohlverstanden, daß ihr sie betrügt. Geschähe auch, daß euch die Sache ernst würde und euch der Teufel holte — was liegt daran, wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philosoph sein, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzeren Weg, geht lieber gleich unter die Jesuiten: jene bemüht sich doch nur für diese.

Ihr seid nicht scharf genug, ihr gleicht den Lichtscheren in deutschen Gasthöfen, die, wenn dort auch sonst alles gut ist, nie recht schneiden. Gebt eurer Feder Federkraft: schnellt empor; doch seid artig und nett dabei. Leset fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutscher Gelehrter, wie er sein soll, trägt ein feines schwarzes Kleid, die allerfeinste Wäsche, eine diamantene

Hemdnadel, eine weiße Unterweste, und einen großen Siegelring an der Hand. Um seinen gesunden Magen tändelt eine Lorgnette. An seiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erste Zahn der Sontag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neumann, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — alles in Gold gefaßt — ein Krystallfläschchen voll Diplomatenthränen und andere solche artige Sachen. Ist der Gelehrte alt, so daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt sich immer in Sporen, trägt eine blonde Perücke, läßt sich seine Hefte von einem Bedienten auf das Katheder bringen, riecht sehr gut — kurz ist ein Narr. Auf der Reise ist der Gelehrte splendid, verzehrt viel, befiehlt stark, und giebt starke Trinkgelder. Bei Tische steht eine Flasche mit langem Stöpsel vor ihm; beim Dessert schenkt er seinen Nachbarn Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Essen lächelt er und hat Geheimnisse mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, springen zwölf Kellner heraus: sie hören schon am Knallen des Postillons, daß ein deutscher Gelehrter kommt ..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundsätze gewinnen, macht sie glauben, sie wären schon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd ins Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz gesinnt sei, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Nichts ist schmeichelnder, als das Zutrauen, daß man ein starkes Herz habe und zugleich die Macht es zu bändigen; man sei ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, scheint es aus Eigennutz zu thun und man wird eurer Klugheit euren Edelsinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seid demütig in euren Worten und stolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr schreibt. Die Schrift ist streng, feierlich für die Welt; das Wort ist mild, alltäglich für das Haus. Die Übel der Menschheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch schmerzt; die Schwächen der Menschen muß man mit Nachsicht behandeln, sie besprechen und streicheln.

Verschwistert die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß alles jeder gehört, und jedes allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie, wenn man sich hingesetzt euch anzuhören, und sagt nie, was man erwartet. Kein Essen schmeckt besser, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen ist froh, von dem Zwange der Etikette erlöst zu sein. Sprecht von allen Dingen da, wo sie nicht hingehören: in der Religion von den

Jesuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutschen Prozesse erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Censur; lehrt bei der Polizeiwissenschaft der Hypochondrie, in der Toxikologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechselfieber vom hohen deutschen Adel. Seht! ich bin kein trockener, heuchlerischer Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er anderen giebt, ich begleite meine Moral mit Beispielen aus meinen eigenen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte sprechen, wären die ehrlichen deutschen Gelehrten davon gelaufen, um sich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich stehen lassen, um sich bei alten, ihnen längst bekannten Geschichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die einen gelockt durch den schönen sechsten Zinsthaler, die anderen durch eine artige Novelle, und sie sind gekommen, und jetzt werden sie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr scheltet die Reichen, die im Überflusse schwelgen, und seid von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet so schön und gebärdenvoll gegen die im Feuer der Üppigkeit gestählten Herzen! Seid ihr denn besser? Ihr wißt alles und euch umstehen Menschen, die nichts wissen; ihr seid so gelehrt und euch umgiebt ein geistarmes Volk. Schämt euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg so viele Menschen giebt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräte Dummköpfe giebt? Ist es nicht eine Schande, daß der Landmann in seinen Feierstunden keine gesunde und angenehme Geistesnahrung findet, und er in Branntwein die lästige Zeit ertränken muß? Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfschiffe, die Dampfkutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört ihr's? das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, seit die Geschichte spricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar vieles mit euch zu sprechen; aber — doch still — still — ich habe einen Gedanken — o, er ist himmlisch — das Herz lacht mir in der Brust, wenn ich an meinen Gedanken denke. Überall begegnen sich die schönen Geister, nur in Deutschland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zusammenkommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen, uns umarmen, küssen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obscurus

Knopfdistel, wer bist du? Ach wie sehnt sich mein Herz nach dir! Die französischen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Constant, Villemain, Thiers, Cousin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remusat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang ist schwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — desto besser, dann giebt es kleine Zeitgenossen. Wir wollen zusammenkommen, wie die Naturforscher, jedes Jahr an einem anderen Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographisch und mit Verstand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philosophen, Historiker, Politiker, Novellisten, Humoristen, Ästhetiker, Journalisten, Kritiker! Wir lesen uns unsere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoristische Aufsätze, Buntes aus dem Leben, Übersetzungen aus dem Französischen, Tragödien, Komödien, Possen, dramatische Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauspiele seines Wohnorts und von den Leistungen der dortigen Künstler, — seit dem Sturze Robespierres. Wir sind unserer viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das schadet nicht; jeder fängt nur seinen Artikel an, die Fortsetzung folgt im nächsten Jahre. Kommt, kommt! Wir essen, trinken, scherzen. Nach Tische prügeln wir alle Recensenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das sind dumme Menschen und sie sind doch nicht zu bessern — wir prügeln und belehren nur die anderen. Giebt es etwas Himmlischeres? Um Reisegeld brauchen wir nicht besorgt zu sein, wir reisen ja, wir können unsere Reisen beschreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden sie die tausend Kollisionen vermeiden? wir sind unserer tausend und beschreiben jeder dieselbe Reise. Es ist eine Erquickung! In den nächsten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort ist der Geist, der Witz, der gute Humor zu Hause. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen streuen. Im geräumigen Marstalle wird uns der Tisch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben kosten. Der Adel füttert uns tot, er erdrückt uns mit seinen Liebkosungen. Doch süß ist der Tod, den die Liebe giebt. Laßt uns Hannover sehen und dann sterben — Vedere Annovera e poi morire.

Seid Spitzbuben und befördert die Dampfmaschinen, dann braucht ihr es nicht länger zu sein. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind gesprochen. Sie werden sagen: ein humoristischer Aufsatz. Mit diesen Menschen ist gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutsche, wie die Natur, schätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge sind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze sammeln, ohne sie zu gebrauchen, so häufen die Deutschen Grundsätze auf, ohne sie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgesetze abzufassen, wie ein deutscher Bundestag anzuordnen sei, das mögen sie jahrhundertelang mit ewig jungem Eifer besprechen, aber ob das badische Ständewesen tauglich, wie die Preßfreiheit eines bestimmten Staates beschaffen sei, was die Bundesversammlung zu Frankfurt thue oder unterlasse, diesem nachzuforschen ermüden sie gar bald. So sind die Ereignisse zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug besprochen worden. Jetzt darf man den schönsten und gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Ersprießlichkeit ihrer Fortdauer oder Einschränkung mit Gewißheit entgegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen, und darüber zu fordern versäumen, daß die ausgewanderten Studierenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Übelthat bestraft und die durch französisch-westfälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hannöverischen hochadligen Beamtenschar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechzehnendigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studierenden begangen, was, wenn sie auch wirklich gefehlt, Tadelnswürdigeres, als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet und frühzeitig das Hochgefühl freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demütigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder sollten geduldige Deutsche als Heloten zur Schau gestellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit stolzer Britten daran erstarke? Ist es nicht derselbe

König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine so weichherzige Spießbürgerseele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morscher Selbstling, dessen Geist nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfassungen? Sind unsere Fürsten nicht herrlich, ist ihr Wille nicht gut? Wohl sind sie es, wohl ist er es, aber was eine Konstitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne ersetzt werden könne, das mag euch das hier besprochene Ereignis lehren. Hat der Prinzregent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüt für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach seinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt, die Gewalt zu gebrauchen gegen seine eigenen Unterthanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutsches Blatt spricht mehr von dieser Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnisvolle Kette, der europäische Adelsbund, wird den Gegenstand nach Aachen ziehen und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Übermut deutscher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademische Freiheit zu zernichten suchen, und — dank der waltenden Vorsehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle euch bei, daß die Hochschüler in England ein dumpfes, trauriges Leben zwischen Mauern eingeschlossen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerlosesten Vögel sind. Die Freiheit der deutschen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildesten Bursche waren die zahmsten Spießbürger geworden. Sind die Überschlauen am Steuerruder toll und verblendet genug, die deutsche wissenschaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigesetze zu beugen, zwingt man sie, die verlorene Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft, die sie in zweckloser Lust und besinnungslosem Toben vergeudet, in ernste Thaten zu verbrauchen, dann — dann ist sie gesprengt die Kette.

V.

Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik,

herausgegeben von

der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

Was diese meine Blätter enthalten werden, daß weiß der allwissende Gott jetzt schon; ich aber weiß es noch nicht. Nur so viel sehe ich in die Ferne, daß, was ich auch sagen dürfte, der Leser sich doch immer meine Angst, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfasser dieser Blätter vielleicht mehr gedacht als gesagt, und welche Absicht hatte er, als er sie geschrieben? Um diese zu erfahren, darum schreibe ich sie eben; der Leser soll mir sagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Überlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und spotte keiner hierüber! Sage mir Leser, wenn dir träumte: Dein Freund sei in Gefahr und jammere nach deiner Hilfe, würdest du nicht aufspringen von dem weichen und warmen Bette und zum Beistande des Freundes eilen? Und wenn unter tausend Traumgestalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erschienen — würdest du kalt die tausend Täuschungen berechnen, und eitel die kleine Gefahr, verlacht zu werden, mit der des Freundes messen? Nein, das thätest du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen solchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich gelesen, es gäbe Menschen mit so reizbaren Nerven, daß sie eine Wolke am heiteren Himmel, die sie nicht sehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es steht eine Wolke am reinen Himmel der deutschen Wissenschaft; ich sehe sie nicht, aber ich empfinde sie. Den Vorwurf, daß ich kränklich sei, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich sage.

Deutsche Recensionen lassen sich in Kürze mit nichts treffender vergleichen, als mit dem Löschpapier, auf dem sie gedruckt sind. Ach,

man kennt ja dieses Löschpapier und das was darauf steht! Es löscht den Durst nicht, es ist selbst durstig. Und doch rühmen sich die Deutschen, die besten Kritiker zu sein! Sie sind es auch, nur daß sie nicht wissen, sich als solche geltend zu machen, wie sie überhaupt nicht verstehen, zu zeigen was sie haben, und zu scheinen was sie sind. Die Natur hat die Deutschen zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen und werden von jedem unverschämten Hofhunde angebellt. Der Deutsche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es sein soll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun versuche man es mit einem deutschen Werke, ob man ohne das Titelblatt seinen Inhalt und seine Bestimmung erraten kann. Es sind Baumaterialien, die besten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Krystallspiegel, schöne Gemälde, aber es ist kein fertiges Haus. Und ist ja ein Haus daraus geworden, und es ist wohnlich und bequem, so hat man die Außenseite vernachlässigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu sehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf seidenen Polstern, während Pariser Lumpengesindel durch hohe Marmorportale zu seinem Strohlager trippelt. So schlimm ist es mit Büchern; mit Zeitschriften, also auch mit kritischen, ist es noch schlimmer. Es giebt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente, sein eigener Gegenstand zu werden. Woher das Übel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studierstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimnis. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, so oft er ausgeht, nämlich, so oft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Not oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben wie jene Beamte, welchen er gleicht. Diese haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Überredung wirken könnte, stehen sie unbehilflich da, grinsen, wenn sie bitten, sind ohne Grazie, wenn sie schmeicheln, und lächerlich, wenn sie rühren wollen. Die deutsche gelehrte Welt ist ein Freistaat und sie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum

Trotze. Da aber in einem Freistaate weder monarchischer noch aristokratischer Einfluß gestattet ist, so bleibt denen, welchen die Natur selbst den Herrscherstab in die Hand gegeben, nichts anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß sie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beispiel zu leiten suchen. Aber dieses zu thun unterlassen die vornehmen deutschen Gelehrten, die einen aus Stolz, die anderen aus Feigheit. Sie fürchten das litterarische Volk und verachten es. Aber indem sie es fürchten, machen sie es furchtbar, indem sie es verachten, verächtlich. Darum ist in Deutschland der litterarische Pöbel so herrschend, darum füllt er mit seinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit seinem Geschrei jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es ist die Schule derer, die durch ihre eitle Absonderung das Volk zum Pöbel gemacht. In Deutschland nehmen die besseren und besten Köpfe keinen Teil an Zeitschriften. Warum thun sie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der so geheimnisvollen Berliner Societät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisiert? sie versprechen jährlich hundertundzwanzig Bogen zu schreiben; diese hätten hingereicht, allen schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Wert zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Societät, ob durch den Glanz einer kritischen Residenz das arme platte Land der deutschen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist, als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Notwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zum Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben, weder aus Übermut noch aus Feigheit, weder herrsch- noch schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Gesellschaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geschadet. Die Wissenschaft haben sie aufgehalten, und den Leidenschaften freien Lauf gelassen. Nicht den edlen Leidenschaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung rascher machen; sondern den unedlen, narkotischen, die

betäuben, verwirren, einschläfern, und damit endigen, jede Kraft zu zerstören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinschaftliche Kasse legen, dann lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er sie dann alle hundert. Eine solche Gesellschaft hat sich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; sie hat sich angekündigt. Man täusche sich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen litterarischen Unternehmungen vorausgeschickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfnisse redet, wo man auch verspricht, dem Bedürfnisse abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung ist sehr bedächtig, in sehr abgemessenen Reden abgefaßt, und es ist eher zu fürchten, daß sie mehr, als daß sie weniger halte, als was sie versprochen, und daß der Vorteil, die guten Köpfe anzuziehen, den Nachteil, sie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade herauszusagen, ich fürchte, die Berliner Gesellschaft möchte die bisherige Freiheit der deutschen Kritik, und als Folge die der Wissenschaft überhaupt, gefährden, und vor dieser Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Verteilung der Dividende, *ihren Statuten gemäß*, von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. Aber was enthalten diese Statuten? Warum werden sie nicht bekannt gemacht? Moses hatte auch seine Gesetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berges Sinai herabgebracht und keiner wußte, von wem er sie erhalten; aber er machte den Inhalt der Gesetze bekannt, und so konnte jeder urteilen, ob sie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich ihr anschließen? Sie werden eine Art dienender Brüder sein, die nicht alles wissen, die man aber alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwissenden befördern soll. Zu wissenschaftlichen Zwecken verbundene Männer sollen nichts gemeinschaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem sie drucken lassen. Was sie noch außerdem verbindet, ist als Freiheit beschränkend zu verwünschen, und es wird, nach innen auf die Gesellschaft, nach außen auf die Wissenschaft verderblichen Einfluß haben.

Leise, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgesprochen, den die in Deutschland übliche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik ist eine Frucht der Wissenschaft und jede Veredelung,

die man beabsichtige, müsse mit letzterer anfangen. Was fehlt dieser nun? Nichts als frische Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Öffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Übung abgestorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Mut und Gegenwart des Geistes. In Deutschland schreibt jeder, der die Hand zu nichts anderem gebraucht, und wer nicht schreiben kann, recensiert. Nichts ist verzeihlicher als das, es ist jeder berechtigt, über alles, was alle angeht, seine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu sammeln wären, daß man sie zählen könne. Diese herbeizuschaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abstimmung zu leiten, dazu sollte sich eine Gesellschaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeschlossen, umregelt und monarchisch wie sie ist, und mögen noch so viele, noch so achtungswürdige Männer sich ihr anschließen, wird das kritische Geschrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannigfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuschen.

Die Societät will nur solche Schriften beurteilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend sind und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen". Durch dieses Verfahren würde künftig jedes neue Werk schon durch die bloße Anzeige in den Berliner Jahrbüchern sich ausgezeichnet, schon durch deren Stillschweigen sich zurückgesetzt sehen — eine schnelle aber scharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit solcher Urteilssprüche fordern, die kein Entscheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte sie, wären die Mitglieder, die sie bilden, frei; da sie es aber nicht sind, sondern, wie wir schon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchischen Regel unterworfen — so kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Übrigens ist es sehr zu fürchten, daß, wenn nur solche Werke beurteilt werden sollen, die eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen, die versprochenen hundertundzwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geschichte der Wissenschaft, das heißt ihr Wachstum; aber die deutsche Wissenschaft ist ausgewachsen, sie wächst nur noch in die Breite, und da sie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu sich nimmt und sich gar keine Bewegung macht, so ist wohl zu besorgen, daß sie einmal in ihrem Lehnstuhle der Schlag rühren möchte, und daß sie das viele schöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unsere kritischen Hauptstädter wollen sich in Klassen teilen, je nach den Fächern der Wissenschaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulassung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten und mit dem Namen des Verfassers versehen sein müssen. Ich gestehe es frei — früher konnte ich es nicht gestehen, da es mir während dem Schreiben erst selbst klar geworden — daß dieses der Punkt ist, der meine Gefühle aufgeregt, und sie gegen jene Anstalt so feindlich gestimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu verteidigen, habe ich erst später gesucht und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutschen Gelehrten Männer zu finden, die sich einen solchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte sie sie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuversicht. Die Mitglieder jener Societät haben sich nicht genannt; doch sind es ganz gewiß sehr achtungswerte Männer, die Bedacht genommen haben werden, sich unter den fremden Gelehrten nur gleichbegabte, gleichgesinnte, zuzugesellen. Ist dieses aber geschehen und sind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorsicht, wozu jene Freiheit beschränkende Censur? Sie sagen, es geschähe: „damit Willkür und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe". Allein wenn zu wählen ist zwischen der Willkür eines einzelnen und der Willkür einer Klasse, so ist die erstere zu wählen. Der einzelne hat seine Leidenschaften, aber sie wechseln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geschieht. Aber die Leidenschaften einer Klasse wechseln nicht. Der Eigensinn einer Gesellschaft taut niemals auf, und da sie, wie den Gewinn, den sie beabsichtigt, auch die Schuld unter sich teilt, die auf ihr liegt, so hat sie kein Gewissen, und sie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler sind unverbesserlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn sie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurteilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigentümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen lassen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darstellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrschsüchtiger Regel nicht zusagende Art der Darstellung, warum die Anzeige zurückgewiesen worden. Man weiß ja, wie eine Gesellschaft gleich der, von welcher wir hier sprechen, sich bildet. Der schaffende Gedanke entspringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyklopädischer Kopf sein, einer, der das ganze Reich der Wissen-

schaften übersieht, und jeder einzelnen Lage und Grenzen kennt. Aber mit diesem encyklopädischen Kopfe wird auch ein encyklopädisches Herz verbunden sein, das zwar alle Tugenden in sich schließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenschaften enthalten kann. Ein solcher Stifter wählte sich gleichgesinnte Anhänger, diese wählen andere, und so wird es ein Gedanke, der alle beherrscht, und dem alle, die sich dem Kreise anschließen, sich unterwerfen müssen.

Jede Kritik soll mit der Unterschrift des Verfassers versehen sein müssen. Warum dieser Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geschähe. Ich habe nie begreifen können, wie man schreiben, wie man kritisieren mag, ohne sich zu nennen. Es ist so etwas Unbehagliches, so etwas Gespenstisches darin. Ach, ich habe auch geschrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich aus Laune oder Unachtsamkeit meinen Namen verschwiegen, ging ich immer schwermütig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht jeder ist so frei, viele deutsche Gelehrte leben in Verhältnissen der Dienstbarkeit, sie haben Familien, und keiner ist verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, andere als sich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutsche Schriftsteller sich nennen müßte, würde manches verschwiegen bleiben, was, kund geworden, sehr ersprießlich gewesen wäre. Die Teilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Litteratur nennen sich auch nicht, sie müssen es wenigstens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Ist Furcht etwa keine so gute Entschuldigung als Scham es ist? Wenn es geheime Diener des Bösen giebt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es ist alles bedacht, alles bestimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden soll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen sein". Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Vierviertelstakt, von dem wir nur schon zu viel ausgehalten? Thut eine solche Erinnerung not? Wäre nicht dringender, den Gelehrten presto presto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutschen Federn den schleichenden Menuett ihren Voreltern überließen, und etwas walzten?

Die Würde der Wissenschaft! Nun freilich, Würde soll sie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht sie nur der Wert, den sie hat, nicht der Schein, den sie annimmt. Ernst soll die Wissenschaft sein, und das Leben auch; aber nicht ernsthaft. Nur zu ernsthaft ist sie in unserem Vaterlande, und es wäre gut, sie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe seines Wertes geht darin auf, daß er seine lächerliche Erscheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stilordnung? Doch nicht die Wissenschaft zu isolieren gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuschung groß und ihre Enttäuschung würde bitter sein. Wahr ist es, die deutsche Wissenschaft konnte sich nur darum zu solcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil sie einsam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt sie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von sich fern. Aber die Not der Zeit hat sie ins Freie gerufen, sie hat sich im Felde des Lebens versucht, man lernte sie kennen, fürchten und hassen. Nun hofft sie vergebens, wenn sie das Feld räume und in ihre vorige Einsamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wiederzufinden — man wird sie bis in ihre Feste verfolgen, und nur erst auf deren Trümmern wird der Argwohn seinen alten Schlaf wiederfinden. Darum bekämpfe sie den Feind, ihn zu beschwichtigen ist zu spät geworden.

Die kritische Gesellschaft spricht am Schlusse ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auspizien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken". Ich denke, damit ist München gemeint, und ich wünsche mich zu irren, wenn ich dieses denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anstalt nicht ihren eigenen Weg einschlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchener Professoren werden sich bedenken, sie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhausen nachgestellt. Dieser band einen guten Bissen an eine Schnur; die erste Ente verschlang den Bissen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von sich. Die zweite Ente verschlang den nämlichen Bissen und machte es weiter so. Dann kam die dritte, die vierte Ente; so eine nach der andern. Nachdem die letzte angebissen, zog der kluge Jäger die Schnur an sich, hockte die ganze Herde auf seinen Rücken, und trug sie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da schnatterten sie — zu spät; sie hingen, sie hatten sich fest gefressen. Doch das

waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verstand, und, ehe sie nach einer Lockspeise schnappen, sehen sie zu, ob kein Bindfaden daran befestigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Österreich und Preußen.

(1818.)

Im deutschen Bundesparlamente stellt Österreich das erhaltende Prinzip (die Pairskammer), Preußen das schaffende Prinzip (die Deputiertenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das freimachende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die atembare Lebensluft. Wo das eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das andere, in heißen und allzuraschen Atemzügen sich verzehren.

Österreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Teilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volkes mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernsten Mannes kommt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat that es, nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Österreich mit Verstand und mit Freiheit that. Möge das eine den Rat der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die österreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung und ist folgerecht genug, auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eigenen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige Macht, die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit, die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutschen zur Volkstümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Österreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige

tote Formen von ständischen oder freien Munizipalverfassungen, die noch dort stattfinden, dienen nur, sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit, worin der Geist der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantäne, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugnisse — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Josephs II. allzu rasche und darum mißlungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und in der Lage der Dinge, die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen sich stark genug gezeigt hatte. Daß das österreichische Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber letztere sind sterblich, während erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimat suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette und zieht jeden, der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Österreich ist das europäische China, ein stillstehender, ausgewachsener Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vorteile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen

wußte. Aber wie es eben gesinnt sei, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt, führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die, gut oder schlecht, stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Österreich, kalt, besonnen und lieblos, wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Österreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst, nicht unwillig sind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer stille steht, nicht, wer sich bewegt. Es ist eine überkluge Staatskunst, in einer Zeit der Neuerungssucht, und eben weil sie so beschaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nötig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Über eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Es giebt politische Gebrechen, die für den einen Staat, als in seiner Organisation gegründet, notwendig und daher auch heilsam sind, für den anderen aber, weil sie seiner Natur widersprechen, verderblich werden, und ihn früher oder später entweder zu einer Umänderung oder zur Zerstörung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner inneren Freiheit, als die Bürgschaft seiner äußeren Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Österreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens, an der es leidet, ein Übel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem lieberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genötigt sein wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Kredits sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.

Aber so mußte Österreich beschaffen und mit diesen Fehlern mußte es begabt sein, um Europas Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja, daß sie Österreich alles zu ver-

danken haben. Es kämpfte fünfundzwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufgehalten, für solange, als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird. Aber nicht bloß wo Österreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen den Lauf der Dinge anscheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden schloß. In unseren Treibhauszeiten, wo jede That, von der Glut einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüte und Frucht zugleich hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser hat Österreich gestritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene, fast bewußtlos handelnde Staatsklugheit unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleonischen Herrschaft, da sie noch in ihrem Jugendfeuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Österreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener sie zu befestigen gedachte, und die Welt selbst sie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger außer ihm hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte, ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Österreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf, besorgt zu sein. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Österreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab. —

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Grenzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch wachsen das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig wirken,

indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen, neuen und heilsamen Ideen über Bürgertum und Regierung mitteilen. Setzt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt, als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der letzteren beraubte, es weniger geschah, um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser, diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Österreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jeder Zeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eigenen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mitteilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rate der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund, die anderen Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieses Bewußtsein, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschlands bei seinen ausgedehnten Grenzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen; und der ist's, der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutschen Postschnecke.

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen.

(1821.)

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage: ich werde mich in dieser Abhandlung über vaterländische Postwagen satirisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständnis die Überraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizeigesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Überschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken als den Censor, zu seinem und meinem Vorteile, und da dieser jetzt schon getäuscht ist, und der falsche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnötig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Censor denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen, die man giebt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs XIV., aller englischen Freiheit in Reden und Gärten gram erscheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig mit der Schere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten kühnsten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgestalten umzustutzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe sein bei seiner Aufsicht über die schnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet, unter einer naturgeschichtlichen Überschrift über die öffentlichste aller Staatsangelegenheiten, über Postwagen, schreibt, und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schneckenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Über Postwagen aber habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satirischen Einfälle gefunden, doch sie auch alle wieder verloren. Mein Ideenmagazin ist zu klein, und giebt mir keinen Platz, um Gedankenernten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwagen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstoße zu jenen immer

zusammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt sah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badischen Kupferkreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipale zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer-, in die Guldenreihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte er, es sei nicht mehr zu ändern, da er sich durch radieren bei seinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits satirisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwagen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche über den Umgang mit Menschen das Gegenteil anratet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches sei, er da zerbräche, wo Hilfe in der Nähe wäre. Kondukteurs und Postillone können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über feine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vorteile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirt nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jetzt endlich hat die Teure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, sobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langsame Fahren hätte der mitreisende Franzose niemals seinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen, und sei dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut sein und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sei kein Handelsmann, erwiderte er in logischer Zerstreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwagen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den letzten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillon zurief, er könne jetzt

fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen stillgehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte, von langsamen zu geschwinden und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen, rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsamen Schritt eine Viertelstunde fortgesetzt, so müsse man ihn wegen des nächsten Ortes, zur Vermeidung des schnellen Wechsels, von neuem anfangen und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch der Grund *gegen* das langsame Fahren auf der Landstraße ist von größerem Gewichte. Menschen- und Pferdekenner wissen, daß langsames Gehen am meisten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Kondukteur, Postillon und Pferde bald so abgemattet, daß sie schon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um sich zu stärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch horchen und fragen herauszubringen, daß die junge schöne Frau, die mir im Wagen gegenüber saß, die Neuvermählte ihres Begleiters sei, der sie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheiratet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um sie nach Triest in sein elterliches Haus zu bringen. Er hatte sich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten, als der Postwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß diese junge Frau so viel glücklicher sei, als andere Neuvermählte, weil sie, statt der üblichen Flitterwochen, sich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erste häusliche Zwist kann nur zu Hause, aber in keinem Postwagen entstehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie sehr die schlechten Herbstwege die Fahrt verzögern müssen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Triest nicht bloß eine geliebte Schwiegertochter, sondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küssen können.

In *Langen*, als der ersten Station oder Bettfahrt, dachte ich gar nichts, sondern schlief während dem Umspannen der Pferde sanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der

Abschiedszeche versäumt hatte. Wir kamen um halb sechs Uhr abends in Darmstadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erst um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlassen, und mich, der ich in ebensoviel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel schwerer aber ein beladener Postwagen fortzubringen sei, als ein 120pfündiger Doktor, bedenke man gehörig! In Darmstadt hatte ich sowohl am, als im Darmstädter Hofe — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirt jenes Gasthauses heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine schönere Zeit, da man nicht mehr die schlechten Menschen zu geheimen Aufsehern über die guten bestellt, sondern umgekehrt. Ich dachte mir, wieviel besser es alsdann sein würde, wenn lohnsüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürsten und Völker mit Argwohn erfüllten und sie ängstigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundschafter gebrauchen, und irgend ein unsichtbarer Obertugenddirektor giebt mir den Auftrag, Deutschland zu durchreisen, um die Stimmung des Volkes zu untersuchen und zu erforschen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe sich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligst von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmstädter Hofe zu Darmstadt folgendes berichtet:

„Herr geheimer Obertugenddirektor!

Zufolge erhaltenen Auftrages bin ich heute mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Postwagen abgegangen und um halb sechs Uhr abends in Darmstadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Diensteifer zu erregen, so würde ich sogleich wieder zurückreisen, da der Zweck meiner Sendung schon vollkommen erreicht ist. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen bösen Geiste der Einwohner, sondern im Gegenteile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber sind mir die stärksten Beweise geworden, daß der nämliche gute Geist das ganze deutsche Volk beseelt. Der Postwagen überzeugte mich davon. Posthalter, Kondukteurs, Postillone, Wagenmeister, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürstlich Turn- und Taxisch fahrende Personal, gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das lang-

same Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwischen Frankfurt und Darmstadt sich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Hut und trinken Wasser, weswegen auch die Diligencen-Postillone im revolutionssüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Obertugenddirektor, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war einer, der durch seine Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern und gebärdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillonen zu, sie sollten doch ins Teufels Namen nicht so rasch fahren, er verliere den Atem, er werde schwindlich und die schönsten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillon sagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seid! Da habt Ihr nicht bloß die 8 kr. Taxe, sondern noch zwei weitere, und macht Euren jüngsten Enkeln, die noch unverheiratet sein können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Arheiligen, da der Kondukteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener, und sagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich Turn- und Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrene Personal daraus zapfen und trinken könne, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwagen sei noch wünschenswerter. Dieser gefährliche Passagier hat noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt machte er beim Aussteigen einen großen Sprung über einen Kothaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen können. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen.

Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Obertugenddirektor, die Versicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Kondukteur in die Gaststube des Darmstädter Hofes und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm soeben hätte vorsetzen lassen. Nach einer halben Stunde gingen wir beide ans Posthaus, und wirklich war der Sattelgaul schon vorgespannt. Ich erschrak; wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzuteilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter) fülle ich ein Glas von meiner echten Bergsträßer Freudenstation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem festesten Schlafe, da die Räder stillstanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes, wie ich dachte, denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthüre. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere schöne), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtsein meiner äußeren. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Postwagen nämlich hatte gleich einem jungen munteren Kater seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie festbinden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe und sagte halb fragend, halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte:

ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurückschob. Diese Exkommunikation aus der Familiengemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sei in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit errötete, und ich eilte, das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze die hundertästige Quaste bildete. Jetzt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten, das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Not, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Guitarre singend mit fröhlichen und schmachtenden Liedern in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem roten Bande der Guitarre umringelt, gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm," sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, „so einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm." Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung seiner vornehmen Verwandten Mut einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Tauwetter ihrer warmen Stimme schmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der

Tochter, man lud mich zum Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch, und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebisch-leise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, sechs Professoren, den Schloßgarten und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien“ gelesen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, starker, zerlumpter Kerl, der sich für einen reisenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte seinen Flassan im Kopfe so gut als einer, und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Sekretär gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergesellen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden, die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie gegen ihren Gemahl einsilbig war, und diesen gewann sie durch verstohlenes Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, obzwar im stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Tintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder Michaelisromane unaufhörlich schöpfte. Sie setzte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Teilnahme: warum er so stille und zerstreut sei. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem anderen Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwagen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd aussteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden solle, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwagen die Ballen höher schätze, als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer sein, brauche für seine Person kein Übergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als tote Ware. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Centner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das Gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weitergefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und sobald der Kondukteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben sein, wer da wolle ... Jetzt konnte es der Kondukteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und sagte (als Rheinländer und recitiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit vier Einquartierungspferden dans une voiture générale bequemer gefahren sein, das habe sich aber jetzt geändert. Er wollte sagen: in einem Generalswagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte sie es ärger und hielt an der Wirtstafel öffentliche satirische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwagen. Sie frug, warum so ein lourd animal diligence heiße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man solle ihr Kamillenthee machen, sie sei von dem starken Schaukeln ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hierzulande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Wogen durch ausgegossenes Öl breche und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahne; warum man Achsen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Öl nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sei nämlich unter sehr vorteilhaften Bedingungen von

Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Landedelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfang der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husarenoffizier verliebt, und denselben nach langem Widerstande der Eltern endlich geheiratet. Mit Not hätte sie ihre Reisekosten wieder erstattet bekommen ... Einen reisenden Flötisten an der Wirtstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quäke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vierundzwanzig solcher Jammertonarten gezählt und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden, durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sei von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Pakete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten als nötig war. Dieses mörderische Geklapper sei ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, damit sie sich nicht mehr rühren könnten. Über dieser Arbeit habe sie der Kondukteur ertappt und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Kartusche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen könnten. Sie sei damals in große Not gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte und kaum hinab sah,

den Richter von ihrem Überflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sei der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen, weßwegen sie genötigt gewesen, mit Extrapost nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt und die Extrapost zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie) zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher herausgeholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Ähnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine fünfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulyssesfahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt in langem Barte und Schwert an der Seite drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da, lieber Herr! so fürchterlich ins Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Kondutteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigamsplatz an der Seite der Französin ein. Er verriet bald durch Worte und

Thaten, daß er sich erst vor kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er sich nach Ludwigsburg zu versetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die sie keineswegs verloren, sondern nur versteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnsetzling das Wagenfenster nieder und sagte, er müsse Luft schöpfen. Es werde ihm immer engbrüstig, sobald er die Sprache des Erbfeindes höre. In seiner baldigen Erziehungsanstalt werde er, zum Nutzen seiner Zöglinge, die das Französische unglücklicherweise früher kennen gelernt als ihn, eine falsche französische Grammatik und ein desgleichen Wörterbuch drucken lassen, damit sie es daraus wieder verlernten. Auch dürften sie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrschaft stärker schütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sei jedermann hinlänglich bekannt; der der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weswegen beide nie zusammenkommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen.*)

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten uns aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr," hatte ich ihr artig erwidert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen, wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mir nichts. Sie sagte: als Französin sei ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sei das Rauchen ausländischen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim

*) Der Turn-Pepinierist urteilt falsch. Die Orientalen, die immer despotisch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden und worin es Art. 15 heißt: das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sei erlaubt; nun aber könne nicht geleugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sei, der von Heidelberg nach Stuttgart und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badische noch das württemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt sich der Entscheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin und sprach: Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust und sprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde der zweiundzwanzigsten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Met in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hoch leben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teutonen: Bruder, du bist ein Narr! Dir es mündlich zu beweisen, ist jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke darthun. Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg fragte ich den Kondukteur: warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte Beiwagen dem mit Vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren notwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieses sei notwendig, die Hochfürstlich Turn- und Taxischen fahrenden Postpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießrutenlaufen, ein gelassenes Hindernis vorangehen ließe. Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorsätzlich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satire über die vaterländischen Postwagen den Rat erteilen, man solle den Gäulen vor dem Anspannen einige Originalfläschchen von den so beliebten als magenstärkenden Diabolini, mit welchen der Konditor Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber sind sie

überflüssig, der Teufel und der Rat. Allerdings sind sie das, erwiderte der verständige Kondukteur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Viehpolizei hat, das Feuer der raschen Tiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst thut, den Mißbrauch der tierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier sah ich den Wagen- und Passagieraufseher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwagen sei dieser zu hemmen, weswegen auch jeder Wagen, sobald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie Sie sich am nächsten 8. Dezember in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Turn- und Taxissche Hauptexpedition fahrender Posten im Rahmhofe zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation einer hochpreislichen Generalpostdirektion, wird versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an nichts, als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Späturner seinen Platz Nr. 6 einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidialstimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sei ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sei er von der Wanderschaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirt, habe ein glänzendes Hochzeitsfest gegeben und die feinsten, gebildetsten Honoratioren, als starke Hutkonsumenten, dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur stammeln können, so voll sei ihnen Kopf und Herz gewesen. Zwei Tage später sei ihm dieser und jener der Hochzeitsgäste auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er bald mit mehr Verdruß als Erstaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchstens habe man mit einer leichten Handbewegung seinen Gruß erwidert. Darüber sei er nun in keine große

Verwunderung geraten; denn auf seiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn sie es auch nicht immer verschmäht, sich mit den Geringeren gemeinschaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Gesinnung doch jedesmal wieder zum Vorschein komme, sobald die Weinüberschwemmung abgelaufen sei. Er für seine Person habe im Herzen die Hochmütigen verlacht und, seines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen sie verdoppelt, indem er seinen Hut, als sein ambulantes Warenschild und Muster, stark vor ihnen geschwenkt. Eines Tages, da er diesen vor einem Gerichtsassessor, der auch bei seiner Hochzeit gewesen, besonders tief geneigt, sei jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt gesprochen: „Wie können sie sich unterstehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie sind ein Flegel, wissen Sie das?“ Er, Hutmachermeister, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgesehen, und einer ganzen Viertelstunde bedurft, um von den Straßensteinen wieder loszufrieren. Selbst seine Frau, die den Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gesessen, habe gesagt, sie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Rätsel gelöst. Die Hutmachergeschworenen hatten auf den Abend sämtliche Meister zusammenberufen lassen, und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nämlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu sein, den Hut nicht mehr voreinander abzuziehen, sondern sich beim Begegnen bloß starr anzusehen. Was in dieser Not zu thun sei? Aber keiner habe Rat gewußt. Wie nun seitdem das Nichthutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hutverbrauch täglich ab, und sechs brot- und hoffnungslose Meister hätten sich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetscher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund, sagte ich, unsere deutschen Landsleute sind glücklicherweise keine chronische Narren, sondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hause zurück; doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungsvorhaben nicht abbringen lassen, so eilen

Sie sich wenigstens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutschland wandern, sondern fahren Sie lieber im Postwagen, und ehe Sie die deutsche Grenze übertreten, wird sich die Gesinnung der groben Gesellschaft gebessert haben." Meine Zusprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeister aufmerksam machte, wie sehr durch das Rütteln des Postwagens die Hüte gequetscht und abgenützt würden, man habe sie nun auf dem Kopfe, auf dem Schoße oder oben im Netze, so erheiterte sich sein Gesicht und er sagte, er bemerkte dieses mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Pestbeulen für sie, woran sie sterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürstlich Turn- und Taxisschen fahrenden Postpassagier kein Mittel gebe, seinen Hut unbeschädigt zu erhalten, riet mir der Schelm, ich solle ihn auf den Boden des Wagens stellen und abwechselnd den rechten und linken Fuß hineinsetzen, wodurch nicht allein der Hut unerschütterlich, sondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug sorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironischen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ sie frei ihre Jammertöne über vaterländische Postwagen in der Trinkstube ausbrummen. „Herr Major," sagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine ästhetischen Flüche gehörig zu unterstützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Ist der Passagier ein Narr jedes Postmeisters, Kondukteurs und Postillons, und muß er liegen bleiben, so oft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschenken? Kommt man in ein Nest, und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigentümer des Ofens unseren schlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Koteletts essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Kondukteur. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege haben wir 15 Stunden Rast gehalten.*) Ich bin von Straßburg nach Paris, und von Paris

*) Damit sich die Leser überzeugen können, daß ich mir keine größere poetische Freiheit genommen, als billig ist, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwischen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebst Benennung der Orte, wo dieses geschah, folgen lassen. Aus dieser Statistik (Stillstandslehre) des Post-

nach Metz auf der Diligence gereist, und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Verviersmitteltücher, und auf diesen beiden Reisen zusammen hat sich der Wagen nicht zehn Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum toll werden, nämlich das erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwagen auf den Kreuzwegen so schlecht eingerichtet ist, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird — daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reisenden nicht wenigstens Wartegeld, gleich den quiescierenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer erstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze diese Gelegenheit mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier so uneigentlich Postpapier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung lesen, Herr Major; dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33 dieses Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sei. Auf diesen Reisen (wird erzählt), die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Arger, als die Postmeister, Posthalter und Postillone, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er unerschöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Roheit, Habgier und der Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser

---

wagens wird sich ergeben, daß ich noch nicht zwei Prozent gelogen, indem auf 15 Stunden die Übertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
In Sprendlingen	—	12
„ Langen	—	50
„ Darmstadt	—	45
„ Bickenbach	—	30
„ Heppenheim	1	15
„ Weinheim	—	30
„ Heidelberg	3	15
„ Neckargmünd	1	15
„ Wiesenbach	—	12
„ Sinzheim	—	15
„ Fürfeld	—	30
„ Heilbronn	3	10
„ Besigheim	1	5
„ Ludwigsburg	1	—
	Summa: 14 Stnd.	44 Min.

Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er Nachstehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Personen in mit Extrapostpferden bespannten Wagen meiner Leiche folgen sollen, und sind die diesfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbnis ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und langsam vor sich gehen muß, so werden die Postillone das letztere unfehlbar am besten ausrichten." Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst auf Hochfürstlich Turn- und Taxisschen fahrenden Postwagen zum Begräbnisse führen, damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Totenschau.

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu revolutionären Äußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt, zu berichten.

„Herr geheimer Obertugenddirektor!

Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt, und halte sämtliche Verschworenen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht lassen, da ich seit jener Turnübung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt und die Überzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich stellenweise hierhersetzen will. Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: Wo ist Ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt roten Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Karbonaden. Kellner: Die letzte Kohle ist aus-

gelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule... Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende Knecht — der reißende Wolf in den Apenninen — die ausgelöschte Kohle — Keule — Karbonari... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermutung meiner karbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagenkondukteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiderte: Nein, nein, ich logiere jedesmal im römischen Kaiser und werde auch dieses Mal dort logieren. Ich lasse nicht vom römischen Kaiser. Sie werden, Herr geheimer Obertugenddirektor, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichsoberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wieder hergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen sehr eifrig von jambon de Mayence gesprochen, und es wäre leichtsinnig gewesen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektiert in Mainz heimlich fort.

Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war so glücklich, die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutschen Karbonari ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchterlogen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich Brüder vom standhaften Hute. Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber sind sie grob, und stellen sich fremd gegeneinander, um sich nicht zu verraten. Ihr Grundsatz ist, die Welt sei nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seien nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht durch Hutabziehen, sondern auf militärische Art, durch

Winken mit der Hand. Über die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Obertugenddirektor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffenübung, und es ist klar bewiesen, daß die Brüder vom standhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen karbonarischen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir soeben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige."

„Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsetzen lassen, und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überschicken."

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerter Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satirischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicherweise wurden zu Bruchsal die versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegsmanifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

„Trübsal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, dir ein anderes Mal zu beweisen, daß du ein Narr bist, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrupp noch in dieser Stunde ins Taxissche einrückt. Nur so viel sei dir gesagt: Du bist kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz giebt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder ein Kretin. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre

nur eine Öffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wut. So einen geschlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens wünsche ich, daß zehntausend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlügen, und zweitens wünsche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbetage einen Burzelbaum über meinen Grabeshügel schlagen. Lebe wohl Bruderherz."

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmütigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das notwendig fortdauernde Atmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verrät und als Zeichen eines Übelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu sein, der sich unseren verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulnis seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verraten, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter sein. — Aber es giebt auch Andersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Überdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige von der breiten staubigen Landstraße abweichen, durch anmutigere Pfade ziehen und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wenn die auf einem Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen aneinanderstoßen. Mit diesen letzteren möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigentümlichen Wert, und welcher weiter nichts

gelänge, als die Vermehrung der schon bestehenden, dennoch von Ersprießlichkeit sei.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten werden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch sie große und mannigfaltige Kräfte sich verkünden, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mitteilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerter Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft, durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vorteil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkelen Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungenießbar, giebt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Wert. Aber die *Barren* der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das *ausgemünzte* Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntnis geprägt, unterhalten sie den Wechselverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft ins Leben ein und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerte Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften so wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich, das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr wert, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrtum vermischt ausgebreitet werden kann, und ein richtiges Urteil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurteil sich knüpft, so

wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken, und das Gute allein sich emporhalten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm, der sie erzeugte, schon längst verglommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Erkenntnis eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menschen Schatten, aber der hungerigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Aug' ergötzte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelrute, welche jene zu Tage bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbewegten Wellen, welche das schlechtgesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labetrunke im Becher nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich ist, der alle Kräfte, die er sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten und, wenn es Zeit ist, auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.

Sie sind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorherzusagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den hat sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß?

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute, in Worten, wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsstufe, über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, sobald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den inneren Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offenen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Teilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient. Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der anderen, nicht die Blüte der dritten vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht an Glück und Bedeutung über das vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich teilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menschen und das Hausgewand des ruhenden Vaters sein darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Altertums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Dasein zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüte, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sei, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieses bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher all dieser Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu sagen wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man sich verständlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken. Das glücklichste aller Völker, bei dem jene düstere

Lebensansicht am wenigsten vorherrscht, und das den alten Griechen am meisten gleicht, ist das französische. Wer in seinen Zeitschriften liest, wie auf derselben Blattseite Talmas Spiel auf der Bühne und das der Minister in den Kammern, beides mit gleichem Ernste und gleicher Heiterkeit besprochen wird; der Deutsche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch einen Vorsprung die Franzosen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Gesundheit aus dem umschlossenen gewärmten Tempel der Kunst in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens treten.

Die Kunst, welche, das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen, die sie beseelt, Unsterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete, und die Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? Die deutsche Dichtkunst liegt im Dämmerscheine; ob es Morgen- oder Abenddämmerung sei — ich weiß es nicht. Schöne rote Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunst ist die einzige, deren die Deutschen Meister sind, und worin sie den übrigen Völkern es zuvorthun. Den Verstand der Franzosen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, ist die deutsche Musik plastisch und malerisch, Geist und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genusse nicht dem Himmel um der Erde willen zu entsagen. Könnten die Deutschen in Tönen reden, und nach diesen Worten auch handeln, sie wären das erste aller Völker, und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl miteinander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart kühn an die Seite Raffaels, Shakespeares und Canovas stellen.

Diesen Künsten soll in der Wage ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die Schauspielkunst zeigt jetzt in Deutschland einen raschen

Lebenstrieb, und der Volkstümlichkeit bald vorgehend, bald nacheilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht bloß der Kunstsinn und das Gefühl fürs Schöne, die sich an der Beurteilung dramatischer Werke und ihrer Darstellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Teilnahme fesseln. Das stehende Schauspiel eines Ortes ist selten besser, nie schlechter als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art, einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen, was an ihr sei, daß man über ihre Bühne spreche.

Die Wissenschaft, dieses Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschlichen Wohnstätten bespült und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen in das Land hineingeführt. Aus dem Ocean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unseren vielen Nöten die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag sein, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an, als die ins Freie gepflanzte Wissenschaft, durch deren Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, dem schönsten unter allen in Deutschland erscheinenden Büchern, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr und mehr heranwachse, und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgertum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurteilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern verschiedenartiger Ansichten zu erlangen suchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die Zeit selbst es thut, am häufigsten gerichtet sein. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann wäre dieser

gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst als Strafe ihres Vergehens in Demut tragen.

Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgeteilt, und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offenem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stock versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Tiere gab sie zu essen oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man jahrhundertelang die Menge nach Willkür, bloß weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach, und dessen Erdgeschoß durch Überschwemmungen litt. Die Zerstörung des Gebäudes unten und oben nötigte nun das Tier und den Bürger, zum Menschen ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Ärger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.

Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünfundzwanzig Jahre die Länder Europas durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, liegt in der Ordnung der Dinge, und besser ist es, daß die überspannten Gemüter durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Wie die Zeitschriftsteller diesen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und seinen abwechselnden Erfolg zu berichten hätten, darüber ist mehr gesprochen als gedacht worden. Eine falsche Ansicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrsche, von den Schriftstellern

selbst angefacht, dann unterhalten, dann beschrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne sie. Es ist, als sage man, der kranke Mensch werde von allen seinen Schmerzen geheilt, sobald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem solchen Wahnwitze gegenüber still zu schweigen, ist leichter als nur gelassen zu eifern. Doch auch zu letzterem ist hier der Ort nicht, und es soll nur gesagt werden, was als Vorbereitung not thut.

Mancher Tadel schon hat diejenigen getroffen, die über unsere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich sprachen. Die Schriftsteller, diesmal im Besitze der Übermacht, haben die Vorwürfe, die sie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit ist nicht ohne Verwickelung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterspruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben selbst auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entscheidung hierüber. Sie bleibe dem Leser überlassen, und zu dessen Richtschnur werde einiges hier mitgeteilt von dem, was diese, und von dem, was jene sagen.

Man kann von dem Schriftsteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe sei, und über alle Wolken der Selbstsucht erhaben die Gewitter nur *unter* sich wahrnehme. Wie sollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Gesetze seines eigenen Vorteiles die Regel der Weltordnung zu sehen glauben? Aber *das* mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflusses sich bewußt bleibe, und nicht keck und unbesonnen auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten trotze. Daß er sie gegen jeden zu verfechten und geltend zu machen suche, ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der inneren Überzeugung spricht. Aber, wer den Fehdehandschuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen, und, wie es oft geschieht, seine aus selbstbewußter Schwäche entspringende Furcht hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es giebt in Deutschland auch nicht *eine* Zeitschrift, welche so unparteiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht bloß dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmut gastlich auf. Der Sklave seiner eigenen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund sein. Es giebt nur eine *verwerfliche* Meinung, die *verwerfende*, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet.

Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist ebenso unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Tiere verdrängen zu wollen. In der Wage soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja, sie soll sehr willkommen sein, weil am Widerspruche die Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrat an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirt selbst das, was ihm an seinen Gästen nicht behagt, freimütig tadelt, oder geschehen läßt, daß es andere rügen.

Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welche hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre, denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht stets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und ihr Thun. Darum sei man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzu lange gedauert die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkosend die frierenden Bürger in der Staatskinderstube zurückgehalten hat, und die verdunstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner aufschreckt. Sie sagen euch leise, ganz leise ins Ohr: es wäre freilich nicht alles, wie es sein sollte; aber sie bäten höflichst, keinen Lärm zu machen, der stillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längst die Sitte auch für die Meinungskriege an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anständiger Kunstwaffen gesetzt! — So reden sie. — Aber wißt ihr, welche am meisten sich auf die Erfindung des Pulvers berufen? — Diejenigen, die am wenigsten an dieser Erfindung teilhaben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menschlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anstand verstecken. Es ist wahrlich gut, daß der Geist des Menschen seine ursprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückischen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr ist's, auch im Streite der Meinungen giebt es Waffen,

deren Gebrauch in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es giebt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Faustkampf der Gemeinheit durchfechten. Diesen nicht gleich zu sein, ist nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird sich ernstlich bemühen, die Wärme der Leidenschaft ohne ihre Ungebührlichkeit sich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieses Bestreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verschieden sind die Deutungen der Menschen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch sie vermeiden ist gut, sie entschuldigen ist besser, und das Beste, sie ganz unschuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn sie steif wie Wachskerzen um den elterlichen Tisch saßen, und Messer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garstigen Raupe die schönsten Blüten der Jugendjahre abfraß. Man sei dieser Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutschen Volke aus Grämlichkeit und mißverstandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beste Schule für den männlichen Ernst sind.

Über die Freimütigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urteilt, zieme oder nicht, sei mir noch ein freundlich ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang fand, und welche kein Rauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schafs- oder Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Ängstlichkeit, den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — Herr Esel! Aber, Herr Sempronius Esel zu rufen, dazu hat ihr Mut nie hingereicht. — Hat doch selbst der heldenmütige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert

und alles bleibt beim alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen versteht. Wer sich einer Tugend bewußt ist, spricht den Tadel ohne Ängstlichkeit aus, weil er ihn ohne Demütigung anhört; aber bei selbstbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit fühlt man sich durch jede Schwäche entmutet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne wehe zu thun, man möge belehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es ist schwer, sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Vestris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leise anklopfen, ehe sie sie öffnen? Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit? Aber die Natur giebt ihre Not durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne singt der Schmerz in A-moll.

Wenn es Männer giebt, die auch im Kriege der Gedanken Mut mit Anmut verbinden, und gleich Spartern geschmückt und unter süßen Flötentönen die ernste Schlacht bestehen, so sind sie wahrlich vor allen zu ehren. Aber so hochbegabt mögen nur wenige sein, und der Herausgeber dieser Blätter gehört nicht zu ihnen: Er bekennt es frei, daß die Kunst, die der Verfasser des Buches „Welt und Zeit" besitzt: die Bäume hinter dem Walde zu verstecken, ihm ebenso fremd ist als der Wunsch nach ihr. Wer seine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unschuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftsteller, als solche angesehen, wenn sie nur der geaichten Maße sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Tofana, welche die öffentliche Meinung siech und welk macht, und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe, noch schnelles Wirken eine rettende Warnung giebt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln, durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, jener auf Eigenmacht, dieser auf Freiheit, machen sie die einen lüstern, die anderen schlaff und verderben beide.

Noch so manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind, wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unseren Tagen leichter ist, andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen Eiferer, wenn sie allein sind, und sie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Silbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer, sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsetzen, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfter als es geschieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches andere von Zeitschriftstellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung, stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattierte Lügen verfertigt, daß sie von echten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sei doch nachsichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben suchen oder finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirklich geschehene Dinge, weil sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagieren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele giebt, so ist ihre Vermehrung unnötig. Die Wage wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden sein.

Sie hätte wohl gewünscht, ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereignis

erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hageren Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sei ihm wohlgemut gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man sich sicher. Große Schriften sind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas. — Darum, o werter Leser, findet ihr künftig, daß in unseren Reden nicht alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Werg darin steckt, und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so wißt ihr warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft, um sich zu brüsten; sondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süddeutscher und norddeutscher Gesinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren. Für sie thut es am meisten not, daß die zerstreuten Lichtstrahlen sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lauteren Aufforderung an die vielen geistreichen und mutigen Männer unter ihnen, zu einem so edlen Vorhaben sich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuversicht auf ihren Beistand zählen?

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn, zu wähnen, die Rede sei ja fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung ernst fordert, versagt ihr keiner; was ihr abgeschlagen worden, das hatte sie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erst fünf Hefte dieser Zeitschrift sind bis jetzt erschienen; aber der Beifall, der mir zu teil ward, hätte der Lohn sein dürfen eines längeren Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre dieses

Schwäche oder Selbstgenügsamkeit? In unseren erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher steht und glücklicher ist als der Mann, weil jenes seine Bestimmung erfüllen darf, dieser aber nicht; in unseren Tagen, wo die zufriedensten Bürger, auch der vollkommensten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergenesene sind, die in einem Krankenhause, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch schwach und in frommen, kindischen und sinnlichen Wünschen befangen, daherschleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt als Musik, wohlgefällig, wenn sie schön ist, aber auch verhallend wie diese — welch einen anderen Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verstanden, empfunden und für Worte ohne That mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menschen mir gegönnt, hat mich erfreut, aber in Verwunderung gesetzt, angetrieben und zurückgeschüchtert, geehrt und beschämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimütigkeit gesagt, wohl öfter wegen ihrer selbst, als wegen des Gegenstandes, an dem sie sich geübt; und ich errötete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit sich so mancher Gedanke dort versteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit ersprießlich? Solange zu freimütigem Reden Mut gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüssig, sobald man ohne Gefahr die Wahrheit spricht.

Aber da das Herz weniger rechnet, als der Kopf, und weniger berechenbar ist, so werde ich fortfahren, und versuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl bessere Männer als ich, die früher für das deutsche Volk geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Was sie abgeschreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widersacher. Edlen Menschen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das untereinander verbündet die Geduld aussaugt, und die tausend Nadelstiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht alles thut, hat nichts gethan, wer nicht alles hingiebt, hat alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819.)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutsche Übersetzung derselben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt sich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Gesinnungen, die flüchtig umherirren und ein dunkles Obdach suchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es ist edel, der verfolgten Unschuld, aber es ist mitverbrecherisch, dem Verbrechen eine Freistätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutschlands hat mit so wenig Scham, als das genannte, spanischer Ruchlosigkeit, jesuitischer Hinterlist und aristokratischem Hochmute das Wort geredet, verrostete Grundsätze so emsig gescheuert und ihnen den verlorenen Glanz wiederzugeben gesucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu jenen, die, uneingedenk, daß auch sie wohl selbst des Wahnes fähig sind, jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie sie. Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich sehe sie gern dem Sturme preisgegeben; sie soll ihm widerstehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widersprechenden Geistes scheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber eins ist, das mich schmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urteilen, es entspringe aus wahlverwandtschaftlichen Verhältnissen, daß einzig unter allen deutschen Blättern die Zeitung der freien Stadt Frankfurt alle unfreisinnigen Ansichten aufnimmt und verbreitet. So ist es nicht, und etwa einige alte Basen ausgenommen, finden zu Frankfurt die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätschelten Grundsätze so großen Spott und Tadel, als ich selbst ihn wahrlich nicht auszusprechen gedenke. Ich habe dieses Blatt früher selbst geschrieben, und dieses allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich seiner fehlerhaften Richtung entgegenzusetzen. Denn mancher hätte denken mögen, es geschehe aus einer eitelen Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Gesinnung nicht fortgeführt zu sehen. Dem Vorwurfe der persönlichen Befangenheit entgeht man in Deutschland schwer. So wenig wurden wir zugelassen, im Öffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Haustieren hat uns eine

vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen Schriftsteller der entgegengesetzten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz sei ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache sei ihnen die gute. Den Liberalen sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne: und jene begreifen nicht, daß es geborene Sklaven giebt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung knechtischen Gesinnungen huldigen.

Die reinlichsten Gassen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja sie werden zu jenen erst durch diese. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um sich lauter zu erhalten, eines freien Abflusses schmutziger Gesinnungen bedürfe. Doch unterirdisch und im dunkeln sei ihr Weg, und sie sollen in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht erscheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutschen Vaterlandsfreundes, in einem Freistaate, im Angesichte der Stellvertreter unserer Fürsten, in Frankfurt, Grundsätze ausgesprochen zu sehen, wie sie das bezeichnete Blatt so oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von seinen Ansichten trenne, dieses ist eine so verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbstmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Gesichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebisches Gefolge nachzieht — diese muß bekämpft werden. Nicht das Dunkle bedarf der Beleuchtung, um als solches erkannt zu werden, sondern die falschen und schmutzigen Farben. Und solcher gleisnerischen Zusammensetzung, solchen betrüglichen Gewebes, wo mit den besseren Fäden auch die schlechten, als Kette und Einschlag sich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, ist dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt in ihrem 233sten Blatte unter Deutschland mitteilt. Da wird von dünnem Eise gesprochen, auf das man sich gewagt, von der Zeit der Reife, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben passen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren

abgemähten politischen Wiesen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeschmackten Märchen vorgesungen, mit welchen man die Völker, als sie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da sie erwachsen sind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmut erregen.

Es sei sehr beklagenswert, „daß durch solche Erscheinungen (wie die Ermordung Kotzebues) die Nachbarn Deutschlands hinlänglichen Stoff zu ebenso bitteren, als die Ehre des deutschen Volkes kompromittierenden Betrachtungen erhielten." Wollte der Himmel, es wäre euch so viel an der Achtung eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte vieles besser werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sands den Franzosen zu bitteren Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutsche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in solche tolle Lüste ausbrechen müsse; sie haben gezeigt, wie die mystische Nacht des Mittelalters, mit der ihr euch umgebt, um unter deren Schutze aristokratischen Übermut zu treiben, auch manchen aus dem Volke verführt habe, demokratische Ausschweifungen zu begehen; und sie haben gezeigt, auf welche listige Weise ihr die freche That eines einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuschränken. Daß ihr so unklug seid, auf unsere Nachbarn hinzuweisen! Es ist zum Lachen. Sollen wir *sie* zum Vorbilde nehmen? Dürft *ihr* das wollen? Sie haben das Herrlichste erkämpft, mit Blut, mit tausend Verbrechen erkämpft, und euch selbst die Einrede benommen, daß nie ein schlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz sich sagen, daß man sich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen scheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war." Heuchlerische Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde gesetzlicher Freiheit vorwärts machen, ihr das Ziel weiter hinausstellt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links schiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, ihr nicht. Dessen Bewegung läßt sich freilich nicht so lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalstock, wie die eines Dutzend gehorsamster Beamten durch Tabellen und Weisungen geregelt wird; aber das thut auch nicht not. Berge von Schutt sind wegzuräumen, und bei dieser Arbeit sind Hast und Fleiß das Erforderlichste. Zum Bauen

gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt ihr eure Risse zeichnen und besprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft ihr nicht so viel Zeit fordern, als das eingestürzte Gebäude gestanden hat, dessen Schutt weggeführt werden soll, und nicht die Langsamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden ist.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Verteidiger der Freisinnigkeit in Wort und That müssen dem kalten, unparteiischen Beurteiler wie Kinder erscheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis sich wagen ... Mit ihnen zugleich wird die schönere, bessere Idee zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar gewesen sein und herrliche Früchte getragen haben würde." Das sind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der bösen Erkenntnis so reichlich abfallen; das sind von den faulen Redensarten, zu denen ihr vergebens einen Käufer sucht! Wenn euch die Verteidiger der Freisinnigkeit als Kinder erschienen, die ihr täuschen könntet, dann wären sie euch sehr willkommen. Weil sie aber klug und besonnen handeln, obzwar nicht mit Bedacht in euerem Sinne, da sie den eigenen Vorteil vergessen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt ihr sie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt eure Verblendung zugleich mit eurer List. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters sei da, und man müsse abwarten, bis alles fest zusammengefroren sei, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freisinnigen wissen, daß der Frühling gekommen ist, und wollen das noch nicht ganz geschmolzene Eis aufhauen, damit der Strom um so früher lustig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat sie zu bestimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutscher einige Höflinge sich allein vermessen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte sind noch nicht reif," das ist eine schlechte Vogelscheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: „jetzt pickt zu!" kämen wir viel zu spät, denn sie hätten dann alle Bäume schon kahl geschüttelt. Auch ist von Früchtesammeln, von Ernte unter uns noch keine Rede, sondern nur vom Säen, und je mehr man schreit, der Boden sei noch nicht urbar, je emsiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! sie reden von „vorzeitiger That"

als handelten hier nicht auch Menschen, wie sie selbst sind, ja oft bessere. Seid ihr so große Künstler, daß ihr es euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geschichte auf die Minute zu stellen, die euch beliebt, und sie schlagen zu lassen, wann es euch gelüstet? Aber, um dieses Bild noch einmal zu gebrauchen; geht eueren langsameren Weg und laßt das Volk seinen schnelleren gehen, nur daß ihr euch um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk ist der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch rascher umlaufe, so verfolgt er doch die gleiche Bahn. Es ist leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haspelt sich so weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache schadet, sondern man scheint auch daran, ob solche Ideen in das wirkliche Leben passen, nicht gedacht zu haben." Und jetzt wird gesagt, was Lüders gesagt hat: daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar sei, nimmer aber eine sogenannte höchste Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politischen Lebens sich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunst sei jede Spekulation zu verbannen; und was dergleichen Göttinger Hofratstheseu mehr sind. Solche Redensarten zeigen nun zum tausendsten Male seit sechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der stehenden Gesinnungen die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und sie werden darum, sei es in gerechten oder ungerechten Kriegen, stets von jenen geschlagen werden, so wie die französischen Volksheere die ungelenke Taktik aller europäischen Feldherren zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln sich hinter ihren gotischen Grundsätzen, legen die ganze Macht ihrer Beredsamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeschickten Ausfall und meinen, das sei die rechte Art, die feindlichen Ansichten zu bekämpfen. Indessen spottet man ihrer Festungen, hungert sie gelegentlich aus, umgeht sie und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht ins Leben passen, Spekulationen, Träumereien, mit denen sich ein echter Staatsmann nicht befassen mag! Reden diese politischen Marktschreier nicht heute noch, als sei die Regierungskunst noch immer ein Kabinettsgeheimnis, und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Bestandteile jedermann kennt. Der echte Staatsmann ist, wer die Ideen seiner Zeit aufzufassen und anzuwenden versteht; wer dieses nicht vermag, taucht selbst zum Gehorchen nicht, um so weniger

zum Gesetzgeber. Man nenne uns doch die politischen Schwärmereien, denen sich die „Verteidiger der Freisinnigkeit" hingeben! Es ist wahr, irgend ein junger Mann hat eine Allerdeutschenstadt bauen und in einem prächtigen Dome die Reichsversammlung halten lassen wollen. Das ist aber das Ärgste, was an den Tag gekommen. Die Franzosen im Anfange ihrer Revolution hatten schlimmere Träume, aber sie sind, nachdem sie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren freisinnigen Ideen, ob sie sie zwar anfänglich mißbraucht, sind dennoch nicht untergegangen und auf ein „späteres Jahrhundert hinaus zurückgeworfen" worden. Sie hatten eine konstitutionelle Monarchie gefordert; da widersetzte sich der Adel, und zog den Thron mit in sein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, sie mit einer konstitutionellen Monarchie zufriedenzustellen. Haben den Franzosen ihre Ausschweifungen geschadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; sie spielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländischen Herd so sicherer zu behaupten. Die deutschen Schriftsteller, welche die gute Sache verfechten, sollten sich freilich etwas bestimmter ausdrücken, um den Übelwollenden die Ausflucht zu benehmen, sie wüßten eigentlich nicht, was sie fürs deutsche Volk verlangten. Sie sollten sagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren sich die Franzosen erfreuen, als da sind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einflusse; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Personen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Gesetze; gleichen Schutz allen Religionen; Öffentlichkeit der Justiz; Geschworenengerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Minister und der unteren Beamten. Und wenn sie dieses forderten, könntet ihr wohl so unbesonnen sein, zu antworten: Das sind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die alles über den Haufen wirft, können solche eingeführt werden. Könntet ihr mit so plumpen Heucheleien gleich folgenden erwidern wollen:

„Man übereile sich und die Sache nicht und verfehle dabei nicht die Manier, die schicklichste Art und Weise; man überhebe sich nicht über seinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältnis verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundsätze, aber man thue dieses nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben bestehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke

die leitenden, obersten Behörden kompromittiere. Diese dürfen solches nicht dulden, und indem man dadurch sie zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen starken, einzelnen gleichsam selbst zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einst ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit, zum Opfer!" Daß es Gecken giebt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede ist, von Manier sprechen, mit der man für die gute Sache zu streiten habe, und etwa gar fordern, man solle den Tanzmeister und den Hofmarschall dabei zu Rate ziehen, darüber mag man lachen — das schadet nicht. Aber anderer Ratschläge ernsterer Art mögen sie sich enthalten! Wie schlau! Die einmal bestehenden Mißbräuche soll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erst für bessere Einrichtungen empfänglich machen! Daß diese Erziehung den Jesuiten anvertraut werden müsse, versteht sich wohl von selbst. Unterdessen und bis die Kinder die Schule verlassen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu versehen, die Vorratskammern der Privilegierten wieder anzufüllen und dann lacht man aller liberalen Grundsätze. Die obersten Behörden dürfen durch Tadel nicht „kompromittiert" werden. Schon einmal kam dieses Wort vor, und dieser elegante Ausdruck verrät deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier bestrittene Aufsatz ein Konversationsstück ist, von der feinsten Theegesellschaft gelegentlich abgeschnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde die Regierungen „zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen starken, einzelnen" gezwungen werden. Dieses ist gar nicht schlau; denn welcher liberale Schriftsteller wird sich abschrecken lassen, wenn man ihm mit scheinbaren Gewaltstreichen droht? Aber das eine ist wahr und man muß es zugeben: Solange die Machthaber die Freiheit der Gesinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, solange sind sie berechtigt, es zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz ganz der Maßstab des Rechts.

XI.

Der Roman.

(1823.)

Nicht ein bißchen haben Sie mich lieb — flüsterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern schweben — nicht so viel! Sie stand von dem Strickrahmen auf, setzte sich auf den entferntesten Stuhl im Zimmer und schmollte. Wie unartig bist du wieder — rief ihr die Mutter zu — und sieh nur, wie du den Obersten verstimmt hast! Wahrhaftig, ihr beide da macht prächtige Gesichter, das sind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? .... entgegnete Karoline, und schüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen ... das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geschickt, auf jedem anderen Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei du liebe Unschuld, wo hast du denn das gelernt? du sprichst ja wie eine moralische Erzählung von Marmontel! Sei geschickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie geben mir auch immer unrecht, Mutter. Ist das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß sie sie nicht alle lesen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wissen, Karl hat mir einen Roman versprochen, worin er mich schildern wollte, ich freute mich so sehr darauf. Das sind nun sechs Wochen, und so oft ich ihn daran erinnere, sagt er morgen, und macht ein paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei seinen garstigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberst schien gekränkt und schwieg. Karoline reicht ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde sein, sei nicht böse, lieber Karl! — Sie streichelte ihm die Haare von der Stirne .... Wo war es, wo du diese Wunde bekamst? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abscheulichen Kosaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine schmerzlichste Wunde nicht. — Du bist ja heute sehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen .... Sie legte die Hand auf seine Brust; der Oberst drückte sie mit Heftigkeit in seine Arme ... Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen

uns ewig lieben! — Unsterblich ist jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrat, nicht der Tod kann sie töten. Sie schlummert nur, wie im Sarge, so im erkalteten Herzen unter der Winterdecke, um mit der Frühlingssonne frischer und grünender zu erwachen. Die Stunde ist die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben sich ewig, die sich auch nur eine Stunde geliebt. — Was sagst du, Karl? .. Der Oberst zog ein Heft aus seiner Tasche, und überreichte es lächelnd seiner Braut. — Hier, Karoline, ist der versprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmutigsten Liebkosungen das längst erwartete Geschenk. Aber warte — sagte sie mit drohendem Finger — jetzt sehe ich, wie du dich verstellen kannst! Dachte ich doch, du seiest fürchterlich böse auf mich, weil ich dich an dein Versprechen erinnert, und — nicht wahr, du hast nur ein so ernsthaftes Gesicht gemacht, um mich zu überraschen? Doch, wie heißt dein Roman, ich sehe ja keine Überschrift? — Wie du willst, liebes Kind! — Wie endet die Geschichte, ist sie traurig oder lustig? — Wie es kommt, Karoline. — Nun, setzt euch jetzt, Karl soll uns seinen Roman vorlesen. Und du, Fritz, sprach sie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit schweren Tritten das Zimmer erschütterte, störe uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in diesem Sessel bequem, aber rühre dich nicht. Hörst du?

Die kleine Familie setzte sich um den Tisch. Der Oberst legte das aufgeschlagene Heft vor sich, stützte den Kopf auf seine Hand ... Friede des Krieges, o süße Ruhe der Schlachten — sprach er leise vor sich hin. — Du mußt lauter reden, flüsterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich sonst nicht verstehen.

„Die Winterschnee war geendigt, die Feuer wurden ausgelöscht, die Fenster geöffnet, muntere Sonnenstrahlen erheiterten die düstere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tausend Spielen“ .... „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufsprang, und den Obersten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß schon die ganze Geschichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein besonderer Baum, und darunter sitzt Rinaldo und seufzt oder flucht.“ ... Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat schon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und sehen, was deinem Freunde fehlt. — „Nein,“ erwiderte der Hauptmann sich niedersetzend, „ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet sehen, daß ich recht habe. Rinaldo sitzt unter einem Baume und seufzt oder flucht.“

Der Oberst fuhr fort. „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und schwieg, die unglückliche weinte heißer, aber stiller. An einem dieser schönen Tage gingen August und Klara den Hügel hinauf, von dem sie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäste sehen konnten, die eingeladen waren, Augusts Geburtsfest zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hause, in das er als Kriegsgast gekommen, eine schwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus seinem Fieberschlummer genesen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die schöne Tochter seiner freundlichen Wirte, hatte ihm den letzten Becher des Heiltrankes mit zitternder Hand und niedergeschlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das sich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das sich der Dankbarkeit geöffnet, schlich die Liebe ein. Sie errieten sich bald; Klaras Eltern sahen froh diese Wechselneigung entstehen. August war Sekretär bei einem französischen Prinzen und Marschall, und hatte Gelegenheit gefunden, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Er schritt auf dem Wege des Glückes rasch und rascher fort. Klaras Hand wurde ihm zugesagt.

„Die Liebenden saßen oben auf der Moosbank in süßen Gesprächen versunken. August erzählte von seinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel im blauen Gewande erschienen sei, der ihm Genesung verheißen. Klara erzählte von ihren Ängsten, von ihren durchweinten Nächten. So säuselte eine Paradiesesstunde vorüber. Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Luft ward kühl. Klara erinnerte ihren Freund, daß er sich noch zu schonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gästen empfangen, verbarg Klara ihr Erröten an der Brust ihrer Mutter. August, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthür hielte, die ihn zu sprechen wünschte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich aber wunderlich gekleidet und geschmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. August stürzte in ihre Arme ... Meine Mutter! ... Mein Sohn! ... Nun Gott sei Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und gesund finde. Jetzt will ich gern sterben. — Welche Überraschung! — Gleich nach dem Briefe, den du mir durch einen Arzt schreiben ließest, reiste ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich selbst schwach, und mußte acht Tage liegen bleiben. ... Teure Mutter! ... Bist du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich

geändert hast! Und ein vornehmer Herr bist du geworden, dein Vater selig hat es immer gesagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du hast ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfst du ja nicht tragen! ... Liebe Mutter, erwiderte August lächelnd, es ist kein Kreuz, es ist ein Stern .... Ja, es ist wahr. Schau, was das kostbar ist! Aber wie leicht kannst du das verlieren; laß es dir festnähen.

„Unterdessen waren die Gäste, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angesehen, herbeigekommen. Klara hielt neckisch das Schnupftuch vor den Augen und sprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Bösewicht, hast dein Mädchen betrogen, liebst eine andere! — Klaras Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, sauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit.... Ach! Frau Rachel — ließ sich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein Wechselchen? Macht's christlich .... August wandte sich dem Spötter zu und sprach mit flammendem Gesichte und drohendem Blicke: Sie ist meine Mutter!" ...

Ein Schmerzensschrei, den die Gräfin ausstieß, unterbrach hier die Vorlesung. Karoline und ihr Bruder sprangen erschrocken auf.... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem sie sich wieder erholt hatte, bat den Obersten, morgen fortzufahren, der Kopf schmerze ihr. — Haben denn Klaras Eltern nicht gewußt, daß August ein Jude ist? fragte Karoline den Obersten. — Das werden wir morgen hören, erwiderte dieser. — Das ist eine Teufelsgeschichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirat kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume seufzt, ist ein Hebräer. Muß doch morgen unseren Hausjud fragen, ob sich ein Hebräer verlieben darf, nach Mosis Gesetz. — Es ist wahrlich eine verdrießliche Geschichte, fiel der Oberst lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein solches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte sich nach ihrem gefallenen Taschentuche. — Und Ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiderte der Hauptmann, mit dem Fuße stampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen solchen Streich spielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham ach und weh schreien soll, wenn ihm so plötzlich ein schwerer Klotz in den Schoß fällt.... Und du — und Sie, Fräulein? ... fragte der Oberst Karolinen. Diese machte einen tiefen Knix. Bedanke

mich schön für das Kompliment, Herr Oberst. Wahrhaftig, Sie sind ein artiger Herr. Wie kannst du dir nur denken, Karl, daß ich einen schwarzen, spitzbübischen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es giebt auch blonde und ehrliche, erwiderte der Oberst. — Es ist freilich schlimm, es ist sehr traurig, nachdem man sich geliebt und geküßt hat, sich wieder zu verlassen. Aber was ist zu thun? — Du würdest also deinen Geliebten verstoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdischer Mann dürfte ja nicht einmal ins Kasino gehen. Aber sie muß es gescheit anfangen, wenn sie ihn fortschickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam sagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es ist wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närrisches Mädchen gewesen — aber lieber Herr Schmul, sein Sie vernünftig, wir können uns nicht heiraten. Sein Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: sehen Sie, ich schenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, sind viel Geld wert, Sie können gute Geschäfte damit machen auf der Braunschweiger Messe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! sprach der Oberst mit bebender Stimme, und stürzte wie im Wahnsinne fort.

2.

„Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; ihr habt die tückische Verleumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt ihr mir getötet, und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! Ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und recht behalten, wie immer, wird das schlaue Vieh.... Ach, dieser schöne Sonnentag, wie schnell ging er vorüber! Da sind sie wieder, die alten Fledermäuse, die mir so lange um Stirn und Ohren schwirrten; da bist du wieder, höhnisches Gespenst, das mich aus der Mutter Schoß in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein

Wort — die Erzählung eines alten Schalles — furchtbarer Zauber!.. Verloren, verraten, betrogen!.."

In diesen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens suchte Karl sich seines Grames zu entladen. Corre, sein treuer Freund und Waffenbruder, stand ihm längst zur Seite. Bravo! — rief dieser, in die Hände klatschend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Hast Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie ist aus, erwiderte Karl. — Schon geschehen? Schade, wäre gern dabei gewesen. Hast Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippschaft dich gelobt? Hat die hohe Götterschaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, alles hin, nur du allein bleibst mir noch. — Karl sank mit thränenden Augen an die Brust seines Freundes. — Was ist das, Charles, was bedeutet das? Das ist nicht Spiel, rede, was ist geschehen? — Karl sprach und weinte sich aus. — Das ist alles? Weil du ein Jude bist? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott sei Dank! mein Name steht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die sich geduldig schlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre besser zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegen, die die Lämmer zerrissen. — Alles, seufzte Karl, alles ist verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und diese Narbe ist dir nichts, und die Erinnerung, für wen du sie trägst, rechnest du für nichts? — Mit tausend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und so zurückgestoßen zu werden von der Schwelle meines Glückes! — Sei ein Mann, Charles, du hast ein Mädchen verloren und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir sprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges sein, was meinen Charles besiegte. Doch hättest du nur eine andere gewählt! Und wäre es die schielende Alison, die liebliche Tochter unserer Marketenderin gewesen, ich hätte Mondnächte mit dir durchseufzt und durchwacht und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeschlecht ist meiner Seele verhaßt. Du kennst sie nicht, Charles, ich kenne sie besser. Den Hund verachten wir nicht so, wie sie uns verachten. Die Übermütigen, Verdorbenen, ob ich sie kenne! Sie haben uns alle unsere Siege vorgebahnt. Fürst und Land und Volk haben sie verraten. Eure Bürger haben wir mit den Waffen

besiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sei froh, Charles! Wein her, laß uns dieses Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeistert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgestoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, stürzte wütend ins Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erst an seiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, spitzbübischer Jude! Hab ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieser suchte seinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er sich an Corre, ihm den seinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre stieß ihn zurück. Wag' es nicht, sagte er; dieser Degen ist mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — schrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zusammen, das steht eines für das andere. — Zieh! schrie Corre, wahr, dein Rosenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange stürzte der Hauptmann nieder und badete sich in seinem Blute. — Eil, lauf zum Stabschirurg, rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, sprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum übrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergessen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück ist mir nur mein Leid geblieben, und das ist leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Gestern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter gestorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltsam den schlummernden Zorn in seiner Brust auf; am Abend warf er Blut aus und war sehr krank. Ach, wie schrecklich sind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu hassen. Es ist keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verraten, der mir mit Trost entgegenkam, ehe ich ihn suchte. Die Stichwunde, die er in der Brust erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unsere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberst getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlassen. Nachdem uns das Unglück getroffen, sahen sie uns mit schadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einsam ist doch der Un-

glückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen stets engeren, einen stets süßeren Kreis um Sie schließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, sich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Obersten habe ich nichts gehört. Neulich sagten sie, er sei in Gefangenschaft der Engländer geraten. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchste Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurechtfinden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Mensch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er ist ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungsanstalt zu kommen suchen. Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder sehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern gesellen, denken, sie wären auch verlassene Waisen, und ihre ältere Schwester sein.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für ihren gütigen Brief.

4.

Oberst W. an Corre.

Cadix, den 26. Dez. 1819.

Ich kenne Dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem anderen würde ich sagen: Du liebst die Freiheit, und kannst der Tyrannei nicht dienen? Nicht über alles liebst Du sie. Brutus hat den Blödsinnigen gespielt — ich vermochte mehr als dieser. Seit vier Jahren lächele ich wie ein Schurke, stecke Gold ein wie ein Bube, und schließe mit allen Kutten Brüderschaft. Wohl manchmal am Abend sinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann lasse ich mich in das Meer hinausschiffen, erzähle den Wellen mein Geheimnis, und kehre gestärkt nach Hause. Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimat; wo ich Verfolgung finde, atme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieses umpanzerte Herz geöffnet, und da haben sie mich schnell und gut getroffen. Es geschieht nicht wieder.

Alles ist gerüstet, die Winde sind günstig, in wenigen Tagen

wölbt sich ein schönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu sprechen, aber wisse, der Tag, an dem Du diesen Brief erhältst, war der glücklichste in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wissen, neues Leben.

(1823.)

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Astronom, der Philosoph und der Weise — hat gesagt: „Vieles besitzt der Mensch, vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens sind nur folgende wichtig: altes Holz zum brennen, alter Wein zum trinken, alte Freunde zur Gesellschaft und alte Bücher zum lesen. Das übrige ist Lumperei." Da jede wackere Hausfrau weiß, daß dürres Holz besser als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer als junger mundet, und dieser wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — so wollen wir bloß von alten Büchern sprechen.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; wahrscheinlich giebt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholten Male; was gedacht wird, wurde früher schon gedacht; was gesagt, geschrieben wird, haben schon andere gesagt und geschrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden sie auch nur — ein anderer hatte sie verloren. Wir entdecken sie, wie wir Amerika entdeckt, und so wenig der Naturkundige die neue Tierart, die er zum erstenmal beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum ersten Male unsere Zeitgenossen bekannt machen. Da sich nun dieses so verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, ist die Frage: Soll man diese Belehrung mehr aus alten oder mehr aus neuen Büchern schöpfen? Wohl ist das erstere anzuraten, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie dachten ihr Leben und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseins ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens und aus der geheimen Kanzlei des Geistes.

Aber die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen und einen sehr großen nicht offiziellen Teil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmut haben, was in einer verdrießlichen Amtsstunde gethan und geschrieben wurde, in einer Stunde der Zerstreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch ist zu bedenken, daß viele neuere Schriftsteller, die wissentlich von den Alten Ideen genommen und sie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebstahl zu verheimlichen, das Zeichen an den gestohlenen Ideen vertilgt und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigentümlichkeit sich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftsteller; woher entstand diese Einfachheit und diese Klarheit? Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht so groß, als es jetzt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nötig, zu schreien und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu geben. So sind sie der neuen Zeit zugekommen; es ist aber mit den Gedanken, diesen Abdrücken des menschlichen Geistes, wie mit den Kupferstichen; die Abdrücke *vor der Schrift* sind die besten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei sind die Ansichten der Alten sehr vervielfältigt, sehr verbreitet, aber auch sehr geschwächt worden. Überdies sind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbogen machen. Wir haben die Zeichnungen den Alten illuminiert, und da wir dabei aus Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit, oder weil es schwer ist den Pinsel immer fest und genau zu führen, oft rechts und links ausgeschweift sind, haben wir die Konturen verwischt, und man kann von unserer neuen *abgebildeten* Wissenschaft sagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der *Mitte* liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückselig ist dieses Überschreiten! Um einer Wahrheit *Dasein* wird selten gestritten, auch nicht zwischen den feindlichsten Gesinnungen; gekämpft wird nur um die Grenzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unserer und früherer Zeit. Wie schlimm! Als Christen können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perspektive nicht entbehren. Jeder Grundsatz ist uns nur ein Vorhang, den wir wegschieben, um das zu sehen, was dahinter ist;

da aber das Hintere auch ein Vorhang ist, werden wir nicht fertig. — Jede Wissenschaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu steigen, und sind wir oben, oder glauben, oben zu sein, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, sobald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir vieles verwirrt, vieles verwischt und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Wert, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter sind wir freilich als die Alten, wir sind aber so weit gekommen, daß wir unsere Heimat nicht mehr finden, und während jene in dem engeren Kreise ihres Wissens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unseren weiten Fahrten in Angst und Sorgen den Kompaß um die schwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wissenschaften gedenken — es sind freilich solche, die das ganze menschliche Dasein umfassen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidentums ist uns zu enge geworden, wir sind ihr entwachsen; die Sittenlehre des Christentums ist uns zu weit, wir füllen sie nicht aus, und so leben wir — nicht ohne Sittlichkeit; denn, Dank der Güte und Kraft der menschlichen Natur, daß nicht Wahnsinn, nicht Bosheit und Gewalt sie zu zerstören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzsichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichtum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit, wie die Kinder, und die Kinder sind es, die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Christen sind weitsichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift, mannigfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schätze auf Schätze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet und dieser Bürde, sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgiebt; schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben giebt es keine Fiskale und Verräter, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müsse, wolle man mit dem anderen es halten! Man müsse unglücklich ein, um selig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Teil der Ewigkeit und

Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So stehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Mut zu leben und nicht den Mut zu sterben. Freilich sind wir besser, als wir denken, sind glücklicher, als wir zu sein glauben; aber unsere Seele ist hypochondrisch — nicht krank genug, am Übel zu sterben, nicht gesund genug, sich wohl zu fühlen. Jede natürliche und gesunde Neigung halten wir für eine Leidenschaft, jede Leidenschaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, sie werde uns in die Hölle stürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiste versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüten und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide sein — und dann wird der Himmel sein überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre ist es noch viel schlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, so haben wir doch wenigstens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht bloß keine Staatslehre, sondern auch keine Staatskunst. Der Beweis für diese Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweise weniger wären; man muß sich aber durch das Gewühl der neuen erst durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen sind. Seit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften in Europa haben alle Menschen, jeder in seinem Kreise, die Erfahrung benützt. Ärzte, Naturforscher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte sich vorzüglich daran, daß sie mühsam ihren Scharfsinn vergeudeten, die Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Ähnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urteilten und verfuhren darnach, wie ein Mensch urteilen würde, der dächte: ich werde nie sterben, denn von allen Menschen, die je gestorben, hat keiner völlig meine Gestalt gehabt. Hätte man den Anstiftern und Lenkern des dreißigjährigen Krieges gesagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe;

erinnert euch, was Luther dem Kurfürsten von Sachsen geschrieben: „Ew. kurfürstliche Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist.“ ... Glaubt den Toten, die Toten lügen nicht — sie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg gesprochen und nicht von Prag.“ Wie ist mit solchen Leuten fertig zu werden? Büschings Geographie ist gar dick. Und hätte Luther von Prag gesprochen, so hätte er nicht von Leipzig gesprochen; und hätte er von Leipzig gesprochen, so hätte er nicht von Magdeburg gesprochen; und hätte er von Magdeburg gesprochen, so hätte er nicht von Nördlingen gesprochen, und von welchem Orte er also gesprochen hätte, er hätte vergebens gesprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geschichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeschichte, und man regierte Europa, indem man höchstens sechs Menschen leitete. Dieses ist so wörtlich wahr, daß, sobald in einem Ereignisse der siebente Mann hinzutrat, sie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die englische und die französische Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man sagen: „Das lag außer dem Kreise menschlicher Macht!“ — aber versucht haben sie es doch, und wer das Unmögliche versucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimentalpolitik hat keinen größeren Wert als die Experimentalphysik; sie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erscheinungen der Geschichte zu erklären, die Elemente und Mischungen der menschlichen Verhältnisse den Sinnen darzuthun, aber sie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Physiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektrische Funken herausziehen, galvanische Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darstellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen und zu vertreiben — das vermögen sie nicht. Die Politiker der früheren Jahrhunderte waren Staatschirurgen, aber keine Staatsärzte. Zwar hatten die besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach

hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nicht, operierten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht bloß die bittere Arznei, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Altertums ganz andere Menschen! Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch sein mögen, sind lange nicht so hartnäckig, als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moses mit ihm fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen! Ihr sagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ ... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts anderes hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moses um, und stünden ihm alle ägyptischen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunst haben? Zu dieser Untersuchung ist hier der Ort nicht, und sie wäre auch ohne Nutzen; denn die Übel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es soll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntnis des Altertums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine solche Kenntnis aber würde nicht bloß auf die wissenschaftliche Bildung der Zeitgenossen, sondern auch auf das wirkliche und allstündliche Leben von unaussprechlich wohlthätiger Wirkung sein. Was die Kämpfe unserer Tage so schrecklich macht, ist nichts anderes, als die Überraschung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erscheinungen der Geschichte entgegentreten. Überraschung aber gebiert Schrecken, Schrecken ist der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung ist blind. Wir alle, verschiedenen Gesinnungen zugethan, sind im Wahne, es geschähe neues; neue Laster, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entstanden. Aber die Tyrannei ist alt, und die Freiheit ist alt, und der Kampf zwischen beiden ist alt. Weil wir den Umlauf der Menschheit nicht kennen, verwechseln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein,

jubeln diese und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen diese: der Frühling komme; und so tritt nach jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht der Übermut der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüsse gefroren, oder die Bäume in Blüte finden, und die roten oder die weißen Narren werden den Mund aufsperren! Kennten wir das Altertum, würde uns die Vergangenheit als Landkarte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der besten Karte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, so geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr versehen, wird man nie einen Ort in Europa suchen, der in Amerika liegt. Manche Menschen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil sie glauben, daß sie unterm Drucke leben; kennten sie aber die Lage, worin die alten Völker gewesen, sie würden ihre eigene beneidenswert finden. Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbefleiß und Wohlstand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almosen teuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht, und von ihnen zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Altertums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demütigender war, als die der Geburt, weil sie sich auf wenige erstreckte, und viel entmutigender, weil sie keiner, dem sie die blinde Gunst der Natur versagte, je verdienen oder erschmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikanischer Regierungsverfassung weniger schwärmen, wenn er wüßte, daß die ersten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfassung den Vorzug gegeben, in der eine starke Mischung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigsten Staatsverhandlungen seine Stimme geben oder versagen, Krieg und Frieden beschließen, verdammen und freisprechen, bestrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz so gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu schlagen, stoßen, töten, schreien, schimpfen, zu plündern verstattet, die aber alles, was sie thun, nicht für ihren eigenen Vorteil, sondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Mensch findet es be-

schämend, daß er den Lohn für seine Verdienste nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wisse aber, daß es sonst viel schlimmer war; daß man sich jetzt bei den Großen wenigstens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Altertume aber die Patrone eine gesetzliche Herrschaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältnissen äußerst drückend war. Und wenn dieses auch nicht so, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich schlimmer wäre, als die der Alten war, so würden die, die für eine Verbesserung dieses Zustandes kämpfen, ihren Streit besonnener und milder führen, wenn sie das Altertum besser verstünden; sie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geschäftigkeit fruchtlos verschwenden. Wissen wir nicht, wie sich eine Freiheit ausbildet, so wissen wir doch, wie eine Freiheit zerstört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geschichte Roms von der Zerstörung Kartagos bis zur Zeit der römischen Kaiser verfolgt, braucht, um die Zukunft zu bestimmen, diese Geschichte nur zurückzuführen; denn die Vorsehung heilt die Krankheiten der Menschheit, wie die Natur die Krankheiten der Menschen heilt, die, wenn sie in Genesung übergehen, mit ihren letzten Erscheinungen zuerst, und mit ihren ersten zuletzt verschwinden. Auf diese Weise würde eine genaue Kenntnis des Altertums den strebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, sei es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerstreben, so würden sie schneller und sicherer ihren Zweck erreichen, wenn sie statt Ximenes, Richelieu, und Alberoni, die Taschenspieler waren, sich Mäcenas zum Muster nähmen; sie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Augustus besser lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrausche begegne, als aus der ganzen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rat fragen, und nicht „Halles Magie der Staatskunst", da diese jetzt in jedermanns Händen ist, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erstaunen setzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Ist denn die klassische Litteratur nicht verbreitet genug? Geht nicht unser aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Zuvörderst ist zu bedenken, daß nur die Gelehrten und die höheren Stände sich einer klassischen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, sondern was der Bürger und der Bauer denkt

und fühlt, auf das gesellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes soll dadurch nicht herabgesetzt werden. Er bildet das Magazin der Wissenschaft, aus dem man sich für die täglichen Bedürfnisse versorgt; aber eben an dieser Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern schützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker stillt den Hunger des Augenblicks. In Deutschland sind die Wege, die von der Wissenschaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und sie sind unfahrbar. Der wissenschaftliche Reichtum der Franzosen ist vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutschen, er wirkt aber eben so stark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgesetzt wird, geschieht es in Deutschland nur einmal. Der Franzose weiß freilich nicht mehr, als was er gesagt und geschrieben, aber alles, was er weiß, sagt und schreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutschland darben wir aus lauter Überfluß. Soll der Deutsche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorsehung, was sie thut und geschehen läßt; vielleicht hat Deutschlands Schutzgeist auch seinen Traum gehabt von den sieben mageren Kühen und sorgt für die Zukunft. Aber die Absichten der Vorsehung können wir nicht durchschauen, und wir müssen das Unsrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt sich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre das Wachstum der deutschen Wissenschaft zurückhalten, daß Hagelschlag und Heuschrecken deren Fluren zerstören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologischer und politischer Beziehung für unseren Weltteil ist: der feste Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Überschwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrschaft sichert — das ist Deutschland für Europa in ethischer Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotismus noch Anarchie alles überschwemme. Würde die Neutralität der deutschen Wissenschaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr ist zu groß, als daß sie zu befürchten wäre.

Der vorausgesetzten Einwendung des Lesers: daß die Kenntnis der klassischen Litteratur verbreitet genug wäre, wurde erstens dadurch zu begegnen gesucht, daß daran erinnert wurde, wie sich diese Kenntnis nicht auf alle Stände erstrecke. Jetzt aber ist noch darzuthun, daß selbst jene Menschen, auf deren Erziehung das klassische Altertum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen sind, daß man eine

sonderliche Wirkung auf das gesellige Leben dabei spüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verstehen wir mehr als Worte? Ist ein Knabe fähig, den Zusammenhang der alten Religionen, Sitten, Philosophien und Staatsverfassungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demosthenes, Plato verstehen? Er wird nicht einmal fähig sein, die Schönheiten Homers und Virgils zu fassen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klassiker zurück, um sie selten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Altertums, und es bleibt uns freigestellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unseren Geist, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere so sehr vergessen, daß wir in reiferen Jahren oft kein gleichseitiges Dreieck mehr zu konstruieren wissen. Diejenigen, welche das Studium des klassischen Altertums fortsetzen, die Philologen, halten sich aus Neigung und Bestimmung mehr an der Form, an Buchstaben, und ihnen gilt das „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" nicht bloß zum Troste, sondern auch zur Aufmunterung — sie töten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann also höchstens sagen, daß wir mit dem klassischen Altertum *bekannt* sind, aber *befreundet* sind wir nicht mit ihm. Nur in England ist dieses besser; man merkt es aber auch den britischen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß sie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß sie häufiger an das alte zerstörte Karthago, als an die schönsten neuen Kolonisierungssysteme denken.

Es giebt zwei Mittel, den Einfluß der klassischen Litteratur auf das Thun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: *Übersetzungen* und *Kritik*. Durch jene wird für die Kenntnis des Altertums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem anderen Lande an guten Übersetzungen, aber das Bedürfnis ist noch lange nicht befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Übersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste Kenntnis der alten Sprachen ebensowenig ausreicht, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntnis der Muttersprache genug ist, uns jedes Buch, das in ihr geschrieben ist, verständlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Ciceros Buch von den Pflichten, vortrefflich im Deutschen übersetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein

platonischer Geist und hier ein tugendhafter Mann gewesen, der das Werk unternommen. Von manchen historischen und politischen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Übersetzungen. Ein Konrektor in seinem glücklichen, beneidenswerten Stillleben ist nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Übersetzungen müßte sich die Kritik gesellen, welche die Aufmerksamkeit des lebenden Geschlechts zu den alten Schriftstellern hinleitet, und deren Wert bestimmt, und zwar in der Münze unserer Zeit berechnet. Durch eine solche Kritik würde nicht bloß die klassische Litteratur zu allgemeiner Kenntnis gebracht, sondern es würde auch noch etwas anderes dabei gewonnen werden. Wir sind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß sich die meisten Ideen der neuen Denker auch schon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Ansicht der Kritik unterwerfen, so verfährt man viel vorsichtiger und schützt seine eigene Rechtlichkeit viel besser, wenn man diese Ansicht aus einem alten, als wenn man sie aus einem neuen Schriftsteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenossen oder gleichzeitig geltender Ansichten muß notwendig persönlich in der Art werden, daß die Persönlichkeit des Kritikers zum Vorschein kommt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem sie der Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserem eigenen Urteile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jeseitigen Vorzüge einer monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamin Constants und in den politischen Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die ersteren als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die anderen als notwendige Naturwesen ganz so, wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Tier- und Pflanzenwelt erscheinen, die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beschreibt, das Tier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich sein. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden, langweiligen Kanzleistile geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urteil; wahrscheinlich

hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungesehene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen, wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jetzt ein solches Werk, würde es sicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt werden. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Stil; es fehlt ihm an historischem Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeiten bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube.“ Weil aber das Buch alt ist, sind wir imstande, es unparteiisch zu beurteilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Stil; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urteil; desto unbefangener kann der Leser urteilen. Er spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom, und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer, und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.

Diese Kritik und Verjüngung der alten Litteratur dürfte sich nicht bloß auf die Schriften der Griechen und Römer beschränken, sie müßte auch auf die älteren Werke der späteren Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzosen, Spanier, auf die der Deutschen zumal. In Frankreich ist das litterarische Fürstentum erblich, Corneille und Racine sind heute noch so angesehen, als sie es ehemals waren; in Deutschland aber sind die Geistesfürsten Wahlfürsten, und es ist daher in jedem Jahrhundert neu zu untersuchen, wer zu herrschen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Lesern des Morgenblattes kennen Lessing, Klopstock — was man kennen heißt, wie sie Goethe und Schiller kennen? Die Ansichten älterer Schriftsteller sind aber oft lehrreicher, als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenossen schöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verstorbenen nur aus Büchern. Wie viele kennen Abt, Mendelssohn, der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen, wie viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie viele kennen den holden Fielding, Richardson, den man gähnend verehrt, den

immer lächelnden Sterne, Swift, Goldsmith? Wie viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verschlingen würde, wären die Bissen nicht zu groß und wären seine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemys Anacharsis auswendig, wie das Einmaleins — eine Kenntnis, die jeden in diesen Tagen allstündlich erquicken würde? Sie sind in Erinnerung zu bringen und anzupreisen. Ja, es ist zu vermuten, daß die Bibel selbst, die das schönste aller Bücher wäre, wenn sie auch nicht das heiligste wäre, Weltleuten von Geschmack sehr gefallen würde, kämen sie nur erst dazu, sie zu lesen. Aber sie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis sie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet steht, „die wirklich fertig geworden sind," und sie lesen sie nicht eher, als bis sie in einem beliebten Litteraturblatte gelobt werden. Auch noch anderes ist zu bedenken. Es giebt Schriftsteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verstanden worden, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat sich die Pflicht herabgeerbt, sie in ihre angeborene Würde wieder einzusetzen. Es giebt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geist keinen Stoff vorfand, sich darin abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beschäftigung zu geben. Als Luther lebte und schrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luthers Feinde wie seine Freunde suchten und fanden in seinen Werken nichts anderes, als Waffen zu seiner Verteidigung oder zu seiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenossen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiste in Luthers Schriften bekannt zu machen. Lessing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Ambos schlug; denn zu seiner Zeit hatten die Deutschen weder Theater noch Litteratur und der Hammer fand kein Eisen zu schmieden. Wir aber sollten die Werke der späteren Schriftsteller dem strengen Urteile jenes unterirdischen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlechte, und er steigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenossen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurteilten, der, weil er später unschuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und sich der Teilnahme der Menschen erfreut; doch das alte, förmlich ausgesprochene Urteil ist nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre schön und erspießlich, die Kritik jener älteren deutschen Philister, die Jean Paul in seinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutsch-bibliothekarische Menschen" bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und sie umzuändern.

Voltaires Flammengeist droht zu verlöschen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuser, alle die Zwingburgen, die er angezündet, sind jetzt niedergebrannt, und es thut not, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am besten wäre, für die Kritik älterer Schriftsteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Konversationslexion, das sonst viele Vorzüge hat, ist darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftsteller so so beurteilt, die älteren aber nicht einmal so so. Von Fielding, Richardson und anderen erfahren wir nicht vielmehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß sie selbst bei diesem oder jenem jungen Herrn Hofmeister gewesen, und daß sie am Schlage oder am Podagra gestorben. Eine Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben beraten, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

XIII.

Der Janustempel.

(1823.)

„Frühe Weisheit, späte Liebe!“ . . . So oft mein fünfunddreißigjähriger Freund — nicht unsere Freundschaft, er ist so alt — diesen selbst gezogenen Spruch hersagt, macht er ein gar närrisches Gesicht dazu, und schüttelt sich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Wasser kommt. Neulich besuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf die linke Hand gestützt; in der rechten hielt er eine Feder, und schien in das vor ihm liegende Papierheft geschrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du siehst ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, späte Liebe!“ erwiderte er, und begleitete seine Worte mit einem langgehaltenen Viertelseufzer. — Wo ist deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er sprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb sind sie alle, bis man sie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erschallen . . . Eheliche Leiden! Das ist prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen . . . Ich setzte mich in den weichsten Sessel, schlug die Beine übereinander, und strich mir behaglich den Magen. . . . Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß ist's, vom sicheren Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen!

„In meiner sechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich schon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt und habe schon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilchs göttlicher Ordnung im Leben und

Sterben lebe ich noch neunundzwanzig Jahre. In sechs Wochen acht Tage kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, einundzwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neunundzwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, siebenundzwanzig Tage, elf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden astronomische Trauerzeit beträgt." — Wahr, sehr wahr, Fritz! Die Ehe ist ein mathematisches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher stirbst, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Teil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer." — Darüber sei unbesorgt, Fritz, ich werde dir diesen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge sein, über die ihr euch entzweit! Das sind die Frühlings-Aquinoktialstürme der Ehe; sie gehen vorüber. — „Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!" Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingenen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Ansehen eines Altars. Über der Platte erhob sich eine messingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offene Thürchen?" — Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwei Tage steht das Ofenthürchen geöffnet!" — Fritz, seit deiner Heirat bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie." — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln giebt sie dir großmütig bare Geschichten? — „An dem Tage, da wir uns zum ersten Male gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janustempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, sagte ich, hier der Ofen sei unser Janustempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen." — Das hast du gut gemacht, Fritz, man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann, und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja, aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert."

— Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntnis ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunde geschmollt hat, schließt sie den Janustempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgesöhnt." — Und was ist es, worüber sie jetzt so hartnäckig zürnt? — „Du sollst es erfahren, Karl, ich will dir es vorlesen." — Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen." — Sei klug, Fritz, laß dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftsteller. Fange nur zu lesen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum ersten Male auseinander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni. . . ." — War nicht an diesem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. . . . O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank ich eurer Gunst! Welch ein Geist! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erst selbst klar geworden; sie hat meine schlummernde Seele mit Saitenspiel aufgeweckt. Wie zart faßt sie alles! Sie giebt mir Besseres, als den schönsten Rat: sie widerratet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unschickliches gesagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht bloß alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme." — Fritz, das ist gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeihungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Prophetenehre nur im mindesten gelegen ist. — „Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schaffst du dir selbst!" — Willst du mich zum besten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben."

„Abends zehn Uhr." — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!" — Schäme dich, Fritz! Als du morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und erst als du abends in Unglück kamst, wurdest du ein

guter Christ, und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind! — „Wir saßen in der Laube und lasen Romeo und Julie. Wieviel werter ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakespeare wert ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln, denn ich argwöhnte, sie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an nichts; sie hatte ja Thränen in den Augen. . . . Da wurden meine Kleiderkoffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellenherberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdessen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, systematisch geordnet, das Beschädigte in große Globen zusammengebunden, aus allem ein tabellarisches Verzeichnis verfertigt, und den Zettel an die innere Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, sagte sie mir schwer atmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte sie freundlich: Aber, Sophie, wie konntest du um einer solchen Bettelei willen mich und Shakespeare auf länger als zwei Stunden verlassen? Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht und sagte, sie hätte Kopfschmerzen." — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie schmollte, und legte sich um neun Uhr zu Bette." — Du mußt auch nicht alles gleich so übel deuten, Fritz.

„Samstag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbesuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lang. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Mute, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen und eine Viertelstunde auf der Treppe." — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief

ohne Postskriptum schreiben, noch einen Besuch ohne Postdiktum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen die wichtigsten Dinge bei offenen Thüren verhandelt. — „Beim Abendessen bat ich Sophie, sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es sei ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu schicken. Denk nur, Karl, Grundsätze hat sie auch! Sie fing zu schmollen an, und sprach kein Wort weiter. Aber den anderen Morgen, schon ganz frühe, schloß sie den Janustempel; sie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen."

„Donnerstag, den 3. Juli. Als ich nach Hause kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und sagte: Sieh nur, Fritz, wie hübsch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erschrak aufs heftigste; sie hatte mir meine Bücher so in Ordnung gestellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Übersetzung des französischen peinlichen Gesetzbuches stand neben Winkelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdose, die sie für ein Buch angesehen, hatte sie neben Rousseaus Heloise gestellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat sie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte sie und um einer solchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janustempel öffnen!" — Fritz, mein Professor der Mathematik pflegte zu sagen: Die Ehe ist die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur seiner häuslichen Zufriedenheit vergebens gesucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis sie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Professor wohl recht froh?" — Ach nein; er weinte, und starb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster und sagte mit gedämpftem Ernste: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! ... Karl, teurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von ge-

setztem Charakter!" — Alter, willst du sagen. — „Nun meinetwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!"

„Montag, den 14. Juli. . . ." — Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint. — „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Ängstlichkeit steht dem Weibe gut; ein mutiges Weib ist so häßlich, als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht sein. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerherde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Herde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie. . . ." — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich sagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verschweigen muß, Karl." — Behalte sie für dich, wenn du Verschwiegenheit geschworen. Freimaurergeheimnisse, die jeder erwachsene Mensch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun schon dreißigstündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgestern brachten wir den Tag auf unserem Landhause zu. Vor dem Essen gingen wir spazieren. Da sah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warst dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Westfalen geschlagen; aber wenn ich Frau Marthe sehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetorisch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauses, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was seit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn sie fertig ist, verdreht sie die Augen, und sagt, das Beste, nämlich das Schlimmste, verschweige sie aus Menschenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei so viel Geist und Herz, an einer solchen Lästerzunge Wohlgefallen finden kann!" — Und das begreifst du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geistreichsten wie in der dümmsten, ein Gänschen steckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen sympathisiert. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den sich mehrere Wege bogen. Ich schlug den Weg ein, auf dem ich sie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein schlechter Taktiker, denn als wir aus dem Hohlwege kamen, stießen wir gerade mit den Köpfen aneinander. Erst wurden weibliche Küsse

gewechselt, diese geheimen Ordenskennzeichen der Schwesterschaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geschlafen; aber wenigstens fand ich den anderen Morgen die Müllerstochter schön. Doch Frau Marthe ist häßlich wie die Nacht." — O wehe, du armer Fritz! wenn Frau Marthe häßlich ist, ist das Freundschaftsbündnis gar nicht aufzulösen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennst diese Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich sechzig Schritte um meine Sophie, während sie einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu teil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht fassen, die ich erst empfände, wenn ich starken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte! ... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unseren Garten. Ich war glücklich. Sophie bat sie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe schlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie spricht mit ihrer Flötenstimme: Beste, Sie haben uns nach Hause begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hause begleiten. Wir, hat sie gesagt, als wär ich der Kometenschweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich stieß meine Frau leise an. Da trennten sie sich. Ich schöpfte freie Luft; auch hatte ich sie bald nötig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte sich wie ein Alp auf meine Brust und erdrückte sie fast. Sie sagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob gewesen, und sie selbst hätte ich gestoßen. Ich schwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Rosenfingern hätte sie nicht zarter berühren können. Aber sie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und sie sagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich seit vorgestern von ihr gehört." — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da sollte doch lieber ... Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechisch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden sehen, so wäre sie auch fähig, dich zu vergiften. Laß dich von ihr scheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung gelesen, und die ganze neuere Litteratur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdrosselt, gevierteilt, ersäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich schlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht

gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben sie kein Wort gesagt; von dem Verbrechen, einem menschlichen Wesen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Gesetzgeber waren große und vornehme Herren, die jeden nach Belieben vor sich ließen oder wegschickten, empfingen oder verabschiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten so wenig daran, eine Strafe auf dieses Verbrechen zu setzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Ist Langeweile verursachen nicht ein wahrer Elternmord? Ist nicht die Zeit unser aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getötet; wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele. — „So denke ich auch, Karl. Ich kann alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnschmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die ist stärker als ich). Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verursacht zu haben, vermehrt sie noch dieselbe, indem sie schmollt, und mich seit zwei Tagen allein gelassen hat." — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurechtsetzen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, sei nicht grob." — Laß mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat schon in zwanzig Fällen gute Dienste geleistet. In zehn Minuten hast du sie wiedergewonnen, oder du hast nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer seiner Frau. Das liebe Weibchen saß ganz vergnügt an einem Tischchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taschenbuch für Liebe und Freundschaft lag vor ihr aufgeschlagen. Als wir eintraten, wollte sie fortgehen; ich bat sie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nötige Dinge zu sagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, sondern gleich ganz erschrecklich, wie die Ouverture zur diebischen Elster.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geschnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürstlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Frost die Flur,
Entstellt den Ruf, wie Sturm den Blütenbaum,
Und ist durchaus nicht hübsch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Morastig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz!

Solang er das ist, nicht der Durstigste
Trinkt einen Tropfen draus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann ist dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürst, dein Oberhaupt; er sorgt für dich
Und deinen Wohlstand; er giebt preis den Leib
Mühsamer Arbeit, rings zur See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm und Tag in Frost,
Weil du daheim liegst warm und wohlgemut;
Und keinen Zins verlangt er sonst von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgsamkeit:
Zu kleine Zahlung für so große Schuld!
Was schuldig ist der Unterthan dem Herrn,
Das ist die Frau auch schuldig ihrem Mann.
Und ist sie kopfstarr, launisch, düster, sau'r,
Unfolgsam selbst dem billigsten Gebot,
Was ist sie, als aufsätzige Rebellin,
Dankłos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber sind so dumm,
Krieg suchend, wo man sollte knie'n um Frieden;
Erstrebend Herrschaft, Macht und Tyrannei,
Wo besser ziemt Gehorsam, Lieb' und Treu.
Warum ist euer Bau so zart, fein und sanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein sanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll stimmen mit dem Äußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen Mund; dann lächelte sie; dann ward sie still; dann wurde sie ernst; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entstürzte ihnen ein Strom von Thränen, dann schlüpfte sie hinaus, schloß den Janustempel, kam zurück, und fiel ihrem Manne schluchzend um den Hals. Shakespeares Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

(1823.)

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahre älter, als das meinige, an dir ist es, anzufangen. — Sei mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beispiele vor, ich werde dir folgen. — Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten Liebe. Nie haben diese Lippen einer anderen den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war .... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre sagte sie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte sie nicht und antwortete: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle! Aber sobald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Thürschwelle gegenüber und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen den Fingern hinauf, taumelte selig nach Hause und träumte manchen schönen Traum. — Kinderspiele, Karl! Weiter. — Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Konrektor; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters und verschloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lukrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examiniert werden sollten und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl? Gut war sie freilich, aber sie war häßlich ... — War sie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Universität lernte ich die

schöne Nichte meines Professors der Geschichte kennen. Er trug viermal wöchentlich nachmittags zwei Uhr die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die westfälischen Friedensverhandlungen fielen in die heißesten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten und schlief ein. Da blieb ich aus der Vorlesung weg und schlich mich ein viertel nach Zwei mit der Mappe unter dem Arm in des Professors Garten, wo die schöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die französische Revolution ausbrach. — War dir die französische Freiheit lieber als das deutsche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man setzte mir den Doktorhut auf die heiße Stirn. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philisterland zurück. Die Schweiz und Frankreich sah ich vorher. An einem rheinischen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechselten traulich tausend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens standen die Alpen. Ich reiste am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geschöpf bald vergessen. — Das war ein Saitengriff des Zufalles. Ist das alles, Karl? — Das ist alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich schwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich sieben Jahre alt war ... — Sieben Jahre? Du beschämst deinen Meister. — Der wilde Knabe sprang über die Mauer, die unsere Gärten schied. Es war Herbst. Wir warfen uns mit Kastanien, von welchen der Rasen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte ... — Du weinst noch, Julie? — Ach der arme Knabe ist tot! — Ist er gewiß tot? — Ja, er starb am Scharlachfieber. — Schön Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum erstenmal ein Herr in unser Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erst fünfzehn. Er verliebte sich heftig in mich und ich glaube gar, er hat mich heiraten wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußtest du, daß er schon dreißig Jahre alt war? — O, er mußte noch älter gewesen sein. — Weiter Julie! — Vor zwei Jahren reiste ich mit der seligen Tante ins Bad von ... — Wie alt war deine selige Tante, als sie starb? — Achtzig Jahre. — Dann war sie schon fünfzig Jahre auf Erden selig. — Spötter, du zeigst mir meinen Himmel sehr nahe! ... Die Tante legte sich schon um neun Uhr zu Bette und ich mußte bei ihr bleiben. Es

war eine süße, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich auf die schlafende Erde herab, der Strom blinkte die silbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, süß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Gesang und Saitenspiel näher und näher kommen. Es war eine Gesellschaft von älteren und jüngeren Personen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenster und luden mich zu sich ein. Ich fürchtete, sie möchten die Tante wecken, schlich mich hinab, verschloß leise die Thüre und gesellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einsiedler," rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, „hier ist eine Einsiedlerin; ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unsere Julie" .... Du bist zerstreut, Karl? — Nein, ich höre sehr aufmerksam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir stiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab, gingen dann über die Hügel zurück. Wir sprachen von Musik, vom Tanz, von der Freundschaft, von Tod und Unsterblichkeit, von Shakespeare, Goethe und Jean Paul — mein Lieblingsschriftsteller und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorene Lilie im Grase. „Liane!" lispelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde schwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelsten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küssend." ... „Selten — sagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber ist Zögerung Sünde" — und er raubte mir einen Kuß. — Karl sprang auf und sprach im komischen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwischen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, besann sich, lächelte, erhob sich rasch und sprach mit froher Hast: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; du warst der Räuber! Karl schlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie; süße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, süßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten sanken sich an das schlagende Herz.

XV.

Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden.

(1823.)

Es giebt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei sogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Originalschriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch ist es so leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, sondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, sondern manches zu vergessen. Wie die Welt jetzt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und also auch ihre Werke, den alten Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchenstiefvaters, oder die Faseleien eines Mönchs erst abkratzen muß, um zu einem römischen Klassiker zu kommen. Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken und, weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie. Man bekommt eine ziemlich richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa folgendes bedenkt. Ein Tier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt; was sie sind, erscheinen sie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnpastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgesetzt, und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An nichts ist größerer Mangel, als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es giebt nur eine kleine Zahl origineller Schriftsteller, und die besten unterscheiden sich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die

Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunst, sich unwissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung die nötigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker giebt, so giebt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker. Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit giebt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volkes, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mund voll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Kolumbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulyssesfahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimat suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachsrösten und anderen schmutzigen Hantierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Mut, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns alle zurück. Drückender, als die Censur der Regierungen ist die Censur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu sein, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlechten gemein: im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr; der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Mut hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier

folgt die versprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander, ohne Falsch und Heuchelei, alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von eueren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngsten Gerichte, von eueren Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden!

XVI.

Über den Umgang mit Menschen.

(1824.)

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrenlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du giebst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig sein, und das bist du nicht, wenn du willst; wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder teurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeltlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du, wie dein Brot, so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichts. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einsatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niederen und auf

hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Tiere in fremden Weltteilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Haustiere benutzen und wilde Tiere zähmen; wir lernen dem übermütigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen; schwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: das lehrt die Erfahrung den Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhofe gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch *soll* man um den Menschen dienen? *Darf* man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüt, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur, gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklicheren einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es giebt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es giebt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Anderen gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Mut hast, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wüterich, ein Attila.“ Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündflut, und die Weisheit der Natur

im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas anderem. Der Weinstock giebt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei einem zur Schönheit, beim anderen zur Gesundheit, beim dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichtum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es giebt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Not eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die allen gefällt, Hohen wie Niederen, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du hassest Könige, wenn sie rasen — rasest du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber sie sollen nicht trinken, sie sollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber sie sind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man ist nur Herr, sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweiten. Du Liberaler hassest den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volkes, er will alles für sich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!“ Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müßiggange den ererbten Reichtum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu teilen? Macht ist wie Reichtum ... Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will sie nur mit dir teilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz.“ Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch

die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten lässest, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Anteil der Verstorbenen fällt den Überlebenden zu, und wenn du die Zahl der Toten vermehrst, hast du nichts gethan, als den Reichtum des Glaubens aus vieler in weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schoß legen und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Verteidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niederen, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen anderen fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu sein, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben;

aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und giebt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich oder verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beispiele warnen. Nur einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erschmeicheln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Goethes Faust gesungen:

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte gold'ne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste, band es zierlich zusammen, und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Über das Schmollen der Weiber.

(1823.)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivierten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestutzten. „Warum gestutzter?" fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum ersten Male dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sei, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rote Augen noch häufiger wären. „Teure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestutzt wären? müßte ich nicht fürchten, du entflatterteſt" . . . und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimat ist — wollte ich

höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?“ fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab: in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wut, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine teure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Übung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mitteilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerte Unwissenheit! Nur wer nicht verheiratet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillakrieg, den sie gegen die konzentrierte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimalhunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündnis geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichste Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe

vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt sein werde. Mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständnis trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine teure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Mina vorkommt — so geschickt weiß sie den Guerillakrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonnieren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus recht gäbe, und dabei, meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vorteile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und traurigeres Ansehen giebt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählich, daß nicht zu bestimmen ist, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertelstunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stände. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinausschmollt, so ist

das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Prinzip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein athenienisischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmut, Geist, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmütigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in zwei Kammern getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bayerischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist und der Frieden!

XVIII.

Der Gott in Höflingen.

(1823.)

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leser anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wollte ihrer spotten, und daß der letzteren einer, begreift er endlich, daß ich es ernst gemeint, voller Angst zu seinem Arzte schicken und dem herbeigeeilten sagen wird: „Medizinalrat, ich bin ein Mann und zittere vor dem Tode nicht, darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Gerade heraus, ist die Krankheit immer tödlich, oder hat man Beispiele von deren glücklichen Heilung? Was halten Sie von meinem Zustande?“ Ja, Herr Hofmarschall! Sie sind schwärmerischer als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantastischer als Jakob Böhm; Sie leben in einer luftigen Ideenwelt und sind gar nicht praktisch. Aber beunruhigen Sie sich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran sterben! ... Ich sage: das ist allein der Spaß; im übrigen aber wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeister eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Festmahle, das er für seinen Gebieter angeordnet, sich den Degen

in das Herz stieß und starb, weil auf dem Tische eine Schüssel Stockfische gemangelt — gemangelt ohne sein Verschulden (der Eilbote war damit eine Stunde zu spät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, seinem Künstlerauge, nicht den Gästen und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeisters, werdet ihr ihn verspotten? Thut das nicht, nur seiner Zeit dürft ihr lachen. Giebt es einen himmlischen Lohn für jede irdische Hingebung, dann wird auch der Haushofmeister seine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegenschweben, aber sie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel seine Spiele hat, werden sie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeister wird mit seinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäsar stehen, und die Majestät wird seine Kunst loben, und an Stockfischen wird's nicht mangeln! ... Racine, welcher krank ward und starb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — er starb nur *seinem* Gotte, doch er starb dem Göttlichen. Der Himmel hat tausend Pforten, die Hölle hat nur eine, und seltener als man denkt, gelingt es Menschen und schwerer als man glaubt, sich verdammen zu lassen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Wasser, auch verdünnt von seiner Kraft. Der Mensch, so gemein auch sein Treiben sei, lebt in Ideen, bis in den Sumpf spiegelt sich der Himmel ab. Der Höfling, der sich alle seine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln seines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edleren Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und ist es sein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenossen summt, die den vergoldeten Turmknopf, um den sie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der sich so gern an den Pranger stellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunst, die in alter oder neuer Zeit diesem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eifersucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und schöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl ist es größer und schöner, den nach Bewegung lechzenden Geist auf weiter See schiffen zu lassen, und das glühende Herz an Meeresstürmen abzukühlen, als sich auf einem Gartenteiche zu schaukeln und mit einem Fächer die heißen Wangen

zu erfrischen; aber hier und dort ist Wind und Wasser, ist das göttliche Element, woraus jeder schöpft nach Vermögen mit kleinerem oder größerem, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger gestillt und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern, als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen und mit klopfendem Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balancierstange der List zu werfen, um keinen anderen Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnsüchtiger, schnödes Geld gegen Freiheit eintauschen — oder eine eiserne Kette schleppen, sich damit eine goldene zu verdienen? Darum nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Beschämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten, was sie früher angebetet, und anbeten, was sie früher mit Füßen getreten. Alle Menschen aller Zeiten wurzelten in dem schmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüten und Früchten erhoben sie sich über die Erde und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder süßer Frucht, je nach Samen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflege — aber alle nach dem Himmel strebend.

XIX.

Die große Verschwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es sei, mit vielen Worten nichts, als mit wenigen Worten viel zu sagen, hat die preußische Staatszeitung in ihrem zweiten Bulletin der großen Polizeiarmee abermals bewiesen.

Der Herausgeber jenes Blattes verriet schon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verstand mangele, um eine Hofzeitung gehörig schreiben zu können. Man muß selbst befangen sein, um das Urteil anderer zu verstricken, man muß selbst glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Überzeugung pflanzt sich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunst nie ersetzt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verschwörungstraume und dessen abergläubischer Deutung die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karikatur davon zeichnen können, als die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenseits der Spott zugleich grausam ist.

Gleich anfänglich wird der gegen die schwarzen katilinarischen Burschе mit so großer Übereile und fürchterlichem Geprassel unternommene Krieg als eine bloße polizeiliche Maßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verstehen habe, zumal in Deutschland, wo mit der schnödesten Willkür, die hierbei allerorten stattfindet, auch noch die tölpelhafte Ungeschicklichkeit verbunden ist, weiß wohl jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunstgeübter und erfahrener ist, besitzt sie eine Art Zuversicht, die sie vor unbesonnenen Schritten bewahrt. Allsehend, allwissend, die Fäden der Ereignisse nie verlierend, ist sie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und schüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden sind. Die Berliner Polizei aber hat in einen saueren Apfel gebissen: sie gesteht es nicht ein, doch ihre Gesichter verraten es. Ich kenne meine Landsleute und weiß, was sie zu thun fähig sind. Darum erbiete ich mich kühn, selbst als Verschworener angesehen und als solcher bestraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben sich am Ende der Untersuchung auch nur ein einziger finden sollte, über den die Gesetze das Schuldig aussprechen werden.

Die Staatszeitung versichert, es bestünde eine durch mehrere deutsche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutschland in eine Republik umzuschaffen. Sie sagt ferner, um diesen Entwurf zu bearbeiten, bestünden an vielen Orten eigene Vereine, teils förmlich konstituiert, teils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen. Sie sagt ferner, die Freiheitsapostel zögen in Deutschland herum, um den Samen der Unzufriedenheit unter das Volk auszustreuen. Angenommen nun, dieses sei alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei

für ihre Staatskinder hegt, habe die Besorgnis nicht zu weit getrieben, so ist hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten strengen Maßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erst bearbeitet, Samen der Unzufriedenheit, welcher erst ausgestreut werden soll, das bildet wahrlich noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verschwörung. Höchstens hatten einige akademische Milchknaben sich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeschwindelt, die sie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erstehen wollten, und da strauchelten sie, und da fiel der Topf, und — was ward verschüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero sein in Deutschland und meine Krone in den nächsten Strom werfen, und den gefährlichsten schwarzen Bruder herbeirufen und ihm sagen: apporte! und der treue Pudel spränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

„Teils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen" sollen die zum Umsturze der deutschen Staaten sich gebildeten Vereine bestehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieses strafrechtlichen Grundsatzes, oder die Naivetät bewundern soll, mit der man sich zu ihm bekennt. Wenn Gesinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz? .. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimnis der Sache ausgesprochen. Es giebt wirklich eine Verschwörung, die nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa verzweigt ist. Die Verschworenen kennen sich nicht, sie sehen, sie sprechen sich nicht, sie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch sind sie verbrüdert — durch die Gesinnung nämlich. Aber dieser Bund ist nicht gegen die fürstliche Gewalt, sondern gegen deren Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, sie ist gegen den gesetzlichen Zustand, gegen jede Willkür gerichtet, und er wird trotz allen Polizeien seinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die preußische Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beschlag genommenen Handschriften gezogen, so beweist deren hochtrabende, stolzierende, tragi-komödienhafte Abfassung, daß sie nichts anderes als Stilübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamieren, Gestikulieren und Rühren schön verfertigt. Man gebe sie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbessert zurück und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutschen Reformationsprojekte, die ich bisher gelesen

habe, waren übrigens sehr trocken, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein nasses gefunden hat.

In der Behauptung, es wären nur sehr wenige Individuen verhaftet worden, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verschwörung wirklich so ausgebreitet war, als man vorgiebt, wenn die Untersuchung bereits sehr erhebliche Resultate geliefert hat, warum hat man so wenige Verdächtige gefunden, die sich zur Verhaftung geeignet hätten? .. Noch wunderbarer ist das Eingeständnis der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts bei mehreren die Papiere in Beschlag genommen, um sich der Beweise gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. Man braucht gerade kein Rheinländer zu sein, um dieses Verfahren nicht sehr angenehm zu finden. Unschuldige Menschen in Schrecken zu setzen und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzünden, damit ein Spitzbube, der sich etwa in einem Winkel versteckt haben könnte, hervorkomme und sich fangen lasse — die Rechtlichkeit dieser Polizeimaßregel ist sicher „einem jeden bekannt". Das inquisitorische Verfahren in Brasilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxieren zwingt, damit sie die etwa verschluckten Diamanten wieder herausgeben, ist wenigstens spaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht versichert, die Verhafteten größtenteils Ausländer waren, die auch in Preußen das demagogische Gift zu verbreiten gesucht hätten, sie aber auf das brave, verständige und treue preußische Volk wenig gewirkt haben, so möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erstens, warum die preußische Regierung zu gleicher Zeit, indem sie alle Nichtpreußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die sie ja ihren Reden nach so wenig selbst berührt, mit so vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigene, und warum sie die Erforschung, Unterdrückung und Bestrafung der staatsverräterischen Umtriebe nicht den Regierungen überlasse, auf deren Verderben es abgesehen ist? Zweitens, in welchem deutschen Staate des Auslandes die Mutterkirche des neuen politischen Glaubens, von welcher eine Filialrevolution in Preußen habe gestiftet werden sollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens, warum man in Süddeutschland, wo durch die freiere Presse und die Ständeversammlungen demagogisches Gift leichter zu verbreiten gewesen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen und dadurch nötig gewordenen Einkerkerungen und anderen Maßregeln der Strenge durchaus nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Untersuchung wird zwar jetzt noch polizeilich, jedoch von einer aus Rechtsverständigen bestehenden Kommission geführt", können auch so gedeutet werden: „Die Untersuchung wird von Justizpersonen geführt, obzwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verstattete", und diese Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Justiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beschlag genommenen Papiere eingegangen sind, dann auf dem völlig gesetzlichen Wege eine unparteiische Untersuchung stattfinden werde, so liegt in diesen Worten zugleich das Geständnis, daß die Untersuchung, wie sie bisher geführt, auf keinem völlig gesetzlichen Wege und nicht unparteiisch geführt worden sei.

XX.

Die Karbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrschte dort eine sichtbare Gärung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhnisch, achtsam, streng; das Gesindel freute sich auf die kommende Verwirrung; und manche angesehene Bürger sahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Gesicht machen. Ich hatte in Mailand italienische Sprache gefunden, aber keinen italienischen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieses zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper Othello von Rossini. Da mir die abgöttische Verehrung bekannt war, die man in Mailand wie in ganz Italien vor Rossini hegte, mußte meine Verwunderung groß sein zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darstellung nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Man lachte, schwatzte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfrischungen, und der Himmel weiß, vor wem sich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallklatschen empfangen. Sie verneigte sich dreimal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die sie zu singen hatte, es

trat, sobald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödliche Viertelstunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln und schnelleren und heftigeren Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Kavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche, die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. — Ein tapferer Triller drängte sich voraus — man hörte keinen Atemzug ..... da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entstand im Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man sich in das Ohr flüsterte: bis morgen sind sie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmlische Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde steht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Karbonari! es lebe Italien!

Zitto! quiekte ein Sopranstimmchen hinter mir; ein anderer feister Herr sah mich mit Verwunderung an; eine schöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrührerischen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten sollen, wahrscheinlich, weil man den Sinn der deutschen Worte nicht verstanden. Ich selbst aber hatte sie nur zu gut verstanden, und als der Begeisterung Überlegung und Kopfschmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältnisse gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomischen Gerichten, schon fühlte ich den Scharfrichter das Maß von meinem Halse nehmen, und wollte ich noch so gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Untersuchung und eine lange Gefangenschaft nicht erlassen, und meine verzagte Hoffnung schmeichelte sich nichts Größeres, als daß sie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abscheulichen Olmütz einsperren würden. Ach, seufzte ich, säßest du jetzt an einem Froschteiche in der Mark Brandenburg, wieviel wohler wäre dir dort, als bei dem süßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende ist, kommt die Wache und holt dich! .... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren absingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballett sollte folgen. In der stillen Zwischenzeit trat ein junger Mensch in meine Loge, der zuerst mit diesem und jenem sich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überrascht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich seiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verschiedenen Gesellschaften gesprochen, murrte ich zum tausendsten Male über mein schlechtes Gedächtnis für Namen und Gesichter. „Ich wundere mich," sagte der junge Mensch, „daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hiersein erzählt hat." — Wie! rief ich, S. ist hier? — „Und das wissen Sie nicht? dort in der Loge sitzt er. — Ich will Sie hinführen." Ich, sehr vergnügt, einem meiner ältesten Freunde so unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienstwilliger Herr verschwand, und acht Soldaten sarmatischen Ansehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtstube des Opernhauses. Dort durchsuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taschen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig ist," sagte der Polizeikommissar; ich folgte ihm. Vor dem Hause hielt eine Kutsche, man hieß mich hineinsteigen, der Kommissar setzte sich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenstimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich gesprochen, ich bin des Gegenteils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch selbst mein unsterbliches Ich ist voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drahtgeflecht bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondschein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt, meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Thor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus, und sah mich in einem, mit hohen Mauern umschlossenen und mit zahlreichen Wachen besetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängniswärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Passe zu

geschehen pflegt. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. Numero vier — sagte der Polizeikommissar dem Gefängniswärter. Dieser, ein alter Mann mit essigsauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizeikommissar wünschte mir gute Nacht und flüsterte mir zu: Seien Sie guten Mutes, es wird so schlimm nicht werden. „Annchen, leuchte dem Herrn," rief der Gefängniswärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängniswärter hinter mir. Machen Sie sich's bequem, sagte mir dieser, indem er ein Zimmer aufschloß: wenn Sie das Nachtessen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort und ich war erstaunt, daß die Thüre von außen nicht verschlossen wurde. Meine Verwunderung stieg, als ich mich im Zimmer umsah und die bequemste und schönste Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiserne Maske konnte es nicht besser gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieses Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör so gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geschichte von der romantischen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendessen zu begehren. Annchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und schnitt mir die Speisen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängniswärter entschuldigte sich mit der eingeführten Ordnung. Das Essen war gut, der Wein noch besser. Der Alte ging fort, Annchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zusammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentische lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünschte mir wohl zu schlafen. Als sie fort war, verschloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber nichts darin. Ich kleidete mich aus und schlief diese Nacht sanfter, als man in meinen Verhältnissen zu thun pflegt.

Als ich am anderen Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau all ihre Punkte, verteilte zweckmäßig meine Verteidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Annchen brachte mir das Frühstück und sie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemütsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorübergegangen war. Annchen stand in der Zauberstunde des weiblichen

Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen giebt. Rosen und Lilien teilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldenes Haar, müde seiner eigenen Last, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anschauen verloren, sprachlos vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, das sie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verstand. Annchen durchsuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte sie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte sie, was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: „Mein Onkel ist ein harter Mann, und viel zu streng. Neulich hatten wir einen Gefangenen, der unser Dienstmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ungeachtet sie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf diese Weise unbemerkt mitnahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich selbst die Gefangenen bedienen, und genau nachsehen, ob sie nirgends was Geschriebenes versteckt." Ich fragte Annchen, ob sie mich verraten würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und sah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! sagte ich, Mädchen, so jung, so schön . . . „guter Landsmann," lispelte sie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter . . . . „so schön, so jung, und schon so schlecht!" Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich sank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen nassen Augen wegzog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizeikommissar, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sah meine Bewegung und diese mißdeutend sprach er mir abermals Mut ein. „Beruhigen Sie sich doch, es kann ja nicht unsere Absicht sein, Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsche . . Verführung . . Leichtsinn . . Schwärmerei . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben . ." Ich schüttelte den Kopf — das ist es nicht, sagte ich; doch lassen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirektor, einen protokollführenden Sekretär zur Seite, saß da schon

in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand ... Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständnis eines Angeschuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war Ihre Absicht, als Sie gestern im Theater: es leben die Karbonari riefen? Und: es lebe Italien — setzte der Sekretär hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber so rätelhaft ist die menschliche Natur, so mannigfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzens, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig," erwiderte ich. „Setzen Sie sich doch gefälligst," sagte der Sekretär sehr leise, und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie sind also harthörig? — schrie der Polizeidirektor. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der Sekretär versammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorrätig war, um die Spitze seiner Nase und paßte sehr auf. Ich fuhr fort ... „Als die Nachricht von der neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich nach Italien zu kommen ..." Der Sekretär war wie ein Geier hinter diesen Worten her, und schrieb sie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich setzte meine Rede fort: „den Wunsch Italien zu sehen hatte ich schon längst, ihn auszuführen schien mir jetzt die gelegentlichste Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen .. Festlichkeiten .. Sicherheit der Wege; kurz ich beschloß die Reise zu machen. Aber unglücklicherweise verstand ich kein Wort italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter anderen Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Übel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß

man beim Tabakrauchen den angezogenen Rauch, statt ihn gleich wegzublasen, eine Zeitlang im Munde behält, und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf, der dieses Mittel empfahl, behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beschloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekommen. Während einer Bravourarie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrak, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern sah (sehr poetisch! — brummte der Sekretär) lag jetzt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Teilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt, und daß ich eigentlich der Verschwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Karbonari! — — Der Sekretär sprang wütend auf, und sprach: Herr, wollen Sie uns zum besten haben? Herr Direktor, sagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeschmackt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Märchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängnis zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entscheidung meines Schicksals ab. Annchen ließ sich nicht wieder sehen, und der Alte, der am ersten Tage meiner Gefangenschaft mich freundlich behandelt hatte, betrug sich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man sich von meiner Unschuld überzeugt hatte, ob sich Leute für mich verwendet

hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was sonst meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardisch-venetianischen Königreiche war keiner froher als ich. Selbst meine erlittene Gefangenschaft schien mir ein Gewinst, denn ich sah sie als ein Gläschen Wermut an, das man vor dem Essen nimmt — und stand nicht ein herrlich gedeckter Tisch vor mir, dustete nicht Rom in goldener Schüssel, blinkte nicht das Meer in krystallener Flasche? — Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vierundzwanzig Stunden Mailand zu verlassen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — schnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemästet — Marsch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin, wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht so leicht entwischt!" — Bei diesen Worten machte der Wüterich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Nase: „da lesen Sie!" der Paß war nach Tirol und der bayerischen Grenze visiert, und stand darin: „hat sich Signalisierter bei Vermeidung gefänglicher Haft nirgends länger als zwölf Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen." Gleich einem Blitzstrahle fuhr dieses Gebot durch mein Herz; entseelt stand ich da. Wie ich nach Hause gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erst in München kam ich zur Besinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philisterland! Italien, Wunderinsel meiner Träume, so habe ich dich gesehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balsam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warst es, Phantasie, himmlische Trösterin, die den Hungrigen in der Wüste mit Manna speist, die aus Baumrinden Brot bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

XXI.

Über den kritischen Lakonismus.

(1824.)

Es gereicht Recensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurteilen, zum größten Ruhme, wenn sie wie die

Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht, erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur wer die Menschen entbehren gelernt, darf sie belehren. Aber schreiben dürfen die Recensenten nicht wie Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also freisprechend oder verdammend ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Thun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht — so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das sagt mir mein Gefühl; du aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieses gut, warum dieses schlecht sei. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieser Gelegenheit noch einiges andere berühren, was auf unserem Wege liegt. Sie verdienen um so mehr Vorwürfe, da Schriftsteller in unseren Tagen gar nicht nötig haben, so ängstlich auf Kürze bedacht zu sein; für das Erforderliche hierin sorgen schon andere Leute.

Da sind zuerst die Kritiker der Büchertitel. Manchmal steht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplizierende n. Mikroskopische Recensenten bemerken diese Mängel und schieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutsam in ein Parenthesenfutteral gesteckt, damit die kostbare Verbesserung nicht beschädigt werde. Wie kann ein Recensent, der nur etwas menschliches Gefühl hat, so hart sein, den Titel eines Buches zu kritisieren? Ist er nicht selbst Mensch? Ist er nicht selbst Schriftsteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeschrieben? War er nicht selig an diesem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauscht: heute habe ich auf meinen Todesfall gesorgt, heute habe ich meine Unsterblichkeit in die Witwenkasse gebracht? War er an jenem Tage fähig, auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Recensent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, so verbessere er es im stillen; der Schriftsteller wird dann den bescheidenen Vorwurf gerührt annehmen und dem Recensenten bei nächster Gelegenheit die Hand drücken. Überhaupt ist es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Übereilung begeht. Es sind aber nicht immer die schlechtesten Werke, die in der Eile geschrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verstorbene berühmte Physiker Ritter eine

ungeheuer hohe galvanische Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutschland hätte sanguinisieren können. Ritter brachte aber nur Krebse und Frösche in ihren Wirkungskreis und stellte Versuche an. Zu gleicher Zeit schrieb er seine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, stand ein kleiner untersetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule und wartete aufs Manuskript. Daß Ritter, wie es die Physiker manchmal thun, die Natur auf die Folter gespannt und ihr Bekenntnisse abgepeinigt, die sie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hierher. Nur so viel ist daraus zu entnehmen, daß unter solchen Umständen Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritische Lakonismen sind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Recensenten und Redakteure zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurteilten Schriften und in die Aufsätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Recensent oder ein Redakteur sich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann soll er dieses deutlich heraussagen und es nicht bloß pantomimisch zu erkennen geben. Ein solches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienste seines in die Schenke desertierten Herrn übernommen. Ein treuer Recensent darf sich aber nicht auf seinen Spieß verlassen, sondern er muß selbst Wache halten und jeden Einpassierenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Litteraturwächter zu fragen hat. Das Schlimmste hierbei ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redakteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesetzt, sondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eigenen Behauptungen wundert und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig sein. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen, drucken zu lassen: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite sie“ — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Recensent oder der Redakteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur seine Verwunderung oder seinen Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Opposition hingehören. Er darf also nicht schreiben: „Der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite (!) sie;“ sondern er

muß drucken lassen: „Der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite*) sie."

Ohe jam satis est! . . . . . ich sage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dies auf eine feinere Art zu verstehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es giebt aber Recensenten, die, wenn sie nichts mehr zu sagen wissen, oder müde sind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Ohe jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber ohe und eheu und alle solche Interjektionen (oder Empfindungslaute, wie man sie während des Befreiungskrieges in den deutschen Frauenvereinen nannte) sind sehr, sehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der schlechteste Schriftsteller nicht verdient. Man soll zwar einen schlechten Schriftsteller nicht schonen, man soll ihn töten — sothaner Schaden ist nicht groß; aber man soll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein solcher gefühlloser Empfindungslaut ist auch das sic, das, obzwar eine Konjunktion, doch oft in Recensionen als Interjektion gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabstufungen des sic stehen, der kann sich freilich erklären lassen, was der Recensent in jedem einzelnen Falle unter sic verstand; wer aber auf dem Rigi eine deutsche Recension liest, wie soll der sich helfen? das sic ist oft rätselhaft. Also keine sics, sondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne geziemt. Man kann wohl lateinisch beten, denn der liebe Gott versteht alle Sprachen, aber lateinisch kritisieren soll man nicht.

Endlich sind auch die kritischen Mottos zu rügen, die sibyllenartig in Versen ihre Meinung sagen. Es giebt nämlich deutsche Tagesblätter, die jeden Tag mit einem anderen Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora, die jeden Morgen und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Mottos ist, mit den Aufsätzen, welche zu oberst im Blatte stehen, in Verbindung zu treten. Sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt sein. Die Redaktionen aber vergessen dieses oft und erlauben sich in den Mottos Aufsätze zu kritisieren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier sein, der den Eintretenden grob

*) (!).

Anmerkung des Redakteurs.

oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redakteur darf seinen Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Ansichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eigenen Gesinnung darzuthun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Giebt es denn etwas Komischeres, als wenn das Motto gerade das Gegenteil sagt, als der Aufsatz, zu dem es gehört — wenn es gleichsam vorausläuft und den Lesern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt. So habe ich neulich in einem solchen Blatte einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser sich die undankbare Mühe gab, den Deutschen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu sagen. Das Motto zu jenem Aufsatze lautete (in Versen) ungefähr! „Vernichtung nur ist euer Los. Frieden ist euch hienieden nicht beschieden." Wäre ich der Verfasser jenes Aufsatzes, hätte ich der Redaktion gesagt: Mit diesem Motto bin ich gar nicht zufrieden und von nun an sind wir geschieden. Ein gewissenhaftes Motto darf kein Gewissen haben es muß heute demokratisch, morgen aristokratisch gesinnt sein. Ein weltkluges Motto muß ich zum Motte wählen: Vive le roi! Vive la ligue!

XXII.

Ankündigung der Zeitschwingen.

(Juli 1819.)

Der Herr Verleger dieser Blätter, ein erfahrener Mann, lachte sehr, da ich traurig und besorgt wegen der versprochenen Ankündigung der Zeitschwingen, die voller Anpreisungen ihrer künftigen guten Eigenschaften sein mußte, vor ihm erschien. Weiß es nicht jedermann, sagte ich, daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber schmieriges? So wahr es auch ist, daß diese Blätter einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Litteratur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es versichere? Jener aber meinte, die

Deutschen wären es noch lange nicht müde, an Versprechungen zu glauben, und sie hätten dafür schon Werteres hingegeben, als einige Gulden. Ich solle darum ganz kühn versichern, die Zeitschwingen würden sich über alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Litteratur und Kunst würden auf das Anmutigste abgehandelt, und alles auf das Gründlichste besprochen werden. Auch wären mit allen Hauptorten Europas Korrespondenzen eingeleitet, und der neuesten und gewissesten Nachrichten könnten die Leser versichert sein.

Auch ist es vertragsmäßig festgesetzt, daß ich mich selbst loben soll. Mir fällt dieses leichter, als jedem anderen. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden sein könne, der seine Fehler offen eingesteht? Einige meiner schriftstellerischen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich sie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die sogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt (man sieht, daß es der deutschen Sprache an keiner Art Biegsamkeit fehlt und ich davon Gebrauch zu machen verstehe) teils geschrieben, teils abgeschrieben. Aber vor 14 Tagen wurde mir unerwartet, von Staats wegen, auf die Finger geschlagen, und mir die Fortsetzung jenes Blattes untersagt. Nämlich, nicht die Zeitung, sondern ich wurde unterdrückt. Diese wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erstens: weil ich mich als einen geschmacklosen Übersetzer aus dem Französischen gezeigt, und zweitens: weil ich dem „gemeinen Wesen“ jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leser der Zeitschwingen können also leicht denken, daß ich, durch diesen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeschreckt, mich künftig eines mäßigen, bescheidenen und ehrsamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Wesen des deutschen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beschäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern suchen. Ich will zwischen freisinnigen und knechtischen, zwischen herrschaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatisierten Ansichten bekennen. Zu mediatisierten? Dieses Verhältnis, wird mancher sagen, giebt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut ist. Ich sage es selbst.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutschen keinen Spaß verstehen. Ich habe auf meiner kurzen litterarischen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber ge-

macht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugespitzt; wie werden diese lachen, wie werden jene sich ärgern, dachte ich. Aber was geschah? Jene lachten nicht, und diese ärgerten sich nicht; und hatte ich behauptet: zweimal zwei sei fünf, so schalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphierten, ihre eigene Meinung so verbreitet zu finden.

Die Zeitschwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutschen Volkes fliegende Blätter. Dieses Spottnamens geschieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutschen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch besitzt, werden täglich enger zusammengeheftet. Die schöne schweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit starken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter studierte seine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer sagte seinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über seinem Kopfe brenne, kalt und zerstreut: „Geh' er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirtschaft." Der denkende Teil des deutschen Volkes wird sich bald wieder dem Studieren ergeben — auf dem Bauche liegt er schon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgiebt, wenn die emsigen Spritzen ihm den warmen Kopf waschen, wenn Seelenhandelsverträge geschlossen und die deutschen Schafe an England verkauft werden, um sie abwechselnd zu scheren und einzuwollen — sagt er ganz gelassen: „Was geht's mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirtschaftsangelegenheiten; das ist die Sache meiner Regierung." Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Lesern!

Die großen Herren lieben es sehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anstellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlassen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdischen Dinge nicht bekümmern; daß wir algebraische Aufgaben lösen, während sie den geldbaren Vorteil einstreichen. Weil sie es wünschen, kann es nichts Gutes sein. Wie so viele wohldenkende und verständige Menschen lassen sich hierin zum besten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen seit dreißig Jahren zu: „sie möchten sich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verstatteten, und unsere lieben Gelehrten werden darauf warm, verteidigen ihre Grundsätze, und

verwickeln sich um so enger in das Netz, das man über sie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdessen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde gepriesen, weil er die Philosophie vom Himmel herabgeholt, und so ward er ein Lehrer der Menschheit. Wenn wir beglücken wollen, müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geschaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brot für die Zeitgenossen. Nur der gute Heinrich konnte sich ohne Schwärmerei dem schönen Traum von einer europäischen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den schöneren hatte, von dem sonntäglichen Huhne im Topfe.

Über Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Nässe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regeln besprechen. Erst an toten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der atmenden Brust Erleichterung geben.

Darum soll man (ich werde es) öfters des Völkers Entbehrungen besprechen, als seine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfassungen, mehr die täglichen Erscheinungen des Bürgerlebens, wie sie im häuslichen Kreise und auf dem Markte sich zeigen, als die Grundsätze der Gesetzgebungen und die großen politischen Verhältnisse.

Wie im Familienleben, wie in der stündlichen Not oder Lust des Menschen eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung sich ausspreche; dieses setze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen so aufzuzeigen, daß es dem Verstande eines jeden faßlich werde. Das deutsche Volk hat noch zu wenig politische Aufklärung. Es kennt den Zusammenhang nicht zwischen einer repräsentativen Verfassung und seinem Magen. Es sieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das in dem hundertsten Folgegliede entstandene Butterbrot in den Mund steckt. Man muß es von seinen sinnlichen Wahrnehmungen zu den obersten Grundsätzen hinaufleiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es schmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wissenschaft sich vom Leben schied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, so werde ich mich jener so viel als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als gepriesen werden; Trost giebt der Himmel, von dem Menschen erwartet man Beistand.

XXIII.

Das Testament der Zeitschwingen.

(September 1819.)

Ein vorsichtiger Zeitungsschreiber denkt jetzt schon auf gute Surrogate, womit er seinen Lesern den Morgenthee versüßen könnte, wenn etwa eine Kontinentalgedankensperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren sollte. Er legt sich auf solide Wissenschaften. Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Not bringen; Geographie, mit Ausschluß der Kurörter, weil dort die Kongresse gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da dieses zum Finanzwesen gehört; Psychologie, ohne Hofseelenlehre; Theologie, mit Weglassung der heiligen Allianz; Ökonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausschließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten ist; Philosophie, ohne Einschränkung; die nützliche Lehre von der Keilschrift, den Kegelschnitten, und den Wurzelwörtern der deutschen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil diese allein der Regierung zukommt. Sobald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen, und den Namen Runkelrübenblätter annehmen, welches ich jetzt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch und zieht stark.

Der Mensch muß klug sein, und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängnis schicken. Es ist freilich eine betrübte Wahl. Erst gestern sagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammer-

gerichtskopist geworden, und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urtelsexekutionsgipfel der ägyptischen Prozeßpyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libellabschreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß jetzt selten mehr als vier Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Korrektor?

Der Mensch soll bescheiden sein, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist zu groß, als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntnisses gekostet, und Gutes vom Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor eueren Garten gestellt? Warum habt ihr uns in Versuchung geführt? Was ihr jetzt thut, ist alles vergebens; ihr mögt es versuchen — gelingt es euch, so seid ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufsicht, Censur, gemeinschaftliche Maßregeln! Und ich sollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur von mir, diese Riesenblätter, dieses Buch der Könige von den neunziger Jahren, auch von der napoleonischen Zeit, auch von den Kosaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geschenkt — und so was verschenkt man! Fürsten sollten ihn um Millionen kaufen, und für diese einzige Ausgabe mag geschehen, daß sie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich lese darin selten, denn es ergreift mich zu sehr, mich, der dich doch kein Volk zu beglücken und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht ist mir nicht bange. Auch ich bin ein vorsichtiger Runkelrübenmann, der sich auf surrogierende solide Wissenschaften legt, wie ihr gleich sehen werdet. Mit der Psychologie beginne ich, eine angenehme Wissenschaft. Sie heißt auf deutsch: Seelenlehre, ist unschädlich und censurfrei, denn der Minister kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unsere arme Seele.

Was sie leidet wie sie gemartert wird in ihrem Hause, bis sie ausgeht, das ist gar nicht zu beschreiben. Keine unglücklichere, zänkerischere, feindlichere Ehe giebt es, als die zwischen dem Körper

und der Seele, und sie ist unauflöslich! Keine Gemeinschaft der Güter, nur die der Übel ist zwischen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verschuldet, bald wird jener bestraft, für das, was diese beging. Wasser in einem Gefäß, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und schlecht geworden, man nur verschütten kann durch Zerschlagen des Gefäßes — das ist die Seele. Ein Henkerschwert zerschlägt den guten Topf verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht ist unsere Gerechtigkeit! Schwäche der Menschennatur — es ist nicht zu ändern; nur sollte man wissen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Lästerung.

Ist es so recht? Ein anderes Mal mehr davon, und pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben, die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heiteren Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der hohe

Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die anderen, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet, und der heiße beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein

Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorene Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu teilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonneinseln des Lago Maggiore; aber mit leiseren und wärmeren Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit anderen; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch, als unseren Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abendwolken unserer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagte dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirst sich an

dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eigenen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigener Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher toten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrtümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen alles, alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem anderen genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln ab-

zuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit sein, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmut ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Acker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christentum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des toten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Tiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die

Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Toten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimütig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über dem Mahle den Wirt, der herzlose Kunstfreund den Künstler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlene Brotfrucht, und Acker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Überladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrtum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele

Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weines plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, teilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Wert.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackeren Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Campanerthale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Fastenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Konversationslexikon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältnis! Jenes Übel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter,

baldige Heilung und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt und die geängstigte flüchtige Empfindung aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und selbst der eigene Wunsch, zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das alles überschwemmt, alles, was fest an ihm ist, niederreißt und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel, und nur der Hunger zwingt ihn, seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt oft damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann ver-

schmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geständnisse zu bringen, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandteile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie erfüllt, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sei, denn sie wähnen zu geben, wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es liebt, es findet sich erst, wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst den Platz zu räumen. Aber die Seele des letzteren ist voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigentum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht

oder verraten, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jüngling ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen; nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockene, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt; nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum giebt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Übel ohne Hilfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Teilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Dasein auf das Herz eines Weibes gestützt; wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, desto gewichtiger ist sein Fall und desto gefährlicher wird er jedem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft oder die Achtung in seinen übrig gebliebenen gesunden Teilen Ersatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner kann er auch nicht den kleinsten Teil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachsicht fordern, der selbst Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben hat? Seine Seele ist eine Wasserwüste; vergebens schickt die Barm-

herzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Ölblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeuge.

Eifersucht ist der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armut macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und giebt es Übel, die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Not eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eigenen, und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual, wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel vertragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmütigste Frau besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten, um sie nicht anzubeten, sie beherrschen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische töten, mit den kleinen spielen sie. Es giebt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer Wasserglocke ist ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzuflößen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber, gleich Helden, suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergiebt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist abgethan. Der Gleichgültige be-

schäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Thränen für die Wunden, die sie schlugen, aber sie küssen die Hand, die ihnen Wunden schlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die eure; wollt ihr euch gegen Eifersucht schützen, erregt sie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reißenden Tieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintoten, und gehen, ohne ihn zu verletzen, vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küssen euch dann, und zerfleischen euch nicht.

XXVI.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die schönsten und stolzesten Leserinnen der Iris nicht wissen, was Dioptrik bedeutet, und genötigt sind, der Überlegenheit männlicher Einsicht im stillen zu huldigen. Aus keinem anderen Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blasende Herolde und aufgeblasene Manifeste vorauszuschicken, den Krieg mit einem Schusse zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlsein, um den Schlaf, das Herz, die Eßlust und den Verstand betrogen, der wird es kindisch finden, daß ich so stark tobe, da sie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft ist, schmerzt weniger die erlittene böse That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigentums liegt mir, sondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgischen bestmöglichst erwärmten Saal, um die königlichen Transparentgemälde zu sehen. Ich sah aber gar nichts, aus den einfachsten optischen Gründen; denn die dort aufgestellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhnischer Dame sagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht sein: sie hatte ihr Kind auf dem Schoße — eine Frau unter

einem Hute, der wenigstens 12,873 Fuß über dem mittelländischen Meere erhoben sein mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch ist, saß gerade vor mir und verteidigte die schweizerische Freiheit gegen mein Augennetz, worin ich sie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder schwarzen Star verursachte, konnte ich nicht unterscheiden. Aber ich war vollkommen blind und genötigt, im Dunkeln anderthalb Stunden lang aus Verzweiflung satirisch zu sein. Ich bedauerte sehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Faustpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verschreiben, das heißt: ein liegendes Grundstück gewesen, dann hätte ich vielleicht noch einen schmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber so war gar nicht daran zu denken. Die schöne weibliche Himmelskugel bewegte sich unaufhörlich, und da ich stets auf die entgegengesetzte Seite ausbog, so bildeten unsere Köpfe die sich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhrperpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind gesetzt, welches die Obskurantin auf dem Schoße hatte; ich dachte nämlich, sie würde sich oft niederbücken, es zu liebkosen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und sie ließ nur selten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich sah also nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tells Kapelle, noch die Petersinsel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen desselben durch die Zweige der Hutfeder, welches schauerlich war. Auch die Jakobfeier am Brienzersee ging mir verloren, und in meinem Verdruß konnte ich den mörderischen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anwesenden Weiberhüte darin und brennten! Am meisten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter zehn Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintrittspreises zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schaustücke sehen konnten, da sie noch tiefer im Riesenschatten der Weiberhüte saßen, als wir Erwachsene. So ging ich unbefriedigt nach Hause und murrte sehr über das böse Geschick; doch bald mußte ich beschämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorsehung mit Candide ausrufen: Die Welt ist doch die beste, trotz ihren dioptrischen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der seit drei Tagen so steif war, wie der kuhschnappelsche Kanzleistil, sich wieder frei bewegen konnte. Das Menuett, den er mit dem Federhute

tanzte, hatte ihn wahrscheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden wert. Da aber nicht jeder, der so unglücklich ist, hinter einem Federhute zu sitzen, zugleich das Glück hat, einen steifen Hals zu haben, so darf ich diesem zum Schaden nachfolgende Betrachtungen nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hindernisse geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauspielen entgegensetzen, und Vorschläge gemacht, wie dem Übel abzuhelfen sei. Der beste unter den Vorschlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden sollten. Dieses hätte allerdings seinen Vorteil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläser so zu schleifen und zusammenzusetzen, daß sie den männlichen Zuschauern als Perspektive dienen könnten, so wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß solche Hüte sehr zerbrechlich sind, und daß, wenn auch der Anstoß von außen vermieden würde, die Bewegung, die so stark in Weiberköpfen stattfindet, dieselben leicht beschädigen könnte. Ich habe drei andere Hilfsmittel, die mir besser scheinen.

Mein erster Vorschlag, die Hutfinsternisse, welche die Frauen bei Schauspielen verursachen, künstlich zu erhellen, besteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verstatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer so leichtsinnig sein mögen, ihre Weiber die Komödie, diese Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenschule, täglich einige Stunden besuchen zu lassen. Lernen auch die guten nichts Böses darin, so lernen doch die schlimmen das Böse geräuschlos begehen. In den Londoner Diebserziehungsanstalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt sind, die Taschen zu leeren; sie müssen dies zustande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie ist ein ähnliches Institut, worin das Frauenzimmer lernt, seine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszuführen. Wenn man sich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlassen darf, so soll man doch nie vergessen, wie groß ihre reine Liebe zur Wissenschaft ist, die sie ohne Einmischung alles Eigennutzes beseelt, und daß sie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Töten ihre Lust finden, ob sie zwar das erlegte Wild verschmähen, es verschenken oder liegen lassen. Man sollte ihnen daher den Besuch der Schauspiele höchstens während der ersten Scenen verstatten, wo Kammermädchen und Bediente die Zimmer reinigen und sich über die Herrschaft lustig machen, die noch im Bette liegt, oder während des letzten Aktes, wo alles an den Tag kommt und auch die Listigste

überführt wird. Sie würden auch mit dieser Einrichtung wahrscheinlich zufrieden sein, da ihnen beim Theaterbesuche an der Festlichkeit des Kommens und Gehens am meisten gelegen ist.

Mein zweiter Vorschlag ist: sie sollen keine Hüte aufsetzen. Giebt es etwas Größeres als deren Geschmacklosigkeit? Außer der Kühnheit dieses zu sagen, gewiß nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben so viel Eckiges, Geschnörkeltes, Buntscheckiges, Domgewölbtes, kurz Gotisches, daß man sie für die stärksten Stützen des häuslichen Feudalwesens und der geselligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber ansehen kann. Nehmt sie ihnen und die unnatürliche Geisteigenschaft so vieler Männer wird aufhören. Es ist mit den Gesetzen der Mode wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen wie diese für die Ruchlosen gemacht, und die schönen Weiber wie die guten Bürger müssen sich ihnen, um der Ordnung willen, mit unterwerfen. Anders läßt sich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Gesicht zu verbergen hat, mit einem solchen Regen- und Sonnenschirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß ist. In einem solchen Hute, mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anstrengung der Einbildungskraft, sämtliche Teile einer Festung, Graben, Wälle, Palissaden, Bastionen, Courtinen und Schießscharten wahrnehmen. Und so angesehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die sie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Festungswerke bekanntlich eine große Besatzung erfordern, so setzen jene diese voraus. Aber Männer setzen sie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute ist gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz ist ein heiliges Jericho im gelobten Lande, dessen Mauern vom Schalle einstürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, obzwar ein tauber Mann sowie ein stummer Mann keine Liebe einflößt, eine stumme Frau aber um so leichter. Wie ist es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieses vom hohen Hute geschützt wird? Desertierte nicht manchmal eine Locke aus der Hutfestung und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Öffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, so würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojanischer Krieg und die schöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorschlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauspiele ihre Hüte an die Wand hängten und mit großen Buch-

staben, etwa transparent in Brillantfeuer, ihre Namen darunter setzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn sehen und sich beneiden zu lassen, so reichte ja schon hin, daß man die Besitzerin desselben erführe. Ja, die Weiber könnten oft zu Hause bleiben und nur ihre Hüte ins Theater schicken.

XXVII.

Honestus.

(1824.)

Oskar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunst. Oskar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Lasters, doch nie beschmutzte er sein Herz, und dann geschah, daß er den Verworfenen auf eine kurze Stunde den Schmerz und die Lust der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düstere Abendrot der Tugend noch einmal auf. Oft stürmte Oskar zu seinen Freunden und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speisen, köstliche Weine wurden aufgetragen; aber Oskar genoß mäßig aus der Schüssel, und nippte nur am Glase — der Becher seines Lebens war mit glühendem, schäumendem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegossen machte ihn überströmen. Eines Tages eilte Oskar zur italienischen Oper, Mozarts Don Giovanni zu sehen. Das Haus war noch geschlossen, und die wartende Menge war groß. Oskar mischte sich in das Gedränge und zog einen Thaler aus der Tasche, um, wenn die Kasse geöffnet würde, gleich bereit zu sein. Es stieß ihn einer an, das Geldstück entfiel seinen Händen und rollte weit über die Gasse weg. Er suchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran und überreichte ihm das verlorene Geldstück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — sprach Oskar — für Eure Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiderte dieser; es ist zu viel. — Nicht für mich, erwiderte Oskar. — Doch er war nicht reich, und schnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umstehenden über der List seines Herzens ertappe. Oskar wohnte in einem weit entfernten Teile der Stadt, und mit starken Schritten kehrte er nach Hause zurück. Als er dort ankam,

sah er den alten Bettler vor der Thüre stehen, der ihm entgegenrief: Ihr seid sehr schnell, junger Herr! — Und Ihr noch schneller! erwiderte Oskar. — Was mich betrifft, sprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oskar sah ihn verwundert an ... doch — sagte er — wohl bekomm Euch, Alter, die Bequemlichkeit. Er wollte in sein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht so schnell von mir eilen, Ihr dürft nicht schlimm von mir denken, daß ich mir von Eurer Wohlthat habe etwas zu gute gethan. Glaubt Ihr, betteln sei leicht? Versucht es einmal. Geben ist schwer, nehmen ist noch schwerer, aber am schwersten ist fordern. Oft wenn ich einem reichen Lüstling, dem ich mit dieser Krücke den hohlen Schädel einschlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch eine saure Mühe das Betteln ist! Gestern sah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in seinen Mantel gehüllt, aus dem Hause eines ehrlichen Bürgers kommen, dessen Tochter er verführt. N'oubliez — pas le garçon! flüsterte ich ihm zu, und streckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Bösewicht lachte und gab mir ein Goldstück. Ach, das Betteln ist schwer! Wie manchmal habe ich mir schon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit ist eine verführerische Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag sie in verzärtelnde Lust umzuwandeln.

Oskar stand mit verschränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr sprecht sehr klug, Alter; Ihr habt Euch gut geübt. Nun, schlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr sollt noch nicht gehen. Ihr habt Euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt Euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend ist lang, kommt mit mir; ich will Euch schöne Geschichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich sehe das Schild, sprach Oskar, aber nicht, was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht selbst, wie alt und schwach ich bin? — Weil Ihr alt und schwach seid, darum fürchte ich Euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an sein Haus, dessen Thüre sich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie stiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oskar sah sich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfnissen wohlhabender Leute versehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, sagte Oskar. — So, so! erwiderte der Bettler. Aber

nichts gestohlen, alles ehrlich zusammengebettelt, und nebenbei — setzte er leise und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oskar lachend. Ei, laßt mich doch von Euren Zauberkünsten einiges sehen. — Ist es Euer Ernst, junger Herr? Wollt Ihr Beweise? Traut Ihr Euren Sinnen? Nein! rief der Jüngling mit Hast. Ich traue meinen Sinnen nicht, sie betrügen, denn sie werden betrogen; sucht Euch einen anderen für Eure Gaukelkünste! — Nun, nun, seid nur nicht gleich so wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaschen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! sprach Oskar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie sind alle für Euch, und vielleicht reichen sie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte schenkte ein. Oskars Blicke waren fest gebannt auf das Glas. Wie geschmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein schönes Mädchenauge. Oskar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer rascher trank Oskar, immer schneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut stürzte wütend durch die Adern, sein Herz pochte laut, seine Lippen bebten. — „Graukopf, dein Wein ist gut!" Nicht wahr, mein Bübchen? Er ist am Indus gekocht, und ich habe noch besseren. — Her damit, lustiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erst meine schönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauschte empor, und über den taumelnden Oskar wölbte sich ein krystallener Saal, der im Wiederschein tausend unsichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkle Schoß der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menschen kunstreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten den Boden; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitscherten und sangen und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oskar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz seine dürstenden Blicke an, bald senkten sich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heisere Stimme: nimm mich, nimm mich! Oskar sah hin und gewahrte einen Star, von dessen Halse an einem seidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin schmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog dieses Kleinod Oskars Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Star. Alter! sprach Oskar, dieses Dreieck müßt Ihr mir geben.

— Ihr seid nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja so viel. — Nein, Herr, wählt Euch was Ihr wollt, nur dieses nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiserer der Star. Oskar streckte seine Hand nach dem Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oskar stieß ihn zurück; der Alte hob drohend seine Krücke auf. Der Jüngling stürzte den Greis zu Boden, der mit seiner letzten Kraft sich sträubte. Nimm mich! nimm mich! krisch der Star. Da zischte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oskars Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und stieß ihn dem Alten in die Brust, der ohne Laut leblos zu Boden sank. Nimm mich! nimm mich! rief der Star schneller und schneller. Oskar löste das Dreieck vom Bande und suchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oskar sah zurück und begegnete den gebrochenen Augen des Greises. Da rieselte Entsetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesblässe bedeckte ihn, seine Kniee schlotterten und brachen zusammen. Mörder! Mörder! heulten tausend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oskar; er zog den Dolch aus der Brust des Toten und zückte nach seinem eigenen Herzen. Er fühlte seinen Arm zurückgehalten. Der Greis stand vor ihm, aber ohne Krücken. Ein schneeweißes Gewand floß von seinen Schultern, ein langer Bart wallte über seine Brust herab! — Oskar! sprach er lächelnd, deinen Sinnen wolltest du nicht trauen, doch deinem Herzen trautest du wohl? Edler Jüngling, du hast dich berauscht, du hast geraubt, du hast gemordet — glaubst du nun, daß ich zaubern kann? — Oskar, von Beschämung und Ehrfurcht niedergedrückt, sank zu den Füßen des Alten. — Vergieb, mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du hast nichts begangen; nur im Traume warst du ein Missethäter. — O mein Vater, zaubere diesen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die schauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verschwand, und Oskar sah sich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor seinen Augen auf dem Tische. — Bann auch dieses weg! flehte Oskar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte sich in einen Blumenstrauß. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm diese Blumen, Oskar, sprach der Greis. Unschuld ist die Lilie, Demut das Veilchen, Gesundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; so lange sie blüht, blühen auch die anderen. Gesundheit ist das Gefäß jeder

Tugend; mangelt dir dieses, kannst du keine fassen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geister, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honestus; gewöhnlichen Menschen bin ich auch ein gewöhnlicher Mensch. Schon zweitausend Jahre wandle ich über der Erde und suche die Tugend. Ich habe sie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das schmerzte mich in der tiefsten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechteren, welche die Tugend eine Bettlerin schalten. Da wurdest du unter einem schönen Gestirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du bist gut, Oskar, und du bist froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann ich dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert und die Spötter gedemütigt werden. Nimm diese Pergamente, Oskar. Weisheit steht auf dem einen geschrieben, Reichtum auf dem anderen, Macht auf dem dritten. Eines darfst du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oskars lustzitternde Hand faßte die Pergamente und das Herz schwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei schalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerst hervor, und schon zuckte seine Hand, die anderen Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geist zurück, und er besann sich. — Ist Weisheit begehren nicht auch eine Habsucht, die an Sättigung stirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird sie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als anderen, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo andere Blumengärten sahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht schon einsam genug? Nein! Weisheit ist ein tückisches Geschenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oskar warf die Weisheit von sich weg. Honestus drückte gerührt den Jüngling an seine Brust und sprach zu ihm: den schwersten Kampf hast du bestanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jetzt nahm Oskar den Reichtum, lächelte und ließ ihn gelassen zu seinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrschen! Millionen Menschen beglücken! Millionen Herzen sich gewinnen! Die Guten belohnen, die Bösen züchtigen! Ja, schön ist die Macht, schön wie eine Rose. Doch ihre Dornen! Und unter der Rose lauscht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht besser zu sein, als andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone

verschmähen ... und Oskar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunsch. Der Greis sprach streng und ernst zum Jüngling: wie, Oskar? Bist du glücklich, daß du es bist? Bist du zufrieden, daß du nichts wünschest? Ist Oskar allein auf dieser Erde? — Der Jüngling errötete. Und sie kamen alle herbei, die seinem Herzen teuer waren. Sein Vater und seine Mutter zuerst, dann Bruder und Schwester, dann die Freundin, dann der Freund; zu diesem gesellte sich ein anderer, und noch einer. Und immer größer war die Schar, und immer höher schwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward seine Brust, bis sie die ganze Menschheit umschloß. — Was wählst du für andere? fragte Honestus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach alle Menschen glücklich! Honestus lächelte. Was du begehrst, Oskar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oskar sank zu den Füßen des Greises und hob flehend seine Hände auf. So mache sie tugendhaft, daß sie glücklich werden! Mache die Menschen alle gut, mache sie alle glücklich! — Honestus erbleichte und sprach mit leiser, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht versagen, doch fordere es nicht! Sünde ist Fäulnis und Fäulnis ist die Quelle des Lebens. — Aber Oskar, im Rausche seiner Menschenliebe, vernahm die Worte des Greises nicht. Er umklammerte seine Kniee und flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gieb den Menschen die Tugend, gieb ihnen das Glück! — Fordere es dreimal, Oskar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling seine Bitte. — Es sei! Bald schlägt die Stunde der Mitternacht; in diese Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oskar!

Die Mitternachtsstunde schlug. Honestus streckte seinen Zauberstab nach Ost und West und Nord und Süd, und sprach geheimnisvolle Worte. Von dem Himmel herab säuselten süße Harfentöne; von der Erde herauf schallte ein gräßliches Gelächter. Oskar, zwischen Entzücken und Entsetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiderte der Greis mit leiser Stimme, das ist der Geist der Schadenfreude, reiz ihn nicht. Über diesen habe ich keine Gewalt. Komm ins Freie, daß wir unser Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine stille feierliche Nacht, und Oskar trug den frommen Blick zum gestirnten Himmel empor. Gerührt sprach der Greis: labe dich noch einmal an dieser süßen Nacht; sie ist die letzte dieser Erde. Nacht ist Sünde, und die Sonne wird nie

mehr untergehen. — Sie kamen in eine düstere Gasse, und sahen eine Leiter an einem Hause gelehnt und einen Mann hinaufsteigen, der sich schüchtern umsah. Lässest du es geschehen? fragte Oskar, vielleicht mordet er den sorglosen Schläfer. — Sei ruhig, mein Sohn. Der Diebstahl war schon vollbracht, die Mitternachtsstunde gab dem Bösewicht die Tugend zurück, und er bringt das gestohlene Gut wieder hinauf. — Honestus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, alles sehend, nirgends sichtbar. — Welche Stimmen sind es, die dort weinen in jenem großen Gebäude? — Es sind Räuber und Mörder im Gefängnisse; sie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein schönes Weib lag mit aufgelösten Haaren auf den Knieen vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das schlummernde Kind und weinte über ihm. Unter der Thüre stand ein Mann, der streckte errötend seine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer sind diese, Honestus? — Dort der Mann ist der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib seines Freundes gerufen. Mein Zauberstab war schnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das sie am Vater begangen, und der Verführer scheidet weinend von der schönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häusern stürzten Tausende von Menschen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöse, Geschrei und Verwirrung überall. — Was ist geschehen? fragte Oskar. — Die aus den Häusern dort kamen, das sind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend aus ihrer Verborgenheit gescheucht; und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Scharen ausgesendet, dem Übermute zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren rasselte über die Gasse, kein Bauer schrie, kein Hammerschlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum diese Stille, Honestus? — Die Menschen haben keine falschen Begierden mehr, sie sind genügsam und ruhen. Vor dem Hause eines Bäckers standen jammernde Menschen, die vergebens um Geld Brot verlangten. Das Brot war all schon unentgeltlich an Notleidende verteilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer sind diese Unglücklichen, Honestus? — Das sind Spione, die lieber Hunger starben, als sich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Palast des Königs,

der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, seit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorsaal, wo sich die Höflinge versammelten, und sie sahen nasse Augen. Ein Greis warf sich jammernd zu den Füßen eines Jünglings und sprach: vergieb mir, ich habe dich verleumdet! Sie traten in den Königssaal. Der König saß auf seinem Throne, und ein Weib stürzte kreischend durch die Menge, warf sich nieder und rief: halte dein Schwert zurück, er ist unschuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte und sprach: ich auch, o Herr, habe dich betrogen. Und der König stieg weinend von seinem Throne herab.

Honestus und der erschütterte Oskar eilten aus dem Palaste. Sie gingen den Strom entlang; da stießen sie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oskar wandte sein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! sprach Honestus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unschuld geraubt, und verzweifelt über den Verlust ihrer schönsten Habe suchte sie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort stand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Flut. Und er war so jammervoll; doch sein Auge war trocken. Oskar fühlte sich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer ist dieser Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! schrie Honestus mit der Stimme des Entsetzens, und weine, Oskar, daß du ein Mensch geworden! — O weile, mein Vater; sprich, wer ist dieser leidende Jüngling? — Tritt näher, Oskar! Sieh diese Wangen, wie bleich sie sind! Einst hatte er sie purpurrot, und sie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh diese Arme, wie mager und schlaff sie sind! Einst waren sie stark und gestählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieses ausgebrannte Auge hinab! Einst leuchtete es, vom Himmel selbst angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach, er war so fest und gut; aber wer ist dem Verführer zu fest und zu gut? Die schlauen Werber der Macht kam hinter ihn, ihn zu verderben. Was im schuldlosen Spiele schädliches, was im Weine betäubendes, was in der Liebe giftiges ist, mischten sie in seine gesunde Seele. Da gab er sich hin um schnödes Gold und um schnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtsinn, von Leichtsinn zur Falschheit, von Falschheit zu Verbrechen. Dieses Ohr, sonst nur der Stimme der Tugend geöffnet, schlich diebisch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieses Auge, sonst nur Liebesblicke wechselnd, suchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorglosen.

Diese Zunge, die sonst nur Liebe und Freundschaft sang, ward eine Natter und stach. Da verriet er den treuen Freund, der gestern auf dem Blutgerüste starb. Des Bethörten letzten Kuß empfing der Verräter, und: räche mich! lispelte der Verurteilte ihm ins Ohr. Der Teufel sah ihm hohnlächelnd nach und schwelgte am Abende vom Lohne seiner Sünden. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oskar, deiner Bitte geschenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer ... ich räche dich! schrie er in Verzweiflung und stürzte zur Brücke. Seit Mitternacht sucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden und sucht ihn wieder. — Der blasse Jüngling sah jetzt starrer hinab in die Flut. — Halt ihn zurück, Honestus, rief der schaudernde Oskar; es ist zu fürchterlich, mit solcher Schuld vor den Richter zu treten. — Oskar! sprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde ist von ihm gewichen, die Reue ist zu ihm gekommen; was er verschuldet, will er büßen. — Oskar stürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gieb ihm die Sünde zurück und nimm ihm die Reue! Gieb den Menschen alle ihre Begierden wieder! Gieb ihnen ihre Laster zurück! Gieb allen Menschen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte ... sie hatten sie wieder.

XXVIII.

Die Freiheit der Presse in Bayern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sei; alles kehrt in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der beratenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersetzt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine

Volksbewaffnung, die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Alleinherrschaft kann nur bestehen, so lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung übereinander gebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichtum einander überragen, und Macht und Reichtum, sei es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistesthätigkeit. Sobald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — sobald eine solche Gleichheit eingetreten ist, da kann auch die Vorherrschaft irgend eines Standes nicht länger mehr bestehen und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten ist. Ihn ableugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig.

Reichtum und Macht sind beschränkt in ihrem Maße; es kann nicht jeder alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des Besitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu streben. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Throne erschütterten, hatten wie Erdbeben in starken Trieben und Kräften ihren Ursprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen sie eingeschlossen waren, sich zu befreien suchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, daß jeder wie ein Baum festgewurzelt stand, von Geschlecht zu Geschlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch sein Grab finden sollte. Dem Adlergeiste wurden die Flügel beschnitten, daß er sich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringschätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng: nur immer einer konnte nach dem Preise des Zieles rennen, der zufällig Vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunsch nach Veränderung des Besitzes der Lebensgüter mußte alle beseelen, sobald, nachdem die Regierungen

das Geheimnis ihrer Macht und Schwäche verraten hatten, die Erfüllung dieses Wunsches sich als möglich zeigte.

Um die Fürsten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiste des Mißvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen in volksvertretenden Versammlungen und der schriftlichen durch die Presse. Auf diese Weise bildet sich eine sittliche Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen, unheilbringenden, numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, diese Absicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heucheln müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nötiger. Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt und alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zerteilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreitet, ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten und das teure Vaterland und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsars Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jetzt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutsche Staaten auszusinnen. Der Tag, der es uns bringt,

wird ein großer Tag der Weltgeschichte sein, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt, oder ob der wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist endlich, um der Tugenden seiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.

Gleichförmig soll dieses Gesetz sein, und das ist wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, so lange ihre Köpfe auseinanderstehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft, welche die Gunst der blinden Natur verteilt; aber die Tugend der Herablassung vermag sich jeder anzueignen. Österreich und Weimar, Württemberg und Bayern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Preßgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Prokrustes sich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Bayern kund gethan, indem es in seinem neuen Preßgesetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.

Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne schlagen, daß Bayern wohl unterrichtet gewesen sein müsse von den schon im stillen gereiften Beschlüssen, welche die Bundesversammlung über die Freiheit der Presse fassen werde, und daß es in seine eigene Gesetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorstehenden allgemeinen Anordnung im Widerspruche stände. Darum eile jeder, der sein Vaterland liebt, auszusprechen, was er für die Freiheit der Presse wünscht und fürchtet. In wenigen Wochen ist vielleicht jede Klage straffällig und fruchtlos. Wir müssen denken, es stände unserem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten schnell, ehe die Thore geschlossen werden, noch einmal im freien Felde frische Luft einatmen.

Das bayerische Edikt über die Freiheit der Presse verleugnet standhaft seinen eigenen Namen; denn von Freiheit ist darin nirgends, sondern überall nur von Beschränkung die Rede. Es ist, was in der württembergischen Verordnung geschehen, durchaus nicht bestimmt worden, wie und über welche Gegenstände man frei seine Meinung äußern dürfe, so daß es ganz der Willkür überlassen bleibt, abzuurteilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten sei. Die für Bücher bewilligte Censurfreiheit kann nicht als eine ernste Huldigung unserer Zeit angesehen werden, denn diese hat, Österreich ausgenommen, schon früher in ganz Deutschland bestanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts schwebt etwas Schwüles, das uns ängstlich macht, nämlich die Be-

merkung: daß Verfasser, Buchhändler und Drucker ihre Schriften keiner Censur zu unterwerfen hätten, „wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen selbst darum nachsuchen wollen." Es ist so leicht, furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Einladungen zu einer freiwilligen Censur von Erfolg sein müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche den Ruhm und den Eifer des Schriftstellers nicht teilend, nur den Vorteil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf diese Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Presse herbeigeführt werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher wäre. Ist endlich diese für Bücher bewilligte Censurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothekinhaber und Vorsteher der Leseinstitute bei einer großen Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Kataloge der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im allgemeinen gesetzt sind, zu übergeben, welches nur eine Censur unter einer anderen Form ist? Die Vorschrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeordnet sind, ist an Strenge ohne Beispiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind alle politischen Zeitungen und periodischen Schriften politischen oder statistischen Inhaltes ausgenommen. Diese sollen einer dafür angeordneten Censur unterworfen bleiben.

Wenn die Censur der Zeitschriften sich darauf beschränkte, nur solche Äußerungen zu unterdrücken, die, würden sie verbreitet, den Verfasser nach dem Gesetze strafbar machten, dann wäre sie vielleicht zu dulden. Aber sie begnügt sich damit nicht, sie schreitet Stunden lang vor dem Gesetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Also ist sie verdammlich, denn sie verbietet, was, ist es einmal geschehen, die Gesetze nicht bestrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben ist, da beraubt sich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vorteils, den sie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter solchen Verhältnissen, in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eigenem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören glauben, welche

ihre eigene Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Preßfreiheit ist ein bedeutungsloser Schall, wenn die Zeitschriften von ihr ausgenommen sind. Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Teilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urteil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht, ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kommt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des bayerischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst bloß statistischen Inhalts, einer Censur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklang stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urteile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Censur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht bloß das Recht, seine Meinung über Thatsachen zu äußern, sondern auch die Kenntnis dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinettsgeheimnissen gemacht werden sollen; so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige bayerische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem württembergischen Gesetze über die Preßfreiheit sind die von den Landständen veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Censur ausdrücklich entzogen worden. Das bayerische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der bayerischen Stände wird man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber

deren Stimme wird in den Sälen verhallen und nicht zu den Ohren des Volkes kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswertes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mitteilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht, und dem übrigen angemessen. Nur sollten Männer, denen solche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener, sondern Hofdiener genannt werden.

Überflüssig wäre eine Rüge dessen, was in dem bayerischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die notwendige Begleiterin der größeren Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschworenengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs, ist im allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstatten können? In der Untersuchung der Preßvergehen ist der Polizei und den anderen verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die nämlichen. Die Beamten, welche zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vorteil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und strafen sie zugleich.

So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinst aus dieser geschäftigen Zeit dem Vorteile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XXIX.

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

(1823.)

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie

nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Überschrift zu erhalten, diese Sprachfreiheit nehmen müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit oktroiert, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben und daher nicht Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht darin, die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte und nicht abscheulich, wie andere Publizisten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorlesungen mehr eine medizinische Polizei, als irgend eine andere zu Grunde. Man hat Beispiele genug, daß Menschen gleich nach Empfang eines Briefes krank geworden oder gar gestorben sind. Oberflächliche Ärzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemütsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber bloß von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen notwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeatmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medizinische Polizei die Briefe auf verschiedenen Poststationen und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Teile. Ich habe im litterarischen Konversationsblatte mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den letzten Ausbruch des Vesuvs eingeschickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier, und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig gebracht. Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen als ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereien zu heilen sei. Sollte sie von Überladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und

gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Übersetzungen der Scottschen Romane werden in Paris sämtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottschen Romanen nur die ersten Teile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte und es mir verdrießlich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die sich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halbjahr zu Halbjahr. Aus Ihrer Darstellung, wertester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind und es Ihnen also weniger Freude als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären — in Neapel sind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht gestorben sein vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im litterarischen Konversationsblatte gesehen? Zu den sechs Monaten die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Dessert meiner akademischen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ging. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleichen Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkehren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressiert war. Damals fiel mir daran nichts auf als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich, ihr macht nicht bloß lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch toten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwidern können! Entspringt Schmeichelei aus so edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen! ... Einige Wochen später aber fiel mir bei, daß, wenn in dem Pakete Klübers Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch bei seiner Ankunft für den

Besteller gar keinen Wert mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren und der rheinische Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, wertester Herr, (und das ist meines Anliegens anderer Teil) beschrieben Sie das vom Vesuv herabwogende Feuermeer schön und schauerlich, und dann sagten Sie folgendes: „In solchen Augenblicken scherzen zu können, beweist wenigstens ein fühlloses, wenn nicht ein geradezu schlechtes Herz. Und doch geschah es! Wir trafen viele Zuschauer beider Geschlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutscher — trieb es so weit, daß er ein paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er sagte, sich vorgenommen habe, im Angesicht der Lava eine Partie Whist zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutscher so entschlossen, ihm die Karten wegzureißen und sie in die glühende Lava zu schleudern — und das von Rechts wegen." — Zuvörderst erlauben Sie mir die kleinliche Vermutung, daß in dem letzten Satze etwas fehlt. Den Worten: so entschlossen, scheint ein Sätzchen folgen zu müssen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whistpartie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden ist, muß man sich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geschlechter und die verschiedenen Nationen, die auf dem Vesuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie sagen: wer auf dem Vesuv Witz zeige, müsse ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus schlechtes Herz haben. Ein so ungerechtes Urteil hatte das französische Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgesprochen! Den Deutschen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß sie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den anderen Nationen aber ist gar nichts hierüber zu sagen. Nicht aus Übermut, aus Angst waren sie witzig, wie es die Menschen gewöhnlich sind, wo sie sich in Gesellschaft fürchten. Wer der Gefahr spottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch ist ein Herz darum schlecht, weil es furchtsam ist? Was aber jenen Deutschen betrifft, der auf dem Vesuv eine Partie Whist spielen wollte, so hätte ich selbst zwar ein solches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whist verstehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angesicht der Lava" eine Partie Pikett zu spielen, und ein gemütlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, so würde ich, wie folgt, zu ihm

gesprochen haben, und wäre dabei so in Eifer geraten, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Aussprache höre, ein Württemberger bist, ich aber ein Nassauer bin; sondern weil deine Gesinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es giebt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Vesuv, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimen Rate in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen im Angesicht dieser erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag mir, Fremdling, hast du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Kasinos, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst morgens beim Frühstücke mit deinem Weibchen und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Vesuv Flammen speit, sondern zwei Vulkane gegeneinander wüten. Jede Freude wird am Strande eines Abgrundes gepflückt. Tanze wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Thränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau her, Fremdling: Ich selbst werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du aus Kriecherei. Gieb mir deine Hand, Württemberger, dort liegt die Asche meines Zornes."

XXX.

Vorrede

zu dem Buche:

Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen ꝛc. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach, 1823.

Die Bescheidenheit des Herrn Herausgebers dieser Sammlung: zu verschweigen, daß er sie veranstaltet, mit dem Geldertrage der-

selben den Armen seines Wohnortes beizustehen — wird von der größeren bedeckt, daß er mich ersuchte, eine Vorrede dazu zu schreiben. Ich ziehe diese weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel selbst nicht wissen, dessen Rechnungsbuch über ausgeteilten Ruhm seit zweitausend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel sein, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erscheint jeder unansehnlicher Gestalt, der, für die Armen nur sprechend, sich dem zur Seite stellt, der für sie handelt. Aber in unseren heißen Tagen ist die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pause zwischen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch selten mehr spricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und bestreben uns nicht, und verstehen es nicht, sie zur schöneren Kunst zu erheben. Das beweinenswürdige Geschlecht! Es ist tugendhaft im Schweiße seines Angesichts, und spielend schlecht, statt daß den glücklicheren Menschen einer besseren Zeit die Tugend eine festliche Freude war, und das Laster der Wochentage sauere Mühe. Der Eigennutz ist der Dünger unserer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber ist, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und sobald er still ist, regt sich nichts mehr in uns. Unsere Wohlthätigkeit ist nur eine bessere Polizei, und man ist noch nicht gut, wenn man besser ist, als die. Wohlthaten sind jetzt so unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Not aufhört, erst die Freude beginnt, mit der Not aber unser Erbarmen endet. Wir sind nur der christlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die schönere der Mitfreude ist uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brot und keinen Wein, und vergessen, daß man Brot nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber siebzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum besten aller Könige? Daß er nicht gewünscht, alle seine Unterthanen möchten Brot haben alle Tage, sondern ein Huhn einmal jede Woche. Diese engherzige Zeit hat es als eine schöne Erfindung der Menschenliebe gepriesen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordsche Suppen daraus bereitet! Fromme Christen, wenn sie ihre Erben beneiden, lassen Spitäler bauen, und sorgen dafür, daß jedes sieche Dasein gefüttert und gefristet werde, damit ja kein rascher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauspielhäuser zu errichten, damit das arme Volk eine

geistige Freude habe, worin es seine trockene Kruste tunke, das fiel noch keinem ein! Glücklich nur ist in unseren Tagen, wer kursähig oder spitalfähig ist; wer aber mit unbiegsamen, doch gesunden Gliedern in der Mitte wandelt, sucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man spendet ihm erst getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben fristen, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Brosamen der Hofluft zu verzehren. So gemein prosaisch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geschmack, und es ist wahrlich gut, daß der Himmel die Almosen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben selbst belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben ihm die Großen Kinderspiele und süße Leckereien und nahmen sich den Ernst und die sauere Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philosoph leben, dessen Vormünder aber spielen und essen Zuckerbrot. Einem Handwerksmann des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und säße auf der Dreibatzengalerie unserer Theater, müßte zu Mute sein, wie einem Flibustier, der, nachdem er sich früher alle Tage auf hohem Meere goldene Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingstmontag für zwei Kreuzer über den Main zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich schlagen unsere wohlerzogenen, weichen, furchtsamen, polizeikommissarischen Herzen sehr stark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Vespasian neunzigtausend Zuschauer unentgeltlich gesessen, und daß es unter diesen Umständen fast nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientalischen Majestät requirierte Reisende nach beendigtem Schauspiele zu arretieren. Wir freuen uns dann unserer schöneren Zeit, wo über je drei Menschen vier Aufseher gesetzt sind und wo nur noch Seelen in der Einsamkeit zerquetscht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Christentum rühmt sich, die Sklaverei abgeschafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die sich jetzt auf die edleren inneren Teile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt alles eine Haut wie Sammet so weich, und fleckenlos wie Schnee und darunter sitzt das kranke angefaulte

Leben. Waren die leibeigenen Menschen des Altertums nicht glücklicher als die geisteigenen unserer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindschaft, aber sie genossen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; diese, verwaist und frei aller verwandtschaftlichen Bande, sind verlassen und der launischen Hilfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigstens lebendigen Geschöpfen unterthan, diese sind leblosen Sachen unterworfen, sie sind Sklaven ihrer Bestimmung, der Schere, der Feder, des Hobels oder sonst eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggeborenen wie sonst ihre Patrone, bei denen sie in Sorge und Not Rat und Beistand finden? Nichts wird ihnen, als ein toter Heller, der keine Früchte trägt, und dessen Gabe beschämt, weil sie durch Liebesdienste dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verschenken — *aller Segen kommt von oben!*

Man wähnt, der Menschheit wäre das Glück zugemessen und zugezählt, und über dieses Maß und diese Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menschen sich untereinander abzufinden, denn was der eine genieße, müsse der andere entbehren. Dieser Wahn entspringt aus der schwachen und eiteln Gesinnung unseres Geschlechts. Millionen Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, *wenn* Millionen sie entbehren. Das Silber macht den Wert des Goldes, das Parterre ist die Folie, die der Loge Glanz giebt, und jeder Kasinoball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei sein dürfen, als durch die, welche daran teilnehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu bescheinen, und leuchtet sich nicht aus, wenn noch Milliarden Menschen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unsere Wohnungen Fenster haben. Wollt ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiste Freiheit herrscht, hat man die Wahl, taub, stumm oder blind zu sein, aber alle seine Sinne zugleich zu gebrauchen, ist nur denen erlaubt, die sich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle steht und das Glück erwartet, geht dieses auf einer anderen Seite vorbei. Auch das Schicksal neckt sich gern mit einfältigen Menschen: den Füchsen unter ihnen setzt es das Glück in enger Flasche, den Störchen auf flacher Schüssel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menschen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüstet sei und nie verdurste;

doch diese angeborenen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was ihr für die Quelle des Reichtums achtet, das ist die Quelle der Armut: Die Teilung der Arbeiten. Eitle Staatssophisten prahlen damit, wie sich der menschliche Geist so herrlich hoch hinaufgeschwungen und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menschen arbeiten. Die Unglückseligen wissen nicht, daß darum auch jeder Gewinst von dem Werte einer Stecknadel unter zwanzig Menschen verteilt wird, und daß man hundert zufriedene Menschen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Festtage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege, und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden sein, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es sein. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttersucht dieses Zwerggeschlechts gebracht! Sie haben die Menschen untereinander gestaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem sie damit fertig geworden, haben sie selbst die leblosen Dinge untereinander geordnet und eine Aristokratie der Sachen eingeführt. Selbst die alte ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben sie abgeschafft, weil ihnen diese noch zu republikanisch geschienen, und haben nur das Feuer monarchisch bestehen lassen, ihm aber Luft, Wasser und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinübersieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrschen. Diese Verhältnisse aber sind zu unnatürlich, als daß sie ohne Kunst zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß sie fortbestehen, die List zur Gewalt gesellt und haben den Bürgern, denen sie jedem einen kleinen Lebensring angewiesen, vorgelogen, dieser Ring sei ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menschen ausreiche; darum möge sich ja keiner zerstreuen und über die Grenze schweifen, sondern jeder soll in seinem Gebiete bleiben und es benutzen und sein Geschäft zur größten Vollkommenheit zu bringen suchen. Die leichtesten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bier-

brauen werden mit einer Anstrengung und Ausdauer gelehrt und gelernt, als wären sie die schwersten Verrichtungen des menschlichen Geistes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, sich aus Indien und Ägypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längeren Prüfungen zugestanden als man sonst zu dulden hatte, die eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die Armut; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur ein Glied übt, nur eine Fähigkeit ausbildet, nur einen Weg gehen darf, muß er verderben wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern und lebt vom Schweiße des Landmannes, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Kadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Fronarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

XXXI.

Die Meneen.

(1826.)

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Überschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein, es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist und, die verständlich zu

machen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller toten und lebenden Sprachen werden übersetzt, aber eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Deutliche suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor, und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Übersetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula Gruithuisen in München, und sie stand vor einiger Zeit in Nasses Zeitschrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitschrift für die Anthropologie geraten; doch er lese sie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr von Gruithuisen einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: „Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde." Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind und sein werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer teile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu sein, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmütigem Erstaunen betrachtet, ich habe manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen, ich habe manches anders gesehen als er. Indem ich daher ihm für seine vielen, wichtigen und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit der gehörigen Bescheidenheit thun und ich werde ein nachahmungswürdiges Beispiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegeneinander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen willens bin, ist eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht." Die europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen, und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegenteil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl

von Beobachtungen spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Bescheidenheit, und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größeren, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr von Gruithuisen bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch seiner Sache sei, denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt, so hoffe er doch nur solchen seine Überzeugung mitzuteilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen teilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meinung herüberzuführen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte mit der von Moses vorgetragenen Genesis gleichen Wert haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab; doch in anderen Punkten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moses, den Lesern keine Langeweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der Urstand der Natur im allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im besonderen? Die Frage ist etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löscht sie die alten klassischen Handschriften der Schöpfung aus, um neue Werke daruber zu schreiben — so ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar May in Rom nach: sie kratzen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten verloschenen darunter zu lesen. Herr von Gruithuisen sagt: die Entstehung eines großen unorganischen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit mit einer eisernen Gewalt die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper das Ergebnis eines Niederschlages aus dem Äther seien, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von den Meteormassen als kosmischer Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herren Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper

durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als leugnete ich den Niederschlag aus dem Äther — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Dasein zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur *unorganische* Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch, die zu weit unter, oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber alles ist belebt, alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Tiere, wie wir auch; die Erde ist auch eines. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Verrichtungen: ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Flut, Elektricität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn eingeflößt, er sei der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers sein. Einiges spricht für diese Vermutung. Wenn wir Menschen aufrichtig sein wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja, daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind. Beweis, daß wir den Verstand vorstellen; wir *sind* der Verstand und *haben* ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten lassen und aus Gutmütigkeit zugeben, daß der Mensch nicht bloß ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbständiges Wesen sei: so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken; aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Äther durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die *Nahrung* der Erde, die von dieser assimiliert und so zur Ernährung wird; aber die Erde wächst von innen heraus wie ein Tier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein, Brot, Ochsenzungen und Rebhühner niederschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sei

ein unorganischer Körper, der von außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeinten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben, essen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu und, indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht nur wenige Tage früher diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich schon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sei offen gewesen, und sie sähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beschienen, sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der besonnte Staub war nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Äther, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht bloß solche kleine, leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derselben fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Insel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spazieren gehen können ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen, die Sache wäre nicht so gefährlich, als sie aussehe. Nicht bloß die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beim Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so ungeschickt sein, gerade in die Versenkungsstufen zu geraten. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht jeder ist ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neu-Holland mit

seinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit seinen derben Gebirgsknochen auszuweichen? Herr von Gruithuisen hätte wahrlich besser gethan, seine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Ist es nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länderregen würde jeder Mensch fortdauern, „sofern er nicht überhaupt in der Katastrophe selbst den Tod gefunden"? Ein schöner Trost, wenn mir einer sagt: Du wirst beim Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; alles, was um den Aquator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig." Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die französischen Gelehrten dieses nicht wissen. Eben jetzt wird dieser Minister, wegen der Emanzipation von Haiti, in der Deputiertenkammer aufs heftigste bestritten; alles wird hervorgesucht, diese Maßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einwurf ist keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haitier keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Äther seien.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, sie haben nur ein Vaterwasser. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landtiere sind einst Seetiere gewesen, und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das ist alles, was wir gewonnen, nach so vielen vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich, sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsene aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Giebt es etwas Betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sei mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menschen schmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, sondern von einem Walfische herzustammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtausende älter, sie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auster zur Wehmutter, einen Stockfisch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen wenigstens, was er behauptet, nicht auch bewiesen, hätte er uns den Trost des Zweifels gelassen. Aber nein, er beweist, daß wir einst Seetiere gewesen, und versperrt uns jeden Weg, wo wir vor diesem Gedanken entfliehen könnten. Er sagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig." Die erste Merkwürdigkeit des Herrn von

Gruithuisen hienieden übergehe ich, um das Erstaunen des Lesers auf eine wichtigere Sache zu schonen. Die zweite Merkwürdigkeit ist, mit Herrn von Gruithuisens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menschen und vieler Tiere zum Meersalze und zum Wasser. Die Liebe zum Meersalze deutet auf das Urmedium, auf die omnische Urflüssigkeit der ganzen Tierheit hin. Meertiere sind in Landtiere verwandelt worden. Menschen und Vögel baden sich gern. Warum ist der Appetit der Menschen nach Fischen so groß?" ... Mit dem Salze hat es seine Richtigkeit. Der Mensch lag einst im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe versalzen. In solchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menschen zum Salze hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzlust muß dadurch größer werden. Zwar werden die Kontinentalsuppen mit Quellsalz — gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas anderes als civilisiertes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären, wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fischappetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beistimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegenteil schließen, nämlich, daß der Mensch nicht aus dem Wasser herstamme, denn kein Tiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Übrigens ißt der Mensch nicht bloß Fische, er ißt noch gar mancherlei gern. Der Mensch steckt wie ein Kind alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Hasen, aus Ländern und Spargel bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Ebenso gern, ja oft lieber als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch; dürfte man daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen herstamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Übrigens wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es giebt viele Menschen, welche die Fische nicht lieben, und ausgezeichnete

Naturforscher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu beweisen, daß die Menschen einst Fische gewesen, Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er sagt: „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich" — wird ihm jeder vernünftige Leser darin beistimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nötig, daß wir zuerst die Erde, unsere Wohnstätte, von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jetzt, es fragt sich nun, wie ist der Mond, wie war er beschaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuisen hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage mitteilen, wie er sie stellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falsch; sondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekommt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur über die Naturforscher lustig machen. Diese nämlich öffnen nicht die Augen, um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie beschließen vorher, wie sie sein soll, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheint, wie sie es wünschen. Die Natur ist die arme Inquisitin, gegen welche sich die Naturforscher, als die Inquisitoren, verbotene Suggestionen erlauben. Um diese Weise zu verspotten, fragt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? — er fragt: wie muß der Mond beschaffen sein, damit er so beschaffen sei, wie wir glauben, daß er beschaffen sei? Das Geheimnis dieser herrlichen Ironie sei aber den Lesern nur im Vertrauen mitgeteilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem seinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sei es dem Herrn von Gruithuisen mit allem, was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt: „Was konnten nach den Naturgesetzen auf dem Monde für Ereignisse stattgefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?" Als Antwort auf diese Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter

nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den grandiosen beschäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, ist die Erde eine aus verschiedenen kosmischen Stiften gebildete Mosaik, und die Menschheit ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper zusammengerafft worden. Neu-Holland, Böhmen und andere Erdteile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Kolonisten herabgefallen sind oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das böhmische nicht bloß mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimat verlassen; ja wie wir später erfahren werden, nehmen solche Auswanderer sogar die heimatliche Luft mit, so daß sie nichts verändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Äther wird freilich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz notwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er gesehen, daß Neu-Holland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter scheint man schon früher geahnt zu haben; denn man findet in der älteren deutschen Geschichte viele Beispiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere hierher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menschen, woran die kometarisch ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist.“ Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen, doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei

Erwähnung Ceylons, dieser „kleinen in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel", bemerkte Herr von Gruithuisen: „dieses Beispiel giebt schon zu erkennen, daß fast der dritte Teil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergang, und daß Tiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen." Jetzt erklärt sich das Rätsel von den bekannten schiefen Türmen zu Bologna. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeiten sich geneigt haben; es ist aber weder das eine noch das andere geschehen. Die Bologneser Türme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Äther und haben durch den Fall eine relativ schiefe Stellung erhalten. . . . Doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freilich zu entschuldigen, wenn man so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas den Schwindel bekommt und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde fest anklammern und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben.

Der Mond ist bewohnt, und zwar wie die Griechen sagen von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden sein, wie die Erde auch, wie alle großen Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beispiele." Gegen Beispiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urteilen, hat die Natur kein Genie, sie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weise. Leser, die natürlich sind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sich den Mond und die Erde nicht anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesetzt ist; nur mit dem Unterschiede: daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke

entsteht. Nämlich die kleineren Himmelskörper, die auf die größeren herabfallen, bringen nicht bloß ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimate auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freiem Auge sehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwiesenen — nicht von mir dem Übersetzer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen — Überzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch mehreres von der Mondbotanik mitteilen sollen. Die lunarischen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Staubfäden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu sein scheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft“ nicht kennen, darum wollen wir sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger, als wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen anderen Kummer mehr haben. Es ist nichts ganz in dieser zusammengeflickten Welt, und was auch aus dem Äther niederschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet und endlich ein Satellit der Erde, was er noch ist. Als Komet lebte der Mond im rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte keinem, und that, was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntnis und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Censur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache, sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseaus grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „die Meneen hatten es, als sie Bürger des freien Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Teiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht sein, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es

doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen besser gehabt, als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Insurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen, die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen *berauben*. Nur ein Liberaler kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt *besteuern*. Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getreide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heiraten, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faulenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tausend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses *berauben* zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht sein müssen, sich künftig gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß sie den Gewerbefleiß befördern; er weiß, daß das Steuersystem eine Hungerkur ist, die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieses alles, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann ist es wahrlich hohe Zeit, dem Übel Einhalt zu thun und auch den Himmel zu censieren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie *nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren*, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutigen Tages zu sein.“ Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen, bei Aufzählung seiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodecimal- und nicht des

revolutionären Decimalsystems bedient. In der That, Natur und Kunst, die zwölf Himmelszeichen, die zwölf Monate, die zwölf Söhne Jakobs, die zwölf Apostel, die zwölf Pairs Karls des Großen, die zwölf Spielhäuser in Paris und die zwölf Bände des Konversationslexikons empfehlen das Dutzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht absprechen, doch hat er seine Gründe zu glauben, daß „von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die anderen zur heißen Tageszeit von Reisenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden". Bei Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Pässen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Pässe brauchen — dieses ist ein Urgesetz der Natur und gehört zum Aggregationssystem — die Frage ist nur, ob den Meneen die Pässe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Oberregierung die Pässe fordern müssen? Freilich hat man auf der Erde von solchen Pässen nach dem Monde nie etwas gehört, doch kann es immer sein, daß dieses zum Wirkungskreise der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommergebäude im Monde gesehen; auch hat er 13 Gebäude gezählt, die nicht größer sind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde"; auch hat er den Schatten von Gassen gesehen. Überhaupt unterschied Herr von Gruithuisen drei verschiedene Baustile im Monde; doch da wir nicht bloß für Architekten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuisen Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, widerspricht meinen Beobachtungen. Diese Ruinen sind künstliche Ruinen, wie wir sie in unseren englischen Gärten haben.

Sind die Meneen Menschen? fragt Herr von Gruithuisen. Hat gut fragen, wer die Antwort schon in der Tasche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was ist der Mensch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Also Frage: sind die Meneen Menschen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja, noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Kontrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit,

die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu lösen ist." Lieber Leser, jetzt müssen wir uns zusammennehmen, um dem Herrn von Gruithuisen nachzukommen; er ist sehr rasch. Wir können wie der Mohr in Fiesko sagen: unsere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuisen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände, noch vier Füße hätten, müßten sie Menschen sein. Aber besteht denn das Wesen nichtmenschlicher Geschöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Tiere giebt es gar nicht auf der Erde, das garstige Tier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der anderen Seite giebt es sehr viele Tiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menschen sind: wie die Vögel, die Fische, die Insekten und andere, die man in Raffs Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte ebenso gut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweitausend Gulden, zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden; zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999 998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu sein. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Meneen weder vier Füße, noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde Vierfüßer seien, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerspruch, da deren Erbauung ohne geometrische Kenntnis gar nicht möglich ist." Aber liegt denn die Kenntnis in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit steitet die auf dem Monde sichtbare, 60 bis 70 geographische Meilen lange Straße und der erst neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerst reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden raten läßt." Auch die Gültigkeit dieses Be-

weises können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mondchausseen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernrohren die Inschriften auf den Meilenzeigern lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen sie die Landstraßen bloß zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chausseen gar nicht von verständigen Wesen befahren, sondern bloß von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen ebenso wenig. Vielleicht sind es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum Gehen, noch zum Kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus nichts mit Bestimmtheit sagen.

Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meint: „unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuten stünde". Ich weiß in der That nicht, wie die anderen Menschen in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz; die Meneen genieren mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Konsequenzen geben, die auf die Vermutungen führen müssen, die Meneen ständen auf einer hohen Stufe von Kultur, sowohl der Kunst, als der Wissenschaft." Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und giebt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Konsequenzen spricht, die zu Vermutungen führen? Doch lassen wir das gut sein und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Konsequenzen, und von den Konsequenzen zu den Vermutungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermutungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermutungen in Überzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788—96 entstanden sein. Solche regel-

mäßige 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst sein. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerkes sein? Es lassen sich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandeskultur schließen lassen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichensprache anbinden, oder sie haben die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehen, uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses, so müssen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahrhundert angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weiteren natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebildes auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist."

„Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich: gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eisenhard am 25. Juli 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder ein König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium geschah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne."

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen als ein ehrlicher Mann überall seine Meinung frei herausjagt; aber die Freiheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch anderen verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illumination im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene Erklärungsart zum voraus verdammt und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht.

und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustoßen, scheint mir ein Leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichensprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegeneinander stehen, bliebe ihnen freilich nichts anderes übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich miteinander unterhalten wollten; aber wie kann dies geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobei jeder sich denken kann, was er will. Oder es sind Notenlinien, mit Feuertinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also nichts, gar nichts mit dieser Zeichensprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminiert, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dies einen greulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Jammergeschrei viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorstellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so großem Kostenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminiert haben sollten, bloß um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran gelegen sein, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten. Aber Herr von Gruithuisen meint, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satire? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhundert angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Ebenso unzulässig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eisenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird.

Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich, wäre dies geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen in der Bildung so hoch stellt, sehr wenig ästhetisches Gefühl, dann müßten sie sich auf optische Vergnügungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre ebenso lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen, von Riesenalpen umschlossenen Schweizerthale einen lächerlichen Zahnstocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eisenhardschen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts Verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerspruche steht, — und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feier der amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderierten sich die dreizehn Provinzen Amerikas und fielen von England ab. Zwar geschah dies erst am 5. September und die Illumination fand schon am 25. Juli statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereignis einige Wochen vorherzusehen. Die andere Illumination, die Schröter von 1788 an bemerkte, war zur Feier der französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach der Zusammenberufung der Generalstaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst und ich habe nicht nötig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war Herr von Gruithuisen früher der Meinung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes oben besprochene kometenschweifartige Gebilde damit in Bezug gesetzt. Er ist aber nachher, aus guten Gründen, von dieser Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuisen sagt mit lobenswerter Bedächtigkeit: „Überhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigentümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz unmöglich sein, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine ebenso auffallende Verschiedenheit von Völkern giebt, wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig voneinander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Uni-

versum mit auf die Erde herabgebracht haben." Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Äther, sie wären zugleich mit den Priestern, die sie lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närrischen Sterne mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südseeinsulaner, herabgepurzelt sein? Doch dieses zu untersuchen ist jetzt nicht Zeit; es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

„Sind die Meneen imstande, dereinst Erdbewohner zu werden?" — fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menschen organisiert sei. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, könnten sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben." Frage und Antwort sind gleich überraschend. Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und sie sind, was „ausgemacht" ist, „größer als wir, vielleicht wahre Riesen" — nach dem allen bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Prytaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so werden Künste und Wissenschaften aufgemuntert, so wird es den Meneen gedankt, daß sie die Aggregationstheorie entdeckt! Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über solche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine sehr einfache Art: Der Mond bringt sie herab. „Bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30000 Jahre vergehen", sagt Herr von Gruithuisen, und dann spricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht sein müssen, um zu schützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten und der Planet zum Monde geworden war, und sich allmählich die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch alles erfinden müssen, um die 25000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer werdenden Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können! . . . Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleineren Platz einnehmen, als der Komet Neu-Hollands einnimmt. Der Ort, wo er sich an seinem Äquator ver-

senkt, wird auf den Aquator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organische Wesen vom Monde und von der Erde werden abgespült, und was sich nicht abspülen läßt, gerät in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponiert, die sich dort herum neu bilden." Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: „... auch du wirst fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — sie, die jetzt noch deine Gegenwart beschämt, sie werden frohlocken!" Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution und fürchte nicht das schreckliche Ereignis zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Herrn von Gruithuisen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schicksal steht ihnen bevor, wenn der Mond kommt? Entweder sie dauern fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und dann werden sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden, oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgespült, oder sie geraten in die Versenkungsfugen und werden zermalmt, oder sie werden in die staubigen Archive der Flötzgebirge als Aktenstücke niedergelegt, oder müssen, als Wachssiegel in dunkeln Kapseln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Los, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen malt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Geen und Meneen bei dieser Katastrophe thun und leiden?" weiter erzählt.

Die Fluten werden größer, die Ebben kleiner, die Mondmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das Rote Meer bricht periodisch in das Mittelländische, das Mexikanische zum Großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondfalle noch nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Landenge von Panama mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen.) Die Molucken und Sundainseln werden immer mehr zerfressen, und die meisten, zwischen den Tropen gelegenen Inseln des Stillen, Indischen und Atlantischen

Meeres unter Wasser gesetzt. Man wird sich von den Inseln auf die Kontinente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten ... Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sei, während die Aquatorsbewohner sich allmählich immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen, bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer sein werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, weil nur die Klügeren fortgehen und die minder Klugen bleiben werden ... Nun wird man mit gewöhnlichen Taschenfernröhren schon die Kunstwerke der Meneen ebenso sehen und bewundern, wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte, aber man wird sie leer finden (die Kunstwerke?), denn die Meneen sind allmählich aus Mangel an Wasser, und aus dem Besitze der Kunde von dem, was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte desselben eingenommen .... Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinen in den größeren, und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landkarten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Encyklopädie nicht übereilt; es wird nur nötig werden, diese bis zum Buchstaben L umzuarbeiten.)

Große Erschütterungen haben die Meneen der Katastrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechsel, rafft Tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der Gemeneen entsteht .... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (das wäre gegen alle Etikette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen). Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder. (Wie wird der

Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beispiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen und, was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde sein. Selbst die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem anderen zur Untersuchung ... „Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Überzeugung richten."

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte mancher noch manches gern erfahren, wovon das Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler sein, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft vorauszusehen und sie sich selbst zu deuten.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Not und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, straucheln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrener, ist ihnen jede Erscheinung fremd und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den

Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannigfaltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich befeinden. Darum verwirrt so vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es ist zu heilen, darauf kommt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Übelwollende, denn die Gutgesinnten verderben am meisten. Jene sehen schadenfroh dem Übel zu und thun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hilfsbegierig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine besondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu besänftigen, als säße da der Grund des Übels. Oder wäre es nicht so? Kennt ihr den Blutlauf des Volkslebens und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weitaussehenden Grundsätzen zu den Juden — hinabsteige, wie ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, das sei keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küssenswert dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Notwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrtum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrtum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Achse dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt,

so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist sein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängnis der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judentum einflößt, das wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christentum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Dasein verpestet und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswut Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben können, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüter nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sähen sich die Feinde nicht und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird

einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eigenen Vorteile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig sei, und daß man es zum Gefängniswärter der Juden bestellt, weil die Gefängniswärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thür mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehnt vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westfalen, dem Großherzogtum Frankfurt und in anderen deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonschen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläfrige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das eine und das andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen), schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie,

wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen, gedrückt, doch allein für die Not einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vorteil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urteilen sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen sein, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimiliert werden zu können, sie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuk. Man wollte, wie in einer Oper, ein unisones und uniformes Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit roten Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutschen Volkes gegen die Aristokratie gerichtet sein müsse, dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herren, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von seiten der Großen entbehrlich mache, damit letztere zu keinem jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines allen kenntlichen, allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutschen wissen, um was sie kämpfen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem fran-

zösischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ernten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit sei und wie man sie verdient und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrtum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint und die Wahrheit ist nie zu teuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust, und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnötigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Silbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern daß er gelobt werde, — so urteilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reineren Quelle entspringt meine Besorgnis. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte raten und fürchte zu belustigen; ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmütig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich

zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens sein, es ist schwer, ja es ist unmöglich, keine Satire zu schreiben!

Censur! Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nachdenken, in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewunderungswert und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das andere, wenn damit nach Kindischem gezielt und nicht einmal dieses erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ocean entgegensetzt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Kanäle nur so viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nötig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie teilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlichtschein mit Spritzen zu Hilfe eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzener Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen .... Es ist klar, daß ich von der österreichischen Censur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfnis unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungscensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen,

einer Censur unterliegen, und weil bei der Beschränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Censur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Censur, die solche Äußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern stehen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches sein sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimat verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu sein, die den freisinnigen Ansichten auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands, oder zurück den Weg versperren? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder bestünde die Freiheit unserer Verfassung etwa nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?

Man sucht die Ausübung einer so strengen Zeitungscensur mit der Anwesenheit der Bundesversammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beschönigen wollen. Wie, die Bundesversammlung, die Stellvertreterin aller deutschen Mächte, von denen die meisten Preßfreiheit, manche Censurfreiheit in ihren Staaten haben, sollte verlangen, daß in einem fremden unabhängigen, republikanischen Staate nicht geschehen dürfe, was bei ihnen selbst zu Hause geschieht? Welche Gesandtschaft könnte sich über eine freimütige Sprache in den hiesigen Tagesblättern beschweren? Wir wollen sie alle herrechnen, und man wird sehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie sie es nennen, gar keinen Grund hat.

Österreich hat zwar eine sehr beschränkte Preßfreiheit und eine strenge Censur; allein, es ist nicht sein Vorteil, diese Grundsätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeist schon eine gewisse Festigkeit angenommen hat und mündig geworden ist.

Es ist nicht das System der österreichischen Regierung, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an und sie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgesprochen, ebenso unwillig zurückweisen, als einen Tadel. Dieses ist sehr folgerecht. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es giebt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Österreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist als Niederlage. Seinen starken Einfluß, den es auf die deutschen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieses um so weniger, je mehr ihm daran gelegen ist, das in seinem eigenen Staate bestehende Regierungssystem unangefochten fortbestehen zu lassen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprinzip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den inneren Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deutscher Bürger. Die preußische Regierung täusche sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des deutschen Volkes ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Not, und dann würde ihr das deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt.

Von der bayerischen Regierung läßt sich am wenigsten erwarten, daß sie durch ihre Gesandtschaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängstlich sollte bewachen lassen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird sich finden, daß die meisten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, aus bayerischen Blättern entnommen waren.

Württemberg hat unumschränkte Preßfreiheit und keine Censur; also von dieser Seite kann nie ein Reklamationengewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. s. w. ist ebensowenig zu besorgen.

Die Gesandten von Frankreich und England werden sich wohl nie herablassen, über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten selbst, die sie vertreten, völlige Preßfreiheit herrscht und es lächerlich wäre, wenn sie fürchteten, der Meinung, die man von jenen Ländern in Deutschland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falsche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmsten Dank des deutschen Volkes sich erworben, weil es ihm so treulich beistand, den Tyrannen zu stürzen. Um so mehr läßt sich von ihm erwarten, daß es den Deutschen auch behilflich sein werde, alle Tyrannei zu zerstören, die Tyrannei der Adels- und Beamtenaristokratie nämlich, die nicht durch Tausende von Bajonetten, sondern nur durch die Freiheit der Presse, durch die Öffentlichkeit besiegt werden kann.

Man sieht, daß es kein Interesse irgend einer der Mächte, die sich in Frankfurt durch einen Gesandten vertreten lassen, sein kann, die hiesigen Zeitungen unter strenger Zucht zu halten. Es ist hier nämlich von einem wirklichen Staatsinteresse die Rede; denn was etwa sonst die ministerielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatische Kanzleiverfahren und der zarte Hofton dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräsentierten Staaten oder Fürsten angesehen werden, und verdient nicht die geringste Berücksichtigung. Man darf sich keine Artigkeiten auf Kosten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Gesetzgebern und Regierungsbeamten eines Freistaates stünde ein gewisser Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt sich nur für große Staaten, weil sich diese hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen seinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten seit fünfundzwanzig Jahren gewonnen; welche Übel hat es dadurch von seinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unsere epidemischen Feinde, die Franzosen, weniger Millionen Brandschatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die schonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hiesigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unsere Köpfe flogen und unsere Häuser anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unsere Selbständigkeit dennoch verloren? Und hat

die kräftig stolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener schönen Leichenrede unserer Freiheit nicht die größte Bürgschaft ihrer einstigen Auferstehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken lassen, den Groll, die Wehmut meines Herzens auszuströmen; jeder gute, jeder nachsinnende deutsche Bürger zürnt und weint, wenn er sieht, welchen Jammer ungeschickte Hände allerorten über das teure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die sich der Freiheit des Volkes entgegensetzte, dann könnte man sagen: wir wollen sie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir sagen: wir wollen sie bemitleiden und belehren. Aber die Philisterei ist's, diese widerliche abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit und Geistesflachheit, der nicht beizukommen ist als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner, der sich fühlt, Demut genug hat.

Die Leser des bisher Gesagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch gestellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu schreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Konstitution die Hoheit in der ganzen Bürgerschaft ruht, nicht geringer sein könne, als in monarchischen Staaten, wie Frankreich und Württemberg. Allein so ist es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hiesigen Bundesstadt obwaltende gesellschaftliche Verhältnisse billige Rücksicht genommen und keine größere Preßfreiheit verlangt, als sie in solchen deutschen Staaten besteht, wo noch Censur stattfindet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumessen, wieviel bei der Censur, wie sie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Censor und wieviel der Behörde zuzuschreiben sei, welcher derselbe für seine Amtsverrichtungen verantwortlich ist; aber nach welchen Grundsätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundsätze diese Censur verfahren sei, wird man aus Nachfolgendem ersehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Censur verwaltet als die hiesige. Ihre Strenge hat mich nie so erbittert, als es ihre Nachsicht that, weil sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkür war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder

Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Forderung von Preßfreiheit, daß sie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen sprechen, in einem solchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate selbst über ihn gesagt werden dürfte! Also (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abstrakte Rede versteht nicht jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen gesagt werden dürfen: über Bayern, so viel in München selbst, über Frankreich, so viel in Paris, über Württemberg, so viel in Stuttgart zu sagen erlaubt ist, und ist es nicht die größte Feigheit, die Rücksicht für eine Regierung so weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen sie in ihren eigenen Staaten freien Lauf lassen muß. Die meisten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, waren aus deutschen, schon einmal censierten Blättern entnommen. Da die deutschen Zeitungen sich wechselseitig abschreiben und die meisten derselben unter Censur stehen, so giebt es nichts Spaßhafteres, als dieses vielfache Destillieren eines Artikels, und wie solcher, bis er dem durstigen Leser zu Munde kommt, durch zwölf Censurkolben wandern muß und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geist herausgearbeitet ist, nicht um ihn zu trinken, sondern um ihn wegzuschütten, und nichts als das lymphatischste Wasser übrig zu behalten.

Wo die Censur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut sie, was ihr obliegt, und man weiß, woran man ist; aber das Recht zu begnadigen, sollte sie nicht haben, dieses macht ihre Gewalt nur noch tyrannischer, indem es ihr die Freiheit giebt, nach Willkür zu verfahren, und zu töten oder leben zu lassen, wie es ihr beliebt. Dieses Begnadigungsrecht hat die hiesige Censur zuweilen und unter sonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot sich, manchem Zeitungsartikel einen Reisepaß auszustellen, doch müsse er sich legitimieren, *woher er käme*, das heißt, die *Quelle* des Artikels müsse angegeben, es müsse bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen sei. Man denke ja nicht, daß hier von *Thatsachen* die Rede gewesen sei, wo die Censur, wenn die Thatsachen auffallend sind, vielleicht manchmal mit Recht nach einer authentischen Quelle fragen dürfte, sondern *Meinungen*, *Ansichten* betraf es. Waren sie aus einer anderen Zeitung genommen, ließ sie der Censor stehen, erschienen sie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerst, oder waren sie aus französischen Blättern übersetzt, dann wurden sie gestrichen.

Darf ein Frankfurter nicht so gut eine Meinung haben als ein anderer? Warum soll hier die Geistesfabrikation unterdrückt, der Aktivhandel mit Geistesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verstattet sein? Der Censor hat mich mit seiner Vorschrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung gesetzt. Wer gab mir Wünschelruten genug, alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Censurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte sie rauschen. Hatte ich eine Pariser Nachricht, die dem Censor etwas gespenstisch aussah, so schrieb er vor: gute deutsche Quelle oder d. (der Tod). Wie ist es nun möglich, daß eine französische Geschichte eine deutsche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute? ... Das ist eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß sie wähnen, Meinungen, die sie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzustopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab und werden eine Sündflut bilden, aber nur zum Verderben der Gottlosen; die Gerechten werden sicher ihre Noaharche finden.

Ich will die losesten Censurstreiche in chronologischer Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand setzen, selbst zu urteilen, wie sehr meine Beschwerden über den erlittenen Druck gegründet sind.

Erster Fall.

In einem Artikel von der niederländischen Grenze, 22. Dez., worin von der in Brüssel vorgefallenen angeblichen Verschwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle gestrichen:

„Unter den Verhafteten will man selbst fremde Agenten bemerken, die wohl nur so pro forma verhaftet wurden. Bei der bei dieser Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzosen hat man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke seienden Verschwörung nur dazu benutzt worden sei, Personen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es scheint im Interesse gelegen zu haben, einen großen Verschwörungsplan, der von den Niederlanden aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena verzweigt sein sollte, wahrscheinlich zu machen, und dies ist auch für den Augenblick gelungen."

Dieser Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wissen, im König-

reiche Bayern. Wenn die Vorzüge eines Freistaates gegen eine Monarchie nur in einer strengeren Censur bestehen, so werden wohl viele jene wünschenswerter finden. Was lag in diesem Artikel Gefährliches, was im geringsten zu einer Beschwerde hätte Anlaß geben können? Alle deutsche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es ist gut, wenn man den Fürsten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Aristokraten so oft benutzt worden, um sie im wechselseitigen Mißtrauen zu erhalten, so viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfrischen, aller deutschen Schnürbrüste ledigen Speierer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutschen hätten bis jetzt noch nicht gelernt, etwas bestimmt „und nachdrücklich“ zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Censur ausgestrichen. Es ist traurig, wenn ein Censor eine dichterische feurige Einbildungskraft hat und bei den Worten nachdrücklich fordern gleich an die Stürmung der Frankfurter Bastille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier diese Ängstlichkeit? So viel bekannt, beschäftigt sich der Bundestag damit, den Deutschen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Censur hätte wissen sollen, daß hierbei nur vom typischen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede ist und sein konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leser, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und sie nachzulesen, um zu verstehen, wovon hier die Rede sein wird. Dieses Blatt war fast ganz durchstrichen. Ich, der ich mir dieses Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigene Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die gestrichenen Artikel doch stehen zu lassen. Ich bitte meine Frankfurter Leser noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzusehen, um sich zu überzeugen, auf welche Art die Censur hier verwaltet wird. Da ist zuerst ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgesetzte Sternchen deutet an, daß er eine Originalmitteilung ist. In diesem Artikel wird von den Umtrieben der Ultras auf eine Art geredet, wie dies in vielen Pariser Zeitschriften mit weit stärkeren Ausdrücken geschieht. Dem Artikel wurde von der Censur das Todes-

urteil gesprochen, und das Leben sollte ihm nur dann geschenkt werden, wenn er nachweisen könne, daß er eine gute deutsche Zeitung zur Mutter habe. Nun sagt mir, Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariser Nachricht ursprünglich in einer deutschen Zeitung stehen, und was heißt eine gute Zeitung? Also die Censur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrecensentin, von deren Ausspruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten sei, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre schrecklich spaßhaft, wenn in dem bevorstehenden Preßgesetze für die deutschen Bundesstaaten die Bestimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was schon in einer anderen guten deutschen Zeitung gestanden habe, und als gute wären anzusehen: der Österreichische Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum soll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen über französische Angelegenheiten, was die Pariser Zeitungscensur selbst zu sagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatt, beide aus der in Augsburg erscheinenden Allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch gestrichen. Die darin herrschenden Grundsätze sind freilich gefährlich, durch die Wachsamkeit der hiesigen Censur wird aber dem bösen Geiste der Zeit leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederursel der Eingang verwehrt; in der anderen Hälfte von Niederursel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspest fortwüten. Darum alles vergebens. Man vergesse doch nicht, daß Revolutionen konzentrisch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Hessen-Kassel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurteilt; aber ich muß gestehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von dessen Verbreitung war, daß an dem Tage, wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutschlands seine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicherweise am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde alles in blutige Verwirrung gekommen sein. Der Artikel war freilich aus der Speierer Zeitung entlehnt, und Speyer ist ein Stück Franzosenland gewesen und kann nie mehr selig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten, von der Censur gestrichenen Artikel dennoch stehen gelassen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurteilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rthlr. herabgesetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Korrespondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom Main, 3. Januar. Von der deutschen Bundesversammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgesetzt wird, erwartet man in diesem Jahre noch weit erfreulichere Resultate, als in dem vorhergehenden Jahre."

Gestrichen. — Es ist hart, daß einem Freunde seines Vaterlandes verboten sein soll, der deutschen Bundesversammlung das verdiente Lob zu erteilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen venetianischen Staatsinquisition streng bestraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Censor hat sich unmöglich dieses Beispiel zum Muster nehmen können, ohne sich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutschen Fürsten schuldig zu machen, und ohne seine Unbekanntschaft mit dem deutschen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftsteller in Deutschland gestraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegenteil, es giebt Fälle genug, daß solche wegen tadelnder Äußerungen bestraft worden sind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweist dieser, welch eine schreckliche Sache es um die hiesige Censur ist, welche Willkür dabei herrscht und wie man der Leidenschaftlichkeit unbarmherzig hingegeben ist. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfassungsmäßiger gesetzlicher Regierung sich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie sich die Beamten dieses Staates in kleinen Fällen betragen. Sind sie zur Willkür geneigt, pflegen sie sie zu üben, dann kommt es bei solchen kleinen Anlässen an den Tag, weil sie sich dabei nicht scheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu lassen, was sie bei bedeutenden Sachen, die Aufsehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unsinnigen! Sie messen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswert, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beschädigen, um einen Schritt den Weg versperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen sie, sei bedeutungslos. Da ist keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Gesetze wie eine Million genießt, und wo in streitigen Sachen der Richter

über einen schmalen gedruckten Papierstreifen nicht ebenso ernst und nach den Gesetzen Recht spricht als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar stand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht, aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaschenstöpsel (schreibt jemand) habe ich immer allen Respekt, und er verdient ihn. Denn ein solcher Stöpsel ist ein ordentlicher Vorgesetzter, Leib- und Halsherr der Flaschen, ein Zunft- und Stuhlmeister, ein Festungskommandant und Grandmaître, der um so mehr auf unsere Achtung Anspruch zu machen hat, je mehr er nach seinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit besitzt, allen Druck geschmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorsteht oder oben sitzt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrausungen zurückzuhalten; daher auch, sobald ein zuverlässiger, wohlgeschnitzter und gescheiter Stöpsel seine Schuldigkeit thut, aus seinem gläsernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geist oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpseln!"

Diesen Artikel .... hatte ihn die Censur gestrichen? Nein, sie hatte Schlimmeres gethan als das; sie hatte dabei bemerkt: „Passiert ohne Anstand." Der Censor glaubte wahrscheinlich, dieser Artikel sei darum aufgenommen worden, weil er auf Censurbeamte angewendet werden könnte, und fühlte sich daher gedrängt, einen Beweis seiner Hochherzigkeit zu geben und merken zu lassen, daß er zwar die Beziehung verstanden habe, sich aber darüber hinaussetze und dem Artikel freien Lauf lasse. Nie hat mich ein Druckverbot so sehr empört als diese Druckerlaubnis, weil es mir deutlich verriet, wie die Censur ein Amt sei, das ohne Leidenschaftlichkeit, oder wenigstens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Ängstlichkeit und Strenge der hiesigen Censur, wie es die Behörde, die sie ausübt, offen erklärt, nur die Anwesenheit der Bundesversammlung zur Quelle hat, so mag es erklärlich sein, warum man einem Journalisten in Frankfurt verbieten mag, freisinnige, der Aristokratie mißfällige Ansichten aufzustellen. Wenn aber diese Ansichten aus anderen deutschen Blättern entnommen sind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen sie nicht haben? Werden Artikel aus der Allgemeinen Zeitung, welcher doch jedermann

Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, aber doch nachsagen muß, weniger verbreitet, wenn sie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht sagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem Grunde überhaupt, sei er auch aus einer falschen Ansicht hervorgegangen, wird Stellen, wie folgenden, von der Censur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar wurden von einem der Allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: Aus Deutschland, 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte gestrichen:

„Wir ebensowenig, wie die Franzosen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — sofern wir sie noch nicht haben — vorenthalten lassen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finsternis religiöser und aristokratischer Vorurteile, Anmaßung der Privilegierten auf der anderen Seite — das sind die Lockungen, die auch unsere Nation auf dem Scheidewege zu schöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und gesetzlicher Ordnung führen, oder in die greuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen stürzen können! Wir fürchten dieses Schreckbild nicht, wo es durch weise Regierungsanstalten, durch offenes Fortschreiten mit der Kultur und den Bedürfnissen des Volkes frühzeitig gebannt wird."

Weise Regierungsanstalten, Fortschreiten mit der Kultur, Bedürfnisse des Volkes, sind das Schreckbilder, welche die Censur einer freien Stadt bannen soll?

— In dem nämlichen Blatte ward in dem Artikel Stuttgart, 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Württemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erscheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle gestrichen:

„Der kategorische Imperativ in der Philosophie eines Mandeville „nach der Gunst der Staatsregierer, als nach dem Höchsten zu trachten", und so nicht nur mit Regenten, sondern auch mit Ministern u. s. w., oder gar mit Maitressen Abgötterei zu treiben; diese feine Religion soll noch heute viel Anhänger haben."

Beim Himmel, man kann es bei tausend Gelegenheiten erfahren, wie es wahr ist, was Lessing irgend einen sagen läßt: „Wenn man über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, so hat man keinen

zu verlieren.“ Alle Bürger und Beisassen der vierzehn Quartiere unserer Vaterstadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Minister noch Staatsmaitressen giebt, nicht obige Stelle soll drucken lassen dürfen, da es doch in einer Königsstadt geschehen durfte? Aber da ist die alles zerstörende Beamtenwillkür, die sich auf der Wachparade des bürgerlichen Dienstes im und am Kleinen übt, um bei ernstem Treffen gewandt und fertig dazustehen. Da ist der unselige, alles verwirrende Geist der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Gesetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, sie väterlich zu regieren, und die so oft die schlechte Regierungsthat mit dem guten Willen beschönigt. Zu so unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen ist, wähnt man keine Vorschrift der Gesetze nötig zu haben und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als sei in der bürgerlichen Freiheit etwas unbedeutend, und als sei es nicht ebenso verdammlich, wenn ein Beamter der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vorteile eines Bürgers unberechtigt sich in den Weg stellt!

— In dem nämlichen Blatte steht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — die heutige Oberpostamtszeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beschaffenheit des hiesigen Irrenhauses, welcher mit folgenden Worten schließt: „Im Irrenhause wird niemand in den Sack gesteckt, oder ihm der Mund gestopft, völlige Rede- und Gewissensfreiheit herrschet da. Das Haus ist demnach vor oder hinter dem Zeitgeiste.“ O trauriges Geschick, daß man den Verstand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Ich möchte sehr gern einmal den Verstand verlieren, um dem Herrn Censor sagen zu dürfen, was ich von seiner Censur denke; aber dann freilich fände ich wahrscheinlich nichts zu sagen, sondern würde alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demselben Blatte, freilich ironischer Weise von dem verdorbenen, verstockten und verdammten Frankreich gesprochen. Diese Worte wurden gestrichen. Wahrscheinlich hatte der Herr Censor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris selbst täglich in weit härteren Ausdrücken von Frankreich und seiner Regierung gesprochen wird, sonst hätte er wohl dem Einwohner einer deutschen freien Stadt diese Art zu reden nicht verbieten können.

Es wäre sehr gut, wenn der Herr Censor zuweilen nach dem Datum seiner Instruktionen sähe. Es scheint manchmal, daß er die aus den napoleonischen Zeiten zur Richtschnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies so viel Geld kostet, so sollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariser Journale nicht scheuen, und den Censor verpflichten, sie zu lesen, damit er den Geist der französischen konstitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hiesigen französischen Gesandten Artikel streiche, die in Paris selbst nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel vom Rhein, 9. Jan., aus der Allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultras spricht. Am Schlusse desselben heißt es:

„... Es handelt sich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konstitutionell-monarchischen Institutionen Frankreichs, an welche sich die aller anderen Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergestellt und erhalten, oder ob der Volksgeist niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückschnellen dieser ewig elastischen Feder, mithin neue Revolutionen verbreitet werden sollen. Die Völker wollen sie nicht, aber halbe Maßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin sie führen, hat Napoleons Beispiel gezeigt."

Die herausgehobenen Worte sind gestrichen worden. Alle europäischen Minister können ruhig schlafen, die Frankfurter Censur wacht für sie; fielen auch dieser einst die Augenlider zu, dann stünde es schlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wissen, ob das Verfahren der Censur in der Willkür, Laune und in den eigentümlichen Ansichten des Censors gegründet sei, oder ob derselbe nach Vorschriften der oberen Behörden handelte. Um dieses ausfindig zu machen, versuchte ich einige Male bei dem Vorgesetzten des Censors Abhilfe gegen die Bestimmungen des letzteren zu erhalten, und fand sie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirektor nämlich ließ, so oft ich mich bei ihm beschwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Censur gestrichen hatte,

freien Lauf. Allein macht diese Erleichterung den Druck nicht nur noch schmerzlicher, da sie beweist, daß der Druck unnötig, ungesetzlich war, und daß der Censor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirektor erwiderte mir mehreremal, da ich eben diese Bemerkung machte: Der Herr Censor habe nicht gewagt, diesen oder jenen Artikel auf sich zu nehmen. Allein ist denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Censor sich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um sicher zu sein, das, was er seine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als seine Pflicht und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beschränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den stärkeren oder schwächeren Nerven des Censors und von seiner daraus hervorgehenden größeren oder geringeren Ängstlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Censur der zweiten Instanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 10. Jan. war ein Artikel aus den Rheinischen Blättern, die Bittschrift des Grafen Las Cases an das britische Parlament wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena betreffend, aufgenommen. Die Censur strich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases für seinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrscheinlich richtete sich der Censor nach den Instruktionen, die er vier Jahre früher wegen Bonaparte, und was von ihm öffentlich gesagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeschrieben worden sein, keine Teilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu lassen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutschen eine Richtung nach außen zu geben und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurteilen, ohne sich gegen die Erben seiner Grundsätze zu versündigen. Dies hätte der Herr Censor bedenken sollen, und dann würde er jenen Artikel nicht gestrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirektor dessen Verfahren nicht zu billigen und schrieb auf das Censurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchstrichenen Zeilen.“ Die durchstrichenen Zeilen lauteten also:

„.... so sehr man auch einen großen Teil seines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln.“

Was dieser Satz für die Ruhe der europäischen Monarchien Gefährliches enthält, ob dessen erster oder zweiter Teil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich sage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbé Galiani aufgenommen:

„Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister ein Tyrann, ein Gott, ein alles. Aus einem so zahm gemachten Wesen kann er alles machen, was er will."

Diese Stelle strich die Censur unbegreiflicherweise, da wir in Frankfurt weder einen Papst, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeister, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamieren könnten. Auch sah der Herr Polizeidirektor die Ungerechtigkeit des Censors ein und begnadigte den verurteilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Missionäre im südlichen Frankreich und von den Wundern, die sie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen gestrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beschränkte sich aber nicht auf die Katholiken allein; selbst die Protestanten konnten sich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben sich wenigstens 25 bekehrt" ..... „Am nämlichen Abende kamen fünf Protestanten, worunter einer von 22 Jahren sich zu meinen Füßen warf und sagte: Mein Vater, ich bin Protestant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken.... Man segnete 47 Ehen ein."

Der Herr Polizeidirektor, an den ich wegen der Striche appellierte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar aus dem Oppositionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Censur erzählt war. Die Frankfurter Censur strich den Streich ihrer lieben Schwester. Auf Beschwerde darüber beim Herrn Polizeidirektor erlaubte dieser die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Censurblatt schrieb, dem Artikel vorausgeschickt werden:

„Das Oppositionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch

seine lächerliche Übertriebenheit sich selbst widerlegt, und den wir nur deshalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entsteht."

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Censur gelesen hat, wird nicht sagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beschuldigung lächerlich übertrieben sei; auch hat sie sich weder selbst widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es ist weiter nichts daraus entstanden, als daß die Redaktion des Oppositionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverlässigen Berliner Korrespondenten berichtigen zu wollen. Indessen habe ich später den Wink des Herrn Polizeidirektors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verschaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeschickt. Es ist höchst wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebsamen Handelsstadt, jeder seine schlechte Ware lobt, um sie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsschreiber seine gute Ware tadeln muß, um ihr Absatz zu verschaffen. Den schönsten, besten, edelsten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeschickt, und dieses Zeugnis der Schlechtigkeit hat ihnen zum Passe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar stand von Paris aus: „Das Ministerium, sagt man, ist gut, aber schwach." Aber schwach wurde gestrichen, und nur der Vordersatz blieb stehen. Beim Himmel, wenn erst der hiesige Censor die zu Paris erscheinende Minerve Française und den Conservateur zu streichen hätte, da blieb kein großes und kleines Abc darin stehen, so viel als man braucht, um Kinder lesen zu lehren. Diese Sachen klingen alle so fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satire gegen die Censur schreiben wollen und darum das Gemälde karikiert. In der freien Stadt Frankfurt soll man nicht sagen dürfen, das französische Ministerium sei schwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariser Zeitungsschreiber es nur dann bewenden lassen, wenn sie höflich sein wollen und eine Anstellung suchen.

— In dem nämlichen Blatte stand:

„Auf den Pariser Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werthers parodiert. Man sieht, daß die Franzosen um vierzig Jahre in der Geschichte der Deutschen

zurück sind, sonst würden sie ganz andere Leiden zu parodieren finden."

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Allein, indem der Censor dieses that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Elfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutschen Blättern folgenden Artikel nachgeschrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöversche Bundesgesandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darstellung der vorjährigen Ereignisse unter den Studierenden zu Göttingen an die anderen Herren Gesandten verteilen lassen, und denen, die solchen Staaten angehören, worin Akademien sich befinden, in einer Note den Wunsch ausgedrückt, daß man sich über allgemeine Grundsätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen."

Gestrichen. Der Isisschleier der Bundesversammlung wäre durch diese Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 2. Februar hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikanische Freistaaten.

Die Emigranten, so aus Europa ankommen, belaufen sich im Durchschnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in anderen Seehäfen."

Der Censor unterdrückte diese Nachricht. Meine Leser sind wohl müde geworden, zu fragen: warum? Wer kann das erraten! Aber diesen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Postamtszeitung aufnehmen. Man sieht, wie die Censur nur nach Anwandelungen verfährt; denn enthielte jener Artikel etwas, was ihn nach irgend einer Ansicht schädlich machte, wie konnte diese Schädlichkeit dem Censor in der einen Zeitung auffallen und in der anderen zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe diesen Fall wegen seiner Merkwürdigkeit schon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht, und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, so viel ich weiß, meine liebe Vaterstadt in keinen Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt ist, in welchem Falle sie das

Preisen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht untersagen würde; so kann der Censor bei seinen Ungedankenstrichen keine andere Absicht gehabt haben, als dem Geschichtsschreiber von Kuhschnappel etwas Angenehmes in seinen Zettelkasten zu werfen und Jean Paul, liest er dieses, nimmt gewiß eine saubere Feder und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte und mit verdienter Zierlichkeit.

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja sogar des Manzanares, mir zu sagen, was sie vielleicht sonst denken von der Sache. Hat sich aber jeder satt erstaunt über diese wahrhaftige Geschichte, dann wird noch ein kleines süßes Wunder als Dessert aufgetischt. Es besteht in folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienstage, den 2. Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Censor die angeführte Stelle gestrichen hatte, stand diese nämliche Stelle gesund und frisch in der Frankfurter Ober-Postamtszeitung. Da nun alle Zeitungen in derselben Stunde und vom nämlichen Censor durchgesehen werden, so müssen notwendig binnen fünf Minuten, als so viele Zeit zwischen der Censur des einen und des anderen Blattes verflossen sein kann, die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Frankfurt sich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehr Beständigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen lassen."

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei sogar auf das bekannte Champ d'Asile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der zur Unterstützung jener französischen Flüchtlinge zu Paris eröffneten Subskription durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieser Nachricht sorgfältig dabei setzte; die Censur schrieb mir dieses ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Censur gestrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht selbst willkommen gewesen sein, da ja ihr Diensteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen schien? Es ist mir unerklärlich, warum ihr dieses zuwider war und warum sie bei dem Polizeiamte das Verbot, solche Punkte zu setzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine schriftliche Verordnung zugeschickt, worin

mir bei Strafe alles Punktieren untersagt wurde. Über das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen solchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da später mehr hiervon geredet werden soll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzuteilen:

Actum
bei dem Polizeiamte der freien Stadt Frankfurt,
Mittwochs den 20. Januar 1819.

„Von seiten der hiesigen Censur geschah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden seit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Censur gestrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchschossen, um dadurch das Publikum aufmerksam zu machen, daß an dem durchschossenen Raum eine Stelle von der Censur gestrichen worden. Da nun dieses Verfahren gegen alle Ordnung verstoße, so halte die Censur sich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Resolution darüber zu veranlassen, worauf beschlossen wurde:

u. s. w. u. s. w.

4. Die etwa durch die Censur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Punkten oder Strichen durchschossen werden, vielmehr muß der Satz so zusammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes sichtbar wird.
5. Sollte, nachdem dieses befolgt worden, am Ende des Blattes selbst ein leerer Raum übrig bleiben, so muß solcher entweder mit Avertissements, welche schon die Censur passiert sind, oder mit solchen politischen Artikeln, die kurz zuvor in anderen hiesigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion ist verbunden, zu dem Ende stets für einen zureichenden Vorrat von dergleichen Avertissements oder Artikeln zu sorgen."

Bald darauf trat auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Übertretung jener Vorschrift zur Untersuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutschen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel, überschrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle gestrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beispiel von der ... Censur erzählen.

„Ich war im vorigen Herbste in Aachen, und da alle Leute sich wunderten, daß die Aachener Zeitungen so schlecht wären und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, so schrieb ich im deutschen Beobachter einen Aufsatz: Über die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man unrecht habe, den Zeitungsschreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieses rühre lediglich von der Censur her, welche es sich zum Gesetz gemacht, alles zu streichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinandersetzung mit den anderen Kabinetten der Zeitungen wegen habe; denn sobald Censur vorhanden, sei jede Zeitung offiziell, und daß die Brüsseler Zeitungen alles schreiben könnten, rühre daher, daß sie keine Censur hätten und also keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsschreiber die abgeschlossene Konvention früher als die Pariser, sie durften sie aber nicht eher drucken lassen, bis sie im Moniteur gestanden. So seien heute (so hieß es weiter in dem Aufsatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche anfangs für die Doggen von Madame Castlereagh wären gehalten worden, — allein ein solches Faktum dürften die Aachener Zeitungen schon nicht berichten, weil die Politiker hieraus schon auf eine Verlängerung des Kongresses schließen würden und die Censur es deswegen nicht durchlasse.

„Der .... Censor fand aber auch die Sache zu bedenklich und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Censur stecken, ohne daß sie weiter zum Vorschein gekommen wären.

„Im Juni 1817 strich er die Kabinettsordre des Königs von Preußen, in welcher die scharfe Untersuchung wegen der Verspätung des Ostseegetreides befohlen worden, obschon diese sichtlich zur Bekanntmachung bestimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch stand sie nachher in allen Zeitungen.

„Um dieselbe Zeit strich er einen Aufsatz über die Kornlieferungsgeschichte, der ganz zu Gunsten des preußischen Ministeriums geschrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten gesehen. Der Censor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüsse verborgen liegen möchten, und fand es am sichersten, ihn zu streichen.

„In einem Aufsatze von Westphalus Eremita strich er neulich so viel, daß dieser ihn im Herrmann aufs neue abdrucken

ließ und die gestrichenen Stellen mit Kursivschrift. Der Bürgermeister von Hagen (der Censor des Herrmann), obgleich ein preußischer Unterthan, hatte also mehr politischen Mut. . . . Der Artikel betraf nämlich Preußen.

„Die Ursache hiervon liegt aber bloß und allein in den fremden Gesandten. Diese glauben, daß sie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn sie die Zeitungen, so in dem Orte erscheinen, wo sie residieren, nicht gehörig lesen und auf alle Konterbande merken, da sie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn diese nun so etwas finden, so bescheiden sie den armen Censor zu sich ad audiendum verbum, und den anderen Tag streicht er die halbe Zeitung, um nur seinen guten Willen zu zeigen.

„In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm sehr anstößig schien und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen."

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig wie ein Lamm selbst meinen Hals dem Censor hingereicht, um mich aus dem Verzeichnisse der Lebenden zu streichen. Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktierens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Femgericht der Censur wieder einige, den Landfrieden störende Redensarten habe hinrichten lassen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieses gar nicht lustig und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Censur Genugthuung zu geben, zur Untersuchung und Strafe, wie sich aus nachstehendem Polizeigerichtsprotokolle ergiebt:

Auf Anzeige der Censur, daß die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieser Zeitung unter der Aufschrift „Bremen" enthaltenen Artikel, welcher zum Teil gestrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelassen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieses Artikels eingeschoben habe, wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Censur entstandene Lücke aufmerksam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amtsbeschluß sub membr. 4 verstoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieser Zeitung vor

Amt gefordert und befragt, warum er die ihm bestimmt gegebene Weisung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er sich genötigt gesehen, die zwischengeschobenen Artikel, von welchen schon der Satz fertig gewesen, als der Bremer Artikel von der Censur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo sie wirklich sind, stehen zu lassen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug gewesen, diese zwischengeschobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu setzen, indem er selbst bis 12 Uhr nachts in der Druckerei gewesen wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4. und 5. membr. des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Übertretung der Censurvorschriften betreffend ist der

Bescheid:

Da dieses wiederholte Censurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung membr. 4. und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von zehn Reichsthalern und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen, sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten. Decretum Polizeigericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieses Urteil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich lasse die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beschwerdeausführung hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende Zeitungscensur in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, dessen Name, dessen Herkunft, dessen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, sittliches und bescheidenes Betragen ihre Herstammung vergessen zu machen und nach der Achtung zu streben, die der Bürger sonst nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten gesetzlichen Einrichtungen gewährt, ist stets bemüht, der Weise jeder usurpatorischen Herrschaft gemäß, das, was ihr das Recht ver-

sagt, durch Gewalt zu erreichen und für die Liebe und Achtung, die sie niemals findet, sich durch Furcht, die sie einzuflößen sucht, schadlos zu halten.

„Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweise der Censur bisher gemacht habe und die das oben ausgesprochene Urteil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil sie es als zu gelind hervorstellen, nicht zur Unterstützung der Klage, die ich führen werde, mitteile, so geschieht's, weil ich erst verstärkt durch tausend Stimmen der öffentlichen Meinung meine Beschwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beschränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

„Die Censur, wie sie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt seit dem ersten Tage ihres Erscheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beschreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmt werden. Sie befolgt keine Grundsätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift, noch Konvenienz, noch eigene Ansicht. Es ist nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, nichts beständig als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehen bleiben durfte; ja es ist geschehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Ängstlichkeit pariert, den folgenden Tag ließ es die Censur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald suchte sie Gift, wo keins war, und versperrte allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den vermeintlich verderblichsten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Censur war ebenso überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischen trat; ebenso bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubnissen, als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Censur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem anderen Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Censur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem besten Willen zur Folgsamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderstehliche

übermacht nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Censur die Druckerlaubnis untersagt wurde.

„Das censierte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was schwer scheint) das Drückende dieser ganzen Zwangsanstalt nur noch schmerzlicher macht, erst abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen ist, wird sie so spät noch dem Redakteur ins Haus gebracht, der sie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es ist alsdann nicht möglich, die durch das oft so freigebige Streichen entstandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchstrichene Artikel sind die herausgerissenen Sätze und Worte, wodurch der Zusammenhang verletzt, unsinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage versetzt wird, in die Regalien mancher Polizeistelle einen frevelhaften Eingriff zu thun und das Recht zum Gebrauche eines schlechten Stils sich anzumaßen.

„Der Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt hat, wenn solche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsschreibern, wo Censur ist, offen gelassen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenstriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelassen werden müssen, und so die Ehre seines Verstandes und seiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der auch freigenannten Stadt Bremen beweisen, daß die erwähnte Befugnis den Redakteurs nie versagt war.

„Die Censur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht stehen bleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie schlug meine Gedanken tot und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot erteilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der censierten Artikel zu setzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

„Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate verteilt sind und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zu Grunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugnisse: 1. Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2. Sie entwirft dieses Gesetz und zwar ganz allein, ohne Mitberatung anderer. 3. Sie übt eine aufsehende verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4. Sie untersucht ein Überschreiten

desselben. 5. Sie setzt eine Strafe darauf. 6. Sie richtet. 7. Sie vollstreckt das Urteil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht ersonnen werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei eine wahre Encyklopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unsere studierende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorlesungen zu hören hat, nur in einem der Polizeibureaus auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

„Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktieren der von der Censur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk sein sollen, daß im Staate alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Censurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Übertretung derselben setzte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äußerte, daß diese Übertretung „unfehlbare Ahndung nach sich ziehen werde." Unfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes, die Strafe bestimmt ausdrückendes Gesetz vorhanden: wie ist es möglich, eine unbedeutende Übertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

„Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgends durch keine Censur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Übertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

„In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Februar war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Censur übrig geblieben waren, noch zu sehen sind. Das censierte Blatt kam, wie gewöhnlich, abends 10 Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vor-

geschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4 darin die von der Censur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen“ und nach Nr. 5 „am Ende des Blattes“ keinen leeren Raum übrig gelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entstand, füllte ich sie mit Avertissements, welche schon die Censur passiert hatten, aus.“ Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich den Geist derselben verletzt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

„Ich wurde zum Herrn Senator*** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verordnung der Censur zu übertreten, noch auch, daß ein absichtsloses Vergehen stattfände. Wir setzten unser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entschuldigung anhörte und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorschrieb, er möchte dieses und jenes, was mir zu Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urteil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichtsassessor geleitet und das Protokoll von einem Polizeigerichtsaktuar geführt werden müssen.

„Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der früheren Napoleonschen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwidert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war und ohne daß es mir vorgelesen wurde. Dies war am 16. Februar geschehen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichtsassessor***

geladen und mir der dem Untersuchungsprotokolle als Fortsetzung desselben beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Thlr. Geldstrafe und in die Kosten verurteilt, vorgelesen wurde.

„In diesem Vernehmungsprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum ersten Male erfuhr, heißt es am Schlusse: „Herr Doktor Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte: Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.“

„Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun also jetzt schon wegen Übertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntnis am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß; hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide vierzehn Tage, also wenigstens vier Bescheidtage vorübergegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urteil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise eine wahrscheinliche Absicht geoffenbart, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Übermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer imstande sein, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

„In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Censurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Censur entstandene Lücke aufmerksam zu machen“. — Kann man

seinen Augen trauen, wenn man dieses liest? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht imstande, die klarste verbrecherische Handlung zu deuten und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen, husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen und beurteilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

„Der polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, „sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten". Wenn ich recht verstehe, was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Übertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgiebt, schon in vier Wochen wegen wiederholter Censurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur drei Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

„Wenn jede Polizei allerorten wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes nach Willkür, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Dasein einer solchen sogenannten Konvenienz im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen

weltgeschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts sagen, denn mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten, aber nicht in Republiken ersprießlich sei. Indessen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unsere hiesigen Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator ***, an den ich mich noch abends, als das Censurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubnis, den Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es und schickte dem Herrn Censor die schriftliche Weisung, den Artikel passieren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer anderen hiesigen Zeitung (nämlich im deutschen Journale) bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem sie es wiederholt. Also weil die Censur einmal gewaltsam in das Geisteseigentum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal thun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachteil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigentums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes boshaft zerstört? Die hiesige Censur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geisteseigentum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird jedem, der sie kennt, erklärlich sein, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich." — — —

Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr wegen meines schlechten Stils eine weitere Strafe von fünf Thalern zuerkannt.

XXXIV.

Der Eßkünstler.

Ein artistischer Versuch.

(1822.)

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht; denn

sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sei, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede ... bald war ich düster, bald lachte ich laut auf ... ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unseren artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisieren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigentümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch sein müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hintereinander in seiner Kunst unentgeltlich öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtsein, ohne Überlegung, ohne Regel, und ohne jede Anmut, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnt hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß tierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester versammelt hat und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Überraschung zu wirken. Im Gegenteile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die

Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist und der sie nicht bloß zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem anderen vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wieviel auf diesen Resonanzboden des Eßinstruments ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludierte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte, und dazu ein Milchbrot mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sicheren Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die anderen verwirrt ihre Plätze suchten und hungrig der Suppe entgegenseufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel Tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sei, welche die Wirte aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unserigen, konnte die heuchlerische Hilfsleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sicheren und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exercitien und gymnastische Übungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprunges leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchen das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rote Rüben, Gurkensalat u. s. w., nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultanspeisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Meer-

rettich, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rote Rüben, Rettichscheiben, Senf und Salz, brachte er sämtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, das keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthurs Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurteil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurteil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sei, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Übergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wut versetzte, und er schwatzte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Ärmel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu statten; denn da der Wirt die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirte: sie befriedigen das rohe Bedürfnis auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern von einem zum anderen eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft. Einen neuen Hering, der noch sehr schüchtern war und dem man die Verlegenheit, vor so vielen Gästen zu erscheinen, ansah, munterte er auf und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu und fragte einen österreichischen Grafen, ob nicht der älteste Hering auch einmal neu gewesen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von anderen Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Kadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Apfelkompot als langatmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichnis ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tischsymphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Hallers Physiologie gelernt, sondern an mehreren europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Öffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenige Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während eines Donnerwetters seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust ward frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Kontinentalsystem übelnehmen, und um diese zu täuschen, goß er solange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Flut empor. Während des Essens der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Dritteil der Puddingportion verzehrt (denn er teilte seine Speiseportionen von allen Gerichten in drei

Teile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen), dann ließ er sich zum zweiten Male die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er List und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bißchen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum übrigen.

Nur deutsche Philister sind imstande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehreren schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jetzt nicht, aber später, mein Freund! Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender: eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert noch einmal Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirts zu ersparen, hatte die Großmut, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So teilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch. . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er mutig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, einander gegenüber. Durch die Vorderthür steckte er den Löffel und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanierte, hatte ihresgleichen nicht. . . Einen Prachthecht von seltener Größe nahm er ungeteilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopf aber über den Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den seines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch nie-

mals andere nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unseres Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht von Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Ägypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehuls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnot bedacht und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorratskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Überfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben mageren Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Köln, das Hep Hep und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimat gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Köln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschen Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution so fester zu begründen,

gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher, gleich den übrigen Gästen, sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrtümer hängen unter sich zusammen und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hiervon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter dem Kinn festband, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Manne ließ sich nichts anderes erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während des Gedränges des Essens herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam und die anderen Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter dem Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor und zeigte, daß sie hohl war. Hierdurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brot vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brotstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch! hatte er die rechte Hand mit dem Brote hinter der Serviette und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art praktizierte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht

frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sei eine Frau eine noch so kluge Wirtschafterin, sie versteht nur die Küche; der Keller ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — unter ihrem Verstande.“ Diese Bemerkung galt der Frau von Staël; aber trefflicher hätte ich sie auf unseren Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirt hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unseren Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Konvulsionen ihres Gesichtes zu verbergen und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder:

Die deutschen Zeitungen.

(Die ersten Kapitel eines größeren Werkes.)

Erstes Kapitel.

Hofrat von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Überzeugung holen, daß die Geschworenengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, als schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen und als

er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Aristokratenkur gebrauchen. Kurz, er kam und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen, als sie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung gelesen, wie aus einem Munde aus: die Fortsetzung folgt. So leicht begegnen sich schöne Geister, und so viel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den anderen Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrautes wegen, die ausgesuchteste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein echt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserem Vaterlande sagte: „es gehöre zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem ewigen Laufe. Köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüt, bringt Deutschland alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung, und zur Förderung des Geistes" — so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber gerade heraus sagen sollen; denn weil er es nicht gethan, haben viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den anderen Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrießlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die

ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwatzt, geschrieen, geseufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deutscher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört? Er antwortete: Zehn für eine. Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. Die Deutschen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege, sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte wie ein Pferd im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte, und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüsselloch der Thüre zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimratswaise!.. ach, ihr gemütlichen Bären!... Garteninspektor... Hofrat... der Popo... ha ha ha! der Popo... o Vieh, dummes blödes Vieh!..." Die letzteren Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen geriet außer sich vor Zorn, sprang auf und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte sich nicht abhalten lassen und war schon an der Thüre, als zum Glück der Kellner mit der Schokolade hereintrat. Ich bestürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Keller lächelte; legte die Finger auf den Mund und dann auf die Stirn. Damit gab er deutlich zu verstehen, wir sollten leise sprechen und der Fremde sei nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich sei, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne schon sechs Wochen im Hause und sei reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erstaunen. „Sie sind wohl nicht von hier?" — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr spräche selten und mit wenigen, finge er aber einmal zu reden an, so geschehe es laut und anhaltend. Er sei freundlich, gutmütig,

betrage sich überhaupt wie jeder vernünftige Mensch, nur zuweilen bekomme er seinen Anfall. Dieses ereigne sich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittagessen und sehr oft abends, wenn er aus dem Kasino nach Hause komme. Ich war sehr begierig, einen Menschen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig sei, und bat den Kellner, uns bei Tische in seine Nähe zu setzen. Der Kellner sagte, er thue dieses gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünschten, denn er wisse gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn setzen solle, weil viele Gäste sich seine Nachbarschaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum, da doch der Fremde keinem zu nahe träte. Es müsse aber etwas Besonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrat von Fistel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen anderen Kellner beiseite genommen, ihm zwei kaiserliche Dukaten in die Hand gedrückt und ihm gesagt, der Fremde sei ein gefährlicher Mensch, und er solle achtgeben auf alles, was er spreche und thue, und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich sein.

Der Bericht des biographischen Kellners bestand aus zwei unterschiedenen Teilen, aus einem klassischen und einem romantischen. Der klassische Teil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närrischen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerksamkeit des Hofrats, der romantische aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengesetzte Gedankenwege gerieten, wollte, nachdem der Kellner hinausgegangen, gar keine Unterhaltung zustande kommen, wir sprachen mehr mit uns selber, als miteinander. Ich benutzte diesen Umstand, nachzuholen, was ich den Tag vorher versäumt hatte; ich war sehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein und verfiel bald in einen sanften Schlummer. Dieser vormittägliche Schlaf war nach einer so unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und sehr zu verzeihen. Er schläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanschreiber, genau auf mich acht zu haben, damit sie lernen, wie ein Mann von Erfahrung sich beträgt, wenn eine Hauptperson der Geschichte eingeschlafen ist. Sie aufzuwecken, damit die Geschichte fortgehe, wäre nicht bloß in diesem Falle gegen alle Menschlichkeit, sondern auch in jedem anderen Falle gegen alle epischen und dramatischen Gesetze. Wenn der Held einer Heldengeschichte und eines Trauerspiels schläft, so hat er seine Ursachen; er ist schläfrig; die Natur hat gewisse Absichten mit ihm; die Kunst also, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeschlafen. Freilich

ahmt jeder Künstler die Natur nach, wie sie ihm erscheint, und sie erscheint ihm, wie er fähig ist, sie nachzuahmen; aber nachahmen muß er sie immer. Wenn Herr von Lieberchen acht Tage schliefe, ich wäre viel zu ästhetisch, daß ich ihn störte; sondern ich ginge unterdessen leise im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und schrieb sie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taschenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Lesern mitteilen; nicht so wie ich sie damals niedergeschrieben, sondern wie ich sie später aus dem Bleistifte in Tinte übergetragen. Leser, die mich nicht kennen, und nicht wissen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwischenspiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber sie irren sich. Zwar ist mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erst mit dem zwanzigsten Bogen mündig wird, weil man in der politischen Toxikologie annimmt, daß die litterarische Substanz gleich den homöopathischen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geschah nicht deswegen. Ich fürchte die Censur nicht; denn ich wäre imstande, so schreckliche Dinge zu schreiben, die jeden deutschen Censor dergestalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Also nicht aus Hinterlist teile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, sondern weil ich sie wirklich gehabt. Aber der erste Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken lassen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann sie nennen: Gedanken, Miscellen, Ekbota, Apophthegmen, Häckerling, gesammelte Blättchen, Hobelspäne, Kollektaneen, Witzspiele, Potpourri, Aus Leben, Kunst und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenspäne, Lesefrüchte, eingemachte Lesefrüchte, freie Mitteilungen, Streckverse, Anschauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoskop, Fragmente, Myriomorphoskop, Einschiebsel in das Journal und in die Köpfe, Findlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Mosaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denksprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenspiele, Glossen, Blütchen und Blätter aus dürrem Holze und frischem Reis, Arabesken, Erlesenes, rhapsodisches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Kaviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsprosa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus sich selber, — aber alle diese Namen sind

schon von anderen gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geschmückt mit fremden Verdiensten erscheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich ist die Eifersucht eines Liebenden, aber die einer Regierung ist schrecklicher. Eine eifersüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, versagt sich die nötige Ruhe und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meister zu werden, täglich stärkere Reizmittel. Dieses macht sie schwach, verdrießlich, zänkisch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank sind, müssen die Völker das Bett hüten. Eine seltsame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beispiel ist. Man kann im Diodor lesen, daß, wenn auf der Insel Korsika die Weiber niederkommen, sich ihre Männer ins Kindbett legen und Krankenbesuche annehmen. Wie klassisch sind Minister!

Die Bibel ist die Konstitution des christlichen Staates; daher der Widerwille der geistlichen Oligarchie, sie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen sie alles was wir verlieren — nun, dann möchten sie zusehen, wie sie mit dem Himmel fertig werden, wir Menschen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir so vieles verlieren und sie so wenig gewinnen, daß sie uns mehr Brot nehmen, als sie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß sie unsere schönsten, teuersten Güter zerstören, nur daß wir nicht froh werden; daß sie uns den Frühling mit seiner Lust, den Sommer mit seinem vollen warmen Leben, den Herbst mit seinen Früchten rauben und durch bösen Zauber den Winter ewig bannen, und dies alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das schmerzt zu tief, das empört den Friedlichsten, das macht uns unversöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis du sie gewinnst, und ergiebt sie sich endlich, seid ihr beide alt geworden und ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutschland sind die Menschen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und schweren stehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß sich bücken, einen Foliomenschen, man muß steigen, eine Duodezseele zu fassen. Die deutschen Oberen sind schön gebunden und haben goldene Titel, die Unteren sind auch gebunden, aber wie die Schweine und haben kein Ansehen.

Das Geheimnis jeder Macht besteht darin: zu wissen, daß andere noch feiger sind als wir.

Der Deutsche liebt bescheidenes Rechten, mäßiges Fordern, sanften Tadel, stille Vorwürfe. Darum muß man, um auf sie zu wirken, durch Rede und Schrift anmaßlich streiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweisen. Denn mäßigt euch, wie ihr wollt, der deutsche Leser mäßigt noch eure Mäßigung. Er kann das Feilschen nicht lassen, man muß ihn, wie ein Krämer, überteuern. Man muß mit ihnen alles übertreiben, sie haben eine Elefantenhaut, zarten Kitzel fühlen sie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen stoßen.

Armut ist eine Sandbank, Reichtum ein Felsen im Meere des Lebens. Die Glücklichen schiffen hindurch. Vor Armut kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichtum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben ist ein Strom und der Schlaf ein jenseitiges Leben. Hätte ich eine himmlische Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menschen im Schlafe belohnen oder strafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu spät.

Über vieles habe ich aufgehört, mich zu verwundern; aber daß sich zwei Diplomaten ansehen können, ohne zu lachen, darüber erstaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordschein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kassierer eines Bankiers; er hat den Schlüssel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung so lange, bis es Schaum giebt; dann meinen sie, sie hätten ein volles, überströmendes Herz. Es ist aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, stehen blieb — sonst wär er Gott.“ — So spricht der kecke Atius in Werners *Attila*. Wäre ich Minister, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verstand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrat und eine Gans zu rupfen für *Vorbereitung zum Hochverrate*.

Duldsame Menschen sind die Ungeduldigsten und geduldige die Unduldsamsten.

Ministerialismus wird *Royalismus* genannt, und Priesterherrschaft Theokratie, und wer die Bettdecke von der schlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruhestörer.

Die Geschichten der Völker und Staaten haben den Geschichtschreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was sie sonst noch genützt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichste Mensch ist ein furchtsamer; er ist am meisten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geschworen, hielt er seinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich gesehen, daß die Sonne am ersten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den sie noch nicht erlebt, und da meinen sie, das sei doch ein ganz anderer Fall, und weil sie das meinen und so klug unterscheiden, halten sie sich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlorenen Einsatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinst steigt nicht mit der Gefahr des Verlustes und am folgenden Tage kommt er doch wieder und geht endlich mit leeren Taschen weg.

Wenn das Schicksal ruft: le jeu est fait, Messieurs! so achten das die wenigsten, erst wenn sie hören: rien ne va plus! bekommen sie Lust, aber zu spät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Kabinettes in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, sondern nur um mich zu belustigen.

Es giebt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für asthenische erklärt und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speisen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für sthenische und man giebt ihnen Wasser, Essig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt sie auf eine andere Weise. Das ist das Brownische System der Politik, weiter haben sie es noch nicht gebracht und zu der Falschheit des Grundsatzes gesellt sich zum größeren Verderben noch die Falschheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Asthenie.

Wer das Naturgesetz auch in der Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, weiß nicht, was morgen geschieht, und wäre er Minister.

Dem Sturme, und kommt er noch so plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher; aber wie schützt man sich gegen die Launen der Weiber?

Unsere Zeit ist der Wissenschaft nicht günstig; man hat so viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht ans Sehen kommt.

Hätte die Natur so viele Gesetze, als der Staat, Gott selbst könnte sie nicht regieren.

Es läßt sich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vorteil von der bürgerlichen Gesellschaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie spielen Politik und wissen nicht, was Trumpf ist. Die Jesuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf ist; die anderen fragen gar nicht darnach und sind ganz verblüfft, wenn der Bube den König sticht.

Man weiß recht gut, daß es sie friert; aber die alten Gecken meinen, weil sie Sommerbeinkleider tragen, werde man sie für jung halten.

Um zu erproben, welch ein lästiges Geschenk des Himmels der Verstand sei, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen und am Ende des Jahres die unvorhergesehenen Regentage zählen.

Hätten sie die alte Zeit in Zucker eingemacht, statt in Essig, welches ganz dieselben Dienste geleistet, man ließ sie sich vielleicht schon gefallen. Aber gut, daß sie dumm waren, und daß schon früher der Geschmack zurückweist, was später das Urteil verwirft.

Die meisten Menschen sind unzufrieden, weil die wenigsten wissen, daß der Abstand zwischen eins und nichts größer ist, als der zwischen eins und tausend.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Unsere heutigen Staatsmänner, die so seltsame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beschwichtigen, ahmen hierin nur die französische Geistlichkeit des Mittelalters nach, die einst, um eine Hungersnot abzuwenden, dreitägige Fasten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das schöne unsterbliche Leben; die Alten zählt man, und man vermißt die Toten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich sein? Bist du glücklich, wenn du dein Glück gemacht? das ist zu unterscheiden. Überlege. Kannst du nicht gut sein, sündige — noch im Hohlspiegel der Sünde erscheint der Zug gotterschaffenen Geschlechts — doch sündige für deinen, nicht für anderer Gewinn. Verschwelge deine Tage, spiele um den Himmel — noch im Übermute wird man den Mut, noch in der Frechheit den Übermut anstaunen. Ergebe dich dem Teufel, daß er dir zugleich Sättigung und Unersättlichkeit der Sinne gewähre, daß er dir die Quelle öffne, die den unauslöschlichen

Durst des Wissens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geister und führe sie an, erstürme das Heiligtum frommer Gesetze; werde ein Straßenräuber wenn du arm bist; bestehle dein geiziges Schicksal, deine Mutter, die Natur, wenn sie mit Affenliebe deinen schlechteren Bruder umschlingt und dich verstößt. Gebrauche dein Kräfte, mißbrauche, vergeude sie — Gott ist ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrst du reuig zurück, vielleicht verzeiht er dir und stattet dich von neuem aus. Aber gebrauche deine Kraft, verschmähe, zerstöre sie nicht, deine und andere. Sei kein Lohnmörder, kein schnöder Giftmischer. Wie! Du schlägst einen Gedanken nieder, um so viel Thaler, mordest deine eigene Empfindung, die schöne Geburt der schönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verrätst den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf silberner Schüssel, um einen goldgestickten Rock, um eine achtel Elle seidenen Bandes, das du beim Krämer könntest um zwei Groschen kaufen? Du bist ein Tier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein Wolf, du bist ein Hund. Um was gewinnst du? Zeige mir den Bettler, der sich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürstenhut auf dem Kopfe eines verräterischen Schurken. Und du taumelst nicht im Übermaße edlen Weines, und wankst und fällst, und verwundest dich, und gehst weiter, ruhig und singend deinen Weg — du bist vergiftet und weißt, daß du es bist; du stammelst, wenn eine offene Frage dich überrascht; du möchtest dein Herz bändigen und vermagst es nicht; du atmest schwer; du erblassest, wenn das klare Auge eines fleckenlosen Menschen dir dein verzerrtes Bild zurückstrahlt; du hast Gott verlassen und fürchtest den Teufel; du ....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Personen durchprügeln möchte, gerät man leicht in laute Kunstrednerei — daher das stille natürliche Sprechen in unseren guten deutschen Musterromanen, wo der Held furchtsam ist und die Welt eine Bestie — und ich hätte gewiß das ganze Gasthaus zusammendeklamiert, wäre nicht zum Glücke, vom Getöse meiner Konsonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausschweifungen Einhalt gethan. Er sprang in die Höhe, rot vor Schlaf und Ärger, und fragte: regt sich der Narr wieder? Nein, antwortete ich sanft, ich war's. Darauf setzte er sich nieder und gähnte sehr.

Lieber Leser! Sollte dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen

— ich vermute so etwas — und du wolltest mir es aus Artigkeit verschweigen, wahrlich ich dankte dir für diese Schonung nicht; denn dieses wäre eine Gefälligkeit, die ich dir nie erwidern könnte. Laß uns immer offen gegeneinander sein. Ich gestehe es dir frei, daß mir selbst der Hofrat aus dem mittäglichen Deutschland sehr lästig ist, denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen soll. Er gehört zu den Menschen, von welchen man zweifelt, ob man sie in den Fasten genießen darf oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn gesäugt, wie uns auch; aber sein rotes Blut ist kalt, und statt Knochen hat er Gräten, die sehr biegsam sind, aber auch sehr stechen. Ich wage es nicht, ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen schon wegschicken und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reisen lassen. Wie gut ist es den Romanschreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen sie her, wer ihnen lästig ist, den schicken sie fort. Brauchen sie Geld — mit einem einzigen Federzuge schaffen sie sich Millionen; sie machen schönes Wetter, belohnen treue Liebe, und schaffen sich einen Nebenbuhler auf die schönste Art vom Halse. Bei allen Festen finden sie sich ein; Jammer und den grausesten Schlachten sehen sie sicher und bequem aus ihrem Fenster zu. Daraus lerne, lieber Leser, daß um glücklich zu leben, man sein Leben als einen Roman betrachten müsse. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken sie dich weniger; dann haben selbst die Thränen ihre Lust, selbst die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch so schlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten Blatte, das dir diese Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Essen, und mein Vorschlag, die Börse zu besuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, sah ich vor mir, aus dem Gasthofe kommend, eine lange, hagere Gestalt schreiten, die mir bekannt schien; sie machte große Schritte, und ich mußte eilen, sie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eselsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an sein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den seinigen schimmerte etwas, aber wer mochte entscheiden, was es war? Die herben und die sanften Züge dieses sonderbaren Menschen waren wie Essig und Öl immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche

Rührung sie einmal vermischte, so dauerte es keine Minute, und sie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in seiner großen versteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erstes und letztes Wort ist der Teufel und in der Mitte seiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte sich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genossen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterstadt gefragt. So oft ich aber diese Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutscher, und erst spät merkte ich, daß er damit sagen wollte: ein platter Deutscher. Ja, als der Orientalist Langlès in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er sei, hörte ich ihn antworten: Je suis du pays du philistins, und der artige Franzose lächelte, als hätte er ihn verstanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und staubigem Pflaster, daß keine Gießkanne erfrischte — die Polizei . . . war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener schönen frischen Tage in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutscher Säure, französischem Zucker und englischem Geiste uns ein Gespräch bereitet, das uns wie Punsch erwärmte und belebte. Wir sprachen von anderen Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börse ist schon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Scharen entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und sie hielten, wie Räder (Räder sind sie auch, nur nicht am Wagen, sondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlassend. Welch ein liberales Volk, wie es die Öffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das sie nicht auf freier Straße vor aller Ohren verhandelten. Und welch ein gründliches Volk! Nichts ist belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen und wünschte ihnen Glück. Sie dankten, schmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaschen. Waller wollte wissen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünscht. Ich erzählte ihm, sie hätten gestern die langersehnte Erlaubnis zur Verheiratung ihrer Kinder bekommen. „Wie —

fragte Heinrich — wollten sie denn in verbotenen Graden heiraten?" — Nein, erwiderte ich; aber hier darf ein Jude ohne Erlaubnis heiraten. — „Wird ihnen denn diese Erlaubnis zuweilen versagt?" — Gesetz ist, daß allen Juden das Heiraten verboten; nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das ist schändlich, das ist ja ein wahrer Bethlehemitischer Kindermord!" — Nicht doch! Freuen wir uns vielmehr, daß die Menschlichkeit so große Fortschritte gemacht; selbst die Henkerkunst hat sich veredelt. Giebt es denn eine sanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängnis zu töten? Es sind noch keine viertausend Jahre, da hatte ein ägyptischer Pharao auch den staatswirtschaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Christentum hat sanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heiraten. — „Das Christentum? Seid ihr Menschen, seid ihr Christen?" — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Protestanten, die, weil sich unsere Bürger in Vauxhall belustigen, alle Stunden für diese Stadt das Schicksal von Sodom und Gomorrha fürchten und welche die katholische Kirche mit der babylonischen Hure vergleichen, weil sie verstattet, an Feiertagen Kirschen zu verkaufen. Auch sind fromme Katholiken unter uns, die sich für Heilige halten, weil sie sich von der Vernunft erlöst fühlen. — „Und das Recht, die Menschlichkeit?" — Recht und Menschlichkeit, guter Waller, sind weltliche Dinge, von denen sich echte Christen, die nach himmlischen Gütern streben, nicht zerstreuen lassen. — „Und die Juden, dulden sie diese Mißhandlung ohne Murren?" — Ihre Metalliques und Bankaktien werfen ihnen fünf Prozent ab, und die unverzinsliche Ehre ist ihnen ein Wisch. — „Wie der Herr, so der Diener — sagte Heinrich, ballte die Faust und rief: o Gott, o Gott!" — Ich kannte dieses bewaffnete Gebet... Wir hörten die Tischglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet, Kuf und noch viele andere Juden fanden sich mit im Schwane ein, sie kamen auch des Sauerkrautes wegen. Diese edlen Gäste lieben das Solpersleisch sehr; sie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, sie verzehren das versäumte Schweinefleisch für ihre frommen Voreltern mit — ein schöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freute mich sehr auf das Essen; das war ein langer Vormittag! Ich setzte mich bei Tische zwischen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwissenschaften studiert und sich zum geschickten Polizeikünstler ausgebildet. In

weniger als einer Stunde hatte er von Wallers Lebensverhältnissen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ sich nicht dadurch vom Ausforschen abhalten, denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverschlossenen Schränken am sichersten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr, als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum störte ich das Frag- und Antwortspiel. Uns gegenüber saß der Legationsrat von Fistel, den ich sehr liebe, weil er mir einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßstunde hundert verschiedene und bestimmte Fragen an den Legationsrat richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu sagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrat und Waller schienen sich zu kennen und grüßten sich freundlich; doch Heinrich grinste etwas dabei. „Der Teufel soll ihn holen" — murmelte er mir ins Ohr, und setzte dann nach und nach, vermischt mit mehreren Gläsern Wein, folgendes hinzu: „Ich sollte ihm zwar gut sein, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, so drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch aussieht, wie ein Mensch. Ist er denn einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen roten oder gelben Kragen, steht hinter dem Stuhle seines Herrn, macht sich hinter seinem Rücken über ihn lustig, und hat seine eigenen Gedanken. Aber so ein diplomatischer Lakai! Alle seine Eingeweide stecken in Livré wie er selbst; sein Kopf und sein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verschweigen soll, alles ist ihm vorgeschrieben. Wenn er niesen will, muß er nachsehen in seiner Instruktion, was darüber bestimmt ist. Gestern fragte ich ihn, was der Kurier, den Rothschild von Paris bekommen, neues mitgebracht? Die ganze Stadt sprach von dem Kurier. „So! ist ein Kurier angekommen?" fragte der Legationsrat. Das war seine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie gestern bei dem schrecklichen Donnerwetter? — er hätte, statt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und sein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Konsonanten so weich zu bekommen! Er spricht so leise, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er gesagt hat. Ce language desossé macht mir ganz übel; das fließt wie Suppe das Ohr hinab, und ohne zu hören, hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute

schöne Wort: Donnerwetter. Ich war erstaunt, erfreut und versöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtstich, der ihn außer Fassung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tische, und er mußte acht Tage das Bett hüten."

„In welchen Diensten steht der Herr Legationsrat?" fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letzteren gegenüber liebte ich selbst zu diplomatisieren, und ich antwortete ihm: in Schendiensten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verschluckt hatte. — „In welchen Diensten?" — In Schendiensten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erscheinung eines ungeheuern Rehbratens allgemeines Erstaunen erregte und am ganzen Tische alle Gespräche in Stocken brachte. Während der Ferienminuten, da ich nichts zu hören, nichts zu sprechen und nichts zu essen hatte, fiel mir der fremde Narr von diesem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da sitzt er ja, antwortete er mir leise. Ich sah umher und gewahrte nur bekannte Gesichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen! — Wie! rief ich erstaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich, Herr Waller ist's. — Das ist himmlisch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Wallers Jubel, wenn ich ihm seine Standeserhöhung mitteilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht stören, ich sah ihn im Lesen der Postzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufsparen bis zum Nachtische.

Der Kellner, der mir den Narrenbescheid gegeben, war gerade mit Abräumen beschäftigt, als ich ihn hergerufen, und so geschah es, daß er durch meine Fragen zerstreut, eine der sechs Schüsseln, die er unerklärlicherweise in einer Hand getragen, vorwärts neigte und ihren Inhalt, den Rest einer köstlichen Puddingssauce von Arrak, über Wallers Kopf ausgoß; sie strömte auf die Postzeitung herab und würzte diese ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo ist naß, der ganze Popo ist naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie so? Selbst der Legationsrat lachte und fragte. Wie, Herr Legationsrat? — fragte Waller mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — und das wissen Sie nicht? Sie wissen nicht, daß der russische Kaufmann Popo Kommerzienrat geworden? Da lesen Sie. — v. Fistel, nachdem er gelesen, legte sein Gesicht in ehrerbietige Falten und sagte: freilich, das ist wichtig, das

ist sehr löblich; zur Ermunterung des Handelsstandes ist der Kaufmann Popow — so heißt er, nicht Popo, — zum Kommerzienrat ernannt worden. — Nun, Popow oder Popo, erwiderte Waller, die Gläser vollschenkend, er soll leben! Der Semipalatinskische Stephan Popow soll leben! Und der Schewskische Jakob Filatow, der auch Kommerzienrat geworden, soll auch leben! Jetzt noch eine Gesundheit, meine Herren! Der Gerbergesell aus Kassel soll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Wasser gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — sagte der Legationsrat, sich die Stirne reibend — die Familie sollte mir bekannt sein. — Bemühen Sie sich nicht — bemerkte Waller — es ist keine Frau von, sondern eine aus Mutzig, nur eine Wäscherin. Da lesen Sie. — „Eine Wäscherin zu Mutzig ist in die Brausch gefallen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn sie nicht ein Gerbergeselle aus Hessen-Kassel aus dem Wasser gezogen." ... Und was sagen Sie dazu, daß der Garteninspektor in .. wo steht es doch? .. nein, es stand gestern darin... Nun gleichviel; ein Garteninspektor ist Hofrat geworden. Er soll leben, meine Herren! Aber welche schöne Neuigkeiten liest man alle Tage in eurer Postzeitung, wie belehrend ist sie! — Ja wohl — sagte der Legationsrat — sie ist mit großer Umsicht geschrieben. — Mit Umsicht und Einsicht und Nachsicht und Vorsicht und Rücksicht, bemerkte Waller. Gestern stand darin ... Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Messing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäste (die Tafel war aufgehoben) stellten sich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdischen Gäste waren gespannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen sagen, wie hoch die Darmstädter Lose stehen?" — Fünfunddreißig, antworteten sieben Juden zugleich, mit seltener Übereinstimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten spöttisch die Achseln und gingen fort. Waller setzte sich nieder, breitete die Zeitungen vor sich aus und sprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerspruch, denn ich habe immer recht! Wer mich unter-

bricht, den erkläre ich für einen Ruhestörer und, nach Umständen für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich sehe, Sie sind verwundert, Herr Legationsrat, aber das wundert mich gar nicht; denn mich selbst wundert, daß ich noch nicht Minister geworden bin. Sie sind auch ein Mann von Verdienst, Herr Legationsrat, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchste Stufe der Ehre noch nicht erreicht, so weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt schon verachten und meiner besonderen Meinung sind, daß am Tacitus nicht viel ist, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen seine Germania — wie wird sie gepriesen! Nun was ist's? Hier, meine Herren, hier die Postzeitung, das ist die wahre Germania. Besser und schöner als Tacitus unterrichtet sie uns von der Deutschen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfassungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Postzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, sein Deutschland zu beschreiben, diese braucht oft nur ein Wort dazu. Gestern erzählte sie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verstorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen vater- und mutterlos gewesen, nicht, daß ein edler Mann ihr sein Vermögen hinterlassen, bewegte die Postzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimratswaise ist, entlockte ihr Thränen. Geheimratswaise! Liegt nicht Deutschland, wie es war und ist, in diesem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen teile: in Hofräte und in solche, die es sein möchten. Aber es ist betrübt; wie wenige sind Hofräte und wie viele möchten es sein! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräten ernennen; wenigstens zu Höfräten. Und ohne Unterschied des Standes, der Geburt, des Reichtums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters; sie müßten alle Hofräte sein. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer stirbt, — und es geschieht oft, daß einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doktor und hatte sonst noch einen und den anderen Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel seit Karls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und

ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Totenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden, dann müßte es eine Lust sein, in Deutschland zu leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: „Am 13. dieses starb S. T. Herr Hofrat Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre seines thätigen Lebens.“ Wie würde dieses zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr als das deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist, das mehr als Reichtum und Schönheit und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt sein, daß er Hofrat gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrat Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Universität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Totengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige Frau Hofrätin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“ Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung — sucht ihn in einem Plutarch eines anderen Volkes der Erde! Ich reiste mit der Post durch Leipzig, und während man die Pferde wechselte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden. Diese führte mich ins Passagierzimmer und sagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpostkofferträgerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmanne zu Tische gebeten, stellte ich mich etwas zu frühe ein und beschäftigte mich unterdessen, die Namen

der Gäste zu lesen, die auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen. Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Oberkriminalrätin, Herr Finanzrat, Frau Oberzahlmeisterin, Herr Hoftheaterintendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeister, Frau Geheime Legationsrätin, Herr Obertribunalrat, Frau Geheimrätin, der Wirt, Frau Stempeldirektorin, Herr Oberkriminalrat, Frau Finanzrätin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau Hoftheaterintendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalrätin, Herr Stadtdirektor, Frau Staatsrätin, Herr Geheimer Legationsrat, Frau Stadtdirektorin, Herr Geheimrat, Frau Polizeigerichtsassessorin, Herr Stempeldirektor, die Wirtin, Herr Staatsrat, Frau Salineninspektorin, Herr Salineninspektor, Frau Obersteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsassessorin war Witwe; ich aber saß himmlisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Oberkriminalrätin war das sanfteste, lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirt und die Wirtin, so liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborene Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum giebt — doch als Christ, Herr Legationsrat, glaube ich an übernatürliche Kräfte — so giebt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titulatursubstanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Teile unseres Seins, Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern und Hilfswörtern und Zeitwörtern, in Adjektiven und Adverbien und Präpositionen, in Deklinationen und Konjugationen. Man nennt das deutsche Volk breit, man sollte es ein hohes nennen, es erhöht alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber so lange als möglich erhöht es das Wirtschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborene und hochwohlgeborene und hochgeborene Menschen, hohe, höchste und allerhöchste Personen ... Es hat hochpreisliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theaterintendanz und es spricht von hochderselben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzessin

nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Goethes Jubeltag geschlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? weil Goethe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Goethe eine hohe Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist. Die Oberpostamtszeitung — sagen Sie nicht, meine Herren, daß ich spät zu ihr zurückkehre, denn ich habe sie keinen Augenblick verlassen; konnte ich sie schöner loben, als indem ich Deutschland lobte? — die Oberpostamtszeitung nennt sich nur so aus Bescheidenheit, sie ist aber eigentlich eine Oberamtszeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt sie in einen schönen breiten Strom, der den Deutschen heilig ist und den sie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liste von Standeserhöhungen ist ihr eine Genesis, das erste Buch Mosis; ein Steckbrief ist ihr eine kanonische Schrift, und sie nimmt ihn oft unaufgefordert und ohne Inseratgebühr in ihren Text auf. Was aber sonst gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menschheit, das erzählt sie, wenn sie Lust und Laune hat, in wenigen apokryphischen Zeilen. Wird die Oberpostamtszeitung versäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensverteilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titulaturbewegungen der Menschheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, sie kennt zu gut ihre hohe und schöne Bestimmung. Hier, meine Herren, lesen Sie ein Verzeichnis von zweiundvierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuzordensdamen geworden; hier eine Liste von siebenundachtzig Russen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von siebenundsechzig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: der Fähnrich Tschawtschawadsew, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest: der Podolier Prscherakowskji habe „für seine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken“ den St. Annenorden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß sie

nicht wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtschule zu Linz zum Direktor des Gymnasii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmesanischer Baron den Leopoldsorden, und hier, daß der Oberkammerjunker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat „Excellenz" bekommen. Die Oberpostamtszeitung erspart den Leuten von Stande das Porto und sie brauchen sich ihre Familienereignisse nicht brieflich mitzuteilen, wie wir. Ach! ich wollte, ich wäre ein Kurier, dann würden meine Freunde aus der Postzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist, und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpostamtszeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgiebt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: „Heute morgen um 6 Uhr starb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichtes im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften u. s. w. u. s. w., Freiherr von" . . . jetzt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch ins Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer. Es giebt gemütliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer, man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen Fällen bekommen wir zu lesen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern, den treuen liebevollen Vater" — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpostamtszeitung berichtet uns treu, ein neugeborener Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborene Prinzessin den Namen Maria, Auguste, Friederika, Karolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in

solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen sparen können, und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpostamtszeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinnen das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, sechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die anderen Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionäre Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhaßten Censur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, scheint Ihnen nicht auch, daß hier unser Postgaul vorwärts möchte, der Postillon aber immer zurückhält, sieht und bläst? So ist es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus schließen wollten, das Pferd habe mehr Verstand als sein Reiter, so würden Sie beiden unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verstand haben als sein Reiter, und ein geschickter tüchtiger Reiter will seinem Pferde nicht allen Verstand rauben, sondern nur den größten Teil davon. Ist es nun auch ganz offenbar, daß unser Gaul in die Zukunft galoppieren, unser Postillon aber sich in die Vergangenheit retirieren möchte, so ist dieses doch kein Divergieren der Meinungen zu nennen, sondern — von seiten des Pferdes ein Phantasieren, und von seiten des Reiters ein Moderieren, Retardieren, Genieren, Antistimulieren, Schikanieren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch lassen wir uns zu keinen Ausschweifungen verleiten. Über die großen Angelegenheiten der Menschheit vergißt die Oberpostamtszeitung die kleinen der Menschen nie; denn sie schreibt nicht bloß für Thron und Altar, sondern auch für die Küche. Nachdem sie uns mit den Namen aller neugeborenen Prinzen und Prinzessinnen, nachdem sie uns mit allen neugeschaffenen Ordensrittern, mit allen frischgeprägten Hofräten, geheimen Hofräten, Finanzräten und Justizräten, nachdem sie uns mit den Reisen aller Kuriere und mit der Zahl der Postpferde aller hohen Reisenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem sie alle Revuen aller stehenden Heere, Kompagnie nach Kompagnie, vor unseren Augen vorübergeführt; nachdem sie alle Hoffeierlichkeiten

erzählt, und zwar zu besserem Verständnis zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mitteilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beschreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, so Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem sie dieses alles gethan, erzählt sie auch die mikrokosmischen Ereignisse der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines schlesischen Barons ein Kürbis wachse, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt und $78^1/_2$ Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächsischen, weil seine Henne auf die Gasse gelaufen, 21 Groschen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardschen Truppe in Köln die Desertion überhand nehme, der Tenorist Ulrich, die solideste Stütze der Oper sich entfernt habe, und selbst die liebliche Mamsell Peche, was fast unglaublich scheine, ihr untreu geworden sei. Aber am liebsten und wärmsten verweilt die Postzeitung bei Jubelfesten. Wenn ein Ehepaar seine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Kanzelist, nachdem er fünfzig Jahre abgeschrieben, seinen Dienstjubeltag feiert und ein Belobungsschreiben erhält, erzählt uns dieses die Postzeitung in Thränen, und sie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine solche Feierlichkeit „gewiß eine seltene" zu nennen; aber sie spricht nur so aus Bescheidenheit, ihr eigenes Verdienst zu schmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß sie uns nicht eine solche seltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die sogenannten Originalartikel und Privatkorrespondenzen betrifft, mit welchen sich andere Blätter eitel schmücken, so hat die Oberpostamtszeitung sich von solchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie ist vorsichtig, sie nimmt nur bewährte Nachrichten auf und sie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn sie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch giebt es allerdings Fälle, wo die Postzeitung schaffend hervortritt und alle europäischen Zeitungen, bei welchen sie das ganze Jahr zu Gaste geht, selbst bewirtet. Dann ist ihr Gastgebot reich und prächtig, und sie zeigt, was sie könnte, wenn sie wollte. Solcher wichtigen Fälle sind vier an der Zahl. Sie ereignen sich, erstens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürstlicher Personen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt offiziell mitgeteilt werden. Zweitens: wenn die englischen und französischen Posten in Frankfurt ausgeblieben, diese Nachricht teilt die Postzeitung zuerst mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spektateur

Oriental, welche die Postzeitung als erste Besitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen sie erscheinen, sind wahre Feiertage für den Censor, denn er braucht sie gar nicht zu lesen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entstehen werden, daß er nichts darin gestrichen. Als die vierte Originalität ist die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchst originellen Berichte von den Fässern, die auf dem gefrorenen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein solcher Frostjubel sich in jedem Jahrhunderte nur einmal begiebt, so verdienen diese Säkularfässer, ob es zwar Jubelfässer sind, keine Berücksichtigung. Die leichten Franzosen verflüchtigen alles, und machen alles beweglich; wir standhafte und vollwichtige Deutsche aber verdichten alles und machen alles nagelfest. Die Franzosen können auf Pfänder borgen, sie haben Mobiliarvermögen; wir Deutsche aber können hypothekarische Schulden machen, wir haben Grundbesitz. Doch bares Geld ist leider selten bei uns. Unsere Wechsel à dato hundertundfünfzig Jahre sind die besten Effekten von der Welt; unsere Wechsel à dato drei Monate aber sind wahre Kolumbier. Ich merke, meine Herren, daß ich sehr ausschweife und mich verirrt habe und es thut mir leid, daß ich Ihnen so streng untersagt, mich zurecht zu weisen. Aber Ordnung muß sein. Den Franzosen ist ein Buch fast nur ein Ereignis, eine politische Schrift ist ihnen eine politische That; den Deutschen ist jedes Ereignis ein Buch, und eine politische Handlung eine politische Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten war eine französische Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutsche Recension mit Blut geschrieben. In diesem schönen vaterländischen Geiste denkt, fühlt und handelt — nämlich schreibt — die Oberpostamtszeitung. Eine geschehene Geschichte ist ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geschichte ist ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie teilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtausende, alte, mittlere und neue Zeit; sie teilt die Geschichte nicht in Epochen, Völkergeschichte, Staatengeschichte, Kriegesgeschichte, Kirchengeschichte, Handelsgeschichte; sie teilt die Wissenschaft nicht in Mathematik, Politik, Ästhetik, Theologie, Philosophie; sie teilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüsse, Meere — sondern sie teilt Welt, Zeit, Geschichte, Wissenschaft und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geschehen, wann, wie und wo es geschehen, und ob es wirklich geschehen oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt

ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erscheint, in welcher der Bericht des Geschehenen steht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermute, daß Sie nicht sehr bei Verstande sind, und diese Theorie der Postzeitung gar nicht fassen mögen. Ich will darum ihrer Fassungsschwäche mit einigen Beispielen zu Hilfe kommen. Wenn die Allgemeine Zeitung eine amerikanische Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, so schreibt die Postzeitung: Augsburg, den 12. März 1827, und unter dieser Rubrik berichtet sie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie schreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuisen in München habe berechnet, daß der Mond in 30000 Jahren auf die Erde fallen werde; und aus Franken: Mamsell Sontag habe in Berlin ein Konzert gegeben, und Madame Vespermann sei in München gestorben. Warum schreibt sie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erscheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, lesen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London gestorben, unter Aachen; hier unter Berlin, 9. November den preußischen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollwesen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinschaftliches? Sie verbindet der vaterländische Geist, der die Postzeitung beseelt und den sie allem einhaucht, was sie berührt. Hier finden Sie unter Darmstadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Althessen in Neuhessen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung gesetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die sich durch warmes Wasser von der Gicht heilen wollte, an dem Versuch gestorben sei. Hier lesen Sie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Wetzlar ist zum Direktor dieser Anstalt ernannt worden", und gleich darunter: „In dem bei Voigt in Ilmenau erschienenen: Geheimnis, sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst und den Sieg über dasselbe zu erlangen, wird als das vorzüglichste Mittel ein aufwärtsstrebender Leibesschnitt empfohlen." Hier können Sie lesen: Augsburg, den 16. August. „Ein russischer Kurier, der in Bukarest angekommen, hat ausgesagt: Ibrahim Pascha sei gefangen" ... „Der Einsiedler giebt es wohl mehr, als man glaubt." Hier München: Die Kammer der Reichsräte hat den Gesetzentwurf über das Gewerbswesen verworfen. Dann folgt: ein humoristischer Aufsatz über die physiologische Bedeutung der Füße. Hier Köln:

Die alten Landesscheidemünzen von Köln, Trier und Aachen sollen aus dem Kurs gesetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitschrift Merkur, die in Dresden erscheint. Hier: Bonn ... Was wird uns die Postzeitung aus Bonn berichten? Wird sie von der Universität sprechen? Vom botanischen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von solchen Dingen berichtet sie nichts. Sie schreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfasser der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede“ ... Und nun wird in zwei langen Kolonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Postzeitung, meine Herren, auf diese Weise ein schönes Band um alles schlingt, um Gott, Natur, Geschichte, Menschheit, Staat, Wissenschaft, Kunst, Ernst und Scherz; indem sie alles in einem sieht, eines in allem, und alles auf eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt sie jenes gottselige Leben, welches Thomas a Kempis so schön in den Worten schildert: Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et pacisciis in Deo permanere; welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrat, Sie in Flassans Geschichte der französischen Diplomatie umständlich erläutert finden. So, meine Herren, ist die Oberpostamtszeitung! Soll man sie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der sie geschrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem diese Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in diesem Lande wohnt? Habe ich recht, Herr Legationsrat? Herr Doktor, habe ich recht? Habe ich recht, Karl?“ ... Nach diesen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menschenhand, er sah nicht, wem sie gehörte, er hielt sie für die meinige — und sprach mit leiser flehender Stimme: „O Karl, gieb mir eine Geliebte, gieb mir einen Gott, gieb mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig; gieb mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!“ ... Dann warf er sich auf einen Stuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte heftig. Alle Anwesenden sahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und einer und der andere sagte: es ist doch schade ... Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gästen, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein stattlicher alter Mann, der sich uns schon bei Tische bemerklich gemacht hatte. Er aß und sprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte seinen blühenden

Kopf und man hätte nicht zu unterscheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die frische Jugendkraft sich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und schweren Arbeiten gewinnt, und das Maß und die Ordnung in allen seinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höheren Jahren stand. Der Rechtbewaffnete, sonst unbekümmerte Waller hatte seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und seinen Beifall zu verdienen gesucht; denn so unbedacht er auch sprach, so besonnen sprach er doch zugleich, und wenn er auch seine wilde Phantasie nicht einzuhalten vermochte, so wußte er sie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte alles, was sich rechts und links auf seinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ sich nicht prüfen. Doch einmal geschah es, daß er Heinrich fragte, wieviel Uhr es sei, und als dieser geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiderte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal und strich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkasten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anwesenden und seinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich schlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkasten unter den Arm, ihn auf sein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu lassen und sich die Treppen zu ersparen, fragte er bitter: soll ich unser teures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geschähe dieses denn das erste Mal? erwiderte ich; so ließ er sich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher wie finstere Wärter unsere schöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirte an deren Eingang stehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten süß und mit ihren Blättern buhlte die schmeichlerische Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unsere Freude störte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards, wo mehr Kutschen fahren, als hier Fußgänger sind, wird man vom Staube nie belästigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Wasser begossen. Hier aber, wie überall in Deutschland, wendet die Polizei ihre Aufmerksamkeit mehr auf Personen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgesellen, die Dienstboten, die Schriftsteller, die Reisenden beaufsichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erscheint. Jetzt

fühlte sich Heinrich auf die Schulter geklopft; er sah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, sprach er, ihr thut wohl, euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiderte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm ist das Leben. — Der freundliche Mann schloß sich uns an, faßte bald die Zügel der Unterhaltung und lenkte sie, wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüsche sang ihr schönes Lied. Wir blieben stehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jetzt, dem Gesange einer Nachtigall gelauscht, und wie die vielen Tausende Franzosen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeste gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle so von Herzen fröhlich, — wie aber alle jene Tausende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der süßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutsche allein ihren süßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche ansahen, und wie sie neugierig waren, was uns so fest gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unser Begleiter, die Nachtigall singt dem Deutschen am schönsten, sie singt deutsch, sie ist ein deutscher Vogel. Heinrich bemerkte: sie ist ein Zugvogel und sie kommt aus Asien. — Das hat sie mit jeder Freude gemein, erwiderte der Alte, und aus Asien kommen die Deutschen auch. — Heinrich sagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht als die Kastenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, sprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofrats, wenn dieser fromm gestorben, in den Körper eines geheimen Hofrats übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geschieden, in die tierische Hülle eines Bürgers ohne Titel. — Der Alte sagte mit Lächeln: Ich bin auch ein Hofrat; doch, lieber Freund, ich wünschte sehr, daß Sie meinen Rat mehr achteten, als meinen Hofrat; Sie sind zum rechten Ziele, aber auf falschem Wege. Doch — es scheint mir, daß Sie dieses Land der Hofräte, und diese Stadt, worin die hochedle Postzeitung erscheint, nicht gar zu sehr hassen; ich sehe Sie ja schon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiderte Heinrich. Ich wohne in Paris und reise nur jährlich auf wenige Monate nach Deutschland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu stärken. — Daran thun Sie sehr wohl, Herr

Waller, Sie haben es nötig, bemerkte der Alte trocken, indem er sich auf eine Bank niederließ. Heinrich errötete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu seinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte sich bald verzogen und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und sprach: Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf, es zu sein; doch immer erröte ich dessen, wenn ich höre, daß Deutsche selbst ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geschichte so ernst und heilig knüpften, und, um die schnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das süße Gefängnis brechen, in das uns die Liebe einschloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird seinen Vater schelten: und kann er ihn nicht lieben, so wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, so wird er ihn doch ehren und wird jeden streng zurückweisen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich stellte sich mit verschränkten Armen vor den alten Prediger und sagte: Vaterland! Vater! Wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwissenden Kinde erzählte man, ein Erzbischof sei sein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er sei ein freier französischer Bürger. Dem Jünglinge schlug hoch das Herz, wenn die Heere seines großen Kaisers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann sein Herz verschloß und seinen Verstand aufthat und umherblickte, sah er sich im Darmstädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterstadt spazieren, bin ich rechts ein Österreicher und links ein Preuße. Wen, was soll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein stolzer Republikaner sein? Soll ich nach Frankreich hinüberschauen? Soll ich als braver Darmstädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags sprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwischen Stadt und Festung teilen? Soll ich österreichische Gesinnungen, soll ich preußische Gefühle hegen? Oder soll ich ein deutsches Bundesherz haben? Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Wallers Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiderte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter,

Gott lallen und alle die schönen ernsten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kund thun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmei die frohen Tage unserer Heimat zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben, über Lust und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat sie auch sich vergessen, doch nie uns vergaß — die Sprache, sie ist unsere Mutter, wir wollen unsere Muttersprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher Saal uns zur ernsten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thür begegnen, uns grüßen und uns erinnern, das wir Brüder sind. Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und so mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Not, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenrot grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier

röchelt, der Italiener bahlt und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — setzte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht gebrauchen! Wir dürfen sie gebrauchen! erwiderte jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das starke des Zornes. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Ware, wie man sie Kindern in die Hände giebt. Man belustigt sich an unserem Spielen, lacht über unsere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernst treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patscht unsere Tapferkeit und stellt uns hinter den Ofen. Wir sind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht sich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuschen wir. Nein, nie wird mir dieses Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in diesem Lande, mit seiner launischen Luft, seinem zänkischen Himmel, seinem weinerlichen Frühlinge und seinem verdrießlichen Herbste. Wo sind unsere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und sandig sind? wo ist der Reigen, der im Gekreische der Welt uns zurücklullt in frohe stille Tage? Wo ist der heimatliche See, der in unsere Schmerzen lächelt? Wo ist der Puls des Volkes, an dem man die Schläge seines Herzens fühlt? Wo sind die Denkmäler unserer Geschichte? Welche Großthaten haben unsere Voreltern hinterlassen? Das wenige, was sie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erstgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürstet nach so vielen gesalzenen Tagen, und wir suchen einen frischen Trunk an der Quelle unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der dürren Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark „trockenes Brot und saures Bier“ und vor dem „Wirtshaus ohnegleichen“ steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen kühlen Wald und finden Stammbäume nackt und kahl. Diese Herrnhuterstille

des Volkes, diese Magisterdemütigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmut unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, seht Ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreischt, und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir sind nichts und wir werden nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unserem so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserem Vaterlande .... Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück ... Zank ist der Rauch der Liebe ... Ja, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse sein; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Not und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Not zufällt. Nein, meine Freunde, ihr tretet euch selbst zu nahe. Wollt ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute, was euch die Heimat gewährte, werdet ihr dort vermissen, und selbst des Schönen, das euch in der Fremde neu erscheint, könnt ihr nur darum genießen, weil ihr Deutsche seid, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Brite ist nur Brite, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein. Shakespeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, ist die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde, der Starke schützt sich selbst. — Wohl dem, erwiderte der Alte, dem ein bescheidenes Maß der Kraft geworden; Übermacht führt zur Sünde ... Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren.

Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen sind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutschen gegeben. Fragt nicht nach unserer Geschichte, nach den Denkmälern unserer Vorzeit; wir sind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer ist glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer toten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geschichte seines Lebens — er sieht euch mit seinen großen blauen Augen an, hüpft fort und spielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechseln, würden wir nicht froh unsere sichere Vergangenheit für seine unsichere Zukunft geben? Wir sind Kinder und es ist wahr, wir werden streng erzogen; aber wer tauschte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menschen haben keine Feierstunde — wir sind ein beneidenswertes Volk. Unsere Hofmeister altern und wir wachsen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden — und dann, auf Jahrtausende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einst haben die Deutschen das Weltreich Rom zerstört, einst werden sie ein schöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft und von dem andere geträumt, er sei ein Traum gewesen; und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen. — Ja, gut sind wir, sagte Waller, aber ich will nicht gut, ich will besser sein. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unser Herz ist warm, aber es glüht still und düster und schlägt nie in schöne helle Flammen aus. Wir sind keiner Begeisterung fähig, die den Menschen zum Gotte erhebt, das Geschöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathause angeschlagen stehen, daß wir um 4 Uhr nachmittags uns begeistern und jubeln sollen, und dann sind wir begeistert und jubeln zur bestimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unsere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Weisen, unsere Wohlthäter des Volkes — wir Mundschmeichler nennen sie hochgefeiert; aber wir feiern sie nicht hoch und lassen sie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Witwe und Waisen eine Vorstellung zu geben, und nur wenige deutsche Bühnen sind diesem Beispiele gefolgt. Jean Paul

klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen gesehen. Er hatte hundert Fürsten, dreißig Millionen Landesgenossen, und er war arm! In der „Kunst und Wissenschaft kräftig fördernden Kaiserstadt", wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven schon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmonische Gesellschaft in London erfuhr, beschloß sie, ihm alles zu geben, was er brauche und wünsche, und sie schickte ihm sogleich tausend Gulden. Gerechter Gott! Tausend Gulden schickten sie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier für die schnöde Lust einer einzigen Nacht dreißigtausend Gulden verschwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit seidener Schnauze wie Metastasio gewesen, und er mag wohl ein Ketzer sein, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Kavaliere glaubt. Mich schaudert und mich ekelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht seine Werke liebt! — Waller, bester Waller rief ich, wie bin ich erstaunt, Sie das sprechen zu hören. Der Deutsche ist frei; unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Schriftsteller, sie ertragen kein Joch; nur eines müßten Sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seien wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene ist die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer sein Herz fesselt, hat seinen Geist gefesselt. Laßt uns darben und frei sein. Goethe schrieb seinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweisen, woran sein Herz gestorben — denn seine Jugend hat seine Freiheit nicht überlebt — so weiß man es doch. — Und was ist jene Begeisterung? setzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den spärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutsche liebt das ganze Jahr mäßig, aber immer satt. Die Briten, die Franzosen, sie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutsche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht alles lieben, was wir bewundern, nicht jedem wohlthun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben eins, das uns alles ersetzt: die Freiheit des Gedankens ... Heinrich lachte ... Ja die Freiheit des Gedankens! Was nützt den Franzosen ihre freie Presse? Sie dürften es sagen, daß deutsche Wissenschaft und Kunst hoch über französischer stehe, daß Shakespeare mehr sei als Corneille; aber sie sagen es nicht, sie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Censur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beschränkt; aber so gewiß der Schatten dem Lichte folgt,

so gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein ist. Was wir wollen, wird geschehen, früher oder später, wenn wir das Rechte, und wenn wir es standhaft wollen. Das englische Volk, so edel es auch ist, wagt nicht gerecht zu sein; wir haben den Katholiken Irlands schon längst Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbst mächtige Fürsten bedenken sich, was sie über Griechenland beschließen sollen; wir haben sie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrießlich aus: Und sei dieses alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunst und Wissenschaft in verschlossenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienst ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh sein, ich will es genießen. Ich will sagen, was ich denke, thun, was mir recht scheint, abwehren, was mir mißfällt, und ernten, was ich gesäet. Wie langweilig sind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns ist die schöne Geselligkeit der Franzosen, wo bei uns vereint sich Kunst und Wissen, Herz und Geist, Gefühl und Witz, uns eine schöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verschaffen? — Beneiden wir sie nicht darum, erwiderte jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köstlich bewirten, ich durfte mir ihre Verschwendung wohl gefallen lassen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wissen vergeudet der Franzose in dem Gespräche einer Stunde; aber weil er alles spricht, was er weiß, sagt er mehr, als er weiß, und macht Geistesschulden. Der Deutsche denkt mehr, als er spricht; aber er reicht aus und man sieht nie den Boden seines Wissens.

Die Sperrtrommel wirbelte jetzt. Wir müssen heimkehren, sagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend ist so schön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran, bemerkte Waller. Denken wir, wir gingen noch länger spazieren. — Ja, das wollen wir denken, erwiderte ich; und wir wollen denken und immer denken: diese Trommeltyrannei ist hart und lächerlich — dann endet sie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu sagen, daß er sich unserer Bekanntschaft freue, und wir ihn auf seinem Zimmer Nr. 13 morgen besuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und sprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hause gekommen, erkundigte sich Waller, wer Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrat und Regierungspräsident. So! — murmelte er. — Baron! Präsident! Hofrat! Darum also so zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

XXXVI.

Das Leben und die Wissenschaft.

(1808.)

Das Leben und die Wissenschaft, obzwar eins und unzertrennlich in der Anschauung, sind doch feindlich stets geteilt, sobald sie das Bewußtsein verlassen, und in die Wirklichkeit übertreten. So, den Haß im Herzen, und sich wechselseitig verspottend, durchwandern sie die Welt, streuen überall den Samen der Zwietracht aus, töten jede Lebensfreude, und lassen keine Seligkeit vollkommen werden. Diese Spaltung zwischen Idee und Wirklichkeit durchläuft alle Zeiten, und die Unversöhnlichkeit derselben beweist die Notwendigkeit ihres Hasses. Und notwendig ist er in der That. Denn die Idee fürchtet ihre eigene Realisierung; weil, da es ihr nie gelingt, sich erschöpfend darzustellen, sie durch Verkörperung sich mit sich selbst entzweit und ihrem Leben eigenhändig eine Schranke setzt. Die Wirklichkeit wiederum flieht gern die Idee, von der sie ausgegangen ist; denn sie möchte selbständig sein und sucht sich daher der Herrschaft derjenigen zu entziehen, die ihr das Dasein gab. Diesem Naturgesetze gemäß findet man, daß selten ein und derselbe Mensch fähig ist, Ideen zu schaffen und sie zugleich bildlich darzustellen, daß er Wissenschaft und Kunst vereint besitzt. Wo der Sinn am herrlichsten blüht, da mangelt die Frucht der That; wo die That am kräftigsten hervortritt, da hat sie bewußtlos gehandelt. Heroismus und Genialität werden darum so selten beisammen gefunden. Die einen sind Helden geworden, haben Welten bewegt und Welten zertrümmert; doch wurden sie getrieben von einer unsichtbaren Gewalt, und sie wußten nicht, was sie thaten. Die anderen haben der Beschauung sich gewidmet, sie philosophieren über der Menschen Kräfte und wägen ihre Thaten ab; sie loben und tadeln nach ihrer Weisheit und meinen oft, es könnte besser sein. Das sind die Gelehrten; doch bringt selten es einer dahin, auch nur ein Sonnenstäubchen aus seinem Gleise zu rücken. So schauen nun die Philosophen von ihrem Sternensitze verächtlich herab auf das kleinliche Treiben der Menschen, und weinen den Verblendeten eine Thräne des Mitleids. Die Herrscher hingegen von ihren goldenen Thronen sehen lächelnd hinauf zu jenen Irrlichtern, die nicht leuchten und nicht wärmen, die schnell vergehen, wie sie schnell entstanden — sie lächeln, und freuen sich der bequemen sicheren Erde.

Dieser Neigung aber des Geistes, sich in tausendfache Formen zu zersplittern, die alle feindlich sich bekämpfen, dieser Neigung muß der Mensch widerstreben in seiner Herrscherkraft; und er kann es, wenn er den Mut hat, es zu wollen. Alles, was du in deinem Gemüte erzeugst, muß du in der Wirklichkeit geltend zu machen suchen; denn du wirst deinen eigenen Gedanken nie klar erkennen, solange er nicht verkörpert vor dir steht. Du mußt dich anderseits bemühen, jedes Gebilde, das dir die Welt darbietet, zu vergeistigen; denn nichts wirst du erfassen, bevor du es erkannt, und du erkennst es nicht, wenn du die Idee nicht begreifst, die ihm innewohnt.

Ob nun zwar diese Universalität des Seins nur wenigen von Natur verstattet ist, so sollte die Erlangung derselben doch keiner unversucht lassen. Wohl fließt ein reißender Strom zwischen dem Gedanken und der Wirklichkeit, zwischen der Philosophie und dem Leben; aber der mutige Schwimmer kömmt doch hinüber. Wie glücklich wäre er dann, wenn er mit dem Ufer zugleich sein Ziel erreicht hätte! Doch nein! die Menschen in ihrem thörichten Wahn haben die Hindernisse der Natur nur noch zu vergrößern gesucht. Man hat eine Mauer aufgerichtet zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handels, zwischen Theorie und Praxis; eine Mauer, die man mit der ängstlichsten Treue bewacht, die daher nicht erklimmt werden kann; die man zerstören muß, um in das Gebiet, das sie beschützt, gelangen zu können.

Wie diese Dualität entstanden sei, begreift man leicht, wenn man weiß, daß sie von der Natur begünstigt worden ist. Schwerer aber ist es zu begreifen, warum die Menschen, nachdem sie zum Bewußtsein derselben gelangt waren, sich so sehr bemühten, den Zwiespalt permanent zu machen. Es bedarf keiner Erzählung der Qualen, die man sich dadurch bereitet hat; denn gar wenige sind es, die nicht darunter litten. Man besuche die Geburtsstätten der Gedanken, die Studierstuben der Gelehrten, und was wird man finden? Man findet dort, je nach dem Alter der sie bewohnenden Philosophen, entweder die Thränen der unbefriedigten Sehnsucht, oder den Schmerz des mißlungenen Strebens, oder den Ingrimm wegen verspotteter Weisheit. Durchwandle auf der anderen Seite das Gebiet der bürgerlichen Thätigkeiten, und was wirst du sehen? Du siehst da ein bewußtloses Drängen und Gedrängtwerden, ein eitles Handeln, das sich oft nicht zur Würde des Instinkts erhebt, des Instinkts, welcher

doch immer die Zweckmäßigkeit für sich hat. Sinnlos und tot sind alle Glieder und ihre Bewegungen, gleich denen einer Marionette, ohne Leben und Selbstbestimmung. Wenn auch einmal der Geist sich in dieses Puppenspiel verirrt, so wird er flugs in kalte ekle Formen eingezwängt, so daß er, der Freie, dem Kerkerluft unerträglich ist, nicht bleiben mag und schnell die Flucht ergreift.

Da nun jede Wissenschaft ein Gebiet hat, worin sie sich verkörpert darstellt; da anderseits jedem Gebilde der Welt eine Wissenschaft gegenübersteht, worin sein Geist sich ausspricht; so lassen sich die unseligen Folgen, die aus der Trennung der Theorie von der Praxis entstanden sind, an jedem Punkte aufzeigen. Man mag nun die einzelnen Institutionen der menschlichen Gesellschaft betrachten, oder eine Encyklopädie der Wissenschaften durchgehen. Der Geist der Zwietracht wird überall gefunden, schwächer oder stärker.

Wie aber jede Thätigkeit des Menschen darauf hingeht, Geist und Leib in ihrer Individualität zu erhalten und durch Fortpflanzung unsterblich zu machen, so wird zuerst dem Menschen das am Herzen liegen, was jenem Zwecke ersprießlich ist. Da ferner, wie gezeigt, nur in Verbindung des Lebens mit der Wissenschaft ein glücklicher Zustand gedacht werden kann, so folgt, daß das Unheil, was aus dem Gegenteil entspringt, am größten dann sein muß, wenn es in ein Gebiet fällt, das alle Menschen ohne Ausnahme für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Daher giebt es vorzüglich eine Wissenschaft, wo Theorie, von der Praxis getrennt, jeden reinen Genuß unmöglich macht; daher giebt es ein Gebiet des Lebens, das, von der Wissenschaft abgesondert, entgeistert und ohne Bedeutung dasteht. — Es ist die Staatswissenschaft, es ist der Staat.

Denn es läßt sich zeigen, wie jeder, der sich mit irgend einem anderen Zweige des Wissens befaßt, des Trostes doch nicht ganz entbehrt, wenn es ihn schmerzt, daß die Wirklichkeit so wenig seinen Idealen entspricht. Auch kann es dargethan werden, daß für die meisten, die sich gezwungen herumtreiben in einem öden Felde des Lebens, daß es für jeden außer seinem Kreise doch einen Zufluchtsort giebt, wohin er sich flüchten kann, wenn die kalte Hand der entseelten Wirklichkeit ihn zu Boden drückt. Für alle ist einige Rettung möglich, nur nicht für den Gelehrten, der sich mit der Staatswissenschaft befaßt, nur nicht für den Bürger, der im Staate als solcher lebt.

Wenn der Theolog weint über die Gottlosigkeit der Menschen,

so ist die Hand nicht fern, die seine Thränen trocknet. Denn wo er wahrhaft in Gott lebt, giebt es für ihn keinen Raum und keine Zeit. Die erquickende Aussicht also, daß kommende Generationen oder die Bewohner anderer Welten frömmer sein dürften, muß ihn genügsam für den Schmerz entschädigen, sich von Ungläubigen umringt zu sehen. Wenn der Philosoph klagt über die Unweisheit der Menschen und ihren Blödsinn beweinet; ei, warum trauerst du, Freund? Glaubst du, daß nur in der Weisheit ein seliges Leben möglich sei? nun gut, so überlaß dich ihr und das Gefühl deiner Freiheit wird dir um so köstlicher schmecken, je mehr du dich von Menschen umringt siehst, die in den Fesseln der Sinnlichkeit schmachtend vergehen. Wenn die Ärzte jammern über die Unmäßigkeit der Menschen, so haben sie doch die Befriedigung, daß ihre Wissenschaft sie lehrt, den üblen Folgen, die daraus entstehen, abzuhelfen. Wenn die Leute spotten über die Ungewißheit der medizinischen Kunst, dann mögen sie so leben, daß sie ihrer nicht bedürfen. So giebt es ein Heilmittel für jede Wunde. Wenn aber der Bürger mit der Staatsverfassung, die ihn beherrscht, nicht zufrieden ist, wenn der Staatsgelehrte klagt, daß man seine Grundsätze nicht in Ausübung bringe, so ist hier nichts, was für den Verlust entschädigen könnte, dann tritt auch nicht ein Moment ein, wo man den Einfluß einer gestörten Harmonie nicht schmerzlich fühlen sollte.

Denn mache es, wie du willst, sei geschmeidig wie ein Aal, kleiner als ein Atom, oder von Gigantengröße, sei König oder Bettler: du entgehst dem Staate doch nicht und seinem Einflusse. Verkrieche dich in den entferntesten Winkel der Erde, den nie ein Menschenfuß betritt; auch da verfolgt er dich. Denn du wirst dich der Gedanken nicht erwehren können, der Gedanken, die der Staat dir gab, in dem du erzogen worden. Die Luft umgiebt deinen Leib, der Staat deinen Leib und deinen Geist. Deine Bedeutung in der lebendigen Natur endet mit dem Leben, wie sie mit dem Leben begann; im Staate bist du unsterblich. Er hatte dich bestimmt, ehe du noch zur Welt kamst; dein Leichnam ist seiner Obhut nicht entzogen; er handhabt dein Vermögen, er beherrscht deine Nachkommenschaft als Blut von deinem Blute und Geist von deinem Geiste. Er bringt dir deine Gesinnungen auf, denn die Umgebungen sind es, die uns erziehen, diese Umgebungen aber regelt der Staat. Daher kann man mit Recht behaupten, daß von den drei Verhältnissen, die das menschliche Wesen beherrschen: seine tierische Natur, seine Humanität und

sein bürgerlicher Zustand, daß es der letztere ist, der das größte Gebiet im Besitz hat.

Diesen Zustand kennen lernen, daß heißt sich selbst kennen lernen. Die Forderung nun, sich dieser Kenntnis zu bemächtigen, würde man an jeden machen müssen, wenn es nicht darum überflüssig wäre, weil schwerlich einer, der sich diesem Gesetze nicht freiwillig unterwirft, imstande sein möchte, seine Notwendigkeit überhaupt zu begreifen, auch wenn es ihm von einem anderen diktiert wird. Es ist daher nicht nötig, jeden ohne Ausnahme zu tadeln, der diese Regel vernachlässigt, denn es ist die unorganische Menge, die überall sinnlos waltet. Wenn aber Menschen, die mit dem Staate in näherem Konflikte stehen, wenn Staatsdiener verabsäumen, sich theoretische Kenntnisse anzueignen: dann kann man mit Wahrheit behaupten, daß der ehrliche Tagelöhner, der doch weiß, was er thut und warum er es thut, solchen Menschen weit wird vorzuziehen sein.

Und doch waren es meist solche Menschen, die man ans Steuerruder des Staates setzte. Zwar muß man die Konsequenz des Feudalismus loben, wenn er den Adel ausschließlich zu Staatsämtern zuließ. Denn da deren Verwaltung Verstand erfordert, so war es natürlich, daß man sie den Händen derjenigen vertraute, die den Geist in Erbpacht besaßen. Die Natur hingegen, die nicht mit sich kontrahieren läßt und auch keinen Prozeß fürchtet, hatte oft gewagt, mit frevelhafter Verletzung des Eigentums, auch Leute von niedriger Herkunft mit Talenten zu begaben. Diese wurden immer zurückgesetzt. Vorzüglich unser ehrliches aber etwas tölpelhaftes Vaterland war immer darauf besessen, nur solche Männer zu Ehrenämtern zuzulassen, deren Ahnen sich rühmen dürften, Schlösser verwüstet und den wehrlosen Wanderer geplündert zu haben. Die Söhne ehrlicher Bürger aber wurden verdammt, die Müllertiere des Staates zu sein, die für andere das Mehl herbeischleppten, während sie selbst mit Disteln sich begnügen mußten. Wenn man sich auch dann und wann das Ansehen gab, als wollte man dem Talente Einfluß auf die Staatsverwaltung können, so geschah es doch auf eine so plumpe, beleidigende Art, daß kein Mann von Ehre wünschen konnte, der Gegenstand einer solchen Auszeichnung zu sein. Es war nicht die heilige Flamme des Genies, die man schützte und göttlich verehrte. O nein! Man mästete die Intelligenzen, um dem Fiskus einen fetten Sonntagsbraten zu verschaffen.

Jedoch, sowie jede böse That immer zwei zugleich verdammt,

die Sünde desjenigen, der sie begangen, und die Schwäche dessen, an dem sie ausgeübt ist, so war es auch hier. Wenn die Weisheit kalt und streng vom Throne entfernt gehalten wurde und die entadelte Regierung, indem sie ihrer selbst spottete, zugleich die schein- und glanzlose Philosophie dem Gespötte des Pöbels preisgab, so war das ebensoviel die Schuld der Philosophen, die die Kraft nicht hatten, ihre Kraft geltend zu machen, als es die Schuld der Fürsten war, die nicht Mut genug hatten, einer angeerbten Schwäche treulos zu werden. Wenn die Machthaber glaubten, daß sie vom Schweiße ihrer Arbeiten nirgends angenehmer ausruhen konnten, als unter dem Schatten eines breitästigen Stammbaumes, so folgten sie darin der unwiderstehlichen Lehre einer tausendjährigen Gewohnheit, und sie thaten, was sie nicht lassen konnten. Wie oft aber mochten sie, an jener Sonntagskühlung bis zur Übersättigung schmausend, zähneklappernd ihres Ekels sich bewußt werden und sich zurücksehnen nach der Freude des Sonnenscheins! Wo war alsdann die philosophische Sonne, die Mut genug hatte hindurchzudringen durch den Wolkendunst der Gelehrsamkeit, um Licht dem zu senden, der um Licht flehte? Wie mancher edle Fürst, umringt von seinen Lügentrabanten, mochte hinaufgesehen haben zur Dachstube der Philosophie, wünschend, daß ihm Erquickung käme von dorther; aber keine ward ihm zu teil. Denn wo fand sich der Philosoph, der bescheiden genug war, sein Strahlenangesicht zu umschleiern, um das Licht der Wahrheit dem entübten Auge verdämmert darzubringen? Wer hatte den Mut, seine Brust den Lanzen der Fürstenschmeichler darzubieten, und wer war gewandt genug, daß er nicht stolperte über seine eigene Weisheit? O, wer da glaubt, daß es hinreicht, Geist und Wissenschaft zu haben, um ein guter Fürstenrat zu sein, der kennt die Welt nicht, oder hat nie einen deutschen Professor gesehen. Steif, wie eine lateinische Deklination, schreitet die deutsche Gelehrsamkeit einher und ist rettungslos verloren, sobald sie es wagt, ein Kompliment zu machen. Wie kann man aber von der blödsinnigen Menge, die nie durch die Oberfläche dringt, verlangen, daß sie dem Manne Kraft zutraue, der zu schwach ist, seinen eigenen Körper zu beherrschen? Auf diese Weise aber ward die Schranke unterhalten, welche Fürsten und Philosophie sich zu vereinigen verhinderte.

So war es bis jetzt. Nun hat aber zu unserer Zeit die Vorsehung sich in höchst eigener Person herabgelassen, dem christlich-moralisch-ökonomischen Deutschland eine handgreifliche Lektion zu

geben. Sie lehrt: daß der Staat wie eine tote Masse zu betrachten sei, wenn keine Seele da ist, die ihn belebt; daß aber auch der Geist keine Bedeutung habe, wenn ihm kein Stoff gegeben ist, dem er sich einbilden könne. Die Lehre war stark und man wird sie nicht vergessen. Denn als die Preußen bei Jena geschlagen wurden, da konnte nichts mehr ihren Staat retten. Nicht die schön gedrechselten Zöpfe der Soldaten, nicht der gewichtige Korporalstock; denn die Seele war aus ihm gewichen. Die preußische Staatsverwaltung war nie was anderes als eine kleinliche Tabellenkrämerei gewesen; man zwängte den Geist in rote Linien ein, die er bei höchster Ungnade nicht übertreten durfte, und der Mangel der Sinne sollte ersetzt werden durch die fünf Spezies der Rechenkunst. Man glaubte, daß das Teilungsprinzip der Arbeiten auch auf den Kopf angewandt werden müsse, welcher arbeitet. Daher erschöpfte man die Alphabete der alten und der neuen Sprachen, um alle die Divisionen und Subdivisionen zu bezeichnen, in die man die Funktionen des Geistes zerspaltete. Man zerschnitt das Gehirn gleichsam in Stücke und sprach: du thust dies, und du sollst jenes thun. Darum besetzte man die Ämter am liebsten mit solchen Menschen, bei denen man ihrer angeborenen Einseitigkeit wegen diese Teilung nicht erst vorzunehmen brauchte. Man mußte im preußischen Staate ein mittelmäßiger Kopf sein, um in einer Amtsbewerbung zu reüssieren, und die Glücksritter, die sich klüger dünkten, bemühten sich Mediokrität zu affektieren. Wie konnte ein solcher Staat sich retten in einem Kampfe, wo ihm die ungeteilte Intelligenz gegenüberstand? Er mußte fallen; und dies war so natürlich, daß, hätte Preußen nicht einst seinen Friedrich gehabt, kein Kind mehr davon spräche, daß es zertrümmert worden ist.

Jetzt ist alles bei der Hand, um die Ehre des Sprichwortes zu retten: durch Schaden wir man klug. Unser prosaisches Vaterland hat sich plötzlich der Genialität hingegeben, hat abgeworfen den Reifrock und die steife Schnürbrust, in der seine Staatsverfassung bis jetzt ängstlich keuchend einherging. Man fängt allerorten an, die Gelehrten aus ihren Studierstuben in die Staatsbehälter zu ziehen, indem man sie schön ausgeschmückt mit Sternen und Bändern. Wer hätte eine so hochherzige Huldigung des Genies sich nur träumen dürfen, zu einer Zeit, wo Deutschland — pfui, man möchte erröten es auszusprechen — wo das ökonomische Deutschland zum Denkmal für seinen Luther kaum so viel Geld zusammenbrachte, als hinreicht,

um die Kinder einer großen Stadt mit Semmeln zu bewirten? Doch der Leier des gallischen Orpheus konnte keiner widerstehen, und sogar die deutschen Bären tanzten. — — — — — — — — — —

XXXVII.

Über die geometrische Gestalt des Staatsgebietes.

(1809.)

Die Form des Staates, d. i. seine geometrische Figur, die seine Umgrenzung bildet, hat den bedeutendsten Einfluß auf sein ganzes Leben.

Die Regenten haben von jeher eine Neigung gehabt, ihre Länder zu arrondieren. Dieser Trieb, sich zu arrondieren, ist der symbolische Ausdruck für die Tendenz zur Vervollkommnung überhaupt, die jedem Dinge einwohnt. Man findet es bei allen Organismen der Natur, daß, je höher sie stehen, je mehr nähert sich ihre Gestalt der Kugelform. Der Grund ist auch leicht einzusehen, warum es zur Vollkommenheit eines Staates gehöre, arrondiert zu sein. Nur in dem Falle nämlich, daß der Staat einen Zirkel bildet, kann er einen Mittelpunkt haben; hat er aber ein Centrum, so wird die Lebenskraft, die von demselben ausgeht, der Natur jedes Fluidums gemäß, sich nach jedem Punkte der Peripherie hin gleichförmig verteilen, und daraus muß ein Zustand resultieren, welcher der vollkommensten Staatsverfassung gleicht. Hat aber der Staat eine unregelmäßige Figur, so sind die Übel, die daraus entspringen, ebenso schlimm, als die Mittel gefährlich sind, die man anwenden könnte, um jenen Übeln abzuhelfen.

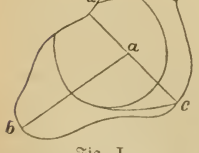


Fig. I.

Man nehme an, ein Staat habe die Gestalt von Fig. I. Einen Mittelpunkt könnte er alsdann nicht haben, und es hängt bloß vom Zufall ab, wo sich der Punkt bilden wird, von dem alle seine Thätigkeit ausgeht. Dieser Punkt soll a sein. Sich selbst überlassen wird nun die Staatskraft sich mit gleicher Stärke nach den Punkten d, c, b ausdehnen. Nun ist die Linie a, b zweimal so groß, als die Linie a, c, die Intensität der Regierung aber ist sich gleich, wodurch denn notwendig ein Mißverhältnis entstehen muß.

Will man nun, dem abzuhelfen, ein unregelmäßiges Land in viele Kreise zerteilen (Fig. II), so wird dadurch die Einheit der Regierung vernichtet.

Was das Verhältnis eines Staates zu anderen Staaten betrifft, so wird dieses Verhältnis um so schwankender und daher um so gefährlicher sein, je mehr seine Figur von der Zirkelform abweicht.

Fig. II.

Man betrachte Fig. III. Hier werden die successiven Bewegungen des Staates a um seine Achse ebenso verschieden sein, als die Linien, die von jeglichem Punkte der Peripherie nach dem Mittelpunkte hingezogen werden können. Nach dem Gesetze der Gravitation wir daher der Staat a auf den Staat b in jedem Augenblicke mit einem anderen Grade der Kraft einwirken. Da nun die Reaktion des Staates b parallel läuft der empfangenen Kraft, so wird die Passivität des Staates a unendlich variabel sein. Daraus folgt, daß das Verhältnis des Staates a zu irgend einem anderen Staate ein ewig schwankendes sein muß, welches sich jeder Berechnung entzieht.

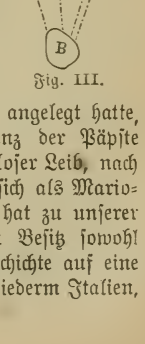


Fig. III.

Will man einen Beleg haben für den Satz, daß das innere Leben eines Staates zum Teil von seiner äußeren Umgrenzung bestimmt werde: so betrachte man Italien. Dieses Land, unter allen Ländern Europas dasjenige, dessen Figur von der sphärischen am meisten abweicht, zeigt uns in seiner Geschichte einen wunderbaren Widerspruch. Seine Kraft, so oft sie sich äußerte, wirkte immer nur centrifugal, und vermochte nie sich in sich selbst zu bilden. Die Welt, nachdem sie von den irdischen Banden erlöst worden, die ihr der Materialismus der Römer angelegt hatte, mußte ihre junge Freiheit der despotischen Intelligenz der Päpste hinopfern, und ward ein Jahrtausend lang, als seelenloser Leib, nach Willkür gelenkt. Nachdem die Geduld des Himmels, sich als Marionettendraht gebrauchen zu lassen, aufhörte zu sein, hat zu unserer Zeit Ajaccio einen Geist geboren, der in vereintem Besitz sowohl der intellektuellen, als der massiven Kraft der Weltgeschichte auf eine lange Zeit ihre Bahn vorgezeichnet; und so ist es wiederm Italien,

das die Herrschaft der Welt auf ein neues Jahrtausend in Pacht genommen.

Wie kommt es aber, daß eben dieses Land mit der unversiegenden Herrscherkraft doch nie vermochte, sich selbst zu beherrschen? Der römische Staat, der mit seinen langen Armen ergriff, was er nur immer erreichen konnte, erstreckte sich nicht weit über das römische Gebiet hinaus, und die anderen Provinzen Italiens wurden ebenso fremd wie auswärtige Länder behandelt. Nie hat Italien einen einzigen Staat ausgemacht. Zerstückelt, wie es war, bot es uns eine unaufhörliche Scene dar von inneren Zerrüttungen, von Bürgerkriegen und Greueln aller Art. Zu unserer Zeit, wo ein einziger Federzug hinreichen würde, Italien in einen Staatsverein zu bringen, ist es doch nicht geschehen und seine Zerstückelung ist von neuem sanktioniert worden.

Gleich wie dieses Land eines Mittelpunktes entbehrt, so spricht sich auch die centrifugale Tendenz des Egoismus nirgends stärker aus, als bei seinen Einwohnern. Die Unhöflichkeit der Italiener zeigt, wie wenig sie der Notwendigkeit bewußt sind, zum Wohle des Ganzen von ihren egoistischen Zwecken etwas aufzuopfern, und ihre Rachsucht beurkundet, daß sie zum Schutz des Staates kein Vertrauen haben können. Der Grund aber von allem dem liegt in der unglücklichen Figur des Landes, die einen Mittelpunkt unmöglich macht und daher der Entwickelung eines ungeteilten politischen Lebens hinderlich ist.

Mehr noch als seine Figur hat der Umstand einen großen Einfluß auf den Staat, ob er von benachbarten Staaten bloß durch politische oder durch natürliche Grenzen getrennt werde. Im ersten Falle wird es unabänderlich sein, daß einerseits der Staat über seine eigenen Grenzen hinauswirken wird, und daß er sich andererseits der Rückwirkung benachbarter Staaten nicht wird erwehren können.

Durch diese Amalgamation der Staatskräfte zweier verschiedener Staaten werden aber die Gesetze eines Landes oft sehr in Verwirrung gebracht. Man denke nur an die Schwierigkeit, die Gesetze der Accise an der Landesgrenze geltend zu machen, wo der Schleichhandel mit solcher Bequemlichkeit geführt werden kann. Man denke an die Unmöglichkeit, alle unsicheren Menschen abzuhalten, die sich gewöhnlich an der Grenze aufhalten, wo es ihnen frei steht, ihren Aufenthalt bald in diesen, bald in den benachbarten Staat hin zu verlegen.

Wenn aber ein Land mit Bergen oder Wasser umschlossen ist,

so wird ihm dadurch in der Reihe der Staaten eine viel höhere Stufe angewiesen. Man findet es in der ganzen Natur bestätigt, daß die Vollkommenheit des Lebens gleichen Schritt geht mit der größeren oder geringeren Isolierung des belebten Körpers. Demgemäß muß sich auch die Kräftigkeit eines Staates stärker äußern auf Inseln, als auf dem festen Lande. Vergleicht man die Geschichte des festen Landes mit der Geschichte der Inselstaaten, so findet man den Geist, der in ihnen vorwaltet, so verschieden, daß der Unterschied jedem in die Augen springt. Auf dem festen Lande war die Regierung immer monarchisch, auf den Inseln gewöhnlich republikanisch. Man denke an die griechischen Inseln, an England, Venedig, Westindien. Die Aristokratie im Handel, welche den Inselstaaten immer eigen war, hat man aus dem Umstande erklären wollen, daß die See dem Transport der Waren günstig sei. Die Sache ist wohl wahr, der Grund aber, warum sich die Inseln die Präpotenz im Handel zueignen konnten, liegt höher, als in diesem zufälligen Umstande, und es soll an einem anderen Orte mehr davon gesprochen werden.

Zur Wirklichwerdung eines ewigen Friedens ist es schlechterdings notwendig, daß alle Staaten vollkommen arrondiert sind. In dem Falle nämlich, daß sie Zirkel bilden, werden sich ihre Peripherien nur an einem Punkte berühren können, wodurch jede feindliche Bewegung erschwert wird. Allein dieses ist noch nicht hinreichend. Damit der Friedenszustand der Staaten ewig sein könne, darf unter ihnen gar kein Berührungspunkt stattfinden; sie müssen vollkommen getrennt sein. Dieses ist nur dadurch möglich, daß die Staaten durch Wasser voneinander geschieden werden, das heißt, daß sie Inseln bilden.

Um den Liebhabern des ewigen Friedens zu zeigen, welch eine mächtige Tendenz die Natur habe, jene paradiesische Zeit herbeizuführen, ersuche ich sie, mit mir einen Augenblick die Gestalt der Erde zu betrachten. Sie werden finden, daß viele Länder, die jetzt getrennt sind, ehemals zusammenhingen, und daß andere, die jetzt noch zusammenhängen, ihre zukünftige Bestimmung, sich zu trennen, gar deutlich offenbaren.

Daß ehemals die vier sogenannten Weltteile miteinander verbunden waren, das ist gar nicht zu verkennen. Europa hing mit Afrika da zusammen, wo sie jetzt die Meerenge von Gibraltar trennt; desgleichen Amerika mit Asien, da wo die Behringsstraße das östliche Sibirien von Nordamerika scheidet. Daß

England einst mit Frankreich verbunden war, das läßt sich ebensowenig bezweifeln.

Die Zeichnung der Länder, welche sich künftig trennen sollen, ist gar bestimmt gegeben. Hätten die Franzosen ihr Projekt ausgeführt, die Erdenge von Suez zu durchbrechen, so würden sie der Natur die Mühe erspart haben, zum Behuf des ewigen Friedens Afrika von Asien zu trennen. Es kann so viele tausend Jahre nicht mehr dauern, dann wird sich bei der Erdenge Darien Amerika in zwei Hälften teilen, und das Südliche wird sich dann zum Nördlichen verhalten, wie sich Afrika zu Europa verhält. Spanien von Frankreich zu trennen, das kann der Natur gar nicht schwer fallen, da der Biscayische Meerbusen schon eine große Kluft zwischen beiden Ländern bildet. Ebenso leicht ist es, Italien von Europa loszutrennen. Dänemark mit Deutschland hängt auch nicht fest zusammen, und um Schweden von Rußland loszureißen, reichen sich der Bothnische Meerbusen und das weiße Meer hilfreich die Hände. Es bleibt dann in Europa noch ein Kern übrig, der nicht zerstückelt werden kann. Zumal Frankreich und Deutschland, die hängen so fest zusammen, daß sie sich schwerlich werden trennen lassen. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, daß beide Länder nur einen Staat bilden sollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisierten!

XXXVIII.

Von dem Gelde.

(1809.)

Die Natur des Geldes beschreiben, das heißt die Idee des Staates überhaupt entwickeln. Daher kommt es auch, daß keine Untersuchung über diesen Gegenstand an den Orten, wo man sie gewöhnlich angestellt findet, nämlich in staatswirtschaftlichen Schriften, vollständig ist und sein kann. Denn einerseits mußte man, um die Art und Weise zu erklären, wie das Geld sich notwendig machte, bis zu dem Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft hinaufsteigen, und andererseits würde man das Geld in die feinsten Verzweigungen seiner Wirksam-

keit nicht verfolgen können, ohne die verschiedenartigen und mannigfaltigen Kraftäußerungen des Staates überhaupt in Betrachtung zu ziehen. Aber die Grenzen der Nationalökonomie als Wissenschaft sind zu enge gezogen, als daß sie dieses alles umfassen könnten; denn sie schließen die Politik aus, was sie nicht sollten.

Viele haben versucht, das Geld zu definieren; doch, wie ich glaube, keiner mit Erfolg. Wenn dieses selbst den Deutschen, denen man doch Übung im Definieren nicht absprechen kann, mißlungen ist, so kann man kühn behaupten, daß dieses Mißlingen nicht einem Mangel an Einsicht zuzuschreiben sei, sondern daß das Wesen des Geldes etwas enthalten müsse, daß jeder Definition widersteht. In der That läßt sich auch wenigstens für die empirischen Momente des Geldes kein allgemeiner Ausdruck festsetzen; denn das Geld ist an verschiedenen Orten ganz ein verschiedenes, je nach der Kraft, von der es in Bewegung gesetzt wird, und je nach dem Gegenstande, den es selbst in Bewegung setzt.

Die meisten haben das Geld so definiert: es ist ein Tauschmittel. Allein da alles, was zur Erklärung des Geldes gesagt werden kann, auch gesagt werden muß, um begreiflich zu machen, was ein Tauschmittel ist, so sagt diese Definition nichts anderes, als: Geld ist Geld. Auch hat man außer acht gelassen, daß das Geld für den Staat noch andere Bestimmungen habe, als bloß die, ein Tauschmittel abzugeben.

Wenn man bekennt, daß die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen angeboren ist, und wenn man eingesteht, daß ohne Geld kein Staat bestehen könne: so folgt notwendig daraus, daß das Prinzip, welches die Konstitution des Geldes herbeiführte, in der menschlichen Natur selbst nachgewiesen werden müsse. Ich will versuchen, das Naturgesetz zu beschreiben, welches die Organisation der Staaten und des Geldes anbefahl.

So mannigfaltig auch die Kräfte der Menschen unter sich, und so verschiedenartig sie in ihrer Anwendung sein mögen, so erhalten sie doch sämtlich von einem und demselben Gesetze ihre Richtung — von dem Triebe der Selbsterhaltung. Dieses Gesetz ist allen Geschöpfen vorgeschrieben, und sie gehorchen ihm mit mehr oder minderem Bewußtsein. Doch könnten wir uns jenes Selbsterhaltungstriebes nicht bewußt werden, wenn nicht Hindernisse vorhanden wären, die uns abhielten, ihn zu jeder Zeit und in der möglichsten Vollkommenheit zu befriedigen. Daß diese Hindernisse von verschiedener

Natur sind, das ist klar: sowie auch, daß ein und dasselbe Hindernis auf verschiedene Menschen einen verschiedenen Eindruck machen kann; denn seine Wirkung muß sich modifizieren, je nach der Empfänglichkeit dessen, auf den es thätig ist.

Diese Feinde nun, die jedes individuelle Dasein ankämpfen, sind doppelter Art — innere und äußere.

Man kann sich den menschlichen, sowie jeden anderen Organismus als einen Staat vorstellen, worin zwar sämtliche verschiedene Glieder einer gemeinschaftlichen Lebensregel unterworfen sind, wo aber jedes für sich wieder seine eigentümlichen Gesetze hat, die es befolgt und welche es für die alleinherrschenden des ganzen Organismus zu machen geneigt ist, und auch dieser Neigung gemäß handelt, wenn ihm kein Widerstand geleistet wird. Da aber, sobald ein einzelner Teil seine Sphäre übertritt, er die anderen einschränkt und dadurch das Gleichgewicht des Organismus notwendig aufgehoben wird, so ist es eine Vorschrift des Selbsterhaltungstriebes, die gesetzwidrige Präpotenz eines einzelnen Organes nicht aufkommen zu lassen. Dieses wird dadurch verhindert, daß, sobald sich eine abnorme Menge von Kräften irgendwo angehäuft hat, man diese Kräfte entweder gleichmäßig unter alle Glieder verteile, oder, wo dieses nicht möglich ist, sie gänzlich ausstoße. Nun muß aber, wo irgend ein Körper ausgeschieden wird, ein für Substanzen seiner Art empfänglicher Raum da sein, der ihn aufnimmt. Findet sich kein so beschaffener Raum, so kann er auch nicht ausgestoßen werden. Es läßt sich nun im allgemeinen annehmen, daß Kräfte, deren sich Menschen entäußern, nirgends Empfänglichkeit finden, als nur bei anderen Menschen. Daher kam es, daß der Egoismus, indem er uns gegen jedes Außending ankämpfen lehrte, uns dennoch untersagte, die uns umgebenden Geschöpfe der völligen Vernichtung preiszugeben. So ward das Leben jedes einzelnen Menschen an das Leben aller geknüpft und der Selbsterhaltungstrieb konnte niemals handeln, ohne zugleich für die Erhaltung anderer thätig zu sein. Man kann daher sagen, daß das Bedürfnis, zu geben, früher und stärker gefühlt wurde, als das Bedürfnis, zu empfangen. Der Selbsterhaltungstrieb also hat die Menschen zusammengeführt; denn es mußte genommen werden, damit gegeben werden konnte.

Der äußeren Feinde des Lebens sind ebensoviele, als es Dinge giebt in der Welt. Da aber in gewisser Beziehung kein irdisches Naturgeschöpf selbständig ist, sondern unter der Herrschaft des Menschen

steht, so brauchen nur letztere in Betrachtung gezogen zu werden. Jedes Naturprodukt, das zu unserem Leben nützlich oder unentbehrlich ist, muß daher immer in der Gewalt eines oder des anderen Menschen stehen und es kann nicht anders erlangt werden, als indem wir auf letztere thätig sind. Dasselbe Motiv aber, das uns zu dessen Erwerbung antreibt, wird auch den Besitzer bestimmen, die Sache nicht freiwillig wegzugeben. Das Produkt kann also nur auf eine gewaltsame Weise erlangt werden. Die erste Lebensregel, die uns nun der Selbsterhaltungstrieb eingiebt, wird daher sein: den Feind zu vernichten. Da aber jeder Mensch von demselben Egoismus erfüllt ist, so wird gegen jeden einzelnen der Widerstand aller sich erheben; da sie alle dieselbe Absicht haben, so wird sie keiner erreichen. So wird nun der Friede und das Gleichgewicht wieder hergestellt. Hierdurch wird zwar die Gefahr der Vernichtung entfernt, aber die Furcht wird nicht beseitigt. Insofern aber die wirkliche Gefahr ein bestimmtes Objekt hat, die Furcht jedoch ein unbegrenztes, so ist es von größerer Wichtigkeit, letztere zu entfernen, als erstere. Wenn also auf diese Weise der Zweck nicht erreicht wird, der Zweck selbst aber unmöglich aufgegeben werden kann, so muß die Forderung des Egoismus auf eine andere Art befriedigt werden. Die andere Lebensregel des Egoismus wird nun die sein, sich den Feind zu assimilieren. Eine vollkommene Assimilation des ganzen Objekts kann aber ebensowenig als dessen Vernichtung zustande kommen. Denn da dieses einer Zerstörung gleich käme, so würde der unbesiegbare Widerstand sich wieder erheben. Eine solche Zerstörung kann aber auch nie bezweckt werden. Denn da jedes Wesen eigentümliche, anderen Geschöpfen heterogene Bestandteile hat, so können wir es nicht unbedingt in unsere Lebenssphäre hineinziehen. Alle Thätigkeit wird sich daher darauf beschränken, daß wir nur gewisse Teile eines fremden Organismus in den unserigen aufnehmen. Die teilweise Assimilation kann aber ebensowenig gewaltsam bewerkstelligt, sondern sie muß ganz friedlich und freiwillig ausgeführt werden. Wie dieses möglich sei, das ist oben schon angedeutet. Da nämlich ein jeder Mensch binnen einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kräften*) aus-

*) Es ist ganz gleichgültig, ob ich von Produkten oder von Kräften rede; denn jedes Produkt hat nur insofern einen Wert, als es zur Kraft wird. Und in der That giebt es auch kein Produkt, das nicht zugleich produktiv wäre. Denn auch alles, was wir verzehren und genießen, geht, insofern es Bedingung aller unserer Kräfte ist, im Werte allen anderen Kräften zuvor. Dieses scheinen diejenigen nicht

stößt, so wird ein anderer, dem diese Kräfte fehlen, sie aufnehmen und sie sich assimilieren. Hier also beginnt der Tausch.*) Dieser Wechsel der Kräfte kann auf vielerlei Art stattfinden. Das einfachste Verhältnis ist dieses: A expulsiert b, und C expulsiert d, A nimmt nun das d und giebt dem C sein b. Oder: durch den Konflikt von b und d entsteht ein neues homogenes Produkt e, in welches sich A und C teilen.**) Oder: die beiden Teile von e werden von den beiden Eigentümern derselben in zwei verschiedene Produkte S, g verwandelt, wovon jedes der Natur seines Produzenten homogen ist.***) Man kann sich diesen letzten Fall bei der ganzen Nation denken. Die einzelnen Staatsglieder A, B, C, D u. s. w. expulsieren die abnormen Kräfte e, S, g, h u. s. w. Aus diesen heterogenen Kräften entsteht ein homogenes Produkt = X. Von diesem nimmt A nach Verhältnis, als er durch e dazu beigetragen hat, einen gleichgültigen Teil weg und macht daraus ein neues Produkt I. B nimmt ebenfalls seinen verhältnismäßigen Teil und bildet das Produkt K daraus. Jenes X ist es, was man Geld nennt.

Geld also ist das Produkt des politischen Prozesses, welcher die heterogenen Kräfte des Staates in eine homogene Masse verwandelt. Bei diesem Geldprozeß unterscheidet man zwei verschiedene Operationen: die Konstruktion und die Destruktion des Geldes. Wir wollen beide Momente genauer untersuchen.

Wir haben gefunden, daß bei jedem Menschen in einer bestimmten Zeit sich eine gewisse Summe von Kräften anhäufe, die er, weil sie ihrer Quantität oder Qualität wegen seiner Natur entartet sind, zu entäußern sucht. Auch sahen wir, daß ein jeder geneigt ist, die

---

beachtet zu haben, welche so unbedingt gegen alle Konsumtionssteuern eifern, weil (wie sie sich ausdrücken) nur das nutzbringende Eigentum besteuert werden soll.

*) Ich verkenne nicht, daß in dieser Deduktion etwas Willkürliches herrscht. Allein die Notwendigkeit entschuldigt mich. Um die Entstehung des Geldes zu entwickeln, mußte ein gesellschaftlicher Verein vorausgesetzt werden; man kann sich aber den Staat nicht einen Augenblick denken, ohne einen Tausch der Kräfte vorauszusetzen. Doch eben darum, weil hier, wie in allen politischen Betrachtungen, ein Cirkel von Ursachen und Wirkungen sich uns darstellt, ist der Anfangspunkt der Untersuchung willkürlich.

**) Z. B. ein Gerber giebt einem Schuster Leder, und dieser macht Schuhe daraus, für den Gerber und für sich selbst.

***) A hat einen Acker und C bestellt ihn. Das gewonnene Getreide teilen sie unter sich. A läßt von seinem Korn Branntwein brennen, C aber läßt Brot daraus backen.

expulsierten Kräfte anderer, für die er Empfänglichkeit hat, sich anzueignen. Nun kann man annehmen, daß in jeder etwas beträchtlichen Gesellschaft die entbehrlichen und begehrten Produkte sich das Gleichgewicht halten und die Geber und Nehmer sich wechselseitig ausgleichen. Denn da sie alle auf derselben Stufe der Kultur stehen, so wird der Fall nicht eintreten können, daß ein einzelner etwas produzieren sollte, das nicht für irgend ein anderes Mitglied der Gesellschaft brauchbar wäre, oder daß jemand ein Bedürfnis hätte, dessen Befriedigung er nirgends fände. Die Bedürfnisse aller würden daher befriedigt werden und in dieser Hinsicht würde der Umtausch der Kräfte keine Schwierigkeit haben. Man muß ferner erwägen, daß in einem solchen idealischen Zustande einer Gesellschaft (warum ein solcher Zustand in der Wirklichkeit nicht gefunden werden könne, werde ich in der Folge erörtern), daß bei einem Volke, welches den niedrigen Grad der Kultur besitzt, welcher durch den Mangel des Geldes bezeichnet wird, keine Reflexion und Vorsicht gesucht werden kann. Nicht allein, daß ein jeder, wenn er auch seine Bedürfnisse kennt, dennoch um den kommenden Tag unbekümmert ist, sondern, obzwar dieselben Bedürfnisse täglich wiederkehren, so hat er doch nicht Besonnenheit genug, um sich aus dieser Erfahrung eine allgemeine Regel für die Art seiner Erhaltung bilden zu können. Man muß auch dieses noch erwägen, daß beim Geben und Nehmen keineswegs das begehrte Produkt, sondern das entbehrliche das erste Motiv ist, welches den Willen zum Tausche bestimmt. Man sollte denken, daß unter solchen Umständen der Tausch keineswegs Schwierigkeit haben könnte. Allein nichtsdestoweniger können Verhältnisse eintreten, wo nicht bloß bei der Übereinstimmung beider Kontrahenten die Ausführung des Tausches verhindert, sondern wo auch schon bei dem schon beschlossenen Tausche, während dessen Vollführung, der Wille geändert oder aufgehoben wird und also der Handel ebensowenig zustande kommt. Man denke sich folgenden Fall: A und B haben die Produkte c und d, die sie gegeneinander umtauschen wollen: jedes dieser Produkte ist für seinen Eigentümer unbrauchbar oder wenigstens entbehrlich. Indem aber diese beiden Produkte zusammenkommen, entsteht ein neues homogenes Produkt, welches für beide brauchbar oder notwendig ist, aber wegen seiner Unteilbarkeit doch nur einer allein besitzen kann. Nun wird keiner Lust haben, das Produkt dem anderen zu überlassen, und der Tausch unterbleibt.*

*) Z. B. A hat einen Pfeil, und B einen Bogen.

Oder das Produkt d, gegen welches c ausgetauscht werden soll, befindet sich an einem entfernten Orte. A muß also hingehen, um es sich zu holen. Da aber durch diese Veränderung von Zeit und Raum das Verhältnis von A gegen c und d überhaupt geändert wird: so kann es kommen, daß A, wenn er an Ort und Stelle angekommen ist, entweder das einzutauschende Produkt nicht mehr brauchen, oder das wegzugebende nicht mehr entbehren kann. Der Tausch kommt ebensowenig zustande.

Diese und mehrere andere Hindernisse werden sämtlich durch das Geld weggeräumt. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich hier noch nicht an Gold und Silber, noch weniger an gemünztes Metall, und auch nicht einmal an irgend ein körperliches Surrogat des Geldes denken kann: denn alle die Völker, bei denen wir ein solches Surrogat finden, z. B. Vieh, Salz, Muscheln u. a., mit denen sie statt des Geldes zahlen, die sind schon weit über die unterste Stufe der Kultur hinaus. Das erste, dessen man sich als Geld bediente, war kein Objekt, sondern eine Idee: sie war der Maßstab, mit dem man den Wert der Dinge verglich. Diese Idee mußte natürlich eine solche sein, die in allen Dingen enthalten, oder, was dasselbe ist, die man sich bei allen Dingen denken kann. Geht man alle Eigenschaften der Dinge durch: so findet man keine, die allen gemeinschaftlich wäre, als Zeit und Raum. Das heißt: jedes Ding hatte eine bestimmte Größe und eine bestimmte Dauer. Der Raum und die Zeit waren es also, was die Preise bestimmte. Daher lassen sich auch alle die Verhältnisse, die noch jetzt unter uns den Preis der Waren bestimmen, unter jene zwei Urmaßstabe von Zeit und Raum bringen. Die Werte gleichartiger Dinge verhalten sich wie ihre Größen. Bei ungleichartigen Dingen aber stehen die Werte im Verhältnis mit ihrer Dauer. Der Verkäufer berechnet die Zeit von der anfangenden Produktion des Objektes, bis sie an den Käufer kommt; letzterer hingegen rechnet von dem Moment der Besitzergreifung an, bis zur vollendeten Konsumtion. Man darf aber den Anfang der Produktion nicht erst in den Augenblick setzen, wo die Menschen anfingen, Hand an das Werk zu legen; die Produktion nimmt vielmehr schon da ihren Anfang, wo die Natur den ersten Keim zum Produkte legte. Je länger die Natur arbeiten muß, um irgend ein Wesen hervorzubringen, je höher steht dieses im Werte. Daher der verhältnismäßige hohe Preis der Metalle. Und da wir von letzteren nicht einmal wissen, wie lange die Natur beschäftigt sein muß, um sie zu produzieren, so ist hier

die Zeit für uns so gut wie eine unendliche. Die Seltenheit, welche eines von den Hauptmomenten ist, die den Preis der Waren bestimmen, drückt nichts anderes aus, als die Größe ihrer Dauer. Denn je längere Zeit eine Kraft bedarf, um ein Objekt zustande zu bringen, je seltener wird in einer gewissen Zeit ein solches Objekt zum Vorschein kommen. Da nun nach jenem Gesetze der Natur die Dauer der Konstruktion eines Körpers im Verhältnisse steht mit der Dauer seiner Destruktion; d. h. daß, je längere oder kürzere Zeit ein Ding bis zu seiner vollkommenen Ausbildung braucht, je langsamer oder schneller es auch abstirbt: so findet man darum, daß die seltensten Körper auch die dauerhaftesten sind. Aus diesem Prinzip der Zeit läßt sich auch der Grund herleiten, warum der Transport die Waren verteuert, weil hierdurch Produktion und Konsumtion der Produkte weiter auseinander gesetzt werden.

Nun darf man freilich nicht denken, daß die wilden und rohen Völkerschaften einen deutlichen Begriff von diesem Gelde gehabt hätten. Natürlich konnten wir die Wesenheit jenes Urgeldes erst dann begreifen, nachdem wir seiner nicht bedurften. Es läßt sich aber zeigen, wie sie instinktmäßig nach jenem Urgelde berechneten. Bei rohen Jägervölkern, wo jeder seinen täglichen Unterhalt erjagen mußte, war es ein natürlicher Vertrag, daß, wenn jemand von ihnen irgend ein rohes Kunstprodukt zustande brachte, der Käufer desselben so viel Lebensmittel dafür geben mußte, als der Fabrikant in der Zeit, wo er mit dem Werke beschäftigt war, zu seinem Unterhalt bedurfte. Hier wird also der Wert des Produktes ganz allein an der Zeit der Produktion abgemessen.

Die Hindernisse, welche den Tausch oft unmöglich und fast immer beschwerlich machten, obzwar verschiedener Natur, hatten doch einen gemeinschaftlichen Grund, der sie alle herbeiführte. Daher konnte ein und dasselbe Mittel hinreichen, sie sämtlich zu beseitigen. Wir hatten gefunden, daß die Neigung zum Geben aus der Notwendigkeit entsprang, die dem Organismus entarteten Produkte auszustoßen, und daß die Begierde zu nehmen in dem Egoismus seinen Grund hatte, welchem zufolge ein jeder seine Lebenssphäre zu erweitern sucht. Sollten nun dieser Gründe wegen die Produkte X und Y gegeneinander umgetauscht werden, so trat jedesmal ein Umstand ein, der einerseits wirkte, daß der Wille der Kontrahenten nicht vollständig erfüllt wurde, und der andererseits etwas herbeiführte, was dem Wunsche der Tauschenden gerade entgegen war. Das Produkt X,

welches seiner Heterogenität wegen expulsiert war, konnte unmöglich ganz und durchaus heterogen sein. Denn wäre es dieses, so ließe es sich nicht begreifen, wie es in dem Organismus, der es ausscheidet, hat erzeugt werden können. Es muß also irgend einen homogenen Bestandteil in sich schließen, welchem sich die anderen Teile gleichsam nur äußerlich angesetzt haben. Diesen normalen Teil würde der eine Kontrahent gern zurückbehalten und er giebt ihn nur darum hin, weil er von den anderen heterogenen Teilen unzertrennlich ist. Ferner muß auch das einzutauschende Produkt Y einen Bestandteil haben, der für den Nehmenden nicht brauchbar ist. Denn da jeder Mensch etwas Eigentümliches in seiner Natur hat, was ihn von anderen unterscheidet: so muß auch in jedem seiner Produkte diese Eigentümlichkeit sich ausgedrückt finden. Der Bestandteil also, der dieses enthält, wird dem Nehmenden heterogen sein, und er nimmt ihn nur darum, weil er von den anderen brauchbaren Teilen nicht getrennt werden kann. Bei dem anderen Kontrahenten findet dasselbe statt. Beide also nehmen und geben mehr, als sie wollen. Ferner: gemäß der Tendenz, seine Lebenssphäre immer zu vergrößern, soll das aufgenommene Produkt in alle Teile des Organismus gleichförmig verbreitet werden; oder dem Assimilierenden muß wenigstens die Wahl frei stehen, auf welchen besonderen Teil er es anwenden wolle. Bei dem Produktentausch aber kann weder das eine noch das andere stattfinden; denn da jedes Produkt schon seine bestimmte Form hat, so kann der Assimilierende es nur auf die Art gebrauchen, wie es ihm von der Natur jeglicher Form vorgeschrieben wird.

Das Mittel also, welches zur Erleichterung des Tausches dienen sollte, hatte unter anderen auch jene zuletzt erwähnten Beschwerlichkeiten aufzuheben. Es sollte dreierlei bewirken. Erstens mußte derjenige Teil von dem wegzugebenden Produkte, welchen man zurückbehalten möchte, von den anderen Teilen abgesondert, oder, wo dieses nicht möglich ist, etwas dafür empfangen werden, was jenem Teile gleichartig ist oder gemacht werden kann. Zweitens muß derjenige Teil des einzunehmenden Produktes, welcher uns widersteht, entweder seiner Heterogenität beraubt oder etwas dafür gegeben werden, was unserer Natur angemessen ist. Endlich mußte das einzutauschende Produkt die Beschaffenheit haben, daß es auf die allgemeinste, oder jede beliebige besondere Art angewendet werden konnte.

Das Wesen des Geldes umschließt alle die Eigenschaften, die jenen gemachten Forderungen entsprechen. Wir wollen dessen einzelne

Bestandteile, jedes in seiner eigentümlichen hilfreichen Beziehung, betrachten; aber es läßt sich nicht erklären, auf welche Weise jene Bestandteile sich so vereinigen, daß ihr Produkt das Geld bildete. Der innere Bildungsprozeß des Geldes kann keineswegs dargestellt werden. Denn da die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen angeboren, das Geld aber nichts anderes ist, als der allgemeine Ausdruck für alle die mannigfaltigen Thätigkeiten, welche die Menschen als Gesellschaftsglieder wechselseitig leiden und ausüben — so fällt der Ursprung des Geldes, wie schon erwähnt, ganz zusammen mit dem Ursprung der Staaten. Weder das eine noch das andere kann von seinem Ursprung an verfolgt werden; denn jede Wurzel entzieht sich unseren Blicken. Daher ist die Untersuchung des Geldes stets analisierend, es kann immer nur als vorhandenes Produkt betrachtet werden.

Da alle Menschen auf einer und derselben Stufe der Organisation stehen, so müssen sie auch, ungeachtet ihr anderseitigen Verschiedenheit dennoch ein Gemeinschaftliches haben, welches den Charakter ihrer Gattung ausspricht. Dieses Gemeinschaftliche ist nichts anderes, als die Grundkraft der Humanität, welche, durch die eigentümliche Natur jedes einzelnen modifiziert, uns eine Mannigfaltigkeit von Kräften darstellt. Jedes Prinzip aller Thätigkeit muß daher in jedem humanen Produkte ausgedrückt sein. Folglich wird auch jedes Produkt etwas enthalten, was für alle Menschen brauchbar ist. Und zwar muß dieser Teil, der für alle brauchbar ist, auch im Verhältnis gegen das ganze Produkt überhaupt der brauchbarste Teil sein. Denn wenn das Produkt im Ganzen nur auf die Art angewendet werden kann, wie es dessen Form erheischt, so kann die Grundkraft in ihm auf jede beliebige Weise gebraucht werden. Wird nun diese Grundkraft isoliert und objektiv gemacht, so entsteht ein Produkt, welches für alle einen gleichen Wert hat. Diese Gleichgültigkeit kann aber nur so verstanden werden, daß jenes Produkt für jeden in Beziehung auf sich selbst gleich unschätzbar ist. Ein Teil dieser Grundkraft = a hat einen gleichen Wert für N und L; denn einem jeden muß die Fähigkeit zu produzieren, die er durch sie empfängt, vom höchsten Werte sein, insofern jedem sein Leben überhaupt das Werteste ist. Aber in den Augen eines dritten ist es keineswegs gleichgültig, ob N oder L diese Kraft anwende; denn wenn L den N an Geist und Talenten übertrifft, so muß auch dessen Produkt an und für sich einen größeren Wert haben. Diese Grundkraft ist nun eben der Teil,

den man bei jedem wegzugebenden Produkte gern zurückbehalten möchte. Da er aber dennoch weggegeben werden muß, so kann dieser mißliche Umstand nur dadurch gut gemacht werden, daß für diesen Teil Grundkraft eine gleiche Quantität ähnlicher Kraft zurückgegeben werde. Hierdurch wird nun die erste Beschwerlichkeit des Tausches aufgehoben. Die andere, welche darin bestand, daß man mit dem eingetauschten Produkte einen Teil erhielt, den man nicht brauchen konnte, wird auf gleiche Weise beseitigt. Statt dieses Teiles nämlich wird eine gleiche Quantität Grundkraft gegeben, die allen homogen ist. Das dritte Erfordernis zu einem vollkommenen Tausche war, daß das zu empfangende Produkt so beschaffen sei, daß es uns in der Art seiner Anwendung keine Fesseln anlege. Es giebt aber nur eine Sache, welche diese Eigenschaft besitzt, nämlich die reine Grundkraft. Die Menge der Grundkraft nun, die für jedes Produkt gegeben werden muß, ist gleich der Summe von Grundkraft, die angewendet worden ist, um das Produkt zustande zu bringen und derjenigen, die sich der Empfangende aus dem Produkte selbst durch die Konsumtion bereiten kann. Letzterer aber wird von der Bezahlung so viel abziehen, als er wird Kraft aufopfern müssen, um die Assimilation des Produktes zustande zu bringen. Diese Grundkraft nun ist nichts anderes, als das Geld. Es ist hierdurch angedeutet, in welchem Verhältnisse die Geldmasse eines Staates mit seiner Produktenmasse stehen müsse und welche Folgen unausbleiblich sind, wenn jenes Verhältnis verletzt wird.

Man darf sich daher das Geld keineswegs als ein Produkt eigentümlicher Natur vorstellen, welches von den anderen Produkten völlig unterschieden und bloß willkürlich als der Maßstab, mit dem man die verschiedenen Werte vergleicht, angenommen worden sei; sondern das Geld ist der ausgezogene Bestandteil, der in allen Produkten gleichartig enthalten ist, und der sich von selbst darstellt, sobald die Produkte miteinander in Konflikt treten, das heißt: sobald der Tausch beginnt. Man kann daher sagen, daß bei jeder Produktion das Geld, womit das Produkt bezahlt werden soll, zugleich mit erzeugt werde; denn jede Ware ist immer nur so viel wert, als Geld daraus gemacht werden kann.

Nachdem die menschliche Gesellschaft eine höhere Stufe der Kultur erstiegen hatte und die Wechselthätigkeit ihrer Glieder anfing, lebendiger und rascher zu wirken, da mußte in demselben Verhältnis, als hierdurch das Geld in größerer Menge und schneller sich erzeugte, auch

dessen Begriff sich deutlicher entwickeln. Von dieser Zeit an konnte auch die abstrakte Idee des Geldes, die bis dahin zugereicht hatte, nicht mehr hinlänglich sein. Das Geld mußte sinnlich dargestellt werden. Wir haben gesehen, daß bei Völkern, die von der Jagd oder Fischerei lebten, die Menge der Nahrungsmittel, die jemand während der Zeit, als er mit der Produktion einer Sache beschäftigt war, verzehrte, diejenige Form abgab, nach welcher der Preis des Produktes bestimmt wurde. Doch ward durch diese Bezahlung die Arbeit eigentlich nur ersetzt, es mußte aber auch für beide Kontrahenten noch ein Gewinst stattfinden, wenn der Tausch zustande kommen sollte. Dieser Gewinst bestand nun für den Konsumenten darin, daß er ein Produkt erhielt, welches er auch bei aller Muße aus Mangel an Talent nicht hätte hervorbringen können; bei dem Produzenten aber darin, daß er der Mühe, sich auf eine beschwerliche Art seinen Unterhalt zu erwerben, enthoben ward. Gehen wir aber einen Schritt weiter und betrachten die Hirtenvölker. Bei diesen, welche sich von den Erzeugnissen ihrer Herden, also auf eine leichte Art ernährten, konnte bei jedem Produkt zwar der Ersatz der Arbeit, aber bei keinem der Gewinst auf die vorige Art berechnet werden. Denn der Produzent durfte die abgenommene Miete des Nahrungserwerbs nicht mehr in Anschlag bringen und der Gewinst wäre daher einseitig bloß dem Konsumenten zugefallen. Oben sprach jede Sache ihren Preis selbst aus. Das Produkt war Maßstab für das Geld. Im gegenwärtigen Falle aber, wo das Produkt seine bestimmenden Grenzen verlor, mußte das Geld bestimmt werden, und das Geld ward Maßstab für das Produkt. Es ward notwendig, ein Objekt aufzusuchen, welches eine bestimmte, allgemein bekannte und unveränderliche Quantität von Dauer und Größe enthielt. Das Objekt mußte ein solches sein, welches für jeden und zu jeder Zeit eine gleiche Brauchbarkeit hatte. Bei Hirtenvölkern ist nur eines, welche alle besitzen und dessen Besitz zu jeder Zeit nützlich ist: nämlich das Vieh. Und dieses mag es auch gewesen sein, welches bei ihnen das Geld vorstellte. Andere Völker haben vielleicht einen anderen Gegenstand als Geld gebraucht. Man kann daher aus dem unterschiedenen Worte, mit welchem die Nationen den Begriff des Geldes verbinden, oder aus dem Ursprung dieses Wortes den verschiedenen Grad der Kultur erkennen, welchen ein Volk besaß, als die Idee des Geldes anfing, sich bei ihm zu entwickeln. Man kann überhaupt daraus ersehen, auf welche Art und Weise der gesellschaftliche Verein eines Volkes sich ausgebildet habe.

Die Römer z. B., welche von einem Hirtenstamme ihren Ursprung nehmen, drückten Geld durch pecunia aus, wahrscheinlich, weil ihnen das Vieh Geld war. Bei den Deutschen, unter welchen, als einem kriegerischen Volke, die Tapferkeit dasjenige war, welches von allen und zu jeder Zeit am meisten geschätzt wurde, war es eben die Tapferkeit und Stärke, welches bei ihnen das preisbestimmende Prinzip vorstellte, welches durch Geld, gelten bezeichnet wird.

Wir wollen nun untersuchen, wie bei fortschreitender Kultur die Unvollkommenheit des bisher dienlichen Geldes sich aufdecken und man notwendig zum Gebrauch des Metallgeldes kommen mußte. Es ist gezeigt worden, daß Dauer und Größe das ursprünglich wertbestimmende Prinzip der Dinge ist. Zwei Körper von gleicher Größe werden sich also verhalten wie ihre Dauer und umgekehrt. Dieser Satz aber kann, wie es sich von selbst versteht, nur dahin gedeutet werden, daß hierdurch nur das Verhältnis der Dinge unter sich selbst bestimmt werde. Natürlich mußte es dahin kommen, daß Körper von gleicher Dauer und Größe dennoch für verschiedene Menschen und für diese zu verschiedenen Zeiten einen ungleichen Wert haben mußten. Auch konnten zwei Produkte an und für sich von gleichem Wert, dennoch ein und demselben Menschen von verschiedener Gültigkeit sein. Ja in vielen Fällen mußten die Werte der Körper mit deren Größe in umgekehrte Verhältnisse treten. Dieses alles aber konnten wir bis jetzt unbeachtet lassen. Denn in jenem einfachen Naturzustande waren alle Bedürfnisse der Menschen gemeinschaftliche und zu jeder Zeit dieselben. Da nun jedes Produkt für jeden Menschen denselben Wert hatte, so brauchte man bloß auf das Verhältnis der Dinge unter sich Rücksicht zu nehmen. Es konnte daher irgend ein Produkt, das allgemeine Brauchbarkeit hatte, als Geld festgesetzt werden. Dieses einfache Verhältnis mußte jedoch verwickelter werden, sobald die Menschen aus dem Stande der Natur heraustraten*), sobald ihre Bedürfnisse mannigfaltiger wurden und von der eigentümlichen Kultur jedes einzelnen und dem verschiedenen Charakter

*) Ich habe diesen Ausdruck, obzwar ihn sehr mißbilligend, doch nicht unterdrücken können, denn man hört und liest ihn so oft, daß man nicht vermag, seiner Geläufigkeit Einhalt zu thun. Was die Schriftsteller, welche sich dieser Redensart im Ernste und aus wahrer Neigung bedienten, dabei denken mochten, ist mir stets unerforschlich geblieben. Wenn die Menschen den Stand der Natur verlassen haben sollen, so muß ihr jetziger Stand ein widernatürlicher, oder übernatürlicher, auf jeden Fall aber ein unmenschlicher sein. In der That eine höchst interessante und wunderbare Situation, die aber, mir wenigstens, ganz unbegreiflich ist!

der Zeiten ihre Bestimmung erhielten. Ich will mich über die Beziehung, die zwischen der Kultur und den Bedürfnissen der Menschen stattfindet, etwas deutlicher aussprechen.

Diejenige Verrichtung, wodurch die Kunstprodukte ihre möglichste Vollkommenheit erhalten — die Teilung der Arbeiten, ist eine Operation, welche die Natur überall ausübt und auch die Menschen zu jeder Zeit ausgeübt haben. So wie die Teilung der Arbeiten eine Mannigfaltigkeit der Produkte zur Folge hat, so setzt sie auch Mannigfaltigkeit der Kräfte voraus. Diese verschiedenen Kräfte, obzwar bloß Modifikationen ein und derselben Grundkraft vorstellend, bedürfen doch jede ihrer eigentümlichen Nahrung, um sich zu erhalten und fortzupflanzen. Dasjenige nun, was ein Ding zu seiner Erhaltung notwendig erfordert, heißt, in Beziehung jenes Dinges, ein Bedürfnis.*)

Da die Grundkraft der Humanität nur in ihrer Wirksamkeit erkannt und erst in ihren Produkten anschaulich wird, so muß in dem Verhältnisse, als letztere vollkommener werden, auch die erstere für die Erkenntnis einen höheren Grad der Bedeutung erhalten. Da ferner die Produkte wieder in Grundkraft verwandelt und produktiv werden, so müssen sie die empfangene Würde sich wechselseitig mitteilen. Das Geld wird daher seinen Charakter verändern, wie die Dinge, die es vorstellt, eine andere Gestalt annehmen. Auf jener bezeichneten Stufe der Kultur kannte der Mensch, wie die Welt, so sich selbst nur höchst unvollkommen. Alle die mannigfaltigen Beziehungen zwischen der Natur und ihm stellten sich seiner Anschauung

*) Daher ist es ein Mißverständnis von bedeutenden Folgen, wenn man von wahren und eingebildeten Bedürfnissen spricht; denn indem man letztere tadelt, tadelt man eigentlich nur die Kräfte, die durch sie erhalten werden. Daß es aber eine menschliche Kraft gebe, die unterdrückt oder vernichtet zu werden verdient, das werden sich auch solche zu bekennen schämen, aus deren Behauptungen man dergleichen Ansichten notwendig folgern mußte. So unbedeutend dieser Umstand auch scheinen mag, so wichtig ist er doch, da er zu äußerst falschen Ansichten Gelegenheit gab. Denn jene Billigkeitskrämer haben, so oft sie von Staatsausgaben sprachen, nie unterlassen mögen, gegen sogenannte falsche Bedürfnisse zu eifern und den Aufwand für solche zu verdammen. Sie haben aber solche Dinge mit dem Namen eingebildeter Bedürfnisse belegt, von denen sie sahen, daß die meisten Menschen ihrer entbehren konnten, ohne zu sterben oder krank zu werden. Sie hätten aber bedenken sollen, daß eben darum, weil die rohe Substanz der Menschheit besteht, ohne jene falsche Bedürfnisse zu fühlen, daß darum in den seltenen Kräften, welche jene Bedürfnisse zu ihrer Ernährung dennoch erfordern, gerade die höchste Würde der Menschheit sich aussprechen muß.

in einem Bilde verschmolzen dar. Essen war sein ganzes Leben und nach Nahrung ging alle seine Sehnsucht. Er kannte nur seinen Magen. Als aber durch die Ehe die Gefühle der Liebe und die Bedürfnisse des Herzens sich entwickelten, als aus der Präpotenz des Geistes die Herrscherkraft und aus dieser der Herrscherwille hervorgingen, da der Kopf seine Rechte kennen lernte und sie geltend zu machen suchte, da schloß sich die Welt den klareren Blicken des Menschen auf und seine Sehnsucht, das Erkannte zu umfassen, ward schrankenlos. Von dieser Zeit an hörte das, was bisher Geld vorstellte, zwar nicht auf; das allgemeinste Bedürfnis aber, als das allgemeinste Bedürfnis, mußte aufhören Geld zu sein. Wie die Staaten, so bilden sich die Menschen. Wie jene sich nach und nach der Monarchie*) nähern, wird auch der Organismus des Menschen im Verlaufe seiner Entwickelung immer mehr und mehr monarchisch. Die Organe werden nach ihrer Kraft und Bedeutung bei- und untergeordnet. Nun mußte dasjenige, was dem herrschenden Organe Bedürfnis war, das herrschende Bedürfnis überhaupt, es mußte Geld werden. Bedürfnis aber für das herrschende Organ kann nichts anderes als dasjenige sein, was überhaupt jede Herrschaft notwendig fordert, um sich zu erhalten und sich geltend zu machen. Daher durfte es mit den Bedürfnissen der anderen Organe nichts gemein haben. Denn wäre dieses der Fall, dann würde, da eine Ähnlichkeit der Bedürfnisse auch eine Ähnlichkeit der Kräfte voraussetzt, die herrschende Kraft an verschiedene Orte verteilt sein, welches der Voraussetzung, daß die Regierung monarchisch sei, nicht entspräche. Es sollte bloß das Prinzip vorstellen, welches alle Bedürfnisse unter ein Gesetz bringt, sie leitet und nach Regeln unter die untergebenen Organe verteilt. Es war daher notwendig, daß das Vieh oder so ein Ähnliches, was bis jetzt als Geld gebraucht wurde, vom Tauschmittel zum Tauschprodukt herabsank. — Was trat an dessen Stelle?

Ein Produkt der Art, welches so wenig Bedürfnis für das physische Leben des Menschen wäre, daß er jederzeit ohne dasselbe bestehen kann, finden wir nur in dem unorganischen Reiche der Natur. Hier also muß auch das gesucht werden, was auf der Stufe der Kultur, worauf wir jetzt die Menschen betrachten, sich als Geld kon-

*) Ich verstehe unter Monarchie die Alleinherrschaft einer Idee, und setze sie der Polyarchie (Anarchie) entgegen. In diesem Sinn sind alle Staaten monarchisch; denn während der vorübergehenden Perioden der Anarchie (Revolution) hört der Staat auf ein solcher zu sein.

stituiert haben müsse. Von der gesteigerten Bildung der Menschheit war die Vermehrung der Bedürfnisse nicht die einzige Folge, es mußte noch ein anderes daraus entstehen. Der Mensch mußte nämlich für seine mannigfaltigen Kräfte, die er bisher nur aus ihren Äußerungen erkannte, für jede ihr eigentümliches und das gemeinschaftliche Gesetz auffinden, welches sie alle in Bewegung setzt. Er mußte das Verhältnis kennen lernen, das ihn zugleich an die Natur fesselt und ihn von ihr trennt; seine Rechte an und seine Pflichten gegen die Natur mußten sich ihm offenbaren. Von nun an war es nicht bloß das Bedürfnis des Augenblickes, dessen Befriedigung ihn beschäftigte — es waren auch die Bedürfnisse der Zukunft, die seine Thätigkeit anstrengten. Und da durch die Bande des Staates und der Familie, zugleich mit dem Gefühl der Liebe, das Bewußtsein der Unsterblichkeit in ihm erwachte; so ging seine Vorsicht auf eine unendliche Zeit, wie sein Leben selber schrankenlos war. Es treten also jetzt Forderungen ein, die damals noch nicht an das Geld gemacht wurden, als es noch bloß zum Tauschmittel des augenblicklichen Bedürfnisses diente, und nicht aufbewahrt zu werden brauchte. Es mußte folgende Eigenschaften haben:

1. Die Erhaltung desselben durfte nicht so viel Kraftaufwand kosten, daß hierdurch der Wert der Kraft, die daraus bereitet werden sollte, bedeutend verringert worden wäre.

2. Es durfte keiner solchen Veränderung ausgesetzt sein, die seinen Tauschwert vermindern könnte.

3. Die Kraft, die zu dessen Assimilation erfordert wird, darf nicht so groß sein, daß sie den Wert der daraus zu bereitenden Produkte aufwiegt.

Wegen des ersten und zweiten Punktes konnte kein organisches Produkt Geld werden, weil organische Produkte Nahrung bedürfen und sich verändern. Wegen des letzten Punktes durfte das Geld keine große Ausdehnung haben, weil alsdann der erschwerte Transport viel Kraftaufwand erfordern würde.*) Diese Forderungen alle finden wir nur bei den Metallen befriedigt.

Doch nicht allein seiner objektiven Beschaffenheit wegen ist das Metall zum Gelde tauglich befunden worden, sondern auch, und zwar

*) Dieser letzteren Forderung zufolge mußte also der eine Faktor des wertbestimmenden Prinzips, nämlich die Größe des Produktes, immer mehr abnehmen, und der andere Faktor, die Dauer, dafür einen Zusatz erhalten.

vorzüglich die Art, es zu gewinnen, war der Grund, der es vor allen anderen Dingen zum Geld brauchbar machte. Denn da, wie gezeigt worden, das Geld jedesmal den Charakter der Kultur ausdrückt derjenigen Gesellschaft, in welcher es geltend ist, so folgt natürlich: daß das Geld einer späteren Zeit und von einer höheren Bedeutung, schon seiner künstlichen Fabrikation wegen, bei einem früheren oder geringeren Grade der Kultur unmöglich hatte dargestellt werden können. Die Behandlung der Bergwerke und alle die Operationen, welche erfordert werden, um das Metall in seiner Reinheit darzustellen, setzen so viele Wissenschaft und Kunst voraus, daß man hieraus sieht, welch eine lange Zeit verstrichen sein müsse, ehe man dahin kommen konnte, das Geld auf eine solche Art vorzustellen. Wäre das Metall von der Art, daß es ohne Kunst und Mühe in seinen brauchbaren Zustand gebracht werden könnte, so würde es seiner übrigen empfehlenden Eigenschaften ungeachtet, und auch bei demjenigen Grade der Seltenheit, der seine Dauerhaftigkeit bewährte, dennoch zum Gelde nicht dienlich sein.

Da das Geld das vorstellende Zeichen der Kräfte ist, so folgt: daß es von den Kräften auch seine Bestimmung erhalten und seine Größe mit ihnen in einem gewissen Verhältnisse stehen müsse. Wäre es möglich, daß das Geld sich unabhängig erzeugen und sich nach eigenen Regeln vermehren und vermindern könnte, so würde es hierdurch gänzlich seine Bedeutung verlieren. Dieses würde aber der Fall sein, wenn die Metalle ohne viele Arbeit erworben werden könnten. Aber die auf die zu Tag Beförderung der Metalle zu verwendende Arbeit ist nichts anderes, als derjenige Teil der Kraft, der vom Gelde notwendig verzehrt und verschlungen werden muß, um selbst ein vorstellendes Zeichen der Kräfte abgeben zu können.

Lägen die Metalle rein und mit fremdartigen Bestandteilen unvermischt auf der Oberfläche der Erde, so würden sie, wenn auch während einer bestimmten Zeit nicht mehr davon aufgefunden werden könnte, als in einem gleichen Zeitraum jetzt aus den Bergwerken gewonnen wird, dennoch nicht zum Gelde gebraucht werden können. Denn da die Kraft eines einzelnen alsdann hinreichen würde, das Geld darzustellen, so würde das Geld nicht mehr vorstellen, als eben nur die Kraft eines einzelnen, und das sämtliche Geld einer ganzen Gesellschaft könnte keinen größeren Wert haben, als die Summen der Kräfte einiger Wenigen. Der Staat hätte es alsdann nicht in seiner Gewalt, den Umlauf des Geldes zu leiten. Denn da ihm

sowohl dessen Menge als dessen Aufenthaltsort unbekannt bliebe, so könnte er weder die Kraft bestimmen, die erfordert würde, um Geld in Bewegung zu setzen, noch den Punkt, von welchem dieses bewegende Prinzip ausgehen müsse. Denn wenn es auch Privatleuten verboten wäre, sich das Geld eigenmächtig zuzueignen, so würden doch, da dessen Besitzergreifung schnell und ohne Geräusch von statten ginge, die Übertreter des Gesetzes selten entdeckt und bestraft werden können. So wie sich aber die Sache wirklich verhält, kann das Metall nur durch die vereinigten Kräfte vieler zu Gelde gemacht werden. Eine Vereinigung, die ein einzelner nicht zustande bringen, die er wenigstens nicht unbemerkt vollbringen kann. Und so bleibt es der Regierung allein möglich, dem Gelde denjenigen Charakter zu geben, den es als allgemeines Tauschmittel haben muß.*)

Wenn die Idee einer Monarchie dasjenige ist, was die Vereinigung der Menschen erst zum Staate stempelt, so können die verschiedenen Grade der Integrität, welche die Staaten zu verschiedenen Zeiten besaßen, nur darin ihren Grund haben, daß jene Idee mit mehrerer oder minderer Klarheit dargestellt und mit größerer oder geringerer Besonnenheit erkannt wurde. Zu der Stufe der Vollkommenheit, auf welcher jetzt die Staaten sich befinden, konnten sie erst alsdann gelangen, nachdem die Idee in die Gewalt eines einzelnen gekommen war, nachdem die Staaten einen Monarchen erhielten.**) In früherer Zeit, wo jene Idee noch unsichtbar herrschte, nahmen zwar alle Thätigkeiten der Nation nach ihr ihre Richtung. Da aber dieser Punkt verborgen war, so hatte jeder einzelne für

*) Wenn diese Bemerkung richtig ist, so kann sie auch keineswegs überflüssig befunden werden. Denn in der That, man hat, so oft man vom Gelde sprach, diesen Umstand nicht genug berücksichtigt. Man glaubte, die empfehlenden Eigenschaften des Metallgeldes bloß in der Natur und Beschaffenheit des Metalls allein zu finden. Jedoch, obzwar diese Eigenschaften wichtig genug sind, daß sie mit zu jenen Bestimmungsgründen haben beitragen können, so ist die Schwierigkeit, das Metall zu erlangen, dennoch das Hauptmotiv, warum es als allgemeines Tauschmittel konstituiert worden ist.

**) Man kann hierauf einwenden, daß es ja zu allen Zeiten Republiken gab und daß wir noch jetzt Staatsverfassungen finden, die der republikanischen Form sich nähern, deren Regierung an Kraft und Würde der besten Monarchie nicht nachsteht. Hierauf aber läßt sich antworten, daß schon seit langer Zeit die europäische Menschengesellschaft nichts anders als ein Staatsverein anzusehen ist und daß man die einzelnen Staaten bloß als Regierungsverwaltungen untergeordneter Provinzen betrachten muß. Wenn also eine Republik mit gleicher Kraft als eine Monarchie herrscht, so kann sie es darum, weil beide derjenigen Idee unterthänig sind, welche auf dem Throne von Europa sitzt.

seine Thätigkeit eine Bewegung, jeder glaubte wenigstens es in seiner Willkür zu haben, wohin er die Kraft lenken wollte. Nun wird zur Berechnung einer jeden Kraft erfordert, daß man die Zeit bestimme, welche sie auf ihrem Lauf zugebracht, und den Raum, den sie durchgangen, das heißt: daß man den Punkt erforsche, von dem sie ausgeht, und den, wo sie ihre Bewegung endet. Dieser letztere war in der bezeichneten Lage der Dinge unbekannt; eine solche Berechnung hat also damals nicht vorgenommen werden können. Nun fand aber zu jeder Zeit ein Tausch statt; getauscht kann jedoch nicht werden, ohne daß das Wertverhältnis der verschiedenen Kräfte bestimmt werde. Es mußte also dennoch eine ähnliche Berechnung unternommen werden; sie ward auf folgende Weise zustande gebracht. Jeder Tauschende setzt den Endpunkt der Bewegung in sich selbst und ihren Anfangspunkt entweder in die vertauschende Person oder in den Moment, wo die Natur den ersten Keim zur Schaffung des Produktes gelegt hatte. Da nun ein ungeteilter Zweck nicht anders, als durch eine Einheit der Mittel erreicht werden kann, so ersieht man leicht, wie die verschieden gerichteten Thätigkeiten der Vervollkommnung der Staaten im Wege standen. Nachdem aber die unsichtbar herrschende Idee in der Person des Monarchen formell gemacht war, nahmen alle Thätigkeiten nach dem Regenten ihren Lauf. Er ward das Ziel aller Bewegungen und schloß den Punkt in sich ein, den man, nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers, den Schwerpunkt des Handelns nennen kann. Hierdurch nun ward die Berechnung der Kräfte einfacher gemacht. Denn die Linie, die jede Bewegung von jedem einzelnen Staatsgliede aus bis zu der Person des Regenten durchlief, war der Maßstab für den Wert des sich in dieser Linie bewegenden Produktes. Da aber der Regent nur darum die Kräfte der Nation in sich vereinigt, um sie nach einer allgemeinen Regel wieder jedem einzelnen zurückfließen zu lassen, so wird bei dieser rückgängigen Bewegung der Schwerpunkt jedes einzelnen zurückgesetzt und der Regent stellt wieder den Anfangspunkt dar. Wie aber der Wert einer jeden Sache das Produkt ist von der Ansicht des Gebens und des Nehmens, so steht es keineswegs in der Willkür des Regenten, den Dingen einen beliebigen Preis zu geben, sondern er wird die Unterthanen dahin leiten müssen, daß sie sowohl unter sich, als mit dem Oberhaupt des Staates sich freiwillig über den Wert der Tauschprodukte vereinigen.

Geld ist das vorstellende Zeichen der Kräfte. Jeder Mangel

der Bildung also, der in letzteren aufgefunden wird, muß auch im ersteren nachgewiesen werden können. Zu der Epoche des Metallgeldes, welches wir zuletzt erwogen, waren die Kräfte in demjenigen Zustand, den wir vollkommen nannten. Doch waren sie es nur insofern, als sie ruhend betrachtet wurden, oder doch in Beziehung gegen ihre Produkte. Sobald aber die Kräfte anfingen, sich nach jenem monarchischen Prinzip hinzuwenden, so mußte, weil diese Bewegung nur bewußtlos geschah, sich eine Zweckwidrigkeit offenbaren, durch deren Beseitigung allein die Bestimmung des Staates vollkommen erreichbar ward. Worin jene Zweckwidrigkeit bestand, haben wir zuletzt angegeben. Die Kräfte einer Menschengesellschaft waren damals nur erst Nationalkräfte und das sie vorstellende Geld Nationalgeld. Durch die Objektivierung der Monarchie aber mußten die Nationalkräfte sich in Staatskräfte verwandeln. Wir wollen zeigen, wie ein drittes Prinzip — das Staatsgeld — welches sich zum Nationalgeld verhält, wie dieses zu den Nationalkräften, sich notwendig konstituierte und es endlich in der Münze dargestellt ward.

Da das Geld für alle einen Wert und für jeden einen gleichen haben sollte, so durfte die Ergründung dieses Wertes kein Erkenntnisvermögen erfordern, das nicht bei allen überhaupt, und nicht bei jedem in gleichem Grade vorausgesetzt werden konnte. Wäre dieses anders, würde zur Wertbestimmung des Geldes ein Talent erfordert, daß manchem ganz abginge und die anderen in ungleichem Grade besäßen, so wäre die notwendige Folge davon, daß das Geld seinen Wert verändern würde nach dem Verhältnisse jenes Talentes. Hierdurch aber erhielte es einen Charakter, der seiner Bestimmung zuwider wäre, oder wenigstens veranlaßte, daß diese Bestimmung nicht vollständig erreicht werden könnte. In der That aber finden wir diese mißlichen Umstände bei dem ungemünzten Metallgelde. Da Gold und Silber gewöhnlich mit ungeltenden Metallen vermischt gefunden wird, diese Unlauterkeit also von dem Empfänger des Geldes in allen Fällen wenigstens befürchtet werden muß; da überhaupt die Scheidekunst damals noch nicht in dem vollkommenen Zustand gewesen sein konnte, daß sie es vermocht hätte, das Gold und Silber in seiner höchsten Reinheit darzustellen, so mußte bei jedem Tausche die Echtheit des Geldes untersucht und der Grad seiner Unlauterkeit erforscht werden. Diese Untersuchung erfordert aber eine Geschicklichkeit, die verschieden sein wird, je nach der Einsicht, die jeder in die

Natur dieses Geschäftes, und je nach der Übung, die einer hat, solche Operationen vorzunehmen. Je mit größerer oder geringerer Leichtigkeit, je in längerer oder kürzerer Zeit, je mit mehr oder minderer Vollkommenheit jemand diese Operation zustande bringt, um so mehr oder weniger muß auch das Geld von seinem inneren objektiven Wert verlieren. Und überhaupt wird hierdurch der Forderung entgegengewirkt, die oben an das Geld gemacht worden war: daß nämlich die Kraft, die auf dessen Verfertigung verwendet wird, die Summe derjenigen nicht bedeutend vermindern dürfe, die aus demselben bereitet werden soll. Hierdurch wird der Tausch äußerst beschwerlich gemacht. Da die Untersuchung des Geldes einige Zeit erfordert und der Tausch nicht eher gültig ist, als bis das Geld in Empfang genommen, so wird oft der Fall eintreten, daß während dem Akte der Untersuchung, durch veränderte Umstände bewogen, einer der beiden Kontrahenten seinen Willen widerrufen wird, wodurch Streitigkeiten unvermeidlich herbeigeführt werden. Die Kontrahenten werden sich ferner darüber vereinigen müssen, wer die Mühe des Gelduntersuchens über sich nehmen soll, ob der Geber oder der Nehmer des Geldes, wodurch der Tauschkontrakt einen Zusatz erhält, der nicht in dem ursprünglichen Bestimmungsgrund der Kontrahenten lag und wodurch ihr Zweck verrückt wird.

Sobald der Staat einen sinnlichen Monarchen erhielt, konnte das Geld nicht mehr in diesem Zustand verbleiben. Denn da der Regent die Kräfte der Nation in sich vereinigt und sie nach allen Seiten hin wieder zurückgiebt, so kann er die Wirkung, welche die rückfließenden Kräfte auf jeden einzelnen machen werden, nicht berechnen, ohne die Empfänglichkeit zu kennen, die jeder zum Gelde hat.*) Diese Empfänglichkeit aber war, wie wir gesehen, bei dem ungemünzten Gelde verschieden. Doch durch das Prägen der Metalle ward man der Untersuchung ihrer Feinheit überhoben, und dadurch erst erhielt das Geld einen Charakter, welcher dem Zustand der jetzigen Kultur angemessen ist.

*) Auf welche Weise der Regent die Kräfte der Nation in sich vereinigt und wie er sie zurückgebe, dieses zu zeigen ist hier nicht der Ort, es wird in der Finanzwissenschaft gelehrt. Daß es aber auf jeden Fall Geld sein müsse, in welcher Gestalt die Kräfte der Nation in den Regenten ein- und von ihm zurückfließen, dieses bedarf keines Beweises, es folgt aus dieser ganzen Untersuchung. Ich will nur noch kürzlich auf das herausfließende notwendige Resultat aufmerksam machen; wie zweckwidrig nämlich Naturalabgaben und Naturalbesoldungen für die Staatsverwaltung sein müssen.

Ich breche diese Untersuchung ab an einem Punkte, wo sie anfängt, am allerinteressantesten zu werden. Ich hatte mir vorgesetzt, die Entstehung des Geldes darzustellen. Von der Natur und Wirkung des Geldes, als vollendetem Produkte, werde ich an einem anderen Orte reden.

XXXIX.

Über Freimaurerei.

(1811.)

So oft unserer göttlichen Kunst ein neuer Tempel erbaut wird, kann man sich einer Betrachtung nicht erwehren, die das Herz betrübt und den Geist gefangen nimmt. Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens frische Lüfte sie nicht berühren, wo der Sonne Strahl sie nicht beleuchtet, wo sie beim Dämmerschein der Kerzen hinschmachtet und ihre Farbe der Gesundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beschwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorsam bleiben? Wie lange noch soll das himmlische Licht, in die engen Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich sein, die dürstend nach der Quelle eilt? Ist dieses Weltall nicht geschmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht stark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wissenschaft schöner und lebendiger, als stumme Zeichen, auf tote Leinwand gemalt? — Solche Zweifel hegend, kam ich zu einem frommen Priester der Maurerei und bat um Belehrung. — Was er mich lehrte, will ich treu verkündigen.

Nachdem das heilige Wort entsendet, das der Welt ihr Dasein gab, ward das Chaos geboren. Dunkel war sein Leben, doch liebevoll; öde, doch ohne Sehnsucht; einförmig, doch nicht allein, denn ihm stand nichts gegenüber. — Verschwistert waren alle Kräfte und der Schöpfung einziger Sohn schlummerte in Träumen der Kindheit und der Unschuld. Nun ward das Licht, und der Friede — starb. Die Elemente begannen ihren fürchterlichen Kampf und aus dem Schoße der allumfassenden Mutter stiegen Geschöpfe, feindlich gesinnt im Sein und im Werden. Das Licht, das alles bindet und alles löst, zeugte

zwei Söhne: das Leben und den Tod, den Tag und die Nacht. Die Morgenröte spottete die Nacht des Trugs und des Wahns hinweg, und am Abend schwang der Himmel sein blutiges Panier, und die verscheuchte Finsternis kehrte siegreich zurück. — Dasein kämpfte gegen Dasein, Liebe gegen Haß, Treue gegen Verräterei, und der Tod gegen alles. Die Natur hatte ihre ganze Kraft verschenkt, es gab kein herrenloses Gut mehr. Was das eine erwarb, mußte das andere verlieren; jeder Atemzug war ein Diebstahl, jeder Pulsschlag war ein Mord. So sproßte die Pflanze der Zwietracht, mit ihren Zweigen den Himmel berührend, und ihre Blüte war — der Mensch.

Wie das Herrliche der Schöpfung in dem Menschen sich offenbart, so auch das Verworfenste; denn die höchsten Bäume sind's, die am tiefsten wurzeln. Wenn die sinnlosen Geschöpfe der Natur in ihren Kämpfen sich bewußtlos anfeindeten, wenn ihren Schmerz weder Erwartung noch Erinnerung begleitete, so war beim Menschen nicht die That allein, auch der Wille war blutig; Reue folgte der Sünde nach und vor dem Übel ging die Furcht drohend einher. Die Herrschaft ward geboren und mit ihr die Sklaverei. Das Recht mußte der Stärke weichen, das Glück ward der Habsucht geopfert und die Unschuld des Bosheit preisgegeben. Jeder Baum der Freude trug die vergiftete Frucht des Neides und unschuldsvolle Geschlechter mußten den Jammer ernten, den andere gesäet. Der Wahnsinn hatte den Menschen ergriffen; er vergaß, daß nur ein Herz im Busen der Menschheit sich bewege; mit selbstmörderischem Beginnen zerriß er seine eigenen Glieder, — der Mensch erschlug seinen Bruder.

So ward Jahrtausende der Kampf fortgeführt; der Besiegte verlor, doch der Sieger hatte nichts gewonnen und nur Leichen behaupteten das Schlachtfeld. Das Gut, um welches man stritt, ward keinem zu teil, der karge Becher der Freude ward im Taumel umgeschüttet, und früher, als man es selbst verlangte, gab man der schadenfrohen Erde ihre Beute hin. — Was war die Quelle dieser ewigen Feindschaft, und was war ihr Ziel? Es war nicht der Preis des Sieges, um den man kämpfte, man kämpfte um die Lust des Kampfes, denn oft kehrten die Völker gesättigt vom Streite zurück, gestillt war jede Sehnsucht und jeder Wunsch befriedigt. Todesstille herrschte über Leichenfelder, und die Morgenröte des Friedens ging glänzend auf. Darob erschraken die Bösen und hielten ihren sündlichen Rat. — „Soll unser Reich zu Grunde gehen? Ist nichts vorhanden, das die erloschene Kampfbegierde wieder anfacht,

und hat der Himmel keine Blitze, um die Welt des Friedens zu entzünden?" Sie suchten solche Blitze und fanden sie auch. Das Heiligste, was die Erde und der Himmel trägt, das schönste Gut, das der Mensch besaß, stahlen sie frech, warfen es hin auf den Kampfplatz, und die Flamme des Krieges loderte von neuem auf. — — — Was war jenes Heilige, das dem Blödsinn zur Folie dienen mußte? Wie hieß das Göttliche, das der Mensch zum Wetzstein seiner Bosheit herabwürdigte? Wie es hieß? Keiner frage mich darnach. Ich weiß es wohl, doch darf ich es nicht sagen. Ich mag in diesem Hause des Friedens und der Freude das Wort nicht aussprechen, das wie ein böser Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht; ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Silben das Schrecklichste bezeichnet; den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich.

Solches sahen die Guten und die Besten jeder Zeit, wie die Menschheit in ihren eigenen Eingeweiden wühle; sie sahen es und trauerten. Sie trauerten, doch sie verzweifelten nicht. Denn das Kraut des Heils sproßte in ihrem Herzen, und die Hoffnung des Genesens machte sie gesunden. Sie beschlossen, die vertriebene Vernunft wieder in ihre Rechte einzusetzen. Sie sprachen zu dem Volke der Finsternis, und Worte des Friedens und der Versöhnung strömten von ihren Lippen: „O, Könige der Natur, habt ihr das Leben auf eine Ewigkeit gepachtet, daß ihr Jahrhunderte, dem Hasse vergeudet, nicht für verloren haltet? Werdet ihr eueren Kindern einen Balsam hinterlassen, um die Wunden zu heilen, die ihre Väter schlugen? Habt ihr ein Zauberwort, das die Geschlechter wieder hervorrufe, die ihr getötet; das die Ruhe wieder herstellt, die ihr getrübt; das die Narben ausglättet, die die Schande euerer Ahnen der Nachwelt überbringen? O! kehrt zum Frieden zurück und liebt euch!"

So redeten die Guten in ihrer Frömmigkeit. Doch von der ehernen Brust der Bösen hallten ihre Worte nachspottend zurück. Gehört hatte man sie, aber nicht verstanden, und Verfolgung war ihr Lohn. Doch keine Saat geht durchaus verloren, und nicht ganz fruchtlos war ihr Bemühen. Alle die, welche Gott im Herzen und die Wahrheit im Geiste trugen, traten hervor und folgten dem Ruf. Sie reichten sich die Hände und der Bund des Lichtes war geschlossen. Keine Zeugen hatten ihn beurkundet, kein Unterpfand hatte ihn versichert; das heilige Wort ging von Mund zu Mund und um den Altar des Rechts zog sich der geheimnisvolle Kreis und wehrte

den Zutritt. — Wie heißt das Bündnis, das die Edlen aneinander kettet, das den Geist dem Herzen vermählt, und dem guten Willen die That zusichert? — Es heißt hier in diesem heiligen Tempel, dem Herkommen gemäß, Maurerei. Anders nennt man es im Leben; doch nennt es, wie ihr wollt, es spricht sich stets als das Würdigste aus.

Ja, meine Brüder, die Maurerei ist die heilige Quelle, wo die verblühte Schönheit ihre Huldigung, wo die getrübte Weisheit ihre Helle, wo die geschwächte Kraft ihre Fülle wiederfand. Sie ist das Asyl der geängstigten Treue, die Versöhnerin der beleidigten Unschuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Die verworrenen Rechte des Lebens soll sie ordnen, das bestochene Urteil der Leidenschaft soll sie strafen, die Handlungen des Herzens soll sie richten. Was die plumpe Hand des Blödsinnes wild untereinander gemengt, das soll sie sondern und mit ihrem Geiste beleben; was die Feuerkraft der Begierde zu heiß umarmt, das soll sie mit ihrer Milde erquicken; und was die unkundige Menge zu streng verdammt, das soll sie mit ihrem Schilde schützen. — Sie stürzt die Scheidewand ein, die das Vorurteil zwischen Menschen und Menschen aufgerichtet; sie zieht das goldene Kleid hinweg, das einen seelenlosen Leib bedeckt; sie stellt Herz gegen Herz, Geist gegen Geist, Kraft gegen Kraft, und giebt dem Würdigsten den Preis. Sie lehrt den Baum nach seinen Früchten schätzen, nicht nach dem Boden, der ihn trägt, nicht nach der Hand, die ihn gepflanzt. Sie sichert das Glück vor den Pfeilen des tückischen Zufalls, sie ergreift das Ruder bei den Stürmen des Lebens, und führt das lecke Schiff in den sicheren Hafen ein.

So, meine Brüder, sollte die Maurerei handeln, so sollte sie sein. Doch so war sie selten, so ist sie nicht. Nicht der Göttin, dem Priester opfert man. Man ward es müde, das Kunstwerk anzubeten, man wollte den Künstler verehren. Nun trat man keck hin vor die Göttliche und sprach: Sag uns doch, wo kommst du her? Wohin gehst du? Wer hat dich gemacht und für wen bist du verfertigt? Doch der Himmel verschmäht es, der Erde Rechenschaft zu geben, und keine Antwort erfolgte. Jetzt warf der Maurer das Senkblei seiner Wißbegierde aus, — grundlos war das Meer. Das wilde Herz pochte an die Schranke der Erkenntnis und forderte den Ausgang; doch die Schranken blieben stehen, und die Pforte öffnete sich nicht. Zu den Sternen schaut er hinauf, wo die Wahrheit quillt — das Leuchten sah er wohl, doch nicht das Licht. Jetzt wendet er rückwärts seinen Blick; die Vergangenheit soll ihm die Gegenwart

lösen; doch die ernste Sphinx im Osten schaut ihn verschlossen an, und hinter dem Schleier der Isis lauscht der Tod. Nun irrt der betrogene Maurer in der Weite umher und kann die Heimat nicht mehr finden. Da ließ eine Stimme sich hören aus dem Innersten seines Herzens. Sie sprach zu ihm: Bethörter Mensch, du hast dein eigenes Haus verlassen und suchst Ruhe in der Fremde. Du bist der Wahrheit treulos geworden und suchst Heil bei der Lüge, du bist der Quelle entflohen und suchst Erquickung in der Wüste. — Kehre schnell zurück! Mensch erkenne dich selbst! — Der Maurer hörte wohl die Stimme seines Herzens, doch er gehorchte ihr nicht. Der Puls seiner Neugierde war fieberhaft gespannt; er wollte der Maurerei Herz und Nieren prüfen. Da ergriff er im Wahnsinn das kritische Messer; er öffnete, er zerlegte sie; er ging ihren Adern nach, er sonderte ihre Nerven. Nun ja, jetzt lagen ihre inneren Teile klar und zergliedert vor seinen Blicken; doch eine Leiche war sie geworden, der Geist entfloh. Er hatte die Quelle der Maurerei entdeckt; doch nur vertrocknet fand er sie; er war ihrem Bette nachgegangen, doch versiegt war der Strom. — Anfänglich war man freilich etwas betrübt über ihren Tod; doch bald tröstete man sich, man setzte sich hin und schrieb — Maurerische Systeme. — Systeme! — Ja der Mörder glaubte seine That gebüßt zu haben, wenn er seinem Schlachtopfer eine Leichenpredigt hielt. Man spannte das Gemälde des gotterfüllten Künstlers in einen langweiligen Rahmen ein, und einer bemalten, vielfarbigen Natur gleich blickt uns das göttliche Bild der Wahrheit lächerlich an und läßt weder die Anbetung in unserem Herzen, noch die Bewunderung in unserem Geiste aufkommen.

Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge aufgehängt, und wieder einen, und noch einen. Meine Brüder, kann denn das Heilige noch heiliger sein? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre Grade, und kann die Sonne heller leuchten als helle? — Man will die Unwürdigen abhalten — o unnötiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet sie nur an; dessen Auge trüb ist, wird auch nur Trübes schauen; seid unbesorgt, jedem wird nur so viel Licht zu teil, als ihm gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch nichts erbeuten. Öffnet die Pforte: die Sehnsucht bleibt doch stets daß Maß der Befriedigung.

Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laster streitet, dann bleibt das Herz des Zuschauers nicht ganz ohne

Trost; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpft, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man seine Neigung zu wenden, und wenn auch das Verderben den Gerechten trifft, so endet doch der Schmerz mit der That, die ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, wenn Tugend mit Tugend sich feindlich begegnen, woher soll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem soll man den Sieg, wem den Untergang wünschen? Ist nicht die Freude des einen die Trauer des anderen? — So ist es in der Maurerwelt. Systeme kämpfen gegen Systeme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar ist es zu sehen: Alle wollen sie die Wahrheit suchen, doch jeder will allein sie finden. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit allen teilen, doch jeder will allein sie suchen. Das Licht ist in seine Bestandteile zerfallen und Farbe kämpfet gegen Farbe. Die Weisheit hat sich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält standhaft die Einigkeit von sich entfernt. Die Morgenröte, die das Licht verkündigt, wird vom hohen Mittag verspottet, — verachtet; denn das stolze Sonnenbild hat seine Wiege vergessen, und schämt sich seiner Mutter.

Meine Brüder, wann wird der Tag erscheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinschaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entschlummern? — Er wird kommen der Tag des Lichtes! Mögen immerhin Pygmäengesinnungen in einen Kampf sich einlassen mit dem Riesengeist der Wahrheit; wir lächeln und sind des Sieges gewiß, doch, — auch die Wunde des Siegers schmerzt. Darum, meine Brüder, laßt uns mit lindernder Hand Balsam träufeln in die Wunde der siegenden Wahrheit, damit, wenn man das neunzehnte Jahrhundert noch einmal erröten sieht, man sagen möge: „Die Farbe der Freude ist's, die es verklärt, nicht die Farbe der Scham!“

XL.

Was wir wollen.

(Juli 1814.)

Es frommt uns nicht von der Brücke, die Vergangenheit und Zukunft bindet, an der schützenden Brustwehr gelehnt, sorglos hinabzuschauen in die wilden Fluten, die das Unerforschte und das

Unerforschliche verbergen. Wir wollen, hier oder dort, ganz hinüberschreiten — Pfeiler können brechen.

Beneidenswertes Geschlecht, dem vergönnt ist, das Seltene zu sehen: Saat und Ernte, Frucht und Blüte der Zeiten, was die Geschichte in ihrer geheimnisvollen Grotte bereitet, und was vollendet des Meisters Mühen umschleiert. Beneidenswertes Geschlecht, dir leuchtet ein beglückender Stern. Nicht wie Römer in angeerbter Größe schwelgend, wir erfreuen uns der selbsterworbenen Kraft. Nicht wie sie, des Lebens mannigfaltige Gefühle in einen Brennpunkt drängend, uns ward ein besseres Los zu teil. Was wir als Bürger gethan, hat auch den Menschen belohnet; wir haben den übermütigen Feind besiegt und dürfen auch die Wunden heilen, die wir ihm geschlagen. Die Freuden aller Jahreswechsel sind uns vereint gegeben.

Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unsere Kraft vergeuden, sondern die Lust in keuscher Ehe umarmen, damit sie fruchtbar und unsterblich werde. Nicht das ist unsere Größe: der Flitterglanz schillernder Empfindungen, oder die Vergänglichkeit großer Thaten, die im Rausche, wenn auch in dem edelsten, begangen; denn auch faules Holz kann leuchten, und Wunder glaubt zu thun, wer die Grenzen des Natürlichen nicht kennt. Das brennende Gebäude hat uns angewärmt, der Wetterstrahl hat unsere Nacht erleuchtet, aber nur da ist Wahrheit und ist Kraft, wo Licht und Wärme aus dem Innern kommen.

Großes kann nicht täglich geschehen, aber Helden sind es auch in ihren Häusern, und überall, wo sonst die Gemeinheit den Weg alles Fleisches wandelt. Zwar ziemet uns die Ruhe am Abend des heißen, geschäftigen Tages; aber der Morgen wird kommen, der uns zu neuen Thaten ruft. Darum laßt uns, nachdem wir das Geschehene berechnet, besonnen überlegen, was ferner zu thun sei; was zu thun sei, damit über des Lebens Gaukelei nicht der heilige Ernst, und über den Genuß der Freiheit, die Kraft, sie zu behaupten, verderbe.

Wir wollen freie Deutsche sein, frei in unserem Hasse, frei in unserer Liebe. Mit dem Leibe nicht, nicht mit dem Herzen einem fremden Volke ergeben. Tyrannei verwundet und kann nur töten; aber die Lust, die schmeichelnde, vergiftet und versiecht. Jene lähmt die Kraft, diese auch den Willen. Wir wollen frei sein, nicht jenen Inselbewohnern unterthan, die uns bereichern und entnerven. Wir dürfen wünschen, sie zu sein, nicht es ihnen nachzuthun. Dort, wo der kühne Händler mit empörten Wellen kämpft, sich seinen Handels-

weg durch besiegte Feinde bahnt, wo er, mit Gewürzen, auch den Boden erbeutet, der sie trägt, und Könige, die den Boden beherrschen: dort ist es edel zu gewinnen — der wuchernde Epheu schlängelt sich um die Eiche der Kraft. Wir aber sind Waffensöhne; in dem Eisen ist unser Gold.

Wir wollen freie Deutsche sein, und damit wir es bleiben, über sklavische, willenlose Völker auch nicht herrschen. Mögen jene Knaben sich mit den Scherben ihres zerbrochenen Ruhmes ergötzen, wir wollen ihr Spiel nicht teilen und nicht stören, wir wollen es belächeln und verachten. Weil sie ihre Freiheit und ihre Frühlingskraft einer Metze hingegeben, sind sie vor der Zeit gealtert und kindisch geworden. Gefährlich ist's, ihnen zu dienen, gefährlicher, ihnen zu gebieten.

Wir wollen das deutsche Herz nicht mit jenen Eisfeldern befreunden, wo die Empfindung gerinnt und Größe aus unumfaßlichen Kolossen spricht. Nun, da der Friede geläutet, kehre das Riesenschwert in die Scheide zurück. Wir sind uns selbst genug; wo nicht, auch sie nicht. Wird *sind*, wohin sie *zielen*. *Sie* haben Wälder auszurotten im Reiche der Natur und da, wo der Geist herrscht; *uns* lacht ein freundliches Land. Wir wollen sein, wie unsere Lust, fern von entnervender Schwüle und fern von erstarrender Kälte, damit sich Mut mit Liebe, und Kraft mit Schönheit paare.

Wir wollen Deutsche sein, ernsten, ruhigen Sinnes, nicht in dumpfer Gefühllosigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächsernen Flügeln in das Reich der Sonne steigen. Wir wollen stark sein, der Gebieter in seiner Macht, im Gehorchen der Bürger. Gleich; so daß jedem gleich geschützt, was ihm gebührt, nicht daß jedem Gleiches gebühre. Wo jeder alles hat, geht alles am leichtesten verloren. So geschah's. Man hatte im Wahnsinn die Stufen abgebrochen, die von der friedlichen Werkstätte zu dem Throne führen, und nun als das Gebäude brannte, war nirgends Hilfe — in Asche ging der Scepter und der Wanderstab. Man hatte alle Dämme eingerissen, und als das Ungemach flutend eintrat, war nirgends Rettung. Darum haben Blitze, die Paläste trafen, sich hinab bis zu den niedrigsten Hütten geschlängelt, und Meinungen zerlumpter Bettler haben Throne untergraben und umgestoßen. Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rat der Fürsten einzudrängen; sie sind besser als wir. Wir haben das Schwert, sie uns geführt; aber das Schwert kann nur töten, der Wille siegt.

Mögen andere mit plumper, ungeübter Hand in den Eingeweiden

der bürgerlichen Gesellschaft wühlen, das Herz in den Magen schieben, das Gehirn neben die Leber stellen, und den Lauf des Blutes nach eigener Weisheit lenken. Wir wollen es nimmermehr. Der Tag der Entscheidung wird es lehren, daß vieler Wille und Willenlosigkeit und Willkür zu gleichem Ziele führen. Wir wollen es voraus bedenken, und auch dieses: daß Thränen später Reue in dem Himmel, und nicht auf Erden fruchten.

Wir wollen nicht ferner in lächerlichen Vogelschlingen eitler Konvenienzen zappeln, sondern Männer auch im Frieden sein, damit die Not uns geharnischt finde; Löwen sein, keine Schmetterlinge, und auch nicht Bären, die Honig lecken. Werde der Preis der Schönheit immerhin den Jungen hingegeben, die eine gefallene Stricknadel am schnellsten wiederbringen, oder am lieblichsten mit säuselndem Schmeichelwort die Glut der Eitelkeit fächeln — der tapfere Jüngling lerne solchen Preis verachten. Aber die Bürgerkrone werde nicht ferner schlauen Gaunern zu teil, die in dem Dunkeln trippeln und das schlafende Gesetz bestehlen. Sie werde am hellen Tage gewonnen und vergeben, dem Würdigsten, dem Besten.

Ernst sei in den Spielen unserer Kinder, damit sie den Ernst, froh und leicht, wie in dem Spiele üben. Sie sollen nicht in martervollen Stunden lernen, wie man römische Worte und Thaten dumpf bewundere, sondern in Lust und Freiheit es ihnen nachzuthun. Sie sollen tauchen lernen in die Fluten der Ströme und in die Fluten der Zeit, damit sie des zerbrechlichen Fahrzeuges nicht bedürfen und sich verlassen auf die eigene Kraft. Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgesogenen Volke, das frech mit Gesetzen spielte und zum Spotte geworden, weil es alles mit seinem Spotte besudelt; führt ihn hin, damit er gehorchen lerne. Führt den Fürstensohn auf jenes Inselland, wo in den Bergen das zornige Eisen wohnt und wo die gerechte Vergelterin sich ihren Tempel erbaut; führet ihn hin, damit er herrschen lerne, und dort die heilige Lehre vernehme Müllers und der Weltgeschichte: Wer gewinnt, hat nur sich selbst zu fürchten; wer verliert, keinen anzuklagen als sich selbst.

Auch sollen unsere Frauen sich dem eitlen Tand entwöhnen, thun, was ihnen ziemt, nicht Netze stricken. Penelope, die Mutter der Gracchen, und des Ritters züchtige Braut, saßen nicht am Spieltisch moderner Damen. Sie sollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geschick uns schlägt. Sie sollen das heilige, ungetrübt Menschliche bewahren, worin sich Völker entfernter Zeiten

und Regionen als Brüder erkennen; das eine, worin die tausendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zersplittert, sich wiederfinden und versöhnen — die Liebe.

Denn wahrlich, das ist's, was vor allem not thut: daß sich die Sitten mit den Zeiten verschwistern; damit nicht etwa nach Jahren des Friedens, wir wie aus dem Schlummer erwachen, uns selbst nicht mehr kennen, unsere eigene Thaten belächeln und hingehen, um in Assembleen die sehr komischen Träume zu erzählen.

XLI.

Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel.

(1818.)

„Mit gnädigster Erlaubnis."

Vor meiner nachfolgenden Rede stehen diese Worte nicht ganz so übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubnis; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels sind sie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zuruf aus dem Tempel der freischaltenden Kunst durch Mißlaute eines heiseren Knechtsinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künstlern verstatten, daß sie unser Gemüt und unseren Geist erfreuen? Die Art freilich, wie dieses auf manchen Bühnen geschieht, machte eine gnädige Erlaubnis nicht unnötig; aber so boshaft wollte der geistreiche Verfasser des Komödienzettels vorsätzlich gewiß nicht sein. In einer freien Stadt, wo die Bürger sich selbst regieren, sollte das Wort Gnade nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwidere mir ja nicht: nur grämliche Tadelsucht möge gegen so etwas eifern und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung absichtslos gebraucht werde, sich breit und wichtig auslassen. Darin eben ist die Gefahr, daß das Wort hohl ist, es kann so mit mannigfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu seiner Mischerei keiner Schale bedürfe; der Trank ist der Tod, das Gefäß bringt ihn. Wo Ketten sind, da findet sich leicht ein Schließer. Ein witziger Pisistratus bedürfte nur eines

solchen Komödienzettels, um freien Bürgern zu beweisen, daß sie leibeigen sind und es immer waren.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrat solcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Unterthänigkeit finden wir im deutschen Lande allerorten und -wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von allerunterthänigsten treugehorsamsten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchst ihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor, und leichter noch bannen sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust müßte das Kettengeklirre gefesselter Zungen nicht unerträglich sein, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der einzige nicht, der hundertmal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam und die schönsten und notwendigsten Gedanken, um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange, mit unseresgleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immerfort: Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht, gemeinschaftlich dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Goethe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich alles

folgsam mitmachen und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Goethe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir ebenso angelegen sein, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren werdet mir nicht alle recht geben. An dich will ich mich wenden, du taumelnder unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Pauls Schriften deine heiligen Bücher, in denen du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrot findest? Hat er dir nicht tausend Rätsel gelöst, die dich verwirrten, und Rätsel aufgegeben, die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das dir alle Gefühle deines Inneren erklärte? Deckte er dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab dir ihn, welcher litt, duldete wie du und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzu reinen Sauerstoff atmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann Jüngling, wenn du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes dich erholen wolltest, lasest du die Bücher Jean Pauls. Denn an den Flügeln hochherziger Menschen hängt er das erdwärtsziehende Gewicht des alles ausgleichenden, mit dem Verwandtschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die alles veredelt, alle Flecken reinigt und alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlst du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns alle bändigt", berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest du dich, dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst du, daß er in deiner Nähe, in Frankfurt ist und in der Buchgasse wohnt. Du würdest empfindungsvoll zu

ihm eilen, aber auch dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest du wenigstens den Mut. Nun setze dich hin, Kamerad, und beginne deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrat! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen. . . . ." Jetzt ergieße dich, wenn du kannst oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber du, armer Frankfurter Komödienzettel, der du mich auf dies alles gebracht hast, es thut mir leid um dich. Doch warum, Unglückseliger, läßt du täglich hinter die gnädigste Erlaubnis ein Ausrufungszeichen setzen? Das ist schuld an allem. Es hat mich gewaltsam auf jenen Tadel gestoßen, da dieses Zeichen dir den Schein giebt, als machtest du dich über dich selbst lustig und riefest allen Vorübergehenden zu: Kommt her, ihr Leute, und lachet die gnädigste Frau Erlaubnis aus.

Wenigstens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg. Giebt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl seiner Vaterstadt nicht so sehr liebte, daß er an dem Tage, wo er den Komödienzettel zum erstenmal ohne gnädigste Erlaubnis erhält, nicht gleich mir, den aus zwei Messen und einem Neujahrstage gebildeten Dreiklang unseres Zettelträgers gern quadriere? Gewiß nicht einen.

XLII.

Kleine Gedanken über ständische Verfassung.

(1818.)

Wer die Geheimnisse der Pflanzenwelt zu erforschen und zu begreifen weiß, wird ungeschickt und unwillig den Pflug führen. Da habt ihr eine Formel, nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menschen abgemessen werden muß, damit sie leuchte, ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Kultur macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaften nötig, da bei den jetzigen Verfassungen der Staaten die aus der gesteigerten Geistesbildung entspringenden Ansprüche so vieler Menschen nicht befriedigt werden können. Es giebt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieses Übels abzuwenden vermag — die Volksrepräsentation, indem diese der Geistesbildung abwechselnd aller Bürger einen Spielraum gewährt, oder ihn doch hoffen läßt.

Das Leben des Staates ist das Produkt einer doppelten Kraft, des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener strebt nach der Erhaltung des Bestehenden, dieser nach dem Wechsel; jener vertritt die Vergangenheit und das allgemeine, dieser das Interesse der Gegenwart und des besonderen. Jener bemüht sich für das Recht und den Besitz, dieser für die Kraft und die Erwerbung; jener ist thätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieser für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft entspringt aus dem richtigen Verhältnisse, in welchem beide Kräfte zu einander stehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt, da werden die Forderungen des belebenden Geschlechtes und des Geistes der Zeit nicht berücksichtigt und der Staat, in Mißklang mit der Außenwelt und von derselben angefeindet, muß widerstrebenden Kräften, die ihn aufreiben, weil sie nichts Entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrscht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, seinen Schwerpunkt, und da er das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft nicht bloß auszubessern und zu schmücken sich bemüht, sondern auch an dem Grundsteine rüttelt, so stürzt das Haus rettungslos zusammen. Der Zweck aller Bewegung ist Ruhe, nicht umgekehrt. — In einer repräsentativen Verfassung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der Bildungstrieb durch die Volksdeputierten vertreten. Das bleibende Interesse des Staates, dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, verteidigen die Pairs; das wandelbare Interesse, dem das Beständige aller Zeit sich anschmiegen soll, verteidigen die Deputierten. Der Fürst hält beide Kräfte im Gleichgewicht. Er sorgt für die Zukunft, während der Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die starre Unbeweglichkeit sowie die allzu große Wandelbarkeit der Gesetzgebung.

Wer soll die Volksrepräsentanten wählen? Natürlich nur solche, die selbst wahlfähig sind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen, die Ansprüche und Rechte des Volkes auszumitteln und zu verteidigen, nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.

Wer und was soll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im allgemeinen, die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft und deren verschiedene Interessen und endlich die einzelnen Bürger.

Es ist nicht immer das wichtigste Interesse und die bedeutendsten

Klassen der Staatsbürger sind es nicht, welche am mächtigsten vertreten werden müssen; sondern das Gegenteil findet manchmal statt. Reichtum und hoher Stand sind mächtig genug, sich selbst geltend zu machen, aber die leise und furchtsam sprechenden, die kaum vernehmlichen unteren Stände müssen am lautesten von den Volksdeputierten verteidigt werden. Es giebt ferner nicht bloß unmündige Klassen der Gesellschaft, sondern auch unmündige Interessen, die der Teilnahme am meisten bedürfen, weil sie deren am wenigsten erregen. Aus jenem Gesichtspunkte betrachtet ist es ungerecht, wenn man die Juden nicht teil an der Repräsentation nehmen läßt, auch wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um so mehr ungerecht und dem Wesen der Repräsentation widersprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbürger, dann sind sie als politisch Gebrechliche oder als Kinder anzusehen und als solche bedürfen sie am meisten der Vormundschaft. Aber wem anders dürfte diese anvertraut werden, als den Gesunden und Erwachsenen unter ihnen selbst? — Da den unmündigen, unerwachsenen Bedürfnissen eine Fürsprache am meisten not thut, so sollte die Anzahl der Deputierten vielleicht im umgekehrten Verhältnisse mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräsentierten Körperschaft stehen.

Man hat gefragt, wer tauglicher sei, das Volk zu vertreten, der reiche oder der wissenschaftliche Bürger; aber es bedarf kaum einer Untersuchung, daß sie beide dazu berufen werden müssen. Der Gegenstand der Ausmittelung ist, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen sollen und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geistreichen unter den Volksvertretern überwiegend sein müsse. Für das erstere spricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen, die vertreten und befördert werden müssen, dingliche und persönliche. Zu den ersteren gehört sein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derselben; zu den anderen seine Freiheiten, seine sittliche, politische und religiöse Selbständigkeit. Die dinglichen Rechte sollen von den begüterten Deputierten, die persönlichen aber von den wissenschaftlichen vertreten werden. Die ersteren sind von mannigfaltiger, oft sich feindlich gegenüberstehender Art. Der Besitzer von Grundeigentum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben sich wechselseitig widerstrebende Interessen, die wieder jedes für sich nach dem Wohnorte des Staats-

bürgers verschieden sind. Die persönlichen Rechte der Bürger aber sind für alle und allerorten fast die nämlichen. Gesetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre u. s. w. sind Rechte und Ansprüche, die für jeden die nämlichen sind und nur der Unterschied der Stände wird eine Schattierung dieser Verhältnisse bewirken, da die persönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des Bürgers zuweilen einander im Wege stehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer stärkeren Vertretung als dessen Person bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wissenschaftlichen übersteigen müsse. Ganz ausgeschlossen dürfen die Gelehrten von der Repräsentation nicht werden, weil sie dann als Inhaber bloß persönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein sie selbst, sondern die Gesamtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Personenrechtes sein, weil sich oft beide Interessen einander widerstreben.

Bei einer einzigen Kammer in den Ständeversammlungen würde freilich das Volk mehr Freiheit haben, als es genießt, wenn ihm die Adels- oder Pairskammer wehrend gegenübersteht; aber eben dieses Übermaß der Freiheit wäre dem Volke gefährlich und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibungen zwischen Regierung und Volk ohne vermittelnden Körper wären zu stark und sie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten, ohne sich wechselseitig wehe zu thun. Der zwischen ihnen stehende Adel soll keineswegs eine trennende Scheidewand zwischen Regent und Unterthanen, sondern nur die Abgrenzung bilden, über welche beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer selbst zustehenden Gewalt wird durch den Raum, der zwischen Volk und Regent liegt, von selbst bestimmt.

Das wahre Interesse der Regierung ist auch das des Volkes, aber letzteres in seiner ausschweifenden Freiheitsliebe verkennt oft diese Verbindung und setzt sich und sein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß selbst um des besten des Volkes willen unter den Ständen auch die Regierung ihre Fürsprecher haben, wozu die von ihr abhängenden Staatsbeamten am tauglichsten sind. Es heißt also das Prinzip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener sollten zu Repräsentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Einrichtung allzuvieler Staatsämter sich nicht ein gefährliches Übergewicht verschaffe, kann das Volk, welches die Steuern, von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilligt, durch Beschränkung derselben leicht verhindern.

XLIII.

Geschichten, Sagen und Meinungen.

(1818.)

Spanien. — Die bisherigen Minister sind abermals abgesetzt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es schon öfters geschehen, mit sultanischer Eigenmacht verfahren, da man die verabschiedeten aus Madrid verbannte, sie innerhalb vier Stunden abzureisen zwang und ihnen ihren Aufenthaltsort vorschrieb. Man wechselt die Ärzte und die Krankheit bleibt. Der spanische Hof wird so lange das Unmögliche versuchen, bis es dahin kommt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er sucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer sehen, welche den Geist der Zeit kennen, ohne ihn zu lieben, die Lehren der Gegenwart verstehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt sind, ohne diese Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumschränkten Herrschaft mit Waffen umgeben sollen, die nur eine freisinnige Staatsverfassung verschaffen kann. Wo giebt es aber Männer, die ihr Herz so ängstlich vor dem Einflusse ihres Geistes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Minister scheinen die Ansichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben, denn seitdem sie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüstung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürsten sollten es nicht dulden, daß Spanien die thörichten Versuche zur Unterjochung seiner amerikanischen Länder fortsetze; nicht wegen der fruchtlosen Schlachtopfer — was ist eine zertretene Menschensaat? das nächste Jahr ersetzt sie euch! — sondern weil es ihnen allen gefährlich ist, europäische Kinder (daß sie es noch sind, wessen ist die Schuld?) in die amerikanische Revolutionsschule zu schicken. Eigenmächtige Fürsten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe für noch gegen die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obsiege, sie bringen in ihre Heimat Grundsätze zurück, die der Alleinherrschaft verderblich sind. Sieht ein Mann ernsten Sinnes der Musterung des Heeres zu, ehe es von Cadix absegelt, so fragt er sich gewiß in seinem Innern: Wer von euch wird der Lafayette werden seines Vaterlandes? — Gleichzeitig mit jenem Ministerialwechsel wurde auch ein neuer Großinquisitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geistliche

Macht ihren ruhigen, von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat — traurig, weil diese allein dem schwankenden Hofe eine gewisse Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. — Es ist dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Kommission zur Untersuchung der sogenannten Berufserklärung und ihrer Haupturheber und Beförderer niedergesetzt worden. Es soll dieser Hochschule eine ganz neue Einrichtung bevorstehen; man will dem akademischen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studierenden entziehen, und diese der städtischen Obrigkeit unterwerfen. Es ist von der Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Universitätswesen in Deutschland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken, mit kecker Zuversicht gesprochen worden. Erwägt man die großen und eilenden Schritte, welche die hannöverische Regierung macht, um zu einer entschiedenen Umgestaltung des deutschen Universitätswesens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart nicht des Geistes, aber ihres Geistes dieselbe nach den Göttinger Vorfällen zu Werke gegangen war, so ergiebt sich vielleicht, daß alles vorbedacht und bereits angeordnet gewesen, und man nur Ereignisse, die auf deutschen Akademien seit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht, nach der man lüstern war, sich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes arglistigen Krieges nicht zum voraus unterrichtet und damit einverstanden waren, so werden sie doch gewiß ihren Anteil an der Beute des Sieges nicht verschmähen. Denn wem ist es unbekannt, daß es Staatsmänner giebt, die seit dem 18. Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig schlafen können, weil ihnen das Wartburgfest wie ein Alp auf der Brust liegt und sie beängstigt, und die, wie sie es gewohnt sind, mit dem Gespenste ihrer Einbildungskraft auch die Fürsten von ihrer Ruhe aufschrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilsames Mittel zugeführt und dessen üblen Geschmack für sich allein behalten zu haben. Möchten sie es nie bereuen und nie zu spät einsehen lernen, daß Hannover Deutschlands Mund ist, der nicht bloß dazu dient, die bitteren Arzneien zu verschlucken, die das englische Ministerium dem deutschen Staatskörper einzugeben für gut findet, sondern sich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen sie thun, was ihnen beliebt, es geschieht doch nur, was der Himmel für gut findet, und endlich wird es den Menschen klar werden, daß die Vorsehung, so oft sie große

Zwecke erreichen will, den Beherrschern der Völker die Augen verbindet, um sie leitsamer zu machen, wie man Pferde blendet, die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreise ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

Großstädtische Gesinnung. — Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor kurzem, was folgt: Eine Deputation der hiesigen Stadtverordneten machte dem neuen Gouverneur der Residenz, General Grafen von Gneisenau, vor einigen Tagen ihre Aufwartung und empfahl Sr. Excellenz das Wohl der Berliner Bürgerschaft. Die Deputation genoß das Glück einer langen Audienz, in welcher sich Se. Excellenz mit vieler Güte und Herablassung äußerte u. s. w.

So etwas ins Französische übersetzt, müßte drollig zu lesen sein. Fast zweimalhunderttausend Menschen machen durch Stellvertreter einem einzigen Generale ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen sich's zum Glücke, daß sie so lange vor ihm stehen durften, und der General läßt sich herab, gütig mit ihnen zu sprechen. Wahrhaftig, der brave Gneisenau hat es nicht verdient, daß man so kriechend und balsamisch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur gewesen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerschaft zur Thür hinausgeworfen; denn sie war gekommen, um sich die Befreiung von Wachtdiensten zu erbetteln. Diese Hauptstädter alle sind die gefährlichsten Feinde der deutschen Volksfreiheit; sie schmieden die Ketten, mit welchen die Provinzen belastet werden. Die winzigen, engherzigen Menschen! Um wöchentlich vielleicht eine Stunde länger ihrer Krämerei nachzugehen, geben sie freiwillig die letzte Waffe aus den Händen und die Schwachköpfe wissen es nicht zu berechnen, daß sie in den sechzig Minuten am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Teil so viel hätten erschachern können, als es ihnen an Abgaben mehr kostet, wenn sie die Oberherrschaft des Soldatenstandes wieder aufkommen lassen. Geht nur, ihr lustigen Feuerwerker vom 18. Oktober, ihr seid Taugenichtse, wie ihr immer waret. Das matte Lüftchen, das oberflächlich eure sumpfige Empfindung kräuselte, es ist nicht mehr, und die Pfütze — schläft.

Otaheite, den 30. Oct. 1818. — Se. Excellenz, der Finanzminister Uhauga, haben sich gestern auf eine, noch von keinem versuchte Weise zu entleiben geruht, nämlich durch freiwilliges Selbsterschrecken. Er saß, und anscheinend ganz ruhig, bei einer Tasse Thee, als er plötzlich und ehe man ihn daran verhindern konnte, die

Worte aussprach: die Presse ist frei, der Teufel ist los! Darauf fiel er zurück und tot war er. Dieser Staatsmann wird allgemein bedauert und man begreift nicht, was ihn zu diesem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgend ein Zeichen von Geistesanwesenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. — Auf einer Maskerade, welche unter anderen Hoffesten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Elisabeth gehalten wurde, erschien auch eine erhabene weibliche Gestalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufsehen erregte. Sie war als heilige Allianz gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham sie erblickte, näherte er sich ihr, schrieb ihr ein T in die Hand und sprach: ich kenne dich, schöne Maske! Diese verließ darauf eiligst den Saal und man hatte sie nicht wieder gesehen. (Morning-Liar.)

Cap Henri, vom 4. Oktober. — Se. Maj. der König von Haïti, stets auf das Beste seiner Unterthanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken auf die Entdeckung des politischen Perpetuum immobile, das seit Jahrtausenden vergebens gesucht worden, auszusetzen geruht. Der glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung noch die Stelle eines ersten Ministers als erbliche Würde in seiner Familie. Die betreffende Verordnung war schon am 25. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

XLIV.

Ein Gulden und etwas mehr.

(1818.)

Die Natur der Dinge und was schön sei oder mißgestaltet, malt euch jeder Batzenspiegel nicht minder treu zurück, als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulsiert in Täglichkeiten. Darum, wer emsig ist und frohen Mutes zu forschen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer so gesinnt, den hat gewiß jener Gulden, zu dem der Eintrittspreis der Bühne freventlich gesteigert worden, nicht weniger als mich selbst aufgeregt und warm gemacht. Für diese brauche ich nicht zu

reden; nur um der anderen willen, die blödere Sinne haben, thue ich es. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden, als sei er ein Floh oder ein Mückenflügel, unter das Mikroskop setzen, damit sein kunstreicher, fast wunderbarer Bau erkannt und angestaunt werde.

Als Voltaire sagte: Der erste König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieser Mann nicht, was er sprach. Der erste König war ein fieberkranker Bauer, der in seinem Irrsinne ausrief: „Ihr Leute seid meine Unterthanen und mir Gehorsam schuldig", und, da er gesundete und von dem Schmerzenslager sich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen seines Bettes niedergesunken fand. Vergebens war alles gutmütige Zureden des unschuldigen Despoten; die Unterthänigkeit war schon so rasch im Gange, daß man der Zeiten sich nicht mehr erinnerte, da man frei gewesen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrschaft so entstanden sei, da ja vor unser aller Augen diese Erscheinung sich erst gestern erneuert hat? Drei Menschen sagten zu Vierzigtausenden: Ihr sollt einen Gulden zahlen — und sie thaten es. Sie thaten es? Nein, das ist noch nichts. Sie thaten es ungern, sie murrten und thaten es dennoch! Jetzt geht und schweigt; so war es immer gewesen. Gehorsam wurde weit öfter gefunden als gesucht, und Knechtschaft war früher als Herrschaft.

Ich sehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß alle, wie sie im weißen Schwanen bei ihrem Schoppen sitzen, sagen: der Mann hat recht, es ist unverzeihlich, was wir uns gefallen lassen müssen! und dennoch um 6 Uhr ins Schauspielhaus gehen und mit möglichster Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten sich zu verabreden, daß sie es nicht eher wieder besuchen wollten, bis die alten Preise hergestellt sind, und es müßte eine Abänderung geschehen. Aber nein, sich befehlen lassen ist eine so süße Gewohnheit!

Man soll uns nicht zum Vorwurfe machen, wir wären den guten und starken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und schwach ausgewichen; nein, wir wollen ihnen entgegen gehen und können es um so unverzagter, da, werden wir auch hier besiegt, noch nicht alles verloren ist. Denn dann, dann erst tritt die mächtige Frage aus dem Hinterhalte hervor: warum teiltet ihr eure Gründe nicht mit, warum entschuldigtet ihr euch nicht, warum batet ihr nicht um Nachsicht? Wie durftet ihr es wagen, das Volk, dem Ehrfurcht gebührt, weil von ihm allein alle Macht

und jedes Recht kommt, schlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: Geh, bring her?

Sind die Preise der Lebensmittel gestiegen, kosten Brot, Bier, Holz, Öl, Talg und die übrigen Bestandteile der dramatischen Kunst mehr als vormals? Nein. Hat sich das Schauspiel verbessert, ist es um ein Fünftel mehr wert als sonst? Nein, nein; es ist kostbarer, aber nicht köstlicher geworden. Aus welcher anderen Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreises entsprungen sein, als aus dem majestätischen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kasse wäre im Rückstande; allein wer anders als sie selbst hat den Schaden zu tragen, den sie durch eine unverständige Verwaltung und durch ihre unzeitigen Ersparungen sich zugezogen hat? Stehen ihr ja bessere Gründe zu Gebot, womit sie ihr Verfahren rechtfertigen kann, so sollten diese zu unserer Kenntnis gebracht werden. Gewiß hätte sich nicht ein einziger der Rührung enthalten können, wenn ihm in einer auf gutem grauen Löschpapiere gedruckten, wohl abgefaßten Darstellung, wie etwa folgende, wäre mitgeteilt worden, was zur Ausschmückung und Veredelung der Bühne seit langer Zeit mit vielem Geldaufwande geschehen sei.

An das verehrte Publikum.

Wenn es nicht allgemein anerkannt ist, wie sehr wir stets bemüht gewesen, die uns anvertraute Bühne in einem dauernden Zustande der inneren Würde und des äußeren Glanzes zu erhalten, so liegt es an der Bescheidenheit derjenigen, welche sie besuchen, weil diese sich nicht eingestehen mochten, daß so viel dazu nötig war, ihre Forderungen, das heißt, die des feinsten und höchsten Kunstsinnes, zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht schweigen, ohne uns selbst nahe zu treten und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutschland von der attischen Bildung unserer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles rednerischen Glanzes, der mehr blendet als aufklärt, enthalten und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im stillen gebessert haben und noch ferner für sie thun gesonnen sind.

1. Andere und zwar die besten Theaterdirektionen begnügen sich damit, gute Schauspieler und Sänger zu haben, mehr thun sie nicht. Wir aber sind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus der Einrichtung der menschlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönste und Beste abstumpfe,

oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden unsere Bühne mit guten Mitgliedern zu versehen, sondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl schlechter bedacht, damit es nie an Gegenständen der Vergleichung fehle und die Lust an den besseren Schauspielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir, so oft sie zu haben waren, die untauglichsten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß sie würden ausgezischt werden, als Gastspieler auftreten, aus genannter Ursache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, daß wir alljährlich mehr Geld für schlechte Gastspieler, als andere Bühnen für ständige gute Mitglieder verwendet haben.

2. Haben wir in jenen Jahren, da die Brotfrucht, und mithin auch das, worauf sie wächst — das Stroh, so teuer war, nicht bloß alle Bänke des Parterres damit auspolstern, sondern auch Fußdecken von diesem kostbaren Stoffe verfertigen lassen.

3. Ist mit sehr vielen Kosten die Büste des unsterblichen Lux, den Europa betrauert, aus der besten Kreide verfertigt, hingepflanzt, und dieser Künstlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienstes auf das umrollende Rad der Zeit gleichsam festgeflochten worden, wie sich jedermann überzeugen kann, der den Hals zurückbeugt und hinaufsieht.

4. Hat man seit einiger Zeit sehr gutes Papier zu den Komödienzetteln angewendet.

5. Sind vor der Thür zwei Öfen dicht nebeneinander gesetzt worden, woran auch im strengsten Winter die Nahestehenden sich wärmen können und wodurch dem Frieren zwischen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen ist.

6. Gedenken wir im nächsten Jahre noch andere Verbesserungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Ansehen von Großsprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orchesters, die seit langer Zeit nur noch durch Nagelbohrer aufrecht gehalten wird, soll vermittelst ganz neuer Nägel fest gemacht werden. — Man wird in Betrachtung ziehen, ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre, vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalt entblößt ist, frisch mit Stroh auszufüllen sei. — Ist es sehr leicht möglich, daß die Priesterkutten in der Zauberflöte gewaschen werden. — Bedarf der Vorhang eines neues Loches, weil dieses durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr allzubrauchbar geworden ist u. dgl. m.

Das verehrte Publikum wird daher unsere gute Absicht nicht

verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen eine Erhöhung des Eintrittspreises uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuspruch. — Frankfurt, den 1. September 1818.

Wer, auf diese Weise belehrt, hätte nicht mit Vergnügen seinen Gulden bezahlt? Aber so ohne weiteres drucken zu lassen: „In das Parkett 1 fl.“, das muß auch ein Lamm aufbringen, um wieviel mehr einen Frankfurter!

Nachschrift.

Später als obiges geschrieben war, fand ich Gelegenheit, mich mit einem sehr achtungswürdigen Manne zu besprechen, welcher, aller Verhältnisse unserer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreises glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünsche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden sollen, das Publikum für die Theaterdirektion zu stimmen sich fähig zeigten; aber meine eigene Ansicht widerstand ihnen. Es wurde mir bemerkt: man beabsichtige eine umfassende Verbesserung der Bühne, man wolle die besten Schauspieler und Sänger zu gewinnen suchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Übrigens sei der Theaterpreis im übrigen Deutschland stets auf der Höhe gewesen, auf welche er erst jetzt in Frankfurt gebracht worden sei. Was den letzten Punkt betrifft, so habe ich selbst die Bühnen in Darmstadt, Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin besucht und jene Behauptung nicht bestätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigstens zur Zeit meiner Reisen) kostete der Eintritt ins Parkett einen Gulden. Was den ersteren Punkt betrifft, so hat er mich noch weniger überzeugt. Warum soll das Publikum die Verbesserung der großen Mängel unserer Bühne erst besonders erkaufen müssen? Warum soll die Vergütung dafür früher geleistet werden, als jene Verbesserungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte Verfahren billiger, ja klüger gewesen? Hätte die Direktion damit begonnen, unser Theaterpersonal durch Anstellung vorzüglicher Künstler aufzufrischen und zu verjüngen, dann wäre das Schauspiel zahlreicher besucht worden, die Kasse würde sich schnell gefüllt und man nicht nötig gehabt haben, um eines unbedeutenden, ja zweifelhaften Vorteils willen eine so große und stark ausgesprochene Ungerechtigkeit zu begehen.

Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen

Händen die Verwaltung unserer Bühne heimgegeben ist? Was die Sinnlosigkeit beschließt, wird vom Eigensinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich diese Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffes sich tausend Stimmen zu ihrer Verteidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direktion, die sich durch bessere Einsicht und durch den Besitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunstsinnes auszeichnen; diesen kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum sind sie nicht beharrlicher, das, was sie für das beste erkannt, durchzuführen? Wann und wo ward je das gute ohne Kampf geltend gemacht, und was ist ein guter Wille, wenn er nicht auch stark ist? — —

Seid versichert, meine Landsleute, daß unser Theater so lange in seinem gegenwärtigen schlechten Zustande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter ihre Oberaufsicht nimmt. Und warum sollte sie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker besorgt zu sein? Und warum würde sie es nicht, da sie ja aufgeklärt genug ist, im Schönen das Wahre, Nützliche zu erkennen? Und warum dürfte sie es nicht, da ja das Schauspielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine stärkere Stimme, als die meinige, dieses zur Sprache bringen. Eben jetzt wäre die Zeit dazu. Denn der gesetzgebende Körper, der sich bald neu versammelt, ist gewiß genügsamer als der vorige, und wird nur drei Tage in der Woche darauf sinnen, wie er die armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Christen erfreue, durch bessere und wohlfeilere Schauspiele.

XLV.

Vollständiges Verzeichnis der Döringschen wissenschaftlichen Leihbibliothek

in der großen Sandgasse, der kleinen Sandgasse gegenüber.

Drittes Heft. Frankfurt am Main 1820.

Dieses Werk zeichnet sich nicht bloß durch seine Wohlfeilheit aus (es kostet nicht mehr als 12 Kreuzer), sondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfasser giebt darin die überzeugendsten Beweise, daß

die zwischen einem Leihbibliothekar und seinen Lesern bestehende Verbindung keine Löwengesellschaft sei, bloß zum Vorteile des einen Teiles gebildet, sondern daß beide Teile dabei gewönnen, obzwar mit Unterschied. Das Lesen guter Bücher, sagt der Vorredner sehr treffend, bildet den Geist des Menschen, veredelt sein Dasein und macht ihn zum unumschränkten Herrn seiner Sinnlichkeit und Leidenschaften. Aber, „durch dieses allein giebt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, sondern ein Göttersohn ist". Wahrlich, der muß ein sehr armer Teufel sein an Geld und Geist, der nun die herrliche Gelegenheit vorübergehen läßt, sich seine Apotheose so wohlfeil zu erkaufen. Bei den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und tot war, vergöttert werden, jetzt kostet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Lesegebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht so viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anschlag bringt, was er hierbei an Ausgaben für seine Leidenschaften und seine Sinnlichkeit erspart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunst nur dazu dienen, das Wirtschaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Diese vortreffliche Schrift des Herrn Döring ist aber insbesondere für mich und einige andere von ganz unschätzbarem Werte. Ihre vierzehn Kapitel sind ebensoviele Ordenskapitel, worin wir Männer von Verdienst zu tapferen Rittern ernannt worden sind. Unsere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehrenlegion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittelstande werden gegen täglich 1 Kreuzer Lesegebühr ausgeliehen, für die unsrigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und diese Vornehmen unter der Menge sind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordensverleiher die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht die Verdienste, sondern ohne Unterschied das Verdienst belohnt hat. Die „Wage" wie „die Pferdelust zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber", „Wolfs Geschichte und Beschreibung der Stadt Duderstadt" wie „Cäsars Spielalmanach" und „Franks Übersicht des Hypothekenwesens zu Frankfurt am Main" haben den Stern der Ehrenlegion erhalten. Was dem Gnadenspender noch mehr Bewunderung zuzieht, ist der Umstand, daß er, obzwar ein Frankfurter, — die seit fünf Jahren nur die Bekenner der drei christlichen Religionen als Menschen ansehen — dennoch zwei türkische Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Castellans Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmanen", und „das türkische Reich in allen seinen Beziehungen" von Torton.

Aber ich wollte, ein anderer machte die Bemerkung (von mir selber wäre sie unbescheiden), daß unter allen Werken der Ehrenlegion die Wage beinahe das einzige ist, das keine Kupfer hat; denn Hoffmanns Kater Murr hat wenigstens einen kupfernen Deckel.

Doch es ist Zeit, daß ich zur Hauptsache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir schmeichle, einen weltgeschichtlichen Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die schriftstellerische Handelswelt einen Seeweg nach dem goldreichen Indien gefunden, wobei man das schöne Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft. Die beschwerliche Landreise nach Leipzig und zurück wird künftig erspart werden können. Es ist eine ebenso bekannte als befremdende Erscheinung, daß die Schriftsteller nicht nach Verdienst bezahlt werden. Ihr Ehrensold besteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Ware, die Buchhändler, gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten am Arbeitslohne. Ein wirksames Mittel, dieses unnatürliche Verhältnis auszugleichen, verdanken wir dem Herrn Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unsere Werke verleihen müssen, statt sie zu verkaufen. Ich will berechnen, was mir mein litterarischer Kleinhandel auf diese Weise abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu lesen kostet, wenn ich Herrn Dörings billige Taxe annehme, täglich zwei Kreuzer, und da die auf ihren Schreibstuben sehr beschäftigten Frankfurter zwei Tage über einem Hefte zubringen würden, so würden sie vier Kreuzer Lesegeld darauf verwenden. Nun ist es gewiß keine unbescheidene Schätzung meiner selbst, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15000 Menschen für drei Bogen meiner Werke gern vier Kreuzer bezahlen. Dieses betrüge zusammen 1000 Gulden Lesegeld, und für einen Band von acht Heften 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutsche und, nach dem Verhältnis von Frankfurt, den dritten Teil der Nation zu meinen Lesern, so würde ein Band der Wage jährlich zwei Millionen, und da ich aus Eigennutz dann jährlich vier Bände schreiben würde, diese zusammen alle Jahre acht Millionen Gulden Gewinst einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenossen, mir dieses nachzuthun? Wahrlich mir wird schwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache folgendes bekannt:

„Das dritte Heft der Wage ist unter der Kelter und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verschenkt werden, oder so gut als verschenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als vier Kreuzer, wofür man es zwei Tage behalten kann. Es wird den verehrten

Abonnenten nach Ordnung der Unterschrift zugeschickt werden. Da in jeder Stadt Deutschlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15000 Lesern, 30000 Tage oder 82 Jahre, 2 Monate und 10 Tage erforderlich sind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen ist, so bemerke ich ausdrücklich, daß die Abonnementscheine auch für die Erben in absteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mitbürger mit dieser Einrichtung um so zufriedener sein werden, da viele die Erhöhung des Preises der Zeitschrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieses annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hiesigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund dieser Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr so offen und frei schreiben darf, wie ehemals; denn für meine verständigen Leser, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel sein, ob ich, wie sonst, gerade heraus sage, sechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich sage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann."

XLVI.

Eine Kleinigkeit.

Im vorigen Hefte der Wage hatte ich eine Beurteilung der satirisch-humoristischen Gedichte, von Döring, Lpz. 1820, in Ernst Kleins litterar. Comptoir, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine litterarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt." Hierauf bezieht sich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedruckt fand.

„Herr Börne, der jetzt wieder in dem von ihm so geschmähten Frankfurt lebt, findet für gut, seinen Witz jetzt in seiner Wage an Schriftstellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftstellern wie E. T. A. Hoffmann, und auf eine Art, die schon laute Mißbilligung erregt hat."

„Auch Dr. Heinrich Döring hat er wegen: Satirisch-humoristische Gedichte, besonders in Bezug auf neuere Zeitereignisse; dabei auch mich, den gewöhnlich neutralen Verleger, angegriffen. Herr Börne weiß wohl nicht, daß Witz auf Namen der schlechteste ist, und daß es scheint, als wenn das

kleine Comptoir wenigstens so groß sei, daß es keine Börnesche Wage (die nirgends gesetzlich oder üblich eingeführt ist) zu verlegen braucht. Sollte Herr Börne unwillig auf mich sein, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich sei auch ein Judenfeind?"

„Herrn Börnes Schreck vom 20. September 1819 läßt ihn in Herrn Dr. Döring einen Septembermann erblicken. Sollte er darum meiner würdig sein? Dann hat der gescheute Herr Börne den Herrn Dr. Döring gar nicht verstanden, und von meinem Wirken weiß er gar nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, so haben doch freimütige Kritiker seinen Freimut über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkür zu kämpfen gehabt, ohne diesem durch eine Reise nach Paris auszuweichen."

Ernst Klein,
Buch- und Kunsthändler in Leipzig und Merseburg.

Ich weiß recht gut, daß Witz auf Namen der schlechteste ist, und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, ebenso grausam, als die Vorrechte, welche die Geburt sich anmaßt, lächerlich sind. Daher war auch der Witz ein schlechter, den ich auf Herrn Klein angewendet. Er war gegen den guten Geschmack, er wäre aber auch unsittlich gewesen, wenn ich den Zweck dabei gehabt hätte, Herrn Klein zu kränken, oder die Vermutung hätte haben können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Übereilung damit rechtfertigen, daß der schlechte Witz ansteckend ist, und ich nicht vorsichtig genug war, als ich die satirischen Gedichte des Herrn Döring beurteilte. Es würde mir sehr wehe thun, den Herrn Klein gereizt zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, dessen ich mich schuldig gemacht, selbst, und weit stärker beging, mein Gewissen beschwichtigt hätte. Herr Klein hat recht, der Buchhändler ist neutral; aber unter dem Vorwande einer bewaffneten Neutralität darf er an dem Krieg keinen größeren Anteil nehmen, als die Verteidigung seiner Grenzen erfordert Waren die Ausfälle weit in mein Gebiet hinein gerecht, sind die großen kriegerischen Zurüstungen notwendig gewesen? Herr Klein hat nicht bloß den ganzen deutschen Bund feindlich gegen mich gestimmt, sondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separatbündnisse gegen mich geschlossen. Nie habe ich Frankfurt geschmäht; denn Unrecht und Irrtum haben so wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für diese, wenn ich gegen jene stritt, so

mußte es wohl auf irgend einem Schlachtfelde geschehen, aber der Ort des Kampfes ist nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an Hoffmanns Schriften meinen Witz geübt? Nun wahrlich, und hielt ich mich auch für den besten Schützen, ich wüßte immer, daß die Armbrust so hoch nicht trägt, und ich versucht' es nicht. Ich habe Kater Murr und die Serapionsbrüder bestritten, und da ich hierin Mut gezeigt, so geschah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen schwachen Feind gewagt hätte. Hoffmanns Wissenschaft, nicht seiner Kunst bin ich entgegengetreten; beide achte ich, aber nur die letztere liebe ich, und ich wäre sehr zufrieden, wenn mich dieser geistreiche Schriftsteller nur um die Hälfte weniger schätzte, als er selbst von mir geschätzt wird. Wie konnte Herr Klein auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang seines Buchhandels mit Geringschätzung bezeichnen wollen? Wäre dieser nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Herr Klein recht, der Verlag meiner Wage würde ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meinung von seinen Geschäften. Denn wenn ich die zwei Artikel erwäge, mit welchen Herr Klein in dem neuesten Leipziger Bücherverzeichnisse steht, und die beide in neuen verbesserten Auflagen erscheinen, nämlich: „Die Heiratslustigen, ein kurzweiliges Lottospiel mit Karikaturkarten für frohe Gesellschaften" und: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelspiel für Jung und Alt" — so schließe ich mit Recht, daß seine jungen wie seine alten Verlagswerke neue Auflagen teils verdienen, teils erhalten haben.

Herr Klein fragt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen seiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein Judenfeind sei? Da ich so schuldlos bin wie ein Lamm, und weder die Schlupfwinkel des Argwohns, noch die Schleichwege der Liste kenne, so verstand ich diese Betonung gar nicht. Ein anderer mußte sie mir erst aufschließen. Man erzählte mir, eine Schrift gegen die Juden, von Hartwig von Hundt-Radowsky u. s. w. u. s. w. verfaßt, wäre im Verlage des Herrn Klein erschienen, und da mich dieser für einen Juden hielte, glaube er, ich sei deswegen böse auf ihn. Die bezeichnete Schrift kenne ich gar nicht; aber wenn sie so schlecht ist als eine andere des nämlichen Verfassers, als Truthähnchen, so ist sie unter allen schlechten Schriften gegen die Juden die schlechteste. Ist Herr Klein selbst ein Judenfeind, so gestehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die

Feindschaft aus seinem Herzen, und beklage, wenn sie aus seinem Kopfe entspringt. Dem deutschen Volke verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein Kindervolk ist und darum, eben wie die Kinder, um einst frei auf den Füßen stehen zu können, einer Laufbank bedarf, damit es an der Schranke der Freiheit die Schranke entbehren lerne. Das deutsche Volk würde hundertmal im Tage umfallen, wenn es ohne Vorurteile wäre. Aber dem einzelnen erwachsenen Menschen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermutet Herr Klein, daß ich selbst ein Jude sei? Weil ich die Juden verteidige? Also Herr Klein schließt, alle die Menschen müssen meine Freunde oder Blutsverwandte sein, die ich nicht berauben und bestehlen helfe? Denn ist es etwas anderes als der gewaltsamste Raub, als der schnödeste Diebstahl, wenn man den Juden das heiligste, das unantastbarste, unersetzlichste Eigentum, das, was sie von der Natur selbst erworben, betrügerisch vorenthält? Giebt es etwas Ungerechteres, als die Minorate, die wir zu unserem Vorteile gestiftet, und etwas Lächerlicheres, als die Meinung, daß uns, weil wir die jüngeren Söhne des Vaters sind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude sein, um christliche Gesinnungen zu hegen?

Herr Klein sagt, die Beschlüsse des 20. Septembers hätten mich erschreckt. Wäre ich der, für den mich Herr Klein gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erschrocken, ich hätte mich gefreut. Er sagt, ich hätte Herrn Döring nicht verstanden, der nichts gethan, als die Gebrechen der Zeit freimütig gerügt. Ich habe Herrn Döring wohl verstanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die Gebrechlichen der Zeit hat er verspottet, statt die zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Herr Klein sagt, er selbst habe gegen Willkür zu kämpfen gehabt — das gesteht er, und doch, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkür schmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er sich erzählen ließ, ich sei nach Paris entflohen. Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das Verdienen der Strafe, nicht die Strafe.

XLVII.

Über die Beurteilung des Manuskriptes aus Süddeutschland,

in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820.

Das beurteilte Werk selbst werde ich so wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil sein Inhalt bekannt, und bekannter als es selbst verbreitet ist (denn was that es mehr, als die stille Gesinnung aller zur Sprache bringen? — es that nur weniger), sondern aus dem Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundsätze des Beurteilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuskriptes nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig genug. Es hat sich gescheut, die Schamteile der Wahrheit zu entblößen; aber wenn die Wahrheit krank ist, da ist nicht Zeit mehr zu sittsamen Bedenklichkeiten. Der Beurteiler ist ein kühner Wundarzt, er stößt die Senknadel in die Wunden — der Seinigen, bis er die Knochen spürt. Freilich that er es unbedacht, nicht mit Vorsatz; denn an Wortgaukeleien ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den stärksten Gerüchen, um die Sinne zu betäuben, um die Luft zu verdüstern, damit man an den Geisterspuk um so leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurteilers entgegentrete — unsere Hauptansichten selbst stehen so weit auseinander, daß es zwischen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann — so geschieht es nicht, um sie zu widerlegen; denn man täuscht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenlose Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irdischen Vorteil bringt; es geschieht, um dem Beurteiler zu zeigen, daß man ihn verstanden. Der alte Adam spricht aus ihm, die Erbsünde der gewalt-lüsternen Menschen. Eines aber hat er uns verraten, was erfreulich ist — wo der Gewaltwille sich zu rechtfertigen anfängt, da ist seine Macht im sinken. Redet nur immer was ihr wollt, aber redet. Die Wahrheit ist ein Magnet, selbst das Eisen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurückbleibt. Was vermag er waffenlos?

Der Beurteiler glaubt die jetzige Zeit erst schildern zu müssen, vergessend, daß sie kenntlich genug bezeichnet ist, wenn er erklärt, wie sie ihm und den Seinigen mißfalle. Er spricht: die einseitige Be-

griffskultur und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbesserung dieser Zeit hätten die Eigentümlichkeit der Völker in eine gleichartige chaotische Masse aufgelöst, in der nur noch die wandelbare Parteimeinung des Tages und der ebenso wandelbare und unsichere Geldbesitz trenne und unterscheide. Was sonst Völker waren, wären jetzt Parteien, und der Parteimann in Deutschland sei seinem Geistesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und befreundeter, als seinem andersdenkenden Landsmanne. Er spricht von der zerstörenden Wirkung der Verstandesbildung, und von den gewöhnlichen politischen Tagesschriftstellern, deren ganze Schar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre Eigentümlichkeit verloren, weil sie angefangen übereinstimmende Wünsche zu hegen. Man ist eher Mensch als Bürger, und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohlgethan, die Wälder des Tacitus zu verlassen, aber kann die Freiheit nicht auch in Häusern wohnen? Die alten Deutschen hatten auch Könige. Wandelbarer Geldbesitz! — ja wohl, dem fließen die Thränen des Beurteilers. Geld ist ein Strom, aus dem jeder schöpfen kann, die Durstigen aber sind kraftlos, wie man sie wünscht. Es wäre freilich besser, den Wert der Dinge mit leibeigenen Menschen, Schafen und Grundstücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schafe in den Stall sperren, und Grundstücke mit einer Mauer umziehen — dann wandeln sie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft. Dann kommt aller Reichtum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde ist ihnen gelobt, uns nur der Himmel. Wenn der Beurteiler selbst keine Bundesbrüder mehr in Spanien sucht, ist das Vaterlandsliebe, ist das sein Verdienst? Es ist das Verdienst der Spanier, welche die Inquisition abgeschafft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben. Verstandesbildung! Ja freilich; denn eben der Verstand ist der Geldhaushalt des Geistes, der wandelbare; der unwandelbare Glaube aber ist besser, weil er der grundbesitzenden Aristokratie Frondienste leistet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und schöner Lohn ist uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beides ist euer Verbrechen. Daß die Tagesschriftsteller, die jetzt für die gute Sache streiten, eine Schaar;

daß sie gewöhnlich sind, und nur wenige unter ihnen sich zu feilen Söldlingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurteiler keinen Mut machen. So klein ist die Zahl der Söldlinge geworden, daß, wie ehemals die Herrscher ein Triumvirat gebildet, jetzt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beständige im Munde führen des öffentlichen Wohles, dessen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat mißbraucht wird", ist dem Beurteiler eine der Farben, woran er das Schreckbild erkennt, vor dem wir schon dreißig Jahre die Phantasie furchtsamer und schuldbewußter Menschen haben zittern sehen — den Jakobinismus. „Humanität, Aufklärung, Freiheit und Gleichheit, Menschenrechte, Liberalität, Konstitution u. dgl., wobei sich eigentlich niemand etwas Bestimmtes und Klares denkt", nennt der Beurteiler Stich- und Modeworte. Wenn der Deutsche das öffentliche Wohl nur im Munde führen darf, wessen ist die Schuld, und wessen ist die Schuld, daß er selbst dieses nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geschah, verwerfliche (nicht immer verworfene) Menschen die Freiheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewaltthätigkeit zu bereiten, hätte es geschehen können, wenn die Völker etwas zu verlieren gehabt und nicht in dem Wechsel ihrer Zwanggebieter eine willkommene, und eine um so willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtsinn und Unerfahrenheit der neuen Tyrannei sich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freiheit, Menschenrechten und Konstitutionen spricht, ohne zu wissen, was sie sich klar und bestimmt dabei zu denken habe — diese Einwendung, die der Beurteiler macht, denkt er uns damit zu täuschen? Er selbst muß es wissen, wie ausgedehnt und kraftlos solche Redensarten sind. Ist der Mensch darum weniger krank, weil er den Sitz seines Übels nicht kennt, fühlt er sich weniger gesundet, weil er nicht weiß, wie er geheilt worden? Die Arzneikundigen kennen jenen und wissen dieses. Wenn das Volk über den Druck der Abgaben klagt, ist seine Klage darum ungerecht, weil es nicht einsieht, daß es die stehenden Heere und die tausend Schmarotzer am Staatstische sind, die sich mit dem Schweiße seiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menschen keinen Acker finden, auch für die Freuden des Lebens zu säen und zu ernten, dürfen sie darum nicht murren, weil sie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden entziehen? Wenn ein schlichter Bürger seufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangen gehalten ohne Untersuchung; frei gesprochen ohne

Rechtfertigung, verdienen seine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle seiner Not nicht kennt, weil ihm unbekannt ist, daß sie daher entsprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geschworenen im Lande giebt? Dazu sind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurteiler selbst Humanität, Aufklärung, Freiheit, Menschenrechte, Liberalität, Worte sind, unter denen er sich nichts Bestimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle seine Reden bewiese. Aber was Konstitution sei, sollte er doch wissen; England, Frankreich, Bayern, Württemberg, Baden, hätten es ihn lehren können. Oder nennt er eine solche Konstitution auch eine „Revolution von Oben", wie sich Fr. Schlegel in seiner Konkordia „trefflich" ausdrückt?

Endlich steigt der Beurteiler von seinen erhabenen Ansichten herab, nachdem er oben auf dem Berge, wie Moses, für die Sache seines Volkes die Hände gefaltet — er steigt herab, um nachzusehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und schmäht nun den Feind, den er geschlagen wähnt. Er wirft dem Verfasser des Manuskriptes vor: er habe versucht die Regierungen zu entzweien, doch vergebens, die Kabinette seien nie einiger, das Band gegenseitiger Achtung und befestigten Vertrauens sei nie stärker gewesen, als jetzt. Er wirft ihm vor: jene verrufene Rechenmeisterpolitik, jene willkürlichen, weder Recht noch Geschichte beachtenden Länderverteilungen, jene Staatenmacherei, jene gewaltsame rücksichtslose Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunsch und Willen. „In Deutschland zerschneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abschnitt. Die Gesinnung des Manuskriptes sei weniger die republikanische Art und Gestalt, als die weit wirksamere napoleonisch-despotische" ... Wenn der Verfasser des beurteilten Werkes die Regierungen zu entzweien gesucht, dann hat er unrecht gethan, und nicht bloß im Sinne des Beurteilers. Wo Schlimme und Gute sich gesellen, da verderben oft jene diese, aber nicht selten auch bessern diese jene; wir haben beide Erfahrungen. Wie man auch gesinnt sei, man darf sich der Einigkeit der Fürsten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einsicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liegen werde, mit ihren Völkern, als unter sich eng verbunden zu sein. Man rede uns doch nicht von Kabinetten, es giebt keine Kabinette mehr, seitdem die Fürsten selbst das Hausrecht aller Staatsbewohner anerkannt haben. Die Kabinette sind nur noch — doch nein, sie sind mehr — sie sind die

Thürwächterzimmer, worin über alle Teile und über alle Bewohner des großen Hauses gewacht wird. Wahrlich eine schönere und edlere Bestimmung, als die frühere war! Wenn der Beurteiler gegen die Rechenmeisterpolitik, gegen die weder Recht noch Geschichte beachtenden Länderverteilungen eifert, so danken wir ihm dafür, das war brav gesprochen, und kann er es nicht auf Erden, so wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er despotische Art verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht bloß Napoleonische gemeint.

Endlich — endlich, nachdem es lange gesiedet, gebraust, gelärmt und gezischt, erhebt sich schwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut, und winkt, und hoch in seiner Rechten hält er den Becher, den Kelch des Heils, den er im Abgrund fand. Die Preßfreiheit, die seit Jahr und Tag wie Unkraut in Deutschland wuchernde Preßfreiheit hat allen den Jammer verschuldet. Sie müsse ausgerottet werden. Censurgesetze genügen nicht, man müsse die Preßfrechen bestrafen wie in — England. Ja, ihr könnt es lesen, England wurde zum Beispiel genommen! An Württemberg läßt der Beurteiler den Befehl ergehen, es solle über den Verfasser des Manuskriptes, wenn er sich im Lande sehen ließe, das Geeignete verfügen. O pfui! Ist das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn ihr Häscher sein wollt, so redet nicht, schweigt und schleicht, wie es die Diebe machen. Meister des Kerkers ist der Beurteiler, nicht Meister des Wortes, und so rassele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder schlagen. Wenn er in seiner blumengestickten Sprache ausruft: „Wie einst nach jener großen Flut Tauben ausgesendet worden, bis eine den Ölzweig des Friedens zurückbrachte, so senden sie ihre Zwietrachtraben aus, daß einer ihnen endlich den ersehnten Zweig des Unfriedens bringe“ — wenn der Beurteiler an den Raben erinnern mochte, so vergaß er sicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm selbst unwillkommen, aufwecke:

Maître Corbeau sur un arbre perché
Tenoit dans son bec un fromage . . .

Der Rabe ist der Gewaltwille, der Beurteiler ist der Fuchs, der Käse ist — der Generaldirektor des Buchhandels, welcher in Leipzig thronen soll. Stempeln (ihr erfahrt es jetzt) wollen sie die Bücher lassen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihre Stempel, und wäret ihr von Erz und Stahl, flach wie ihr seid, ihr müßt ihn doch aufnehmen.

XLVIII.

Unvollständiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler.

(1821.)

Wenn ich nicht die Feldschützen fürchtete (denn auch die Witzjagd hat ihre Hegezeit), oder wenn ich ein belletristischer Grec wäre, der falsche Wortspiele triebe, so würde ich ohne Umstände sagen: „Der geneigte Leser wolle die im zweiten Hefte der Wage vorkommenden Druckfehler wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte entschuldigen; seine Entfernung vom Druckorte aber bedarf keiner Entschuldigung, denn er wohnt im Druckorte.“ Aber ich mag diese ungeschickte Volte nicht schlagen, sondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und bessern, und zwar dieses und jenes — ungleich den Hofpredigern und Großen — nur die großen. Seitdem Faust die Druckfehler erfunden hat, ist diese schöne Kunst sehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhältnisse als die Größe der Bücher abgenommen hat, ist die Menge der Druckfehler angewachsen; man findet deren in Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler sind von keiner Bedeutung, sie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die sinnentstellenden Fehler werden von den Schriftstellern mehr gefürchtet als von den Lesern, welchen es auf eine Sinnlosigkeit mehr nicht ankommt. Aber von großer und oft angenehmer Wichtigkeit sind die sinnverstellenden Druckfehler, und auf diesen typographischen Maskenbällen begeben sich die artigsten Verwechslungen. Z. B. Kuchenfreund statt Tugendfreund, Mädchen statt Märchen und dergleichen andere, wie sie Goethe in einer Abhandlung über „Hör-, Schreib- und Druckfehler“ (Kunst und Altertum, zweiten Bandes zweites Heft) herzählt. Dort sagt Goethe: „... Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will, noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer? Da nun die werte deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönem, präch-

tigem Druck, als, was noch mehr wert ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe wert, daran zu denken, wie man einem solchen Übel durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Druckluftigen entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Litteratur oder ihren Teilen ununterbrochene Kenntnis behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Offizinen die meisten inkorrekten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Gefühl der Druckherren beleben; diese würden gegen ihre Korrektoren strenger sein; die Korrektoren hielten sich wieder an die Verfasser, wegen undeutlicher Manuskripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der anderen zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als litterarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen notwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen censieren, die Druckherren auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und anderen Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen, als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwidern: eben deshalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sei, wenn das Übel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherren über diese sie so nahe angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünschenswert sei, ihrer näheren Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben." Was sich doch ein rechtlicher Mann wie Goethe alles erlauben darf! Wir anderen verdächtigen Spitzbuben hätten nicht den Rat geben dürfen, die Censoren zu Staatskorrektoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Censoren als solche litterarisch gebildete Männer wären; man hätte beides für Satire gehalten. Aber Goethes Vorschlag ist gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedies kann man der Polizei nicht Beschäftigung genug geben; denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. Die Censoren

hätten nicht bloß auf die Fehler der Druckerei, sondern auch auf die grammatikalischen und stilistischen der Schriftsteller ein wachsames Auge zu haben. Gegen alle neologisch-grammatikalischen Umtriebe, wie die neueren, deren sich Jean Paul schuldig gemacht hat, hätten sie kräftig einzuschreiten. Staatskorrekturhäuser wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographische Zentraluntersuchungskommission für ganz Deutschland unaufstehlich sitzen — und zwar aus keinem anderen Grunde in Mainz, als weil von dort die Buchdruckerkunst ausgegangen ist. Diese stereotype Kommission hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wissenschaft in Wien oder Berlin zu berichten, was sie zu berichten hat; hat sie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Druckfehler in der Wage zu verbessern, damit ich in kein Staatskorrekturhaus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerksamkeit.

Seite 2, Zeile 13 muß es heißen nie statt mir. — S. 3, Z. 15 steht: tout le monde marchand ici; es sollte aber stehen: tout le monde est marchand ici. Der Setzer konnte wahrscheinlich nicht klug aus mir werden, ob ich ein guter oder ein schlechter Franzose sei. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen schlechten, weiter unten aber S. 8, Z. 15 läßt er mich wie einen echten Pariser, Jck sagen statt Ich. — S. 9, Z. 2 von unten steht Flaplan statt Flassan; so heißt der französische Schriftsteller, welcher eine Geschichte der französischen Diplomatie geschrieben hat. — S. 12, Z. 11 steht grune statt grunze, und eben dort Z. 12 maue statt miaue. Der Setzer sollte die Sprache der Haustiere besser kennen. — S. 20, Z. 8 steht Kreuzwägen statt Kreuzwegen. Postwägen kann man freilich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens ist; aber ich nahm es nicht in diesem Verstande. — S. 22, Z. 5 steht hatte für halte. — S. 23, Z. 4 muß es heißen jambon (Schinken) statt Jean bon. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grausamer Setzer einen Spaß ausrupft. Auf der nämlichen Seite Z. 15 steht Thülerlogen statt Töchterlogen. S. 25 und folgende wurde statt Grillparzer, immer Grillparzor gesetzt. Ich habe um so größeren Verdacht, daß diese Vorliebe zum o eine spanisch-italienische Tendenz, und irgend einen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60, Z. 8 Meißonisch steht statt Meißenisch. — S. 28, Z. 16 von unten steht umgrimter statt umgrünter. Um-

grimmte Lorbeerhaine ist zwar schön gesagt; mancher Dichter geht um den Lorbeerhain herum; und ist grimmig, daß er nicht hinein darf. — S. 29, Z. 11 muß es heißen Wests statt Weß. — S. 30, Z. 11 steht verlogenen statt verlegenen; Lügen kann man in keinem Konjugationsfalle mit Theaterdirektionen verbinden. — S. 31, Z. 17 v. unten steht brauche statt braucht. — S. 37, Z. 14 steht Ecken statt Erde. — S. 40, Z. 8 steht ein Fehler, über den ich heftig erschrak. Die Worte: „Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun", stehen im Texte, und es sieht aus, als hätte ich sie gesagt. Aber solche gottlose Reden sind mir ein Greuel. Es ist ein Vers aus dem angezeigten Trauerspiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdruckersprache Petit gesetzt werden sollen, wie die übrigen Verse. Solche karbonarischen Redensarten können nicht klein und unleserlich genug gedruckt werden. — S. 47, Z. 12 von unten muß es heißen Sittenprunk statt Ritterprunk, wie dort steht. — S. 54, Z. 13 steht Theaterbären. Theaterbär ist gut gesagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn schmücken; ich sprach bloß vom Theaterlärm. — S. 60 letzte Zeile unten steht Ofen statt Osten. — — — Man hat Beispiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre ihrem Richter den Beutel aus der Tasche gezogen haben, und daß unter der Predigt solche Verbrechen begangen worden sind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht werden also auch in dieser Druckfehlerreinigung neue Fehler zum Vorschein kommen. Doch können wir zufrieden sein, wenn die Arznei nur so viel wirkt, daß sich die Krankheit nach außen auf unedlere Teile des Körpers wirft.

XLIX.

Das Gespenst der Zeit.

(1821.)

Geht ein vornehmer Mann ins litterarische Wirtshaus und wird er in die Balgereien der Zechlustigen mit hineingezogen, so hat er sich das selbst zuzuschreiben, denn er hätte wegbleiben können. Drängt er sich aber gar zu unserem Tische und sucht er Händel, dann freut sich gewiß jeder billige und bescheidene Mann, wenn es was absetzt. Wir sind die Kutscher der Zeit; die großen Herren können es be-

quem haben, sich in den Wagen setzen und sich fahren lassen. Zwar behaupten sie, Kutsche, Pferde und Kutscher, das gehöre alles ihnen eigen, und wir müßten fahren, wohin sie wollten. Ob sie das Recht haben, dieses zu fordern oder nicht, das zu untersuchen ist jetzt zu spät; genug, wir haben die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausspringen aus dem Wagen ist mit chirurgischer Gefahr verbunden. Was ist der Zeitgeist? Diesen Gegenstand hat der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe in einer zu Bamberg gehaltenen Adventrede besprochen. Wie er ihn besprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber seine Rede auch hat drucken lassen, hat er vor Menschen zu verantworten. Diese kleine Schrift ist zwar zu unbedeutend, ernste Aufmerksamkeit zu verdienen, und zu scheinlos, um täuschen und verführen zu können; doch möge sie als Anregung zu einer wichtigen Frage nicht ganz verworfen werden. Wie hat sich der Religionslehrer in unserer Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft — ich werde mich, dem Leser die freie Wahl überlassend, beider Sprachen bedienen — sich verjüngt oder hinfällig wird, sich erfrischt oder abwelkt, aufbaut oder zerstört, mündig oder geistesschwach, gesund oder krank wird; wie hat er sich da zu verhalten? Er muß über dieses alles hinaussehen; denn er hat den Menschen abzuziehen von der sinnlichen, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beständige, wahre, sondern die vergängliche, wechselnde, falsche Welt ist, die, nur ein Spiegelbild der Sinne, im Ohre, im Auge, in jedem Menschen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bei jedem Wandel des Lichtes sich anders abbildet, und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechselt. Der Geistliche soll lehren, daß nichts geschieht ohne Wissen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge, und daß alles, was geschieht, weise, gerecht und ersprießlich ist. Mag Despotie die Glieder des Volkes zusammendrücken, mag Anarchie sie auseinander zerren; mögen in Republiken tausend Blutegel, mögen in Monarchien nur wenige Raubtiere das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ordnung der Geschichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeist, wer die allgemeine Beschaffenheit der jetzigen Welt lästert, der hat Gott selbst gelästert; denn gottlos ist jeder, welcher meint, die Menschen könnten handeln ohne Gott. Kommt die Macht der Fürsten vom Himmel, so kommt auch deren Beschränkung vom Himmel. Es giebt nichts Verächtlicheres unter der Sonne, als einen

Geistlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde, und die Religion zur schmutzigen Hantierung einer gemeinen Polizeimagd zwingt. Die Geistlichen sollen Achtung lehren vor den bestehenden Gesetzen, Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit; nicht darum, weil jene Gesetze die weisesten sind, weil diese Obrigkeit die gerechteste ist, sondern selbst dann, wenn sie es auch nicht wären. Denn der Mensch steht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorsehung, und er soll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er gesunde und erstarke. Zu jeder Zeit hat die Religion auf die Verfassungsurkunden der Staaten ihr Siegel gedrückt, und die Priester waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt, oder von irgend einer Gewalt zerrissen worden — was nützt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern? Es ist fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu thun, um sich selbst zu retten und durch ihr treues Zeugnis den Hader der Rechtsstreitenden zu verhüten? Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrages aufzudrücken. Weil dieses immer versäumt worden, weil die Priester, sie, die Lehrer der Unsterblichkeit, sie, die Gläubigen der Zukunft, immer ängstlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten, als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechsel der inneren Natur der bürgerlichen Gesellschaft auch die Religion gewechselt. Zittert ihr Christuslehrer, daß der Haß, den eure Widerspenstigkeit erregt, nicht auf eure Lehre zurückfalle! Wenn ihr predigt, die christliche Religion könne nicht bestehen mit der neuen Ordnung der Dinge, so habt ihr gepredigt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht bestehen mit der christlichen Religion. Aber sie kann es wohl, nur eure Herrschsucht kann es nicht. Die Religion soll nicht Wurzel sein der Staaten, die nur solche oder solche Früchte geduldig trägt, sondern befruchtender Tau, der alle Pflanzen erquickt. Sie soll nicht eine Ollampe sein, die diesen oder jenen Winkel erhellt, sondern die Sonne, die alles beleuchtet. Herrschbegierde und Freiheitsliebe werden ewig die menschliche Seele bewegen, sie sind die zwei Seiten eines Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geschöpfen eingeflößt hat. Leben, heißt frei sein. Herrschsucht ist die Freiheitsliebe einzelner, Freiheitsliebe ist die Herrschsucht aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müssen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Altertums waren glücklicher; denn sie waren

freier als wir, und sie waren freier, weil sie von dem Grundvermögen ihrer Freiheit lebten und, keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, alles der Gegenwart aufopferten. Der Christ ist minder frei, weil er nur die Zinsen seiner Freiheit verzehrt. Die christliche Religion lehrt frei sein in der Freiheit, sich glücklich fühlen in dem Glücke anderer. Wenn je die Welt in das Heidentum und in die Finsternis zurücksinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntnis, wenn die Sonne der Liebe untergeht, und wenn wir, an der Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verschwender in den Tag hineinleben — dann werden es jene herrschsüchtigen Priester verschuldet haben, die der Gewalt schmeicheln, um sie zu teilen, denen der Opferpfennig mehr ist als Gebet, und welche keck behaupten, alle Freiheit, die wir genössen, wäre nicht der schuldige Zins von dem Darlehen, das wir unseren Herrschern gaben, sondern nur das Almosen ihrer Gnade, steigend und fallend wie diese.

Wer nicht wahr sprechen und überzeugen kann, der sollte wenigstens schön sprechen, um zu überreden, und wer beides nicht vermag, der sollte schweigen können. Schweigen ist eine große Kunst; doch gewöhnlich besitzen sie nur solche, denen sie nicht frommt, und die, welchen sie frommt, haben sie nicht. Was ist der Zeitgeist? frägt der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe, und diese Frage in zwei Hälften teilend, teilt er auch die Antwort, die er sich selbst giebt. Er fragt: 1. Worin besteht der Geist unserer Zeit? 2. Welcher Mittel müssen wir uns gegen ihn bedienen, um uns vor demselben rein zu erhalten? Und wie beginnt er seine Untersuchung? — „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber ist angebrochen, hinweg denn mit den Werken der Finsternis und angethan die Rüstung des Lichtes.“ (Brief Pauli an die Römer K. 13, V. 12.) Mit diesem Spruche, ja wahrlich mit diesem Spruche beginnt er seine Untersuchung. Nur der frömmste Priester kann sich so kasteien, — sich selbst so grausam zu verspotten, das verdunkelt den Ruhm aller Helden des Glaubens! Die Nacht ist wirklich vergangen, der Tag ist wirklich angebrochen, die Werke der Finsternis werden beleuchtet und verspottet werden, und vor der Rüstung des Lichtes taumelt ihr schon jetzt geblendet zurück und überstürzt euch selbst. Der Geist der Zeit, vor dem ihr zittert, ist nicht der Geist der lebenden Zeit, er ist das Gespenst der verstorbenen, der euerer erschreckten Einbildungskraft erscheint. Die fürchterliche Gestalt dieses Geistes beschreibt der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe auf

folgende Weise: „Er ist ein gewaltig mächtig wirkender Geist. Wer mit diesem Zeitstrome nicht fortschwimmen will, der stehe fest (mitten im Wasser, oder an den Ufern?) und sei auf seiner Hut. (Wer denkt nicht hierbei an Horazens Bäuerlein?) Leicht erkennbar ist derselbe; denn er mischt sich in alles, bekrittelt alles (der Strom?) und trachtet, alles unter seine Herrschaft zu bringen. Auch sind seine faulenden Früchte zu Tage gefördert (also der Zeitstrom trägt Früchte!), sie heißen Ehrgeiz und Habsucht — Luxus und Sittenlosigkeit — Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privatleben — willkürliche Änderungen sonst unantastbarer Regierungsformen. Intriguen im Innern und von außen — Untreue im Handel und Wandel — falsche Eidschwüre — Familienzwiste — gewaltsame Veränderungen durch falsche überspannte Aufklärung — Grundsätze, die nichts taugen (wie naiv!) — Trennung, Druck und Mißbrauch der Religion und ihrer Diener" ... Was sagt der heilige Hieronymus? Hieronymus sagt: „Es giebt viele, welche nur den Glauben heucheln, ohne sich demselben zu unterwerfen. Aufgeblasen von eitlem Menschendunste sind sie, da sie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geschmack finden und nicht an der Wahrheit." Hieronymus war ein braver und kluger Mann und durchschaute die Heuchelei der Pfaffen. Warum richtet der Verfasser gegen uns diese Worte? Nicht uns treffen sie.

Was ist zu thun in solcher Betrübnis? Der Verfasser stimmt jetzt seinen Ton herab, und giebt in der Bußpredigerweise allerlei Lehren. Wie er aber auch in diesem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifertolle Rede zeigen: „Man spricht keck den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch Christus so oft und so nachdrücklich hinweiset, und viele bewaffnen sich mit Scheingründen, da sie sprechen: „‚Niemand wird verdammt; denn dies stünde im Widerspruche mit der unendlichen Liebe des höchsten Wesens.'" So also macht man den Sohn Gottes zum Lügner! Ihn, der für alle Zeiten die ewig denkwürdigen Worte gesprochen: „Weg von mir, ihr Verfluchten! Weg ins ewige Feuer! welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist."

Und ihr nennt euch Streiter des Herrn? Ist Gott nicht barmherziger als ihr, dann wehe euch selbst!

L.

Über die Nachteile der Schulversäumnisse.

Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung der Musterschule, von **Dr. Seel**, Direktor und Oberlehrer der Musterschule.

Frankfurt am Main, 1819.

Europa hätte nichts Ausführliches davon erfahren ohne mich. Eine kleine Schrift von nur vierundzwanzig Seiten, aber voll Inhalt. Ich habe sie zweimal gelesen. Das erste Mal lachte ich und, ich mache kein Geheimnis daraus, ich nahm mir vor, mich darüber lustig zu machen; das andere Mal aber lachte ich nicht; denn ich sah wieder eine Faser von des Lebensbaumes kranker Wurzel. Ich will Scherz und Ernst mit meinen Lesern redlich teilen. Man kann nicht wissen, ob schon Adams Kinder in die Schule gegangen sind; aber wenn sie es thaten, so kann man wissen, daß sie es ungern thaten. Wir oberflächliche Menschen, welche seit Jahrtausenden diese Erscheinung wahrnahmen, begnügten uns mit der Erklärung: das läge in der Natur des Kindes und dagegen sei keine Hilfe möglich. Ich selbst habe erst vor einigen Tagen die schmerzliche Entdeckung gemacht, daß die diesjährige Wohlfeilheit der Kirschen der Frankfurter Jugend sehr schade, indem sie auf dem Wege zur Schule für ihre wenigen Kreuzer sehr viel Obst essen kann und hierüber auf der Straße kostbare Zeit verliert. Ich wollte den Vorschlag machen, von Polizeiwegen für die Schulkinder eine hohe Taxe der Kirschen zu setzen, damit sie solche mit ihrem kleinen Vermögen nicht erstehen könnten.

Herr Direktor Seel behandelt den Gegenstand von einer ganz neuen Seite, mit ungemeiner Gründlichkeit und Menschenkenntnis. Im allgemeinen, sagt er, müsse man sich mehr darüber wundern, daß die Schulen noch so viel, als daß sie so wenig wirken. Wir wollen diese Behauptung hingehen lassen und durch keinen Widerspruch der Bescheidenheit des Verfassers, der selbst Schullehrer ist, zu nahe treten. Er teilt die Hindernisse, welche der Wirksamkeit der Schule entgegenstehen, in zwei Regimenter ein, in das unvermeidliche, und das vermeidliche. Das unvermeidliche Regiment zerfällt in drei Bataillone, wovon das erste in dem Kinde haust, das zweite bei dem Lehrer liegt, und das dritte in die elterliche Wohnung

einquartiert ist. Das Kinderbataillon besteht aus folgenden Kompagnien Laster: 1. Trägheit, nicht das wohlbekannte deutsche Übel, sondern eine lateinische Krankheit, vis inertiae genannt. (Die drei übrigen übergehe ich.) Die Laster des Lehrerbataillons zählen: Beschränktheit des Verstandes (nicht die der Lehrer, sondern des menschlichen überhaupt), unvollkommene Einsicht (nicht die des Lehrers, sondern aller menschlichen). „Man denke nur, sagt der Verfasser, der Lehrer ist ein Mensch (nicht immer) und das Objekt seiner Lehrthätigkeit (Harmonikaklänge) ein Geist!" — Und: „unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk!" — Das elterliche Sündenbataillon ist aus Mangel an Einklang mit der Schule (oft die einzige Rettung für das arme Kind) und aus vielen anderen Unvollkommenheiten, welche bald von den Eltern, bald von den Geschwistern, bald von den Knechten und Mägden ausgehen, zusammengesetzt. Diese Dinge alle vereinigt, sagt der Verfasser, sind die unvermeidlichen Übel, welche das gute Werk der Schule zerstören. Nun giebt es aber auch vermeidliche Hindernisse, an deren Spitze die Schulversäumnisse stehen.

Herr Dr. Seel bittet nun die Eltern der Musterkinder, letztere zum fleißigeren Schulbesuch anzuhalten. Er bittet sie, „aber freilich mit dem Zusatze, — sagt der Verfasser — zu dessen Anfügung ich von höherer Behörde beauftragt worden bin, daß, wenn diese Bitte den Erfolg nicht haben sollte, den ich mir davon verspreche, wir zur Anwendung von — den Eltern vielleicht unangenehmen und empfindlichen — Mitteln schreiten müssen." Bei dieser Stelle muß ich verweilen, da sie etwas Gefährliches für die Rechte der persönlichen Freiheit zu enthalten scheint.

Bei der jetzigen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, wo sich der Staat um die Kindererziehung nicht kümmert (denn öffentliche Schulen sind nicht mehr als Marktanstalten, welche die Regierung mit Nahrungsmitteln für den Geist versehen läßt, damit jeder für sein Geld, so viel er für die Seinigen bedarf, dort finden möge), giebt es keine Zwangsmittel für Eltern, die dumm, leichtsinnig oder pflichtvergessen genug wären, den Unterricht ihrer Kinder zu vernachlässigen. Was könnten also das für unangenehme und empfindliche Mittel sein, auf welche Herr Direktor Seel anspielt? Da er von Aufträgen einer höheren Behörde spricht, so ist zwar nicht zu bezweifeln, daß ihm, um die Kinder von Schulversäumnissen und die Eltern von deren Verstattung abzuhalten, nur solche Verwaltungs-

befugnisse eingeräumt worden sind, die innerhalb der Schranken der Gesetze liegen. Aber warum nennt Herr Dr. Seel seine unangenehmen Mittel nicht und wie kann er je sich zu deren Anwendung berechtigt fühlen, so lange er sie nicht bestimmt angedroht hat? Dem Herrn Dr. Seel sollte es nicht unbekannt sein, daß nach dem Geiste der jetzigen Regierungskunst kein Strafgesetz Gültigkeit hat, wenn die darin auf ein Vergehen gesetzte Buße nicht in Größe und Beschaffenheit bestimmt ausgedrückt ist. Der früher in manchen deutschen Staaten bestandene Mißbrauch, wo sich die Regierungen zu sagen erlaubten: dieses und jenes zu thun, sei verboten, und solle der Übertreter „nach Befinden angemessen" bestraft werden, um sich hierdurch die schöne breite Willkür vom Galgen bis zu dreißig Kreuzern hinab zu verwahren, findet nirgends mehr statt. Ich fordere daher Herrn Dr. Seel auf, und die Eltern der Musterkinder thun dieses gewiß auch in ihrem Sinne, sich gefällig darüber zu äußern, worin jene empfindlichen Mittel bestehen.

Eine herrliche, ganz nach der Natur getroffene Schilderung giebt der Herr Verfasser (Seite 7 und 8) von den Tücken, welche die Kinderchen anwenden, um ihre Eltern zu bewegen, daß sie ihnen den Besuch der Schule erlassen. Es wird keinen gereuen, diese malerische Stelle selbst nachgelesen zu haben.

Die Eltern, fährt der Herr Verfasser fort, bringen gewöhnlich nur den negativen Schaden (lucrum cessans in der gerichtlichen Sprache genannt) der Schulversäumnisse in Anschlag; den positiven Schaden aber (damnum emergens) rechnen sie nicht. Gerade dieser aber sei die Hauptsache. Schulversäumnisse nämlich zerstören bei dem Kinde die so notwendige Achtung vor der Schule. Warum? Deswegen: „Man urteile nur einmal selbst: wenn die Schule zuweilen mit einem Spaziergange, mit einem Besuche, einem häuslichen Vergnügen, mit der Teilnahme an einer Mahlzeit in Kollision kommt, und die Schule ohne weiteres zum Zurückstehen verurteilt werde . . !" Diese Achtung sei das nötigste. „Wir Menschen alle, wir Großen sowohl (es ist von körperlicher Größe die Rede) als die Kleinen, bedürfen beständig, um uns immer mehr zu erheben (den Trieb sich zu erheben zeigt der Verfasser stark), etwas, das wir hoch über uns erblicken, zu dem wir mit ehrfurchtsvoller Scheu und Achtung emporsehen." Die Kinder also sollten die Schule scheuen (aber das thun sie ja auch!).

„Daher" — es ist wundervoll, wie der geistreiche Verfasser ohne

Brücke zu diesem Satze kommen konnte — „will es Gottes Wort und Gottes Gesetz, daß der Mensch alle Obrigkeit, Gesetz und weltliche Ordnung ehren soll ... Und wenn wir es einmal dahin gebracht haben werden, daß jeder Zeitungsschreiber und Tagblättler die Obrigkeit bekritteln, meistern und schmähen darf, so sind wir ebensogut dran, als hätten wir keine Obrigkeit, denn sie ist ja alsdann nicht mehr Obrigkeit". Wenn ich des Herrn Schuldirektors grammatikalischen Witz richtig aufgefaßt habe, so heißt ihm Obrigkeit, was über alles ist, also auch über das Urteil. Er gestatte mir, ihn hierüber zu belehren. Höher als die Obrigkeit steht das Gesetz. Ehrfurcht dem Gesetz, und Achtung den Vollstreckern desselben! Wo aber das Gesetz aufhört und wo die Willkür beginnt, da hört auch, zwar nicht der jeder Obrigkeit schuldige Gehorsam, aber die von ihr geforderte Achtung auf, und man wird alsdann nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihre Schritte zu beurteilen. Wenn die Folgerung des Verfassers wahr wäre, dann müßten Frankreich, England, Bayern und Württemberg ohne Obrigkeit sein, da dort täglich geschieht, was er Bekritteln der Obrigkeit nennt.

Also wie die Obrigkeit, so solle man auch die Eltern und Gott scheuen und fürchten. Der Liebe ist der Verfasser abhold, vielleicht sie auch ihm. Furcht ist ihm die Lenkerin der bürgerlichen Ordnung und jeder Pflicht, und da es sich von dem Herrn Musterschuldirektor, wie von jedem braven Manne, erwarten läßt, daß er die Regeln, die er giebt, selbst befolgt, so darf man annehmen, daß er sich gewaltig fürchtet.

Wenn Herr Dr. Seel durch diese Abhandlung hat zeigen wollen, warum die Kinder die Schule, deren Direktor er ist, so gern und so oft versäumen, so muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Wurzel des Übels völlig aufgedeckt hat; sie ist ganz handgreiflich geworden.

Aber ihr, armen geschreckten Kinder, weinet nicht! Die Natur ist stärker als die Unvernunft der Menschen. Und was die Thoren und was die herrschsüchtigen Knechte auch immer sagen und thun mögen — euch bleibt ewig ein Mutterschoß, wohin ihr vor ihren Schmähungen und ihren Mißhandlungen flüchtet.

LI.

Zwangsgottesdienst.

(1819.)

Am siebenundzwanzigsten des verflossenen Juni wurde in Frankfurt die Erinnerung an eine große Feuersbrunst, die vor hundert Jahren an diesem Tage viele Häuser in Asche gelegt, feierlich begangen. Der Senat, erwägend, „daß die Erinnerung an ein solches Verhängnis einen tiefen Eindruck in die Seele jedes Bürgers und*) Einwohners machen muß", hatte diese Feier angeordnet. Es ist schön, einem Staate anzugehören, dessen Bewohner alle ein von Liebe geflochtenes Familienband vereint; die kein anderes Glück kennen, als das häusliche, keinen anderen Schmerz, als den ein Blutsverwandter duldet; die verschlossen vor der stürmischen Außenwelt, nicht betrauern die mannigfaltigen Jammer, die seit dreißig Jahren Europa trafen, und nicht teilnehmen an der vornehmen Lust freigewordener Völker; denen eine hundertjährige Geschichte keine dringendere Lehre bot als die: sorglich umzugehen mit Feuer und Licht, und keine größere Mahnung, als schnell mit der Spritze herbei zu eilen, wenn es brennt, damit nicht durch Zögerung das große Verhängnis, das vor hundert Jahren über die Frankfurter Menschheit hereinbrach, sich erneuere. Glücklicher Staat! Wer fühlt wie ich, wird deine Hochherzigkeit zu würdigen verstehen. Nicht hiervon, von etwas anderem sei die Rede.

In der Verordnung, welche der Senat der freien Stadt Frankfurt wegen jener Säkularfeier ergehen ließ, heißt es am Schlusse: „Der Senat ... erwartet von dem rechtlichen Sinne löblicher Bürger- und Einwohnerschaft, daß solche durch ernste Gottesverehrung den Dank gegen die Vorsehung ... laut aussprechen werde. Zu dem Ende wird Sonntags den 27. l. M. in allen christlichen Kirchen feierlicher Gottesdienst gehalten werden, sowie in der jüdischen Synagoge Gebete verordnet sind."

Der Senat hatte mit Recht zur kirchlichen Feier eines irdischen Ereignisses nur aufgemuntert, sie aber nicht anbefohlen; denn dieses wäre eine Verletzung der Gewissensfreiheit gewesen. Aber warum

*) Man sieht, daß es in der freien Stadt Frankfurt verschiedene Arten Seelen giebt, deren Beschaffenheit von den staatsrechtlichen Verhältnissen der Leiber abhängt.

ließ man diese gebührende Achtung nur den christlichen Bürgern widerfahren und versagte sie den jüdischen? Warum heißt es von jenen: es wird in allen christlichen Kirchen Gottesdienst gehalten werden; und von diesen: man habe in der Synagoge Gebete verordnet? Warum spricht man dort von Gottesdienst, hier von Gebeten? Gesteht man den Juden keinen Gottesdienst zu? Dieser Eingriff in die religiöse Freiheit der Juden kann selbst in der vorgeblichen Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Rechte in Frankfurt weder Erklärung noch Entschuldigung finden. Verordnete Gebete! Erhöreſt du sie, Vater des Lichtes! Wirst du des Herzens warmes, inbrünstiges Gebet von dem polizeibefohlenen nicht zu unterscheiden wissen? Gewahrst du nicht den bitteren Fluch der Unterdrückten, den sie aus Furcht vor ihren Unterdrückern mit Segen überzuckern? Oder wie? Ein Frankfurter Jude sollte sich liebend erinnern können der verwitternden Gebeine seiner Feinde, die vor hundert Jahren, da sie noch lebten, ein Unglück betroffen? Er sollte brüderlich der Menschen gedenken, die ihn schmähten, mißhandelten, mit Füßen traten; einer Zeit, wo er keine Vaterstadt hatte und sein Geburtsort ihm fremder war, als jedes Ausland? Heißt es nicht in der Beschreibung der damaligen Feuersbrunst: „täglich mußten 100 Mann Handwerksbursche, Bauern, Soldaten und Juden auf den Brandstätten arbeiten, räumen und den Grund wegschaffen, und den Judenbaumeistern wurde scharf anbefohlen, so viel Juden, als nur immer möglich, zu solcher Arbeit herbei zu schaffen.“ Und das Andenken jener Zeit soll ihn mit Menschenliebe erfüllen? Er soll das Unglück derjenigen beweinen, deren Urenkel ihn heute noch verfolgen und ihn, so viel als es nur geduldet wird, in schmählicher Erniedrigung halten? Seit jenem Tage, da zum ersten Male die Befreiung Deutschlands in Frankfurt gefeiert worden, wurde stets in den obrigkeitlichen Festordnungen der sondernde Ausdruck gebraucht: den Juden seien Gebete verordnet worden. O armes Vaterland, in dem solche Dinge geschehen!

Denn, haßt oder liebt die Juden, drückt sie nieder oder erhebt sie, erzeigt ihnen Gutes oder verfolgt sie: dies alles sei eurer Willkür überlassen. Aber eins sage ich euch: Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit des deutschen Landes, so lange die Freiheit nicht sein soll für alle.

LII.

Über etwas, das mich betrifft.

Ich und der Censor der freien Stadt Frankfurt (nur des Wohllautes wegen nenne ich mich zuerst) sehen uns ganz verdutzt an und sind erstaunt, daß wir schon seit länger als sechs Wochen Ruhm haben und parallel der Unsterblichkeit zulaufen. Die Zeitungen aller Länder erwähnen unserer Namen. Es ist ganz vergebens, wenn wir sagen: wir sind gar nicht wert, daß man von uns spreche; Europa glaubt's nicht, und meint: hier wäre die Bescheidenheit doch wirklich ein wenig zu weit getrieben. Als Leuten von Ton bleibt uns nun nichts anderes übrig, als die neueste Thorheit der Welt mitzumachen und an unserer eigenen Wichtigkeit so wenig als möglich zu zweifeln. Der Umstand, daß wir Feinde haben, beweist klar genug, daß wir Verdienste besitzen. Wir hoffen aber erstere mit letzteren zu schlagen. Der Herr Censor wird seinerseits nicht ungerügt lassen, daß ihn die Londoner Times vor einigen Tagen Master Savenas genannt, welches im Persischen Weiberfeind heißt (S. Adelungs Mithridates), wahrscheinlich in der boshaften Absicht, durch diese Namensentstellung die Geschichtsschreiber der künftigen Jahrhunderte irre zu führen. Was aber mich betrifft, so habe ich kaum Zeit genug, meine eigenen Kriege durchzufechten, um so weniger die anderer. Mein jüngster Widersacher ist das Journal des Débats, welches am 4. Juli folgendes von mir erzählte, welches ich gut deutsch wieder erzähle:

Frankfurt, den 28. Juni (Auszug eines Briefes).

„Die Rénommée hat ganz kürzlich ein vorgebliches Schreiben aus Frankfurt mitgeteilt, das von Irrtümern wimmelt. Hier folgt eine Auseinandersetzung der Thatsachen, auf die Sie sich verlassen können.

„Es ist allerdings wahr, daß Herr von Handel, der Ministerresident Österreichs, bei unserer freien Stadt sich gegen den Censor Herrn Severus bei dem Senate beschwert hat, weil dieser einen unschicklichen Artikel, der sich über die vorgeblichen Absichten Österreichs auf ein neues Königreich Rom, mit welchem man jetzt einen Erzherzog beschenken möchte, verbreitete, in der Zeitung der freien Stadt hatte durchgehen lassen. Der Censor hat sich nicht entschuldigt, wie es das erwähnte Blatt behauptete; er hat bewiesen, daß er den Artikel gestrichen habe, daß ihn aber demungeachtet der Redakteur der Zeitung habe stehen lassen. Er hatte diese Übertretung nicht angezeigt,

um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, daß ihn der Redakteur von neuem zum Gegenstande seiner Bemerkungen mache. Dieser nämliche giebt noch ein anderes Blatt heraus, das der Censur nicht unterworfen ist, und worin er die von der Censur gestrichenen Artikel wieder zum Vorschein bringt und sie mit Anmerkungen begleitet, welche alle jakobinischen Journale in Deutschland wiederholen.

„Der Senat hat den Redakteur zu einer Gefängnisstrafe, deren Dauer ich nicht kenne, verurteilt; und in Erwägung der häufigen Unannehmlichkeiten, zu welchen er Anlaß gegeben, verlangt der Senat von denjenigen, welchen er das Zeitungsprivilegium erteilt, daß sie ihm, bei Verlust ihres Privilegiums, einen anderen Redakteur vorschlagen. Der Redakteur hat von diesem Urteile appelliert."

So weit das Journal des Débats. Wäre der Einsender vorstehenden Artikels ein Fremder, so würde ich ihm sagen, er sei falsch unterrichtet von dem Hergange der Sache. Da er aber selbst zu verstehen giebt, daß er in Frankfurt wohnt, und er mir überdies namentlich bekannt ist, so kann ich mich nicht anders ausdrücken, als, daß er gelogen hat. Ich hoffe, daß er das Deutsche genug versteht, um zu verstehen, was ich mit diesem Worte sagen will.

Daß Herr v. Handel seine Beschwerde gegen den Censor gerichtet habe, dieses ist mir erst durch Hörensagen bekannt geworden; denn bei der gegen mich geführten polizeilichen Untersuchung hieß es immer, die Beschwerde sei gegen mich angebracht worden. Es ist nicht wahr, daß der Censor den betreffenden Artikel gestrichen hat; er hat dieses nicht einmal behauptet, sondern vorgegeben, er habe die Aufnahme desselben nur für den Fall bewilligt, wenn er aus einer deutschen Zeitung entnommen wäre; ich aber hätte den Artikel stehen lassen, ungeachtet er aus einem französischen Blatte übersetzt gewesen. Es ist nicht wahr, daß der Censor diese seine Behauptung bewiesen hat; den Beweis dafür, nämlich das Censurblatt, gab er vor, verloren zu haben, und mir wurde der Beweis der Schuldlosigkeit aufgelegt, und da ich diesen nicht führen konnte, so verurteilte man mich zu einer vierzehntägigen Arreststrafe. (Die Leser danken es mir gewiß, daß ich ihnen das von dem Frankfurter Polizeigerichte ergangene Erkenntnis unten nachfolgend mitteile.)

Der Frankfurter Korrespondent hat dem dortigen Censor keinen freundschaftlichen Dienst erwiesen, daß er von ihm erzählte, er habe die Übertretung der Censurvorschrift, deren ich mich angeblich schuldig gemacht, darum nicht angezeigt, weil es ihm unangenehm war,

sich deswegen von mir in meinem censurfreien Journale (die Wage) zu Rede stellen zu lassen. Das ist ein gewissenloser Beamter, der seine Pflicht nicht erfüllt, weil deren Erfüllung mit Unannehmlichkeiten verknüpft ist!

Der Frankfurter Korrespondent sagt ferner, daß die von mir in meinem censurfreien Blatte angestellten Betrachtungen von allen jakobinischen Journalen Deutschlands wiederholt würden. Es fällt mir nicht auf, daß jener Frankfurter Briefsteller alle deutschen Blätter jakobinisch nennt, deren Herausgeber keine Orden tragen und nur von ihren Lesern gegen offene Quittung, halbjährlich, und nicht monatlich bezahlt werden. Die Keckheit gewisser feiler, schuldbewußter Menschen ist ganz unerklärlich. Sie sollten doch froh sein, wenn man sie in Ruhe läßt und sollten keinen Angriffskrieg führen wollen.

Aber wahr ist's, daß ich außer der Gefängnisstrafe auch noch zu zwanzig bis vierundzwanzigtausend Gulden Geldstrafe verurteilt worden bin. Denn da die Eigentümer der Zeitung der freien Stadt Frankfurt genötigt worden sind, mich von der Redaktion zu entfernen, so habe ich hierdurch, das von ihnen bezogene Honorar als Zinsen eines Kapitals berechnet, jene Summe verloren. Auf diese Weise bin ich, ohne richterlichen Spruch, zu einer lebenslänglichen jährlichen Strafrente verurteilt worden. Für diese Summe, denke ich, hätten tausend der schönsten Spitzbübereien begangen werden können, und ich habe für mich und meine Kinder auf alle mögliche Polizeiübertretungen, die wir während unseres ganzen Lebenslaufes begehen könnten, reichlich und auf die kostbarsten prachtexemplarischen Strafen pränumeriert.

Anhang.

„Erkenntnis des Polizeigerichts, wodurch der Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt wegen Verdachts einer Übertretung der Censurvorschriften, und weil er den ihm aufgelegten Beweis seiner Unschuld nicht führen konnte, zu vierzehntägiger Einsperrung unter Gaunern, Bettlern und Dieben verurteilt worden."

In Untersuchungssache gegen Dr. Börne, Übertretung der Censurweisung betreffend, ist der Bescheid:

Nachdem

1. der in Nr. 107 der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unter

der Aufschrift: Italien, Rom, 15. März enthaltene Artikel an sich schon so geartet ist, daß die Redaktion solchem in keinem Fall eine Aufnahme hätte gestatten sollen.

2. Der Redakteur nicht mit Bestimmtheit zu behaupten vermag, daß die Censur diesen Artikel habe passieren lassen, auch die Vorlegung des Censurblattes unter dem unstatthaften Vorgeben, solches nicht mehr zu besitzen, hartnäckig verweigert, nicht minder auf die wiederholt an ihn, mit umständlicher Erklärung des ihn treffenden Präjudizes, gestellten Frage, sich gar nicht eingelassen hat.
3. Die früher gegen den Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gepflogenen Untersuchungen allerdings zu dem Verdacht berechtigten, daß er auch bei diesem Artikel die Censurvorschriften unbeachtet gelassen, welcher Verdacht durch die Verweigerung der Vorlegung des Censurblattes — als des Dokumentes, womit jeder Redakteur bei vorkommenden Fällen sich über die Befolgung der Censurweisungen legitimieren muß — zur Gewißheit erhoben wird. Als wird derselbe wegen dieser wiederholten Nichtbefolgung der Censurvorschriften bei einem Artikel, der ohnehin, seines höchst anstößigen Inhaltes willen, nicht hätte in die Zeitung aufgenommen werden dürfen, in eine vierzehntägige Arreststrafe auf der Polizeiwache, sowie zur Bezahlung der Untersuchungskosten verurteilt, er wolle denn binnen acht Tagen durch Vorlegung des Originalcensurblattes beweisen, daß die Censur diesen Artikel entweder pure, oder unter einer von ihm erfüllten Bedingung habe passieren lassen, als worauf anderweite Verfügung ergehen soll.

Decretum Polizeigericht am 11. Juni 1819.

In fidem copiae.
Gravelius,
Aktuar.

LIII.

Oken.

(1819.)

Der Teufel kann seinen Pferdefuß nicht verbergen, so freundlich er auch schmunzelt und so menschlich er sich auch gebärdet, wenn er,

Beute suchend, unter Menschen wandelt. Es kommt die Stunde der Versuchung, wo ihn eine Lage überrascht, auf die er nicht vorbereitet war: das umhüllende Gewand flattert auseinander und die höllische Natur springt um so erboster hervor, je ängstlicher sie sich verborgen gehalten.

So wandelt der böse Geist der Zwingherrschaft unter dem deutschen Volke, das fromm und gut, aber leichtgläubig und unerfahren, sich ihm zutraulich anschmiegt, weil er die lockende Maske der Freiheit trägt, bis es mit Schrecken erwacht und zu spät erkennt, daß es seine Seligkeit für gleißnerische Worte, sein höchstes Gut für Kindertand hingegeben.

Mancher edle Fürst ist umringt von Dienern, in welchen jener höllische Geist nistet und Verderben brütet. Sie, deren Macht sich nicht vererbt, leben nur im Augenblicke; unbekümmert um die Zukunft, verzehren sie mit der Frucht auch das Saatkorn und opfern ihrer Herrschbegierde und ihrer Habsucht Fürst wie Volk auf.

Der Großherzog von Weimar, der edelsten der deutschen Fürsten einer, der auf der Bahn des Rechts allen übrigen vorausgeeilt, der aus freiem Triebe seinem Volke die geraubte Menschenwürde wieder gab, auf den alle Deutsche mit Stolz und Hoffnung sahen, mußte von seinen treulosen Dienern seinen Namen zu einer Handlung mißbrauchen lassen, welche Deutschland schändet. Die Ehrfurcht, die man so gern diesem Fürsten zollt, macht es zur Pflicht, jeden daran zu erinnern, daß er außer dem Lande war, während man gegen Oken jene beispiellose Gewaltthätigkeit verübte. Mit Zuversicht darf man erwarten, daß, wenn er zurückkehrt und das wahre Verhältnis der Sache selbst untersucht, er das mit Füßen getretene Recht wieder aufrichten und diejenigen, die sich dabei verschuldet, bestrafen wird.

Die Universität zu Jena hat sich mit Würde benommen — mit Würde, aber nicht mit Kraft. Mit dieser handelnd, hätten sie alle ihr Amt niederlegen sollen, ehe sie es duldeten, daß ihrem Genossen das widerfahre, was Oken geschah. Wie kann man ferner der Wahrheit ihrer Lehren vertrauen, wenn sie sich nicht schämen, ihre Worte von einer Zuchtrute bewachen zu lassen?

Daß Oken den Zwingherren mißfiel, wen sollte das wundern? Seine Reden waren der anmaßlichen Gewalt gefährlicher, als sie ihm sich gezeigt. Aber sollen die Schlechten sagen dürfen: er war ein Narr, daß er sich für dreißig Millionen Deutsche aufgeopfert? Oder sollen wir ihnen zurufen dürfen: Seht! er hat es nicht für

Undankbare gethan? Ich weiß nicht, ob Oken ohne Amt sorgenfrei ist; aber es wäre schön, wenn er es nicht wäre, damit wir doch endlich einmal beweisen können, daß wir so schlaffe, ängstliche und erbärmliche Menschen nicht sind, als viele behaupten. Ich erbiete mich mit Freude und nicht ohne Hoffnung des Erfolges, die Beweise guter deutschen Gesinnung solcher Art, wie sie hier erforderlich sind, zu sammeln, und dem, dem sie gelten, mitzuteilen.

N. in Offenbach unterzeichnet . . 10 Gulden.

LIV.

Noch etwas über Oken.

(1819.)

Der großherzogliche weimarische Beamte für die Angelegenheiten der Universität Jena hat eine Berichtigung der Ansichten über die Entlassung des Hofrats Oken zu Jena" bekannt gemacht. Diese, der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung, sowie sie diejenigen ehrt, die sie gebracht, muß auch jedem, dem es obliegt, oder der es freiwillig übernommen, die Stimme des allgemeinen Willens zu verbreiten und geltend zu machen, aufmuntern, in solchem preiswürdigen Bestreben nicht zu ermüden, immer wieder zurückzukehren und durch keine Gefahr, und durch keine teilweise Niederlage sich abschrecken zu lassen. Es wird immer dabei gewonnen und vieles ist erreicht, wenn man die Willkürherrschaft dahin bringt, daß sie sich verteidige; denn heller als die Anklage bringt oft die Rechtfertigung die Schuld zu Tage.

Oken, sagt man, habe unter der Ägide der Preßfreiheit häufig die Geißel der Satire geschwungen und dadurch ein allgemeines und ärgerliches Aufsehen gemacht. Er habe sich unanständiger Äußerungen bedient, denen es häufig an wissenschaftlicher Bedeutung und Wirksamkeit fehlte; er habe sich plumpen, Geschmack und Sitte beleidigenden Ausfällen hingegeben, und darum mußte man ihn von seiner Stelle entfernen. Allein sind dieses Vergehen, welche das Gesetz bedrohte und daher bestrafen darf? Wann und wo war es untersagt, die Geißel der Satire zu schwingen? Ist Oken hierbei ohne Geschmack und plump zu Werke gegangen, so kann ihm nur auf wissenschaftlichem Wege zurechtweisend begegnet werden, aber der Staatsgewalt steht es nicht zu, den Mangel an Witz zu bestrafen, und es steht ihr

nicht an, als Kunstrichterin aufzutreten. Die Weise Okens hat vielen mißfallen, aber die Gutgesinnten verziehen ihm die ästhetischen Mängel seiner Schreibart, weil sie wußten, daß auf Deutsche, mit ihrer dicken Elefantenhaut, kein leichter satirischer Kitzel wirke und daß man, um Eindruck zu machen, sich zuweilen grober Kartätschen bedienen müsse.

Die Verabschiedung Okens soll damit beschönigt werden, daß ihm ja die Wahl freigestellt worden wäre, seine Stelle oder die Isis aufzugeben. Allein gerade hierin liegt die Gewaltthätigkeit jener Handlung. Oken würde, wenn er sich gefügt hätte, sich als ein ehrloser Mann gezeigt haben, der seine Freimütigkeit für Geld hingiebt. Man hat seine Antwort grob gefunden, aber sie war nur männlich. Sie war die Antwort eines Festungskommandanten, den man zur Übergabe auffordert; höfliche Redensarten in solchen Fällen verraten Furcht und Neigung zum Kapitulieren und dienen nur, die Belagerer zuversichtlich und mutig zu machen.

LV.

O närrische Leute, o komische Welt!

Gott weiß, welche Klapperoper das Liedlein in mein Gedächtnis abgesetzt; aber es ist etwas Vertrauliches, Umschlingendes in dieser Weise, und sie verläßt mich nicht mehr. Wenn ich sehe der Menschen ruchloses Treiben, und will ihnen nicht fluchen; ihr tolles Beginnen, und möchte sie nicht gewaltsam bändigen; ihren Weisheitsdünkel und ihr lächerliches Machtgepränge, und will ihrer nicht spotten; will ich die Menschen tadeln, ohne ihnen wehe zu thun, sie lieben ohne ihnen zu schmeicheln, sie kennen, und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröstet, schmerzt und heilt, mißbilligt und versöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leise: O närrische Leute, o komische Welt!

Sittliche Freiheit, bürgerliche Sklaverei — Mutter und Tochter; im Schlafe empfangen, im Wachen geboren. Unseliger Traum, fluchbringende Verblendung? Die schöne blanke Münze für Papiergeld hingegeben, das wohlverwahrte Vermögen für lockende Zinsen ausgeliefert. Und dieser plumpe Betrug, fast zweitausend Jahre dauernd, und Pfaffen und Gewaltherrscher lachen noch immer fort. Als die Menschen begannen, sich frei zu dünken, da reichten sie, wie zum

Spiele, ihre Glieder den Fesseln hin; da traten sie lächelnd in die Kerker der Tyrannei, deren Mauern sie nicht sahen, weil das Licht des Glaubens sie durchsichtig gemacht. Und da sie ihre Freiheit erproben und sich bewegen wollten, zerstießen sie wie Sperlinge sich die schwachen Köpfe an den Fensterscheiben. Wie klein ist nicht der menschliche Körper, wie klein für euch, die ihre Sterne kennt und ihren Lauf berechnet! Nun erkrankt dieser Leib. Millionen Male habt ihr das Übel gesehen und seinen Ausgang. Tretet zum Kranken hin und sprecht: Leidender, sei vernünftig und faisele nicht! Schwitze und die Krankheit ist vorüber; wir haben Erfahrung in solchen Dingen. Er hört euch nicht. Am einundzwanzigsten Tage kommt Schweiß und Heilung, oder der Tod erfolgt. Oder ihr seid des Kranken Anverwandte und liebe Freunde, und sagt zum Arzte: Helfen Sie schnell! Der kluge Arzt erwidert: Die Natur hat ihre abgemessene Zeit, und sie läßt sich nicht einhalten, noch treiben in ihrem Gange. So spricht er, und doch wie klein ist nicht der Leib eines Menschen gegen einen Volkskörper gehalten! Deutschland ist siech und voller bösen Säfte; die Geschichte (die Menschennatur) will es durch ein Fieber heilen. Da sagen die Staatsärzte zum Kranken: Habt nicht so viel Hitze, und ihr werdet gesunden. Die lieben Anverwandten sagen zum Doktor: Geben Sie ihm gleich eine gute Konstitution, wie sie Frankreich hat. Warum sollen wir erst das Fieber der Revolution durchmachen? Weise Reden! Hat je eine Mutter ohne Wehen geboren, weil sie tausendmal andere gebären sah? Hat sie den Schmerz vermeiden gelernt? O närrische Leute, o komische Welt!

Sie brüsten sich mit ihrer Freiheit; aber so oft sie das Schlechte gethan, machen sie sich schuldlos, und sagen, sie wären Sklaven des Schicksals. Wie oft wurde zu diesen und jenen gesagt: Ihr sehet euer Unrecht ein, ihr begreift euren Irrtum. Warum macht ihr jenes nicht gut, warum kehrt ihr nicht von diesem zurück, warum entsaget ihr nicht euren Vorurteilen? Sie antworteten: das wird sich mit der Zeit machen, das kommt nach und nach. Aber warum nicht gleich? Dünkt ihr euch frei, so setzt euch nicht in den Wagen des Schicksals, um das Ziel der Reisheit zu erreichen. Die rasche Fahrt macht euch schwindeln, Millionen stürzen heraus, der Huf der Rosse und die eisernen Räder zermalmen ganze Menschengeschlechter. Darum geht bedächtig zu Fuße, und ihr erreicht mit Schonung aller, ja schneller das Ziel. Denn das Schicksal hat auch in anderen Welten

zu thun, und wenn ihr zum Gehen zu träge seid, läßt es euch Jahrhunderte warten, bis es euch abholt. Seid ihr frei, so greifet der Zeit vor! Seid ihr es nicht, so murrt nicht! O närrische Leute, o komische Welt!

Religion ist Liebe und Versöhnung; schon im Worte liegt es: sie verbindet wieder, was getrennt war. Wären alle Menschen gleich weise, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie ist die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unstäten; sie verzeiht die Schuld, und löst die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menschen daraus gemacht! Ein Blutstrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte, und an seinen Ufern wohnt das Christentum. Wie haben sie das Heiligste geschändet! Religion war eine Waffe in räuberischer oder meuchelmörderischer Hand. Wie haben sie den Gott der Liebe herabgewürdigt und seine Lehre zum Gesetze ihrer Herrschsucht, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechtes mißbraucht! Hat das Christentum je zu etwas anderem gedient, als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troste wehrloser Schlachtopfer? Versöhnt seine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judentum, und es stirbt. Vernichtet die Religionen, und ihr habt die Religion zerstört. Oder ist die Christuslehre nur die zerreißende Pflugschar der Menschheit? Wie mühsam und schmerzlich war dann der Bau des Landes, und bis der frohe Tag der Garben erscheint, rufe ich leise und mit erstickter Stimme: o närrische Leute, o komische Welt!

LVI.

Für die Juden.

Ich bin nicht gesonnen, meine Betrachtungen über die Juden an die strenge Ordnung eines Lehrbuches zu fesseln und, Grundsatz auf Grundsatz bauend, endlich das Werk mit einem fröhlichen Dache zu krönen. Es sind denkende Köpfe, die diese Art lieben und fordern, aber solche bedürfen meiner Belehrung, und die, auf welche ich wirken möchte, denken nicht. Ihr Haß und ihre Verachtung der Juden, das ist ein angeborener oder anerzogener Trieb, der nie zur Klarheit gekommen, und von sich selber Rechenschaft gefordert. Diesen auf-

zuwecken durch irgend einen Stoß oder Druck der Rede, darum allein ist mir zu thun. Die Sache der Juden muß aus einem Gegenstande der Empfindung zu einem Gegenstande der Überlegung gemacht werden, und dann ist das Gute gewonnen; denn wer über seine Träume nachzudenken vermag, der träumt nicht mehr. Ich werde daher, ohne Regel, bald diese bald jene Seite des Gegenstandes besprechen, hierin nur meinem Triebe oder auch äußeren Anregungen gehorchend. Nachfolgend teile ich einige Stellen aus einer Schrift mit, welche schon vor drei Jahren gedruckt worden, aber nicht zur Öffentlichkeit gekommen, weil sie nicht dafür bestimmt war. Vielleicht findet man die darin herrschende Sprache — leidenschaftlich, wie man es nennt. Ich habe mich auf diesen Vorwurf nie verstanden. Wenn Könige Krieg führen, auch gerechte, so liegt nicht in den Schwertern, nicht im Geschütze, nicht in der Kampfbegierde der Soldaten der Grund ihres Rechtes; aber — damit erringen sie es. Die Rede mag immer im Drange und Sturme wild und heiß werden, wenn nur der als Feldherr gebietende Geist die Ruhe und Klarheit nicht verliert.

„Die zur Befreiung Europas verbündeten Fürsten und Heere waren bis an den Rhein gekommen. Da sahen wir verlernte Wünsche geschehen, und des Herzens dunkle Träume klar und erfüllt uns vor die Augen treten. Damals mochte die Brust jedes gut gearteten Menschen wohl kein anderes Gefühl aufnehmen, als das einer zagenden, der Vollendung harrenden Freude, als das der ehrfurchtsvollen Anerkennung eines alles lenkenden Schicksals, und das des Dankes gegen die edlen und weisen Vollstrecker desselben. Doch manchen Ortes that sich kund, was in Zeiten großer Dinge am meisten überrascht, und was mitten unter Wundern als das Wunderbarste erscheint — das Alltägliche und Gemeine.

„Die Erretter hatten auf ihrem Siegeswege auch aus Frankfurts Mauern den gewohnten Feind verjagt — aus Frankfurt, das mehr als irgend ein anderes Land oder Volk der köstlichen Früchte glorreicher Kämpfe in Siegen sich erfreut, die es nicht erringen half. Denn nicht allein ward ihm von dem geduldigen, gebeugten Nacken das fremde Joch mit sanfter Hand abgenommen, sondern auch eine durch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte lieb gewordene Verfassung ward ihm zurückgegeben und ihm verstattet, sich als eigenes freies Glied dem deutschen Staatenbunde anzuschließen. Aber nicht alle

dort, die sich in die Ehre dieser Auszeichnung teilten, stellten sich solcher würdig dar. In dieser Stadt, die seit fünfundzwanzig Jahren den Frieden nicht gesehen, hatten so lange Stürme nicht vermocht, die Sümpfe stehender Gesinnungen zu beleben und zu erfrischen, und kaum war der Wind vorüber, so entquollen ihnen von neuem verdunkelnde Düfte, die ebenso giftig als unbehaglich waren.

„Die über Deutschland aufgegangene Sonne der Freiheit beleuchtete tausend noch nicht gesehene Wunder. Das felsenfesteste Herz mußte erweichen bei dem Anblicke all des Jammers und all der Verwüstungen, die seit zwanzig Jahren über dieses edle Volk und herrliche Land gekommen waren. Sollten die Deutschen, nach überstandener Gefahr, sich nicht inniger vereinigen gegen jede künftige? Sollten sie nicht brüderlich sich trösten über den Verlust des Unersetzlichen und zur Wiederherstellung des Beschädigten sich wechselseitig behilflich sein? Auch geschah es. Ja, man darf es freudig bekennen, die meisten entsprachen der Erwartung, und man sah deutsche Völker und Bürger in Eintracht das Glück der Gegenwart genießen, das der Zukunft begründen. Aber die Herzen einiger selbstsüchtigen Krämer und Regierlinge verdorrten nur am Sonnenstrahle deutscher Freiheit, und darum sah man zu Frankfurt geschehen, was erzählt werden soll.

„Nämlich das neue Verfassungswerk des wieder ins Leben gerufenen Freistaates soll begonnen werden. Da zeigten sich mannigfaltige, sich wechselseitig verschlingende Begierden sonderbarer Art, und Abneigungen, die noch sonderbarer waren. . . . . Einige derer, welche zu regieren gewohnt waren, meinten, es verstünde sich wohl von selbst, daß die seit sieben Jahren entbehrte Lust ihnen als Rückstand mit Zinsen vergütet werden müsse, und sie suchten, um sich so zu bezahlen, hypersthenische Herrschaft einzuführen. Aber dieser Kampf von Selbstsucht gegen Selbstsucht, als ein Streit ohne Kraft und Würde, war auch ohne Lust für den sinnigen Zuschauer, der es widerlich finden mußte, an Spieltischen, wo man um Kronen und Völker würfelte, Pfennigsleidenschaften zu begegnen.

„Unter den kämpfenden Staatselementen traten auch die Religionen auf; deren eine angreifend, sich verteidigend die übrigen. Die lutherische Religion wollte herrschen — über die reformierte, die sich herkömmlicher Unterthänigkeit geduldig hinzugeben gewohnt war, — über die katholische, weil sie monarchische Regierungsform zu lieben schien, — über die jüdische, deren Bekenner man haßte aus angeerbter Gespensterscheu und anderen bekannten Gründen.

„Die Juden zu Frankfurt hatten, als eine Frucht unseres alles zeitigenden Jahrhunderts, die Bürgerrechte erlangt. Aber die vornehmen Diener der Zeit, die ihnen dieses Gewinstes frohe Botschaft brachten, forderten und erhielten einen ungeheueren Botenlohn. Die Lösung ihrer schmachvollen, seit Jahrhunderten getragenen Ketten hat fast eine halbe Million gekostet. — Doch von dem unabänderlich Geschehenen sei weiter keine Rede.

„Nun war das Geschütz des fliehenden Feindes in Frankfurts Weichbild kaum verhallt, da vernahm man schon mehrere laute Stimmen, die mit wechselseitiger Ermunterung sich zuriefen: Man müsse vor allen Dingen darauf bedacht sein, wie den unerhörten Anmaßungen der Juden Grenze gesetzt werde. Man sagte sich diese Sorgfalt zu und hielt Wort, und in jenes Lärmgeschrei war nun verpufft alle der Zündstoff aller der deutschen Vaterlandsliebe, die kühle Selbstlinge in ihr Herz hinein gedichtet hatten.

„Seitdem waren die so teuer erworbenen Bürgerrechte der Juden auf mannigfaltige Art gekränkt worden. In allen Verfassungsentwürfen ward es als Grundsatz angenommen, daß diese Religionsbekenner außer der Konstitution gesetzt und nicht einmal gleiche bürgerliche Rechte mit den christlichen Einwohnern haben sollten. Mehr zu thun unterließ man geflissentlich, weil man sich durch kein Gesetz die Hände binden, sondern die Juden unter die wandelbare Herrschaft der Willkür setzen wollte. Seitdem auch hatten die Juden, einzeln sowohl als in Gesamtheit, des erlittenen Unrechtes sich laut beklagt. Daher sahen die Machthaber in Frankfurt sich von Zeit zu Zeit genötigt, um ihre stereotypischen Grundsätze teils gegen den Spott der öffentlichen Meinung, teils gegen den Tadel derer zu schützen, die auf Deutschlands Gesetzgebung einflußreich wirkten, ihr rechtkränkendes Verfahren gegen die Juden zu beschönigen. Dieses geschah stets mit derjenigen ängstlichen Bemühung, die das Selbstgefühl eines unedlen Strebens zu begleiten pflegt.

„Bei solchen Anlässen waren so unglaubliche Dinge behauptet worden, daß es unglaublich wird, daß sie behauptet worden sind ..... So wurde in einer im November 1815 von dem Frankfurter Senate zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen die Juden, einem der ersten deutschen Staatsmänner überreichten offiziellen Denkschrift gesagt:

„‚Die europäische Kongreßakte spricht deutlich aus, daß die Stadt Frankfurt — also auch ihre Bürger — in den Stand von 1803 versetzt sein sollen. Damalen hatten die christlichen Bürger wohl-

erworbene Rechte*), auf deren Wiedererstehung sie demnach den gegründetsten Anspruch haben.'"

„Der Art. 46 der Wiener Kongreßakte, auf den sich hier bezogen wird, heißt nach der betreffenden Stelle:

„‚La ville de Francfort avec son territoire, tel qu'il**) se trouvoit en 1803, est déclarée libre.'"

„Nun wird mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit eine geographische Bestimmung zum staatsrechtlichen Prinzip erhoben und darauf klagend ausgerufen:

„‚Die wohl erworbenen Rechte der hiesigen christlichen Bürger, wie sie anno 1803 bestanden, sollten verschwinden u. s. w.'"

„Auch hat man arglistig gesucht, die von der Judengemeinde geschehene Erwerbung des Bürgerrechtes, als in jene Jahre fallend, wo noch zu Frankfurt der Geist französischer Gesetzgebung vorherrschend war, durch Hinweisung auf jene Gleichzeitigkeit als etwas Gehässiges darzustellen. In diesem Sinne ist bemerkt worden:

„‚Daß die Gerechtigkeit der allerhöchsten verbündeten Mächte gleich nach der Besitznahme des Großherzogtums Frankfurt sich ruhmwürdig dadurch ausgesprochen hat, daß alle französische Institute mit ihren Folgen abgeschafft sein sollen. So mußte zur großen Dankverpflichtung der Einwohner dieser freien Stadt das Enregistrement und der Code Napoleon verschwinden; und diese an die Juden in Masse in Gefolge der französischen Einrichtungen stattgehabte Bürgerrechtserteilung sollte bestehen können, die doch in ihren Folgen ebenso verderblich, wo nicht verderblicher für die christlichen Einwohner dieser freien Stadt auf lange Zeit hinaus wirken wird?'"

„Welche Ansichten werden uns hier kund gethan! wie wird man von Überraschung zu Überraschung fortgeführt! Also hätte wirklich die so lange unter tausendfachen Wehen kreisende Zeit eine lächerliche Maus geboren? Darum allein wären Millionen Menschenleben hingeschlachtet worden, damit nach dreißigjährigen Kämpfen sich ergebe, was jedermann schon gewußt — daß die Herrschaft über ein gewisses Volk dem Kunz und nicht dem Hans gebühre! Es wäre nicht gestritten worden für die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte, die der Mensch auch als Bürger nicht verliert; nicht für die Gleichheit aller Bürger vor, und für die Stellung der Herrscher unter

*) Nämlich zur Bedrückung der Juden.
**) Nämlich le territoire!

dem Gesetze! Nicht für die Unverantwortlichkeit und den gleichförmigen Staatsschutz aller religiösen Gesinnungen! Wie? die Früchte einer so mühsamen und kummervollen Saat soll man tausend deutschen Bürgern darum, weil sie Juden sind, rauben, und diese Erzeugnisse wegwerfend französische Institute nennen dürfen? Man lese nur die alte Frankfurter sogenannte Judenstättigkeit — man wird glauben, den Roman der Bosheit zu lesen — und die Befreiung von solchen albernen und abscheulichen Gesetzen, daran man nur „hier und da etwas abzuändern" gedenkt, wird eine verderbliche französische Einrichtung genannt! Wo sind sie denn, die verderblichen Folgen dieser seit fünf Jahren bestehenden Einrichtung? Man zeige oder nenne doch nur einen christlichen Kaufmann in Frankfurt, der durch die den Juden gewährte Handelsfreiheit verarmt oder von Bereicherung wäre abgehalten worden! Wem anders als christlichen Kaufleuten sind sie zugehörig, die täglich sich vermehrenden, glänzenden Kutschen und Pferde, alle die Lustgärten, die man neu anpflanzen, alle die Häuser und Paläste, die man in ganzen Straßen sich erheben sieht? ..... Wenn es aber christliche Kaufleute giebt, die ihre Zufriedenheit nur in dem Unglücke und dem Mißbehagen ihrer jüdischen Mitbürger finden, dann möge man sie bedauern, belehren, wenn man will, doch nimmermehr darf man verstatten, daß ein erbärmliches Krämerrecht die Ansprüche der Menschlichkeit verdränge.

„Als nun die Fürsten und ihre Räte sich zu Wien versammelten, schickte auch die Judengemeinde zu Frankfurt, sich verletzt fühlend und mehr noch von der Zukunft fürchtend ihre Deputierten dahin, um Gerechtigkeit und Schutz zu suchen. Dort ward diesen eine dreifach beruhigende Zusicherung gegeben. Erstens, man werde bei der künftigen Bundesversammlung die bürgerliche Verbesserung der deutschen Juden im allgemeinen sich angelegen sein lassen, wodurch notwendig jede vorgängige Verschlimmerung derselben als ein Rückschritt, als etwas ganz Undenkbares sich ergebe; dann sei man ausdrücklich übereingekommen, daß kein Staat, bis zum Eintritt jener allgemeinen Bestimmung, etwas zum Nachteil der Juden solle verfügen dürfen, und endlich habe ja die Israelitengemeinde zu Frankfurt auch ohnedies nichts zu besorgen, da genannter Stadt, und zwar ganz allein aus Veranlassung der bedrohten bürgerlichen Lage der Juden, nur unter der Bedingung, daß sie die wohlerworbenen Rechte jeder Klasse von Unterthanen aufrecht erhalte, ihre Selbständigkeit

zugestanden worden, und nicht zu erwarten sei, daß sie ihre politische Freiheit lieber werde aufgeben, als jene Bedingung erfüllen wollen.

„Diese dreifache Mauer konnte aber die Juden vor weiteren Anfällen nicht sichern, und ihre Widersacher schritten auf dem betretenen Wege fort. Was bisher hierin auf beiden Seiten teils angreifend, teils verteidigend geschehen war, ersieht man aus einer Denkschrift, welche die Vorsteher der Judengemeinde herausgegeben haben. Sie haben darin gezeigt, wie sehr das Recht auf ihrer Seite wäre; aber wahrhaftig, sie haben es bis zum Erschrecken gezeigt. Ihr frisches, warmes, jugendliches Recht mußten sie, um es handgreiflich zu machen, bis in die letzte Faser zergliedern, so daß es entseelt geworden, und wie ein Leichnam uns angrinst. Guter Gott! nachdem in dreißig Jahren ein Meer von Menschenblut für Wahrheit und Recht geflossen ist, soll es noch not thun, den rechtlichen Besitz des heiligen Erbteils der Menschheit sich erst anzubeweisen, als sei von einem streitigen Krautfelde die Rede!

„Wenn all das Thun und Reden der Vorsteher der Judengemeinde nichts gefruchtet, dann werde nicht gesagt, daß jener Männer leises, abwartendes und furchtsames Benehmen daran schuld sei — wo die öffentliche Meinung sich nicht liebend hingiebt, da muß sie erkämpft, sie kann nie errechtet werden — aber genug, es hat nichts gefruchtet. Dies haben sie ganz vor kurzer Zeit schmerzlich genug erfahren.

„Bisher hatte man sich mehr damit begnügt, die Juden in banger Erwartung der Zukunft und in dem Schrecken zu erhalten, sich einem oligarchischen Regimente preisgegeben zu sehen, das den Wunsch, ihre bürgerlichen Freiheiten aufzuheben, um ihren Wohlstand zu zerstören, laut und mit Frohlocken ausgesprochen hat. Endlich aber wollte man sie von der Furcht des Übels durch Vollziehung des Übels befreien. Bis jetzt war der Bürgerstand der Juden nur in so viel beschränkt worden, daß man widerrechtlicher Weise den sich verheiratenden jungen Leuten die Erteilung des Bürgerrechtes zurückhielt, daß man das Ergreifen eines Handwerkes nur unter dem abschreckenden Vorbehalte zukünftiger Bestimmungen verstattete, und dergleichen mehr; die weiteren Eingriffe hatte man der Zukunft vorbehalten. Nun aber, einen längeren Aufschub lästig findend, hat man angefangen, Eingriffe in das persönliche, schon früher erworbene und anerkannte Bürgerrecht der jüdischen Familienväter zu thun. Wie dieses, wie tief verletzend und mit welcher Geringschätzung,

fast möchte man sagen, höhnenden Auslegung der Beschlüsse des Wiener Kongresses es geschehen, wird jeder rechtdenkende Mann mit Erstaunen, jeder rechtfühlende mit dem innigsten Unwillen aus einer öffentlichen Bekanntmachung ersehen: sie untersagt den jüdischen Bürgern den Ankauf von Häusern und sonstigen Grundstücken, außer in denjenigen Quartieren, die ihnen unter der ehemaligen reichsstädtischen Verfassung eingeräumt und unter der Fürstprimatischen Regierung in etwas erweitert worden war."

LVII.

Kuhschnappel, den 20. August.*)

(Eingesandt.)

Der durch amerikanische, asiatische, afrikanische, europäische und australische, sowohl unter Censur als censurfrei geschriebene, ministerielle, Oppositions- und independente Blätter rühmlichst bekannte Augenarzt Sr. Maj. des Königs von Hayti, Eigentümer und Direktor der Königl. Dispensary zu Kap Henry, Herr Dr. Boaster, ist in hiesiger Stadt angelangt, und wird sich, ehe er nach Karlsbad geht, wohin er sich aus Menschlichkeit begiebt, einige Monate hier aufhalten. Die Ankunft desselben wird den vielen Augenkranken hiesiger Stadt und Umgegend zum großen Troste gereichen. Die Fälle seiner gelungenen Kuren, selbst bei solchen Personen, welche unheilbar waren, sind zu häufig, als daß sie ohne ungeheure Inseratgebühr hier alle angeführt werden könnten. Der Kaiser von Marokko hat dem Herrn Boaster wegen seiner unzähligen Kuren den Titel eines Kurfürsten erteilt. Derselbe heilt die hartnäckigsten Augenkrankheiten, indem er den Leidenden einen feinen, von ihm erfundenen Sand in die Augen streut; auch wendet er mit vielem Glücke einen blauen Patentdunst an. Er heilt die dazu geeigneten Blinden durch den tierischen Magnetismus und macht sie hellsehend; jedoch müssen Personen, die auf solche Weise behandelt sein wollen, zuvor all ihr Metall ausliefern, sonst hilft es nichts. Auch hat Herr Boaster einen Zauberspiegel, der Blindgeborenen auf der Stelle das Gesicht wiedergiebt, wenn sie sich darin sehen. Viele Personen, die nach Sonnenuntergang nichts deutlich unterscheiden konnten, heilte er gründlich

*) Zeitschwingen, 21. August 1819.

durch Anzündung eines elektrischen Talglichtes. Junge Mädchen, die aus Schwäche der Augenlider und aus Kongestionen nach dem Kopfe oft die Augen niederschlagen, stellt er wieder her, so daß sie jedem starr ins Angesicht sehen können. Junge Leute, denen ein schönes Mädchen in die Augen gestochen, heilt er sympathetisch durch Ringewechseln. Richter und Beamte, die unwillkürlich ein Auge zudrücken, eine gefährliche Krankheit, die aus zu häufigem Hinsehen auf glänzende Gegenstände entspringt, stellt er durch einfache diätetische Mittel wieder her, indem er sie von augenanstrengenden Amtsgeschäften entfernt. Auch das bei diesen Personen nicht selten vorkommende durch die Finger Sehen heilt er durch mehrmaliges Schlagen auf die Finger. Der Aufenthalt des Herrn Boaster in hiesiger Stadt ist zu kurz, als daß er allen Kranken vollendete Heilung zusagen könnte, doch können die Blinden, die sich ihm anvertrauen, versichert sein, daß ihnen bald nach seiner Abreise die Augen aufgehen werden. Herrn Boaster ist wegen seiner Verdienste die Auszeichnung widerfahren, daß er in hiesiger Stadt praktizieren und seine topischen Mittel anwenden darf, ohngeachtet nach § 55 und 62 der kuhschnappelschen Medizinalordnung 1. kein Arzt Arzneien bereiten und Arkana verkaufen soll, und 2. auswärtige Ärzte, welche von dortigen Kranken konsultiert werden, durch einen dort rezipierten Arzt, zur Verhütung aller Mißbräuche, die Rezepte unterzeichnen lassen müssen. Herr Boaster behandelt alle Armen ohne Nutzen. Auch verfertigt derselbe verschiedene Arten künstlicher Augen, als: schmachtende für verliebte Mädchen, thränende für junge Witwen, wachsame für Polizeibeamte, kurzsichtige Augen für Kuhschnappler Schutzjuden, womit dieselben, wo sie auch wohnen mögen, nie in eine christliche Bürgerstraße sehen können, und andere mehr.

Herr Boaster wohnt in der Henkerstraße Nr. 8.

LVIII.

Französischer Kunstfleiß.

Unter den Erzeugnissen der französischen Industrie, die gegenwärtig in Paris öffentlich ausgestellt sind, sieht man folgende merkwürdige Stücke:

1. Eine sympathetische Druckerschwärze, die nach einem Jahre wieder verschwindet. Gut zu gebrauchen zum Drucke der

Konstitutionen, Proklamationen, Aufforderungen zu Befreiungskriegen u. dgl.

2. Eine Censursäure, die, wenn man die Zeitungen damit bestreicht, alles Staatsgefährliche aussätzt.

3. Akustischer Apparat, wodurch man hören kann, was in allen Häusern gesprochen wird. Der Erfinder ist Herr Mouchard in Lyon.

4. Revolutionsgewitterableiter, die den Blitz in eine große Sandbüchse abführen.

5. Eine Spieluhr, welche zu jeder beliebigen Stunde, auf welche man den Zeiger stellt, die Wachenden einschläfert.

6. Ein Taschenapparat für Freunde des Selbstmordes, der Werkzeuge zu allen möglichen Todesarten enthält — Messer zum Halsabschneiden — Pistolen zum Erschießen — wässerige Schriften zum Ersäufen — deutsche Protokolle zum Sterben durch Langeweile — ein Pulver, dessen Genuß augenblicklich zum Diebe macht, für Liebhaber des Galgens — Automat einer Xantippe, zum Totärgern — ein desgleichen, das seinem Eigentümer auf öffentlicher Straße Schimpfreden nachruft, und ihn darauf im Duelle ersticht — ein künstlicher Acciseeinnehmer, zum Hungertode — Verschwörungsgeschichten (gedruckte), zum Ersticken vor Lachen — eine sinnreiche Chaussee zum Halsbrechen — ein Schächtelchen voll Verleumdungspillen zum Vergiften — ein ungeschickter Arzt aus Stahl und ein dergleichen Chirurgus, zu vermischten Todesarten. — Ernennungen zu Gesandtschaftsposten, um an diplomatischen Indigestionen zu sterben. — Eine Büchse voll Wahrheiten. Sobald man sie öffnet, fällt man in Ungnade, und stirbt aus Verdruß. — Ein Blatt des Londoner Kuriers, mit der Lüge, Bonaparte sei entwischt, zum Selbsterschrecken. — Falsche Briefe aus dem Haag, mit der Nachricht vom Gewinste des großen Loses, zum Sterben vor Freude. — Eine Marionettentruppe, die Schillers Don Carlos aufführt, zum Sterben vor Ungeduld. — Das französische Preßfreiheitsgesetz, zum Sterben vor Neid. — Ein Regiment hölzerner preußischer Douaniers, zum Bewirken einer tödlichen Auszehrung. — Ein Luftballon durch Versprechungen aufgeblasen, der in einer gewissen Höhe platzt, und mit dem Aeronauten herabfällt.

7. Hölzerne Feudalstiefelknechte für hohe Herrschaften, die den Fuß, der hart darauf tritt, sanft bedienen.

8. Soldatenröcke neuer Art, die so knapp gemacht sind, daß

die Soldaten, die darin stecken, sich auf Kugeln und Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerschrocken der Gefahr entgegengehen.

9. Puder für unruhige Köpfe, um sie weise, weiß und ihnen was weiß zu machen.

10. Modell eines langsam fahrenden diplomatischen Wagens, zur Herbeiführung der Instruktionen, sehr bequem eingerichtet.

11. Der kleine Orthograph, für Frauenzimmer; eine mechanische Figur, die auf den Schreibtisch gestellt, jedesmal die Hand aufhebt, wenn ein Wort unorthographisch geschrieben wird.

12. Eine Luftpumpe zur Ausleerung der Windbeutel. Das Otto Guerikische Experiment zeigt die Wirksamkeit dieser Maschine aufs schönste. Der Künstler ließ am Kopfe und den Füßen eines englischen Augenarztes zwölf Pferde spannen und diese nach entgegengesetzter Richtung ziehen, ohne daß sie vermochten, den leeren Windbeutel auseinander zu reißen.

13. Wasserdichte Filzhüte, die Wasser weder ein- noch auslassen.

14. Elektrisiermaschine für freiwillige Landstürmer. Sind aus Papier-mâché verfertigt und darum nur einmal zu gebrauchen.

15. Eau de Congrès. Ein Waschwasser und augenstärkendes Mittel. Das Kistchen mit 39 Gläsern kostet vier Gulden.

LIX.

Taschenbücher.

Manna in der Wüste! Der Gott Israels verläßt seine Kinder nicht. Warum weint ihr um die Fleischtöpfe Ägyptens? Waren sie mit ägyptischer Finsternis nicht zu teuer erkauft? Die Nacht liegt hinter euch, und auch das rote Meer, mit seinen stillen gleißnerischen Blutwellen. Mut! Unsere Kameraden in Frankfurt haben wir schon septembrisieren sehen, und auch wir entgehen dem Schicksale nicht. Es thut nicht weh, ein leichter Sprung, und aus dem rauhen, dornigen Pfade der Staatsnarrheit stehen wir in den romantischen Blumengefilden der Almanache. Welche heitere Lüfte! Wie sie säuseln! Welche Blume duftet mir am süßesten zu? Ich breche sie zuerst. Die garstige Zeitungsraupe hat sich eingepuppt, und ein tändelnder schönfarbiger Schmetterling gaukelt hervor und wiegt sich

und koset und schlürst Nektar ein. Schon kann ich mich nicht fassen vor Wonne und Liebe. Ach! . . .

Komm her, Erinnerung, kleines goldgelocktes Mädchen, ich will dich auf meinen Knieen schaukeln. Ja weit, recht weit reisen wir. Wann geschah es, Luise, daß auf deinen erglühenden Wangen die Morgenröte meines Glückes aufflammte, und der volle Frühling mir plötzlich aus dem dunkelen Boden hervorsprang, früher erreicht als ersehnt? Es war in einer feierlichen Sommernacht, da der Himmel seinen goldgestickten Königsmantel trug. „Dort oben wohnt Gott" — „Bist du ihm gut?" — „„Ach der ist ja gar zu fern von mir!"" . . . Jetzt stopfst du Strümpfe, zahlst keifend eine Küchenrechnung aus, und reichst mit Blicken ohne Zärtlichkeit dem fünften Säugling deine Brust. Und ich sitze hier mit ausgeleerter Brust und trockenen Augen, oder sie thränten aus Zorn und ohnmächtiger Wut. Meine Empfindung ist matt und farblos, im Treibhause der Phantasie kärglich auferzogen. Sehen wir uns wieder, so erkennen wir uns nicht; erkennen wir uns, so freuen wir uns nicht. Unsere Liebe liegt begraben, und tiefer noch, als sie, unsere Trauer über die verlorene . . . Steig ab, Kleine, ich bin schon müde.

Ihr seht es, Leser, ich bin zu schwach und zu weich und müßte vergehen unter Wonnen und Leiden, und Sehnen und Thränen, wollte ich alle die rührenden Almanache lesen, welche, wie ich hoffe, die Herren Verleger mir zum Kosten zuschicken werden. (Bis jetzt habe ich erst das geſellige Vergnügen von Herrn Gleditsch in Leipzig und von den Herren Gebrüdern Wilmans in Frankfurt Liebe und Freundſchaft erhalten.) Darum habe ich eine Werkstätte errichtet, in der ich von jungen Leuten und Mädchen alle erscheinenden Taschenbücher lesen und beurteilen lasse. Ich verteile die Wolle unter sie, und sie bringen mir das Gewebe zurück. Auf diese Weise erspare ich mir die Rührung und bleibe bei Kräften. Eine meiner Fabrikarbeiterinnen, Namens Guſte, aus dem Fuldischen gebürtig, hat in nachfolgendem Briefe das Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet, herausgegeben von Schütze, recensiert. Das Mädchen ist noch jung und bittet um Nachsicht.

„Meister und Brotherr!

„Ich verstehe zwar nur die Hälfte des Titels, aber mein Bruder sagt, das sei genug, um ein Buch beurteilen zu können. Schon der Name ist schön, und darum möcht' ich vor allen übrigen dieses

Taschenbuch, was auch darin stehen möge, als Geschenk geben oder empfangen. Nun habe ich aber vieles darin gelesen, das mich durch Lust oder Trauer angezogen und festgehalten hat. Ludchens Heimkehr, von Schütze, erklärt angenehm die zwölf allerliebsten Zeichnungen, und die weißen Blätter dazwischen können mit den denkwürdigen Tagen der Bälle und Konzerte, der Schlittenpartien und Sommerfahrten zweckmäßig ausgefüllt werden, so daß, wenn das Jahr verflossen ist, man einen schönen Frauenkalender hat. Doch lieber noch hätte ich zwölf Liebhaber, die mir ebenso viele zärtliche Gedichte darunter schrieben, die nirgends noch gedruckt worden. — Nach diesem kommt das Fräulein von Scuderi, eine Erzählung von Hoffmann, dem Verfasser der Phantasiestücke. Dieser Mann machte mir ebenso große Freude, als Furcht. Ich war erstaunt, am Ende der Erzählung zu finden, daß dieses Ende so nahe war, und bewunderte die Kunst, mit welcher ein kleiner Park, bald durch sich verschlingende Wege, bald durch bedeckende Gesträuche, zu großen und immer abwechselnden Lustgängen eingerichtet worden. — Hans Leu, von Langbein, ist ein ganz tüchtiger Mann; ich möchte so einen wohl lebendig, nicht haben, aber sehen. Eines schönen Mädchens Lächeln hat den Riesen besiegt. Ach, das waren noch herrliche Zeiten; jetzt werden wir Armsten ja kaum mit Zwergen fertig. — Das Nachtabenteuer, von Graf von Löben, habe ich zweimal gelesen, nicht bloß weil die Geschichte etwas verwickelt ist, sondern auch, weil sie mir gut gefiel. — Dem Herrn Nänny bin ich sehr freundlich, weil er einen harten Menschen, der eine Rose mit Füßen getreten, wie er es verdiente, ausschalt. Aber so fluchen, wie er gethan, hätte er doch nicht sollen; die Strafe ist viel zu grausam. Ihre Dienerin, Meister."

LX.

Der Herausgeber an seine Leser.

(9. Oktober 1819.)

Von heute an erscheinen die Zeitschwingen unter Censur. Wo die Freiheit allen verloren ging, da gewährt die Gleichheit Trost. Das haben wir schon unter Napoleon erfahren. Laßt uns die Weisheit der Vorsehung bewundern! Um unsere herumirrenden, sich oft feindlich begegnenden Wünsche zur Ruhe und Eintracht zu bringen, gab sie uns gemeinschaftliche Trauer.

Meine Leser dürfen es mir glauben — einer Stimme, die oft genug gezeigt hat, daß sie soweit von Schmeichelei als von Furcht abstehe — wenn ich sie versichere, daß die, von der großherzoglich hessischen Regierung, wegen der Censur der Zeitschwingen erlassene Weisung in den Ausdrücken der möglichsten Schonung abgefaßt ist.

Die Worte, womit Schillers Braut von Messina beginnt, könnten ihr zur Überschrift dienen. Das Urteil über inländische Angelegenheiten ist mir frei gegeben. In der Wahl zwischen Verurteilung und Beurteilung werden gewiß mehrere deutsche Staaten die letztere vorziehen.

Lebt wohl, Leser, auf Wiedersehen!

LXI.

Bauholz zu einem Roman.

(1820.)

Der Glückliche hatte sich in seinem Sinne ein schönes geräumiges Wohnhaus eingerichtet und es mit Behagen ausgeschmückt. Gedachte er Enkel darin zu wiegen, und hat ihm der Tod den geliebten Sohn entrissen? Oder wollte er das Weib seiner Seele hineinführen, und ward es ihm treulos vor den Stufen des Altars? Oder sollte es ihm selbst bequem werden, daß er sich seines Besitzes erfreue, und schlug ihn dann Armut nieder? Wie es auch sei — die Axt des Zimmermanns ruhte. Mannigfaltig ist das Hoffen, getäuschte Hoffnungen sind sich alle gleich. Das Bauholz lodert düster im Kamine, und nicht alles hat der Unglückliche verloren, wenn eine zweite nackte Brust, wenn ein zitterndes Herz sich findet, das in rauhen Tagen die Wärme mit ihm teilt.

Sende mir die wildesten Stürme des Himmels, sende mir alle Qualen der Hölle, ich dulde sie aus, nur laß mich nicht einsam sein. Stelle den Mordbegierigsten gegen die unbewehrte Brust; er sieht doch das Herz, indem er es zerfleischt. Ungekannt leben — atmen im Grabe, das ist dein Bild. Wie viele Unglückliche werden wie Schiffbrüchige in diese Welt geworfen, und finden rings umher eine menschenleere Wüste. Vergebens stecken sie am Strande ihre Zeichen auf, den Notruf, mit ihrem Blute geschrieben — kein Schiff geht vorüber. Monde, Jahre verfließen. Spät entdeckt das ausgetrocknete,

starre Auge ein Segel am Rande des Himmels. Aber es ist zu fern. Sie hören sein Geschrei, sie sehen seine Zeichen nicht, und streichen vorüber. Nur der Tod erlöst den Einsamen. Nach vielen Jahren wirft der Sturm einen anderen auf die unbewohnte Insel; dieser findet die Leiche seines Vorgängers, und liest die Erzählung seiner Leiden, um zu verzweifeln wie er.

Wozu nur die Sprache nütze! Sie versagt uns ihren Dienst, wenn wir sie am nötigsten gebrauchen. Forderte ich Brot, wenn mich hungerte, Wasser, wenn ich durstete, wohl auch eine Salbe, wenn mich der Finger schmerzte; das reichte man mir. Aber wenn mein Herz in Seligkeit überquoll, und ich ein empfängliches Herz aufsuchte, meinen Überfluß zu fassen, wenn der Schmerz mein Innerstes zerriß, und ich ein Ohr suchte zum Wiederklange meiner Leiden, da verstand mich keiner, und sie gingen ungerührter an mir vorüber, als an einem Baume, durch dessen Zweige die Winde seufzen.

Einsam steht der Mensch auf den Bergeshöhen des Geistes, einsamer sitzt er in den Tiefen des Herzens. Fandest du dich nicht auch manchmal einem rohen Zechgesellen gegenüber, und spieltest mit ihm das lächerlichst-traurigste Possenspiel? Ihr tranket euch zu aus dem Becher der niedrigsten Lust; ihr spottetet des Heiligsten; ihr tratet das Unschuldigste mit Füßen; ihr suchtet in den gemeinsten spießbürgerlichsten Redensarten einer den anderen zu besiegen, und taumeltet spät in der Nacht lärmend durch die Gassen und wecktet die Schläfer. Und doch hattet ihr euch beide getäuscht! Euch schlug ein weiches, edles Herz in der Brust, euch erhellte ein aufflammender Geist, und ihr kanntet, ihr trautet euch nur nicht, und jeder vermummte seine gute Natur. Verstandet ihr euch, so hättet ihr euch ans Herz gedrückt und hättet in einer seligen Umarmung eure Wonnen und eure Leiden vermählt. Heuchler nennt ihr die Menschen? So sehr verbergen sie nie ihre Laster, als sie ihre Tugend verbergen.

Die närrischen guten Menschen! sie verwunden oft mit zitternder Hand, nur um ihre Härte darzuthun; sie verschließen aus Furcht vor räuberischen Überfällen dem darbenden Bettler ihre Thüre. Die edelsten Eingeweide, Kopf und Herz, hat die Natur mit Knochen umgeben, nur den Bauch nicht, und so ist der Mensch nie blöde, seine rohesten Lüste zu zeigen; aber was er Schönes begehrt, verschweigt er, er verschließt seine Leiden, und duldet lieber den Schmerz, als den Trost. Da fuhr ich neulich im Postschiffe am Rhein hinab. Was nur im deutschen Reiche an Krämern, Juden und schlechten

Dirnen Gemeines herumwandert, fand sich da zusammen. Einer der Reisegefährten war mir mehr als alle anderen in tiefer Seele zuwider. Der Kerl war jung und Feldmesser. Er trug weiße, blau gestreifte leinene Beinkleider, Gamaschen von gelbem Nankin, und seine schwarzseidene Weste hatte unausstehlich farbige Blumen. An seiner Tabakspfeife hingen große gelbe und rote Troddeln. Er drang der ganzen Gesellschaft die mit sich führende Wurst auf, schnapste mit jedem Postillon, konnte seine langen Beine nie zu erwünschter Gemächlichkeit bringen, ließ kein vorübergehendes Bauernweib ungeneckt, und erschöpfte alle Saufgelage an schlechten Redensarten. Nach dem Essen schlief der Kerl und schnarchte im Sonnenscheine. Ein Buch fiel aus seiner Seitentasche, das ich in die Hand nahm. Es war Jean Pauls Titan, und tausend Anstriche und Punkte, und alle Ränder vollgeschrieben. Keine Ader hatte dieser Herzensgliederer beschrieben, die der Feldmesser nicht nachgezeichnet, keine Nerve aufgedeckt, die er nicht durchempfunden, kein Leid erzählt, dessen Schilderung er nicht als treu bekräftigt. Manchen Pinselstrich des Malers hatten die Thränen des anbetend Niedergefallenen ausgelöscht, und oft war der Schleier, mit dem der Dichter große Schmerzen umhing, von einer festen, selbstmörderischen Hand weggezogen. In dem frechen Gesellen war eine schöne Seele. Als er aufwachte und das Buch in meiner Hand sah, ward er rot und zornig und rief: „Dummes Zeug, ich gebrauch's zu Fidibus," und riß wirklich ein Blatt heraus, um seine Pfeife damit anzuzünden. Und so ist der Mensch!

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja, den Harfner fassen sie deutlich; denn erst, wenn man wahnsinnig geworden ist und sich den Bart wachsen läßt, kommen sie herbei, und sperren uns ins Tollhaus, nicht den Unglücklichen zu heilen, nein, zu ihrer eigenen Sicherheit. Mit welchem Fleiße haben sie nicht den menschlichen Körper durchsucht und jede Ader, jede Nerve, jede Muskel abgesondert. Wie sorgfältig haben sie die Entwickelungen der verschiedenen Altersstufen, alle Verrichtungen der einzelnen Teile beobachtet. Wie viele Krankheiten haben sie gefunden, von den Wehen der Mutter, vom Zahnen des Kindes an bis zur Hinfälligkeit des Greises, und für jede hundert Mittel. Wie zahlreich sind die Ärzte,

wie reich die Apotheken! Hat man aber nur einen einzigen Heilkünstler für eine kranke Seele, und einen Saft, ihre Leiden zu stillen? Sind die Nerven erschlafft oder überreizt, was wird nicht alles geraten und gegeben, sie zu stärken oder zu besänftigen! Aber wenn die Saiten des Herzens nachlassen oder überspannt sind, wer bekümmert sich darum? Man hat keine Linderung, ja keinen Blick dafür, und erst wenn die Saiten zerrissen sind, erkennen sie den Jammer, um ihn zu verspotten, und sagen: das sei die Folge thörichter Überspannung. Jahrhunderte hat es gedauert, bis man so weise geworden, den unglücklichen Selbstmörder nicht vom Schinder wegführen und ihn wie einen Hund am Kreuzwege einscharren zu lassen. Und doch, wie viel besser waren jene Zeiten, da noch Liebe und Glaube alles verklärte und sogar den Leib vergeistigte! Wurde damals ein Kranker von Muskelkrämpfen hin- und hergeworfen, da meinte man, er wäre vom Teufel besessen, und die Priester sprachen dem Herzen zu. Jetzt hat man die Seele verknöchert, und wenn sie hundert Teufel ängstigen, kommen die Ärzte und sagen, das käme von Würmern im Leibe.

Die Menschen sind einsam mit ihrer Seele, nur mit dem Leibe hängen sie zusammen. Nur noch beim Schmausen findet man Liebe und Verständnis, aber wenn das Herz genießt oder entbehrt, da findet man keinen Tischgenossen, und keinen Wirt, der den Hungrigen stille. O irrende Liebe, falsches Mitleid! Was liegt daran, daß man eine kurze Zeit am Fieber darnieder liege, um stärker und gesünder aufzustehen, oder im bewußtlosen Taumel dahin zu sterben? Und doch, wie sind dann die Freunde betrübt! Aber ein verwundetes Herz, das nie vernarbt und nie verblutet und uns durch das ganze Leben schmerzt, findet keine Sorgfalt.

Einsamkeit des Herzens, wie bist du so fürchterlich in Lust und Trauer!

Will ich mir eine Lust machen, dann lese ich ihre Erziehungsbücher; bin ich zu Trauerspielen geneigt, dann sehe ich mir ihre wohlerzogenen Menschen an. Es wäre zum Tollwerden, wäre man nicht schon früher toll. Wahrlich auch mit den leisesten Wehen der Mutter ist das Leben eines Kindes schon viel zu teuer bezahlt. Die Mikropolitik jedes geisteigenen Bürgers — und das sind wir alle — ist ganz nach morgenländischer Despotie geformt. Da sitzt irgend eine erblich herrschende Idee, ein Schneider, ein Schuhmacher, ein

Gelehrter, ein Kaufmann, als Sultan auf dem Throne und verfährt mit allen übrigen Sinnen, Gedanken und Empfindungen der menschlichen Natur, wie mit toter Masse, die keinen Willen habe, noch selbstthätige Kraft. Erhebt sich irgend eine Lust, gleich wird sie von den Janitscharensäbeln der Gesetze niedergehauen. Will man einen vornehmen Trieb mit Achtung töten, schickt man ihm die seidene Schnur der Moral, daß er sich selbst erwürge. Wie viele Kräfte im Menschen gehen ungebraucht zu Grunde! Nein — gingen sie zu Grunde, das wäre noch Heil; aber jede unbenützte Kraft versauert, und verdirbt alles Blut des Lebens, wie schlecht verwahrter Wein zu Essig wird. Alle unsere Laster sind umgeschlagene Tugenden. Wie viele sind der Freuden unserer Tage? Glücklich sind die, welchen die Wiege gleich zum Sarge wird; weiter als zum Schoppen Wein täglich bringen es wenige.

Die Kräfte des Menschen müssen demokratisch gebildet werden, so daß abwechselnd jede zur Sprache, zum Handeln und Genießen kommt. Aber auch die glücklichsten Völker haben nur Stände: Kopf, Herz, Magen, und die tausend mannigfaltigen Farbenspiele, die dazwischen liegen, werden nicht gehört und beachtet. Ich weiß recht gut, woher der Jammer kommt. Es ist die uralte Gaunerei des Law, und unsere Altmutter Schlange, die gefräßige Habsucht. Sie legen ihr bares Geld auf eine gemalte Bank, und es fällt zu Boden und rollt ins Weite. Mississippihoffnungen! Wo strömt der Mississippi? Wo liegt das gelobte Louisiana? Wenige wissen es, und diese lachen, und teilen mit dem Beutelschneider.

Liebe ist süßes Mondlicht, dem Wanderer in der Nacht ein treuer willkommener Führer; aber die Glücklicheren verschlafen das Dunkel.

Der eine Mensch ist Stahl, der andere Stein, der dritte Zunder, träfen sie aufeinander, dann entzündete sich ein schönes Licht, ihnen und den anderen zur Freude. Aber es geschieht nicht. Die Eigenliebe der Menschen schlägt sich selbst die tiefsten Wunden. Jeder sucht nur den Gleichgearteten, und so begegnen sich nur immer Stein und Stein, Stahl und Stahl, und kein Funke entspringt.

Die ältesten griechischen Künstler bildeten die Gerechtigkeit ohne Kopf ab. Es war ein Deutscher, der zuerst diese Bemerkung machte — Winckelmann.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Zweiter Band:

Schilderungen aus Paris. — Aus meinem Tagebuche.
Dramaturgische Blätter.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

		Seite
I.	Französische Sprache	7
II.	Lebensessenz	16
III.	Geldschwindsucht	17
IV.	Das Gastmahl der Spieler	20
V.	Stern und Steuermann	26
VI.	Die Läden	26
VII.	Der Grève-Platz	30
VIII.	Talma	34
IX.	Le roi de Aulnes (Elégie)	35
X.	Die Lesekabinette	40
XI.	Das englische Speisehaus	43
XII.	Der Garten der Tuilerien	45
XIII.	Polichinel Vampire	53
XIV.	Versailles	55
XV.	Die Estaminets	57
XVI.	Das Ludwigsfest	61
XVII.	Gloire	63
XVIII.	Gefrorenes	68
XIX.	Die Schwefelbäder bei Montmorency	69
XX.	Die Vendomesäule	79
XXI.	Gretrys Herz	82
XXII.	Die Anschlagzettel	86
XXIII.	Die Septennalité	91
XXIV.	Aristokratismus des Geistes	95
XXV.	Die englische Schauspielergesellschaft	98
XXVI.	Die Industrieausstellung im Louvre	103

Aus meinem Tagebuche 149

Dramaturgische Blätter.

	Vorrede	215
I.	Die Leibeigenen. Trauerspiel von Raupach	226
II.	Der Lorbeerkranz. Schauspiel von Ziegler	231
III.	Saul. Tragédie par A. Soumet	235
IV.	Die Ahnfrau. Trauerspiel von Grillparzer	238
V.	Die Spieler. Schauspiel von Iffland	242
VI.	Die Vestalin. Oper von Spontini	243
VII.	Elise von Valberg. Schauspiel von Iffland	244
VIII.	Der Bergsturz. Oper von Weigl	246
IX.	Der Schutzgeist. Dramatische Legende von Kotzebue	247
X.	Don Carlos. Trauerspiel von Schiller	247
XI.	Saul. Melodrama, Musik von Seyfried	250
XII.	Die Feinde. Trauerspiel von E. v. Houwald	251

		Seite
XIII.	Die Hussiten vor Naumburg. Schauspiel von Kotzebue	257
XIV.	Die gefährliche Nachbarschaft. Lustspiel von Kotzebue	258
XV.	Der Leuchtturm. Drama von E. v. Houwald	259
XVI.	Die beiden Gutsherren. Lustspiel von Jul. v. Voß	270
XVII.	Der verbannte Amor. Lustspiel von Kotzebue	276
XVIII.	Die Entdeckung. Lustspiel von A. von Steigentesch	277
XIX.	Der Jude. Schauspiel von Cumberland	278
XX.	Die Schweizerfamilie. Oper von Weigl	280
XXI.	Correggio. Von Oehlenschläger	281
XXII.	Agnes van der Lille. Schauspiel von Frau v. Weißenthurn	283
XXIII.	Pierre de Portugal. Tragédie par Lucien Arnault	286
XXIV.	Die Soldaten. Schauspiel von Arresto	290
XXV.	Das Käthchen von Heilbronn. Von Heinrich v. Kleist	291
XXVI.	Verlegenheit und List. Lustspiel von Kotzebue	294
XXVII.	Die Entführung. Lustspiel	295
XXVIII.	Thomas Aniello. Trauerspiel von August Fresenius	297
XXIX.	Cardenio und Celinde. Trauerspiel von Karl Immermann	300
XXX.	Die eifersüchtige Frau. Lustspiel von Kotzebue	306
XXXI.	Marianne. Trauerspiel von Gotter	307
XXXII.	Beschämte Eifersucht. Lustspiel von Frau v. Weißenthurn	308
XXXIII.	Die Entführung aus dem Serail. Oper von Mozart	311
XXXIV.	L'école des Vieillards. Comédie par Casimir Delavigne	312
XXXV.	Johann, Herzog von Finnland. Schauspiel von Frau v. Weißenthurn	315
XXXVI.	Der Wollmarkt. Lustspiel von Clauren	316
XXXVII.	Das Trauerspiel in Tirol. Dramatisches Gedicht von Immermann	322
XXXVIII.	Die Familie Anglade. Schauspiel von Freiherrn v. Thumb	340
XXXIX.	Emilia Galotti, von Lessing	341
XL.	Das Taschenbuch. Drama von Kotzebue	346
XLI.	Der Tagsbefehl. Drama von Töpfer	347
XLII.	Die deutsche Hausfrau. Schauspiel von Kotzebue	350
XLIII.	Das Kind der Liebe. Schauspiel von Kotzebue	351
XLIV.	Lilla. Oper von Martin	353
XLV.	Der Vorposten. Schauspiel von Clauren	354
XLVI.	Die Großmut des Scipio. Heroische Oper von Romberg	355
XLVII.	Nachtigall und Rabe. Ein Schäferspiel, Musik von Weigl	355
XLVIII.	Die Heimkehr. Trauerspiel von Houwald	357
XLIX.	Das Nachtlager in Granada. Schauspiel von Kind	362
L.	Graf von Essex. Trauerspiel nach Banks	363
LI.	Der Findling. Lustspiel von Contessa	364
LII.	Über den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama	365
LIII.	Der Hausdoktor. Lustspiel von Ziegler	370
LIV.	Le Corrupteur. Comédie par Lemercier	372
LV.	Maria Stuart. Trauerspiel von Schiller	375
LVI.	Unser Verkehr. Posse	379
LVII.	Tankred. Große heroische Oper von Rossini	383
LVIII.	Der Sammetrock. Lustspiel von Kotzebue	384
LIX.	Sappho. Trauerspiel von Grillparzer	385
LX.	Henriette Sontag in Frankfurt	392
LXI.	Der Taubstumme, oder der Abbé de l'Epée	401
LXII.	Die Waise und der Mörder. Drama von Castelli. Musik von v. Seyfried	401
LXIII.	Das Bild. Trauerspiel von Freiherrn von Houwald	403
LXIV.	Nachtrag zu vorstehender Kritik	418
LXV.	Abällino, der große Bandit. Trauerspiel von Tschokke	428
LXVI.	Die Braut. Lustspiel von Körner	429
LXVII.	Hamlet, von Shakespeare	429

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

I.

Französische Sprache.

Wir gemeinen deutschen Bürgersleute, die wir in unserer Jugend keine französischen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit schwer geht und sehr langsam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutscher Welt- oder Geschäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über sein altes bon jour sprechen, doch das ist alles. Hat aber ein Deutscher das Unglück, von der gelehrten Klasse zu sein, und die Eitelkeit, sich als Mann von Verstand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch schlimmer. Diese Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzosen haben vor einem deutschen Gelehrten einen ungeheuern Respekt, einen größern, als sie vor einer Encyklopädie in hundert Foliobänden haben, denn sie schätzen ihn zweihundert Bände stark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künstlerischen Darstellung, zum Gespräche, dann lachen sie ihn aus, und wenn sie dem Gelehrten nicht sagen: Du bist ein Vieh! so unterlassen sie es bloß aus Artigkeit, aber sie denken es gewiß. Nun wird der deutsche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß etwas in ihm steckt. Aber was kann er in geselligen Zweikämpfen gegen Franzosen gewinnen? Der Witz der Franzosen ist ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutschen ist ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende besiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte noch hitziger, er mustert seine schönsten Gedanken und rüstet sich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das beste, was er weiß und fühlt, sich im Französischen gar nicht sagen läßt, und er senkt ganz demütig seine Flügel. Vergebens bereitet er sich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der französischen Akademie: er findet keinen Ausdruck für seine innere Regung. Seit 1819 steht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir etwas einbilde — wie nun jeder Mensch seine Schwachheiten

hat. Es ist der: „X. ist der Leithammel der deutschen Aristokratie . . . . .“ Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das französisch? Anfänglich wollte ich in meiner Unschuld Leithammel durch mouton Directeur übersetzen, und ich hätte vielleicht wohlgethan, dieser ersten Eingebung zu folgen. Aber um vorsichtig zu verfahren, suchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porteclochette. Es sieht wohl jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich gesagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porteclochette de l'aristocratie. . . . Und darüber soll einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutschland darf ich ihn in den ersten hunderttausend Jahren nicht sagen, und soll er nicht ungenossen verderben, muß ich ihn fideikommissarisch auf meine späteste Nachkommenschaft zu bringen suchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris gewesen, kam eine wahre Leidenschaft über mich, das Theater und die Litteratur der Franzosen in ihren eigenen Blättern zu kritisieren; aber gleich nach dem ersten Versuche verging mir alle Lust zu solchem Unternehmen. Einst las ich in einem Blatte einen Artikel, überschrieben: Bulletin musical, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter anderem von Webers Freischütz die Rede. Der alte Musiknarr fing damit an, sich zu entschuldigen, daß er sich etwas Weniges „de cette pauvre Allemagne“ beschäftigen werde. Deutschland in Beziehung auf Musik arm zu nennen, fand ich nur unverschämt, weil es kein gröberes Wort giebt, als unverschämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutschen Schwestern kommen lassen; denn eine Frau soll keinen Lärm machen, nicht einmal einen musikalischen. Endlich erzählt er, der Freischütz habe bei den froids Allemands den lebhaftesten Enthusiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich einiges bemerken zu müssen. Ich nahm mir also vor, einen Artikel dagegen zu schreiben. Ich versah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laborieren an. Da ich mich gleich französisch zu denken bemühte, so verdroß das einige patriotische Gedanken, sie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck nicht zu verfehlen, nicht weglassen konnte, fand ich keine ganz entsprechenden französischen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erschreckliche Not. Endlich brachte ich mit saurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zustande: „Permettez-

moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin musical d'aujourd'hui..... Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grâce à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane paraît le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis..... Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas et nul Français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier Allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphael et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites geographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtemps des opéras conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le premier, qui réponde au tiers-état musical." Unterzeichnet: Un pauvre Allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbesſere. Mein Freund iſt zwar ein Franzoſe, war aber lange in Deutſchland geweſen und verſteht die deutſche Sprache vollkommen. Bei dieſem fand ich deſſen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen dritten, mir Unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzoſen aus dem wohlhabenden Stande, an litterariſcher Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgeleſen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herren ihren Arger darüber, daß ſich ein Ausländer herausnehmen wolle, ſich über Franzoſen luſtig zu machen, ſehr deutlich anſah. Jetzt fing mein Freund zu verbeſſern an. Zuerſt die grammatikaliſchen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieſer, bald von jener Phraſe, ſie ſei nicht im Geiſte der franzöſiſchen Sprache. Ich erwiderte: das wolle ich leicht glauben und er ſolle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut Franzöſiſch aus-

drücken. Mein Freund drückte, sein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber sie drückten nichts aus, noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab und ließ sie sich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: Das und jenes könne man im Französischen gar nicht sagen. Nun bitte ich euch, was ist das für eine Sprache, in der man gewisse Dinge gar nicht sagen kann? Im Deutschen kann man alles sagen. Kurz, die drei koalisierten Franzosen richteten mir meinen Artikel dergestalt zu, daß weder vom Ausdrucke, noch vom Sinne das mindeste übrig blieb, und sie verbesserten mich, und dann sich selbst untereinander so sehr, daß ich die korrigierte Handschrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß sie mir bemerkt: „une petite erreur statistique", wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht sagen. Ich fragte (weil ich selbst darüber im Zweifel war), ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in diesem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte sei, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Substantiv verbinden könne? Sie erwiderten: in dieser Verbindung sei es nicht gebräuchlich. Ich sagte: es soll aber auch nicht gebräuchlich sein, ein Schriftsteller dürfe nichts Gebrauchtes, sondern müsse immer Frisches schreiben; ich bat, ich flehte — alles vergebens. Sie sagten: es wäre gegen ihr Gewissen, und sie könnten mir die erreur statistique nicht nachsehen. Nun zeigt sich aber aus diesem Beispiel ganz deutlich, daß solche Ängstlichkeiten der französischen Sprache in einer gewissen Beschränktheit des französischen Geistes ihren Grund haben. Ein Deutscher, welcher liest: „ein kleiner statistischer Irrtum", faßt schon instinktmäßig auf, wie der Schriftsteller zu diesem Ausdruck gekommen. Er hat gelesen, daß der alte Musikmarr la pauvre Allemagne gesagt; also hat er die deutsche Nation für arm erklärt; also ist dieses ein Gegenstand der Nationalökonomie; also kann man von einem statistischen Irrtum reden. Es scheint aber, der Franzose kann solche Geistessprünge nicht machen, oder, was wahrscheinlicher ist, er hält sie für unanständig. Eine Sprache ist aber nur dann reich zu nennen, wenn sie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüssen hat, die man nicht erst nachzudenken braucht, und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüssen gelangt.

Es ist leicht zu erklären, wie die französische Sprache die allgemeine Umgangssprache der höheren Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil sie für den Mittelstand des Geistes gerade ausreicht, und es der Mittelstand des Geistes ist, durch welchen die höheren Stände aller europäischen Völker verwandt sind. Der französische Sprachschatz besteht ganz in Silbermünze; sie hat kein Kupfer wie die deutsche, und ein schlechter französischer Schriftsteller schreibt nie so schlecht, als ein schlechter deutscher schreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutschen Sprache. Daß aber die Vorzüge der letzteren vor der ersteren im größeren Reichtum des deutschen Geistes ihren Grund haben, ergiebt sich daraus, daß die wenigen französischen Schriftsteller, die deutschen Geist haben, den besten deutschen Schriftstellern gleichkommen. Rousseau, Frau von Staël und Benjamin Constant werden von keinem Deutschen übertroffen; aber sie sind geborene Schweizer, also mehr Deutsche als Franzosen, und die beiden letzteren waren lange in Deutschland und haben aus deutschen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutschen deutschen Geist geschöpft. Die politischen Werke Benjamin Constants zeichnen sich vor denen der anderen französischen Schriftsteller vorteilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutsche Geist in ihm ist, der ihm den höheren Rang verschafft. Es giebt viele liberale politische Schriftsteller in Paris, die mit Geist, mit Kraft sogar, mit Witz gewiß, schreiben. Sie treffen haarscharf; aber weil das Instrument, mit dem sie treffen, auch haarscharf ist, fehlen sie, sobald sie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für diese Stunde, für diesen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweites Mal. Benjamin Constant aber, weil er breiter aufschlägt, braucht nicht so haarscharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe sind nicht bloß für die Sache, die er eben verteidigt, sie sind für jeden Rechtsstreit zu gebrauchen, und sein Witz ist eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, so wie er gethan, die französische Sprache beurteilt, so kann man freilich sagen: diesem Urteile ist nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird jeder seine Muttersprache reicher als eine fremde finden, weil er jene besser zu benutzen weiß. Indessen ist der Deutsche in wissenschaftlichen Dingen unparteiisch und wird auch dafür anerkannt, und er darf sich also herausnehmen, die französische Sprache, mit der deutschen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf diese Armut noch eines anderen Zeugnisses, so geben es die

Franzosen selbst, indem sie mit dem, was sie besitzen, so haushälterisch thun. Die schönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftsteller werden nie vergessen, sie erhalten sich Jahrhunderte im Angedenken der sich folgenden Geschlechter, und jeder gebildete Franzose weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele sind. In Corneilles Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei seiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falschen Zusatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande seines Sohnes, und da fragt eine Julie, welche eine „Dame romaine et confidente de Camille" ist, welche Camille „amante de Curiace" ist, welcher Curiace „gentilhomme d'Albe" ist — sie fragt ihn: „Que voulez-vous qu'il fit contre trois? ..... „Qu'il mourût!" antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzosen über dieses qu'il mourût hat sich jetzt schon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieses qu'il mourût schön, wenn es einsam stünde; aber Corneille hat die Abgeschmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verse zu paraphrasieren und zu verdünnen und auf den Donnerschlag ein langes Kindergetrommel folgen zu lassen. Doch sei es so schön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man sich solche Schönheiten aus Goethes und Schillers Tragödien merken wollte, Shakespeares gar nicht zu gedenken? In einer Fabel streiten sich Mensch und Löwe, wer von ihnen stärker sei. „Schau dort!" sagte der Mensch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl sehe ich," sagte der Löwe; „aber wäre die That kein Wunder, hätte man sie nicht verewigt." ... Ein neuerer Schriftsteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, gesprochen von „des mots étonnés de se trouver ensemble." Dieses ist allerdings gut gesagt. Begegnet aber seitdem auch der originellste Schriftsteller jenem Gedanken auf seinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er sagt auch: „des mots étonnés de se trouver ensemble", und wenn er sich auf den Kopf stellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben sie das unausstehliche Wort: „brillant", das sie so häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was sie loben, ist brillant; eine Gesellschaft, eine Theatervorstellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend sagen sie: „La brillante jeunesse", ob zwar

deren Vorzug und die Bürgschaft, die sie giebt, daß sie besser werden wird als das vorige Geschlecht, gerade darin besteht, daß sie nicht brillante ist, im Sinne des französischen Wortes. Jouy, in einem seiner Werke, wo er empfindsam von seinen Jugendjahren spricht, erzählt von jenen schönen Tagen, wo er noch „brillant de santé et de jeunesse“ war. Die deutsche Sentimentalität seufzt aus einer anderen Tonart. Und eine Sprache, die ihr seidenes Beutelchen so ängstlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es diesem und jenem Franzosen oft selbst gesagt: „Eure Sprache ist eine wilde gegen die deutsche, die ihr barbarisch scheltet; sie kann, wie die Pescherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweisen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch übersetzen, und ihr sollt selbst Richter sein, ob der Übersetzung etwas fehle gegen das Original. Und vermag ich es nicht, so liegt es an der Beschränktheit meines Talents, nicht an der deutschen Sprache, und ein Besserer wird es besser zustande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure ersten Schriftsteller nicht fertig werden sollen.“ Sie nahmen diese Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren sie doch nicht. Freilich machen sie sich seit einigen Jahren in Paris ganz munter an die schwersten Dinge. Sie übersetzen den Schiller, Goethes Faust und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Prosa, versteht sich — doch wie sie damit zustande gekommen, mag der Himmel wissen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer solchen Übersetzung zu lesen. Der Übersetzer von Werners Luther kündete mir einen Besuch an, mich über manches bei seiner Arbeit um Rat zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er nichts. Ich erwiderte ihm: Darüber solle er sich von einem Juwelier Auskunft geben lassen, bei mir käme er zu spät. Es wäre eine schöne Zeit gewesen, da hätte ich die Karfunkelpoesie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber alles rein vergessen. „La poesie de l'escarboucle!“ rief er voller Erstaunen aus. Ich legte geheimnisvoll den Finger an den Mund. Sollte der Übersetzer des Buches etwas über Karfunkelpoesie gesagt haben, so ist es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verraten.

Zum geselligen Umgang dagegen ist die französische Sprache viel geeigneter als die deutsche. Und man halte dieses nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer sittlicher Wert zuerkannt. Die deutsche Sprache, wie schon bemerkt, zahlt in Kupfer

oder in Gold. Das eine verursacht Gepäcke und wird lästig, das andere ist für die kleinen Bedürfnisse der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzosen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsstreitigkeit, die oft die beste Würze der geselligen Unterhaltung ist, muß der Deutsche entweder seinen Gegner schonen, indem er nebenbei schlägt, und dann wird nichts entschieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzose aber hat an jedem spitzigen Worte einen ledernen Wulst, er trägt den Degen in der Scheide und hat gar nicht nötig, seinen Witz zu bezähmen, um seinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vorteile für die Geselligkeit gewährt nicht schon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verkonsumiert, als im ganzen deutschen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienste eines Gendarmes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal Monsieur gesagt, kostet es Mühe, hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit. Die Deutschen sind darin gewandter; sie sagen: Mein Herr, Sie sind ein Flegel! Doch in solchen Fällen wird das: Mein Herr! ironisch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu beschmutzen, sind die Franzosen so sehr artig gegeneinander. Je vornehmer einer ist, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein französischer Minister, selbst wenn er in Amtssachen einem Bürger schreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben.“ Der König selbst, in seinen Ordonnanzen, nennt auch den letzten seiner Unterthanen Herr, selbst wenn er ihn straft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.“ Aber jeder Amtssekretär im kleinsten Städtchen dekretiert: „Hat sich der Johann Christoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsstube einzufinden, um die ihm gnädigst bewilligte Gratifikation, gegen Bescheinigung, in Empfang zu nehmen.“ Der Deutsche ist nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über seine Kourtoisie italienische Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei ins Soll gesetzt, schreibt er schnell eine Grobheit ins Haben. Jeder Regierungskanzlist hält sich für einen Statthalter Gottes auf Erden und ist von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten sich doch die deutschen Autoritäten ihr barsches Wesen abgewöhnen! Möchten sie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Notwendigkeit ist, die man so viel als möglich zu versüßen suchen soll!

Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der schlechten willen beschränkt werden muß! Möchten sie besonders auf ihren Paßbureaus bedenken, daß um eines einzigen Spitzbuben willen, der sich zuweilen unter tausend ehrlichen Reisenden findet, neunhundertneunundneunzig Ehrliche belästigt, aufgehalten und gequält werden müssen; möchten sie sie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, sie sitzen heißen und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben und sie gleichsam um Entschuldigung bitten, daß man ihnen so viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließe in allen Paßbureaus meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein servieren und den Reisenden angenehme Romane und Reisebeschreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an sie kommt. Das hielte ich für meine Schuldigkeit!

Sich die französische Umgangssprache anzueignen, fällt manchem Deutschen schwer: sie wird, wie das Tanzen, am besten in der Jugend erlernt. Auch mit der Aussprache hat man seine Not. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahinbringen können, „des huitres“ verständlich auszusprechen. Franzosen haben mich versichert, sie erkennten den Deutschen, auch wenn er schon Jahre lang in Frankreich gewesen, an der Aussprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterscheiden wisse. Wenn der Deutsche B sagt, hört es der Franzose für ein P. Es ist dies um so schwieriger, da der Deutsche sein eigenes B und P nicht gehörig unterscheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das erste Mal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Registerbuch nachschlagen, das alphabetisch eingerichtet war. Der Kommis suchte und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC gesucht, und sagte: „Ich schreibe mich nicht mit einem P, sondern mit einem B.“ Das war aber tauben Ohren predigen, man verstand meine Distinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achseln und sagte: es wäre nichts für mich angewiesen. Nun war in diesem Falle nicht zu spaßen, das Mißverständnis konnte lebensgefährlich werden. Ich trat also an das Pult, streckte meine ruchlose Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, schlug dann mit der Faust darauf und sagte: „Hier ist mein Platz!“ Prinzipal und Kommis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritisches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieses auch großenteils an meiner unzureichenden Kenntnis der französischen Sprache gelegen — so habe ich das nur darum unterlassen, weil sich das von selbst versteht. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß ein guter deutscher Kritiker, der der französischen Sprache vollkommen mächtig wäre, sich nach Paris begäbe und dort ein kritisches Blatt schriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im ersten Jahre nicht sehen und nicht hören und sich um sein Dasein gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerksamkeit erregen, aber höchst wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres totgeschlagen werden. Doch lasse er sich dadurch nicht abschrecken. Hat er diese zwei Jahre mit Mut und Glück überstanden, wird er ungeheuer wirken und der französischen Litteratur das werden, was Luther der deutschen Kirche war. Die deutsche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

II.

Lebensessenz.

Nicht einem Strome, einem Wasserfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es stürzt mit bedeutendem Geräusch. Die Zeit wird nicht mit tausend Liebkosungen abgeschmeichelt, und der Hunger ist der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angiebt. Wer *lange* leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder und lese im Winter die Protokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz genug hat, die *Breite* des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blüht hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist, Herz und Sinn suchen und finden sich — keine Mauer einer traurigen Psychologie hält sie getrennt. Wenn man in Deutschland das Leben destillieren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Wasser verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft. Es ist ein Register der Weltgeschichte und man braucht bloß die alphabetische Ordnung zu kennen, um alles

aufzufinden. Es ist schwer hier, dumm zu bleiben, denn habe der Geist auch keine eigenen Flügel, er wird von anderen emporgetragen. Doch verzweifle darum keiner, der Beharrlichkeit gelingt alles.

III.

Geldschwindsucht.

Paris ist ein teures Pflaster, und was dieses Übel noch größer macht, alle Landstraßen, die zur Hauptstadt führen, sind vier Stunden im Umkreise auch gepflastert. Die liebe Natur, mit ihren Wiesen und Feldern, ihren säuselnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfesten, Weinlesen und ländlichen Tänzen, ist eine so feine Spitzbübin, als ihre städtische Schwester, die Kunst. Es ist leicht in Paris, nicht bloß sein Brot, sondern auch seinen Kuchen, seinen Wein, seine Austern zu verdienen, und was sonst noch der arme geplagte Mensch an Zubereitungen gebraucht, um einst von den Würmern schmackhaft gefunden zu werden. Aber sein Geld in der Tasche zu behalten, das ist schwer — unmöglich, würde ich sagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzosen ausgestrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttausenden zu schützen, dafür giebt es ein sicheres Mittel — man braucht sie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tausende zusammen? Vergebens schnürt ihr den Beutel mit hundert gordischen Knoten zu, durch zahllose Poren dünstet er unmerklich aus; sein hohes, blühendes Gold verwandelt sich in bleiches Silber; das arme Geschöpf schwindet dahin, es stirbt, wir trauern.

Haben wir in unserer kleinen Heimat die fünf Pforten der Sinnlichkeit verschlossen, dann können wir uns unbesorgt auf die Polster der Tugend niederstrecken; in Paris aber erstürmen die Lüfte unser Herz oder sie schleichen sich verkleidet ein, oder sie suchen sich neue Wege. Man lernt dort wenigstens etwas Psychologie für sein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erst kennen, wenn sich Vögel darauf setzen und sie schütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erst zum Kaufmann gehen und um den Preis des Tuches streiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelstunde um euch herumgezappelt, um das Maß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock

warten läßt, und geht es auf Pfingsten, vier Wochen. Ihr bedenkt diese Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein teures Buch zieht euch an, glücklicherweise ist es nicht gebunden, und der Buchbinder sagt, wenn es planiert werden solle, müßte er trockenes Wetter abwarten und er könne nicht bestimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber sind Kleider und Stiefel fertig und zu bestimmten Preisen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles ist gekocht, gebraten, vorgeschnitten, sogar die Nüsse werden geschält verkauft. Es hilft euch nichts, daß ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird euch alles ins Haus gebracht, bis auf das warme Bad und die Wanne dazu. Jetzt geht ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu besuchen. Den ersten Platz, wo Mietwagen stehen, seid ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet euch müde zu gehen und zu entsagen, ihr setzt euch ein und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt ist der nämliche. Beim Einsteigen ist euch unaufgefordert ein dienstwilliger Mensch behilflich; ihr müßt ihn bezahlen. Beim Aussteigen öffnet euch ein anderer höflicher Mensch den Kutschenschlag, und den müßt ihr wieder bezahlen. Ihr seid in die Nähe der großen Oper gekommen: die Plätze sind teuer, ihr versagt euch dieses Vergnügen, spaziert die Boulevards auf und ab, und stellt philosophische Betrachtungen an, die nichts kosten. Jetzt hält euch einer jener tausend Betriebsamen ein Theaterbillet für die Hälfte des Preises unter die Augen. Den letzten Akt der Oper und das Ballet könnt ihr sehen; ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu sitzen und bedauert, eine neue schöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwischenakte werden Ferngläser zum Verkaufe angeboten; gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für weniger hättet ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein anderer, der Gläser auf den Abend vermietet; dieser Ausgabe entgeht ihr nicht. Jetzt ist das Schauspiel geendigt, ihr geht nach Hause, euer Weg führt am Café de Paris vorüber. Die Erfrischungen sind teuer, aber ihr wollt die Abendzeitung lesen. Ihr seid begierig zu wissen, wie Bertons Urteil ausgefallen; ihr tretet hinein, Mitternacht ist da, und ihr seid glücklich, wenn das eure letzte Ausgabe war und ihr an diesem Tage nichts als Geld verschwendet.

Sparsam zu leben fällt hier Menschen von jeder Gemütsart darum so schwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden

Keine sinnliche Lust findet sich so roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geistigen Lebens sie veredelte, und kein geistiger Genuß ist so rein abgezogen, daß nicht eine Beimischung körperlicher Reize seine Lockungen verstärkte. Der ärgste Lüstling, der sonst nie daran gedacht, seinem Geiste Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Lesens, weil es Blumenwege sind, die ihn zum Ernste führen. Da ist ein Werk tiefsinniger Untersuchungen von Benjamin Constant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie sie eines jeden Gaumen schmeicheln! Da ist ein neues Trauerspiel, worin erst gestern Talma gespielt! Da erscheint ein Gedicht eines sechzehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schwestern während der Pest von Barcelona besingt! Da ein anderes Buch, worin man euch die Geheimnisse der Carbonari verrät, deren es, wie die französische Regierung neulich erklärte, sechzigtausend in Frankreich giebt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutschland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erscheinen und die nicht gelesen zu haben lächerlich ist! .... Auf der anderen Seite werden Menschen besserer Art mit geistiger Lockspeise in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet ihr für weniges Geld euch recht gut satt essen, auch seid ihr genügsam; aber ihr kehrt dennoch bei den teuersten Speisewirten ein, nicht um feinere Leckereien, aber um feine Gesellschaft zu finden. Man ergötzt sich an dem Gemische aller europäischen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die so verdrossen-emsig die Kinnbacken bewegen, als würden sie mit der Peitsche dazu genötigt; hier die verlegenen Deutschen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu sprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erstaunen die Spiegel und das Silbergeschirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinstädter, die zum ersten Male Austern essen!

Es ist angenehm, sich in Paris Menschenkenntnis einzusammeln, aber es ist kostspielig. Doch lasse sich darum keiner von dieser Reise abhalten. Wir Männer sind ja darin so gut bedacht! Wo unser Geld aufhört, beginnt unsere Philosophie, und können wir in keinem Tilbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und sind humoristisch. Aber die Frauen — wer zum Herrschen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht aufs freundlichste lächelt, sollen sie die vaterländischen Freuden von Schwalbach und Kannstadt genießen und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gastmahl der Spieler.

Deutsche Handels- und sonstige Geschäftsleute, die sich weniger aus Büchern als aus Manuskripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrten wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; sie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im stillen und dunkeln munter sind. Ich selbst war lange dieser Meinung und es war mir ein rechter Trost, zu wissen, daß meine Gelehrsamkeit nicht übermäßig groß sei. Ich bin aber von dieser Ansicht zurückgekommen, besonders seitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir Generalgeographen mit Kompaß und Sternkunde leichter selbst die Feldwege der großen Welt, als die Geschäftsleute mit ihrer Specialkarte die Landstraßen darin finden. Ausgerüstet mit Hofbauers empirischer Psychologie und anderen schönen philosophischen Kenntnissen, wußte ich trotz meiner Jugend mich in Paris vor jeder Prellerei zu schützen und verirrte mich nie auf den mäandrischen Wegen der List und Lust. Mehrere deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihrem Warenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn, und schloß aus transcendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sei. Er hatte als rüstiger junger Mann der Bestürmung der Bastille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nacheinander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Kommissionär gewesen, nach der Restauration aber, wie viele andere, Lohnbedienter geworden. Sechsundfünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sei, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spieler und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern und sprach mit Wehmut von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter anderen ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise. Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben

mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeisehause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln, aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spieldirektion für sich und noch zwei andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuversicht, die sich ein tugendhafter Mann Spitzbuben gegenüber fühlt, trat ich in das palastähnliche Haus. Aber mein Gott, was ist der Mensch für ein Narr, und wie schwach sind seine Augen, daß er sich von jeder erlogenen Majestät, selbst der des schlechtesten Tombaks, blenden läßt! Es war im Spieltempel alles so feierlich, so ernst, abgemessen und anständig, daß das humoristische Behagen, mit dem ich gekommen war, schnell verschwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipps II. zu sein, und es bedurfte des Champagners und anderer edlen Weine, mein schwaches Herz wieder zu stärken.

Schon auf der Straße vor dem Hotel ward uns schlimm zu Mute. Die glänzendsten Equipagen, Jäger hintenauf, kamen angefahren, und heraus stiegen nur Leute mit Ordenssternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die sich zeigten. Der Portier, als wir an seiner Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu essen! Der Portier lachte und sagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte seine Einladungskarte als Paß vor und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermütiger Lakaien ihr Wesen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speisesaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beschäftigt waren: wann man äße. Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir stiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir suchten? zeigte der Bremer zum zweiten Male seine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Gesellschaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernsthaft auf die Füße sahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der einzige war, der in Stiefeln erschien. Ich setzte mich an einen Lesetisch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultrablätter. Als ich wieder aufgestanden, kam ein großer, stattlicher Mann,

majestätischer Haltung, gleich Ludwigs XIV. seine, zu mir und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein schlimmes Zeichen war; den Studiosen der Menschenkenntnis muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen soll, aber nicht viel. Ich übersah sogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geistesgegenwart, mich anzustellen, als verstünd ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beschloß ich, eine Sprache mit ihm zu sprechen, die er auch nicht verstand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzose nur seine Muttersprache; aber Spieler sind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete also in der Schnelle ein Zungenragout vom deutschen Herr, dem italienischen Signore und dem englischen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der sich entfernt hatte, wieder herbeikäme. Endlich erschien dieser, und ich gab pantomimisch zu verstehen, das sei der Mann, der über mich die beste Auskunft geben könnte. Der stattliche Herr (wie ich später erfuhr, ein Marquis, von der Spielgesellschaft angestellt, in diesem Hause die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieser unter mehreren Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er sei? Der Bremer nannte sich. Der Marquis erwiderte, er habe nicht die Ehre, ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum dritten Male seine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutsche, bemerkte er, er sei auch in Wien gewesen: die Franzosen nämlich halten Wien für die Hauptstadt Deutschlands und wissen nichts von unseren glücklichen kleinen Föderativstaaten.

Man ging zu Tische. Ich habe zwar schon mehrere deutsche Höfe speisen sehen, aber nur aus der Vogelperspektive, von der Galerie herab. Es war das erste Mal, daß ich an einer fürstlichen Tafel thätigen Anteil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht sentimental gestimmt, sonst hätte ich keinen Bissen essen können. Ich hätte mir vorgestellt, daß alle diese Speisen in Blut und Thränen gekocht sind, von den Selbstmördern und Verzweiflungsvollen vergossen, welche täglich in den Pariser Spielhäusern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es sich sämtliche Gäste sehr schmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich

wie die Anachoreten und essen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel saß der Marquis und Ceremonienmeister, über alle hervorragend an Gestalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten versiegelte Depeschen, in Duodez, Kleinquart und Großfolio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach sie, las sie, ohne eine Miene zu verziehen, und reichte sie dann einem hinter ihm stehenden Lakaien. Es ging in seiner Nähe her wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empirische Psychologie, was diese häufige Korrespondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unschuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechsele. Jene stünde nämlich mit der Spieldirektion in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und beide teilten sich wechselseitig ihre anthropologischen Erfahrungen mit. Übrigens ging es bei Tische langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne scherzhafte und zeitgemäße Gespräche mit der Gesellschaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Dessert mich vom Stuhle erhübe und riefe: Meine Herren, wir sind unter uns, lassen Sie uns dieses Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder, wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermachers Übersetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vouz des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?

Nach dem Essen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir beide zusammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirtshauspreise berechnet, bei Tische verzehrt, und es wäre doch sehr undelikat, wenn nicht einer von uns spielen wollte. Ich erwiderte ihm, wenn er zart sein wollte, hätte ich nichts dagegen; ich selbst aber würde nicht spielen. Der Bremer spielte, und trieb die Delikatesse so weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdessen einige Betrachtungen, die ich an Hazardspieltischen schon oft angestellt. Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sei. Sie könnten immer etwas dabei scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freilich ist diese Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborene Hochmutsteufel spricht sich darin am deutlichsten aus. . .

Friedrich Schlegel mag thun und sagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie.“ Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paßbureauist annimmt, wenn er uns signalisiert. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Bankiers und anderen Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, ist zwar ein heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Comptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — die zweite Betrachtung, die ich an Hazardspieltischen anzustellen pflege, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Angsten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses alles zusammensparte — würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden? Aber das ist es eben! Weil jeder Mensch als Römer geboren wird, sucht ihn die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hazard- und Gesellschaftsspiele, Romane, italienische Opern und elegante Zeitungen, Kasinos, Theegesellschaften und Lotterieen, Lehr- und Wanderjahre, Garnisons- und Wachparadendienste, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsstücke, die man täglich mit heilsamem Zeitverlust an- und auszuziehen hat — darum ist dieses alles eingeführt, daß die überflüssige Kraft unmerklich verdünste! Noch glücklich, daß es dem Menschen nicht mit der Natur gelingt, was sie mit der Menschheit zustande gebracht; sie hätten das Weltmeer schon längst in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chinesische Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hause; ich an Leib und Seele gestärkt, der Bremer aber sehr verstimmt. Er erzählte seinem ehrlichen Lohnbedienten, wie schlimm es ihm ergangen. Bei dieser Gelegenheit sah ich abermals, was die Franzosen für liebenswürdige Menschen sind. Ein pedantischer deutscher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte diesen, nachdem er seine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und gesagt: Es geschieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unser edler Lohnbediente aber

betrug sich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer sein Mißgeschick erzählte, lächelte er und schwieg, und dividierte wahrscheinlich im stillen, wieviel er von der Spielergesellschaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber sagte er bloß: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie werden ein anderes Mal glücklicher sein! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieleranekdoten. Unter anderen: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und restaurierter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirat zu schließen. In einer Nacht, da er sein ganzes Vermögen verspielt, habe er zuletzt das Landgut seiner Gemahlin gegen einen Engländer gesetzt und es verloren. Der Engländer sei gleich vom Spieltische weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh morgens als Hausherr heftig an der Thürschelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er so früh befehle? Der phlegmatische Engländer aber habe sich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, sondern habe alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenschein genommen. Endlich sei der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Brust gepackt und ihn mit den Worten: „Scher' er sich zum Teufel, ich brauche seine Dienste nicht mehr!" zum Thore hinausgeworfen. Darüber sei die Marquisin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erschrocken herabgekommen und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieser habe geantwortet: Nichts, er wolle in seinem Park ein wenig spazieren gehen, und habe der Marquisin den Abtretungsschein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram gestorben. Die Pariser Spielgesellschaft aber habe sich gegen den Marquis, wie sie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, sehr großmütig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hause angestellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Diese artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich sagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutscher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutscher zartfühlend sind, haben Sie gespielt und sind in Schaden gekommen. Ihr Verlust entspringt also aus einer edlen Quelle, und Sie sollten sich darum trösten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Kaliko zu schlagen, um sich reichlich zu entschädigen. Weil wir gerade von Kalikos sprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rate, Sie werden mir es einst danken. Kaufen Sie so viele Kalikos zusammen,

als in Manchester aufzutreiben sind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich sage Ihnen, die Welt ist rund; heute rot, morgen tot. Wir legen uns gut englisch zu Bette und stehen kontinentalsystematisch auf. Es ist heute Johannistag; denken Sie an mich!" ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundschaftlich die Hand, und wir wünschten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Lustspiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es ist eine wahre Verschwendung, daß sie hier dazu dienen müssen, einen verwachsenen diplomatischen Bericht zu zieren! Im Palais Royal, auf dem Boulevard des Italiens und an einigen anderen Orten zieht jeden Abend der Schein zweier Laternen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeschnittene Buchstaben, die mit ölgetränktem, rotgefärbtem Papiere überzogen sind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere giebt zu lesen: le Pilote, Journal du Soir. Die Etoile ist ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend versäumt, mich in der Nähe der Laternen zu setzen und aufzupassen. Ich kann auf Ehre versichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne sich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben sie einem immer den Etoile. Ja mir, da sie meine Ausländerei gemerkt, gaben sie verschiedene Male das Ultrablatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß sie an ersterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrscheinlich unentgeltlich giebt. Die anderen Nutzanwendungen kann man sich von selbst machen — sapienti sat, sagt der Lateiner .... Das geht die Leserinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab sich viele Mühe, die Welt zu erobern, nur damit die Athenienser von ihm sprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariser einen Tag, um sie ein Jahr lang von

sich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieser Riesenstadt hervorzuthun, sich in diesem Ocean als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Übung, die aber keinem Eingeborenen mangelt. In Deutschland ist Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienstes; hier ist sie die notwendige Einfassung, von der entblößt, auch der echteste Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Parisern zum Lobe nachsagen: sie wissen jede schöne Gabe zu würdigen, die Tugend sogar, nur muß sie lärmen; selbst Bescheidenheit findet ihren Beifall, wenn sie zu reden versteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienst, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu Grunde. Von allen den Kunstgriffen, die von jedem in seinem Kreise angewendet werden, seine Person und seinen Besitz auf das vorteilhafteste geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieses Mal nur einige der sinnlichen Mittel erwähnen, welche die Warenhändler gebrauchen, die Kauflust zu erwecken und die Kauflustigen anzuziehen. In denjenigen Teilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die anderen Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meisten Fremden wohnen und sich umhertreiben, giebt es fast kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte spielen zu lassen; denn eine Minute später, einen Schritt weiter steht der Vorübergehende vor einem anderen Laden, worin er auch die Ware findet, die er suchte. Die Augen werden einem wie gewaltsam entführt, man *muß* hinaufsehen und stehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und seiner Ware steht zehnmal neben, untereinander auf den Thüren, über den Fenstern auf Schildern geschrieben, die Außenseite des Gewölbes sieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorschrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Mustern, sondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenster gehängt. Manchmal sind sie hoch am dritten Stocke befestigt, und reichen nach allerlei Verschlingungen bis zum Pflaster herab. Der Schuhmacher hat die Außenseite seines ganzen Hauses mit Schuhen aller Farben bemalt, welche bataillonsweise zusammenstehen. Das Zeichen der Schlosser ist ein sechs Fuß hoher vergoldeter Schlüssel; die Riesenpforten des Himmels brauchten keinen größeren. An den Läden der Strumpfhändler sind vier Ellen hohe, weiße Strümpfe gemalt, vor welchen man sich im Dunkeln entsetzt, man glaubt, weiße

Gespenster strichen vorüber. So hat hier jeder auch für die kleinsten Fische, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmutigere Weise wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefesselt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt sind und gewöhnlich die Art des Verkehrs sinnbildlich ausdrücken. Diese Gemälde sind nicht selten wahre Kunstwerke, und wenn sie in der Galerie des Louvres hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen stehen bleiben. Sie sind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariser Leben, und es ist darum so lehrreich als unterhaltend, sich mit ihnen zu beschäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen sind, beschreiben. Den Laden eines Shawlhändlers ziert ein Bild mit sieben lebensgroßen Figuren; es führt die Überschrift: au serment. Drei Männer überreichen drei Frauen mehrere Shawls und machen dabei mit den Händen feierlich beteuernde Bewegungen. Sie schwören, daß dieses echte französische Shawls wären, und mögen wohl hinzusetzen, daß brave Franzosen englische Waren verabscheuten, denn ein im Hintergrunde stehender Engländer wirft erboste Blicke auf das merkantilisch-patriotische Triumvirat herüber. Das ist die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine versteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich waren die dargebotenen Shawls von weißer, roter und blauer Farbe, und die Kaufherren schwuren, daß dieses die echten, jedem Franzosen teueren Farben wären; aber auf Gebot der hypochondrischen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöscht werden ... Unweit dem vorigen hängt am Hause eines Perückenmachers ein Bild, das zwar schlecht gemalt ist, aber eine drollige Vorstellung enthält. Der Kronprinz Absalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verse:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes sehr gut gemaltes Bild, ein Rosenmädchen vorstellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, schmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen sieht so fromm und unschuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine giebt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handschuhe in einem anderen Laden zu kaufen... Ein Vogelhändler zieht die Aufmerksamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorstellt. Der ganze Prolog der Sündflut ist darauf gemalt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet,

bis die Flut komme, sie flott zu machen. Vater Noah spielt mit einem Affen und macht ein diplomatisches Gesicht: er allein weiß, was vorgeht. In einer unabsehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Tiere herbeigelaufen, sich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Not gewöhnlich ist; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Esel voraus, der Hase läuft dem Hunde nach. Es ist ein herrliches Bild! Am anziehendsten wird aber jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Professor der deutschen Sprache, und der seinem Namen nach ein geborener Deutscher ist, vor seiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den besten Jahren und ohne Zweifel der Professor selbst, sitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnsessel, beschäftigt, einem vor ihm stehenden Knaben seine Lektion abzuhören. Etwas weiter zurück sitzt ein wunderschönes, junges Mädchen, und hinter ihm, über dem Stuhle gelehnt, steht ein roter Husarenoffizier, der nach aller mimischen Wahrscheinlichkeit eine Liebeserklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buches, und der französische Husar, die Hand auf das Herz gelegt, scheint ihr nachzusprechen: ick lie-be. Ich habe aus diesem Bilde mit großem Vergnügen ersehen, daß deutsche Professoren in Paris Welt bekommen. In unserem Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu schüchtern, durch ein Aushängeschild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechselseitigen Unterricht zwischen jungen Mädchen und roten Husarenoffizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterieladen des Herrn Franchet in der Straße Vivienne nicht vergessen. Sechs Monate wurde an diesem Laden gearbeitet, und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet ist nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry. Diese Bude, ein kleines Zimmer von höchstens zwanzig Fuß Länge, hat vierzigtausend Franken gekostet, so prachtvoll ist alles eingerichtet. Über dem Eingange nach der Straße zu sind in zwei goldenen Kreisen zwei sorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des französischen und neapolitanischen Hauses; der andere enthält ein etwas mystisches Wappen. Es sind erst die Krystallisationspunkte zu zukünftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierschale — kurz, es steckt etwas dahinter, und mag

sich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hiesige bevollmächtigte Gesandten, die ihr Geschäft verstehen, werden gewiß nicht versäumt haben, ihre Späher hinzuschicken, um zu untersuchen, ob nichts Erkleckliches herauszuziffern sei.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeschlagenes Buch ist Paris zu nennen, durch seine Straßen wandern heißt lesen. In diesem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen so reichlich ausgestattet, blättere ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hause trat. Unfehlbar um diese Zeit spielt der fleißige Tischler gegenüber ein Viertelstündchen mit seinen Papageien; dann wird der Hobel von neuem gerührt. Der deutsche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt und hüpfte, wie ein Spatz, aus seinem Tilbury. Ein leichtfüßiger Herr! das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß seine Last leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier ist das Paradies der weiblichen Welt, da findet sich alles, was die Häßlichkeit braucht, sich zu verbergen, und die Schönheit, sich zu verraten. Hüte, Blonden, Schleier, Geschmeide von Gold und Edelsteinen, und alles in so reichem und kostbarem Vorrate, daß selbst eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutsche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich sah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuster von farbigen Feldern, nebst Klauen- und Schnabeltieren aller Art. Fünf Minuten später warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und sah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tausend, wenigstens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldstücke herausgegeben. Der Hut war schöner, als ihn eine männliche Feder beschreiben kann: ein Paradiesvogel mit seinem ganzen Gefieder umschimmerte den Kopf. Habe so etwas in meinem Leben noch nicht gesehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichtum gern für das hübsche Gesicht hingegeben, das neben mir lechzende Augen nach Hut und Bankzettel schickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menschenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpensammler waren in heftigen Wortwechsel geraten. Ihr kümmerliches Gewerbe folgt dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im

Kuhmist ausgestöbert, der andere als gleichzeitiger Entdecker machte Ansprüche darauf, hob drohend seinen Stock mit eisernem Haken in die Höhe und sprach mit wütenden Gebärden: veux-tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann stehenden Fußes etwas in seine Schreibtafel ein, so ernst, so andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott seine zehn Gebote in die Feder gesagt. Ein schnarrendes Gare! weckte ihn aus seinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechselmäkler sein, denn er war von der Seite der Börse hergekommen. Jetzt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieses Lustlager ist wohl jedem bekannt. Alles findet sich hier, selbst menschliches Elend — nur nicht dessen Schein. Die Armut ist vergoldet, der Hunger scherzt, das Laster lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert und hatte auf allen Straßen das regste Leben gefunden. Es hüpfte, sang und lachte zwar nicht immer dieses Leben, es schlich, stöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieser nämlichen Stunde, in dieser nämlichen Stadt, atmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn, wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über sie gekommen, schon waren sie keine Menschen mehr. Die Soldaten, welche wegen Teilnahme an der Verschwörung von Rochelle zum Tode verurteilt worden, sollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erst auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menschen erfuhr diese Hinrichtung erst aus der Abendzeitung. So ist Paris! Es war schon vier Uhr. Ich warf mich in ein Kabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Palast der Tuilerien vorüber, den Tells Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus dessen Fenster Karl IX. in der Bartholomäusnacht auf die Herzen seiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, dessen fromme Augen der Richtstätte gerade zugewendet sind: bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg gesperrt. Eine Brücke, pont-au-change genannt, geht auf diesen Platz aus. Über diese Brücke, jenseits der Seine her, wo das Gefängnis ist, mußten die Verurteilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am diesseitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon versehenes Speisehaus gab den besten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen sollte, zu übersehen. Dieses Gebäude steht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäsar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergerissen worden. Ich stieg

in den großen, herrlichen Saal, wo viele Menschen guter Dinge waren. Ich sah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und schwer gehobener Brust; aber sie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher sang: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen" — der kannte das menschliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu lassen, nur die Spione sprachen Empfindungen aus, die sie nicht hatten. Für diese Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulnis ist ihre Wiege. Höher als sonst spitzten die Horcher ihre Ohren, denn in diesem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängstlich verschlossene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betasten. Einen Blick zum Fenster hinaus auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, sprach er mit spöttischer Miene vor sich hin: „il leur faut quatre mille hommes pour quatre!" Ich schwieg. „Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais . . ." Ich schwieg. „Paris dort!" sagte der sentimentale Spion. Ich schwieg, aber ich dachte: Paris schläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geschehen. Denn schliefe dieser tausendarmige Riese, und reckte seine Glieder und wendete sich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieser gedankenlosen Bewegung die Bajonnette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jetzt wälzte sich ein breites Gemurmel vom jenseitigen Ufer herüber. Wir sprangen von unseren Tischen auf und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurteilten, in bürgerlicher Kleidung mit entblößtem Haupte, saßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geistlichen zur Seite. Die Jünglinge schenkten ihnen aber keine Aufmerksamkeit, sondern wendeten ihr Gesicht der anderen Seite, der versammelten Menge, zu, diese immerfort freundlich grüßend. Sie schienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängnisse bei ihnen. Das Geständnis der Wahrheit hätte die Hoffnungslosen vielleicht, eine willkommene Lüge sicher gerettet. Sie schwiegen und starben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche diese genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angesehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menschlichen Geistes, die Werke seiner Wasserbaukunst, wie er das Meer bändigt und der kleinen Kraft

die Herrschaft über die größere sichert. Da, zum ersten Male in meinem Leben, fiel mir bei: Regierungen sind wohl von Gott eingesetzt — wie hielten sich sonst manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beschäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Wasser wurden über den blutgetränkten Boden ausgeschüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge gestorben. Sie waren festen Schrittes die rote Treppe hinaufgestiegen. Vive la liberté! waren ihre letzten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauses wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz ist auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite ist offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuser auf dem Platze sind von altertümlicher Bauart, wie auch in deutschen Städten Märkte und Rathäuser beschaffen sind. Auf dem Greve-Platz findet sich viel nachzusinnen; was ist hier nicht alles geschehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoristen hat, sie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, sie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindsamkeit nicht kennt, hier sucht man sie nicht vergebens. Denn allen, die seit dreiunddreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen — welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmut zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptsache ist, daß man beim Leben bleibt! Die erste Hinrichtung, die auf diesem Platze geschah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Diese Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunst der Parzen ihr Leben nicht bis auf unsere Tage erstrecken können. Aber die siebenunddreißig Bürger, die bei einem Aufstande am 24. August 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und seine vier Genossen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die, beschuldigt, dem ersten Konsul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten sie jetzt!.. Und was ist in diesem Rathause nicht alles geschehen! Ein Tollhaus ist es zu nennen. Am 2. November 1793 beschloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näschereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluviose des nämlichen Jahres: daß alle

Personen für verdächtig zu erklären seien, die bei den Speisewirten nur die Kruste vom Brote essen und die Krume liegen lassen! Ein Mitglied des Gemeinderats bringt einige Wochen später eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinierten kauften, besonders gegen die alten Weiber, die sich Perücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage sendete die Polizei die Liste der gefangenen Personen ein. Deren Zahl belief sich auf 7090, beiderlei Geschlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgeteilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotiniert oder erschossen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage später wurde beschlossen, daß das französische Volk ein höchstes Wesen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathause dem Kaiser Napoleon zur Feier seiner Krönung ein prächtiges Fest. Am 29. August 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Fest, seine Rückkehr zu feiern. Lobenswerte Unparteilichkeit!

So ist Paris, so ist der Mensch, so ist die Welt!

VIII.

Talma.

Es war das erste Mal, daß ich ihn sah. Er trat auf, und nach einer Viertelstunde seines Spieles war ich erstaunt, nicht erstaunt zu sein. Vielleicht beherrschte mich jene Sinnestäuschung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorspiegelt, wir stünden stille und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu sein. Ich hatte keinen Maßstab für Talmas Größe, denn er stand zu entfernt von allen Schauspielern, die ich je gesehen, um ihn abzumessen. Die anderen überrumpeln unser Herz und benutzen die Verwirrung, die sie angestiftet, uns diebisch zu rühren; Talma kommt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unsere Brust, er öffnet die seine und läßt uns eintreten. So lange er spielte, glaubte ich den Ernst auf der Bühne und die Mummerei unter den Zuschauern zu sehen. Er stellte den Regulus dar in dem Stücke gleichen Namens von dem jungen Arnault, und besser als die Geschichtschreiber lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die so ungleich waren den Helden unserer Zeit, weil sie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht gesiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erscheinen. Wem die Natur vergönnt

hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abwesend, wie Talma den Regulus gespielt hat; wem jenes die Natur versagt, der hätte auch anwesend Talmas Spiel nicht verstanden. Darum wäre es überflüssig oder fruchtlos, beschreibend davon zu sprechen. Aber von den Zuschauern will ich reden — wenn es solche gab. Denn nur wir Fremden waren so zu nennen, die Franzosen alle spielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiste der alten griechischen Tragödie, wenn auch in einer anderen Gestalt. Unter Deutschen, die hundert Geschichten und keine Geschichte haben, möchte ich kein dramatischer Dichter sein; es ist schwer, dem kühlen Urteile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildnisse nur den Maler sucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge seiner Braut in ihm und vergißt die Kunst. Den Franzosen ist der dramatische Dichter ein Zeiger ihrer Geschichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eisen ist; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen schlagen, ist er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencensoren hier sind sehr zu beklagen. Sie löschen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da sie aber das Gedächtnis der Zuschauer nicht auslöschen können, bleibt alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelassen. Die Begeisterung, mit welcher jeder Vers beklatscht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anspielte, vermag ich unmöglich zu beschreiben. Man kann sich des Mitleids nicht enthalten, wenn man sieht, wie heißhungrig diese Menschen an den Knochen ihres Ruhmes nagen. Ich aber, als das Schauspiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Karthaginienser Hamilkar gesprochen, als er in Rom Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage,
Tout m'annonce aujourd'hui la chute — — de Carthage,

sagen Hamilkar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein paar Buchstaben in der Überschrift glücklicherweise vergessen haben, so wird der Herr Korrektor diese Charade der klugen Nemesis verstehen und den Druckfehler gewiß nicht verbessern

wollen .... „Das ist eine kleinliche und heimtückische Kritik!“ — denkt vielleicht der edelmütige Leser. Freilich ist sie das; aber in Geisteskämpfen auch ist die Art der Guerillas die wirksamste, wenn sich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu verteidigen hat. Deutsche, die ihr Vaterland mit Verstand lieben, müssen es wissen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meßkatalog uns über die Franzosen erhebt. Es ist wahr: so ganz schlechte und so viele schlechte Bücher, wie in Deutschland, werden in Frankreich nicht geschrieben. Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als die Deutschen haben. Beneiden wir sie aber nicht um ihre Vorzüge, sie sind zu teuer bezahlt. Wir Deutsche leben in einer litterarischen Republik: wir sind geistesfreie Menschen; bei uns darf jeder schreiben, und so schreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geschnitten hat. Das ist freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da ist auch ihr Gebrauch verstattet. Die Franzosen aber siechen in einer litterarischen Aristokratie; sie sind geisteigene Menschen; sie kriechen vor allen Regeln, und als litterarische Höflinge denken, wollen und thun sie nichts anderes, als was die gnädigen großen Herren ihrer Litteratur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutschen sind Protestanten, die Franzosen sind Katholiken in Litteratur und Kunst. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinseligmachenden Kunst und Wissenschaft nicht zu vereinen ist, so muß die politische Revolution der Franzosen auch eine litterarische zur Folge haben, und diese Veränderung fängt schon an sich zu zeigen. Die litterarische französische Welt teilt sich in zwei Parteien, deren eine mit Wort und That für die klassische, deren andere für die romantische Litteratur streitet. Klassisch nennen sie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Litteratur; romantisch nennen sie jeden Schriftsteller, der seinen eigenen Weg geht, sich um Gesetz und Herkommen nicht viel bekümmert und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausspricht, als es im litterarischen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber sowohl die Anhänger als die Gegner der romantischen Litteratur wissen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantischen besteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, so nennen die Franzosen alle Litteratur, die nicht französisch ist, romantisch, und da sie nichts, was nicht französisch ist, verstehen, so ist ihnen alles, was sie nicht verstehen, romantisch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzosen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber sie haben kein Hofthor, sie haben nur

eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, ist ihnen romantisch. Da sie die Wolken für den Himmel ansehen, verschmähen sie oft den Himmel als Wolkendunst; und weil sie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, sehen sie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzusteigen höchst lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, so oft man Durst hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz schlägt nur bei der klassischen Witterung der Monate September und Mai behaglich; steht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen sie ein oder trinken Limonade und verwünschen das romantische Wetter. Den Humor, diese wilde und launische Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe ist — kennen die Franzosen so wenig, daß sie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen und ihn für einen Satiriker halten. Die Magnetnadel ihrer Empfindung geht haarscharf nach Norden, und sehen sie sie abweichen oder gar oscillieren, erheben sie ein Jammergeschrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Diese litterarische Aristokratie, da sie, wie schon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich ist, mußte den Franzosen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngeren Schriftsteller werfen die Fesseln ab und suchen eine Freistätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt sich aber auch wieder eine höchst seltsame Erscheinung. Die Ultras nämlich suchen die romantische Litteratur aufzubringen und befördern hierdurch den Protestantismus der Wissenschaft und Kunst; die Liberalen hingegen suchen den alten blinden Glauben an die klassische Litteratur in Achtung zu erhalten: denn beide politische Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantische Litteratur, weil sie glauben, die in romantischen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Gespenster, Kreuze und Jammer wären das wesentliche dabei, und das alles sei dienlich, das Volk furchtsam, abergläubisch, verliebt und dumm zu machen. Aus denselben Gründen sind die Liberalen der romantischen Litteratur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schicksal ein kluger Minister ist und das Schaukelsystem so gut versteht als einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen so zu leiten, daß jede Partei die Absicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausschweifung ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutscher aber, der in Frankreich solches

Treiben mit ansieht und wahrnimmt, wie so höchst geistreiche Menschen, als die Franzosen, in ihrer Volkstümlichkeit so tief verstrickt sind, daß sie nicht begreifen, was in Deutschland jeder Schuljunge versteht, — lernt endlich wählen und will lieber, wie deutscher Geist, nackt und barfuß sein, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie französischer in engen Schuhen und Kleidern zusammengedrückt sein und glänzen. Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst. Möge das deutsche Vaterland sich diese Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es stolz auf die Ungerechtigkeit sein, mit der es seinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es sich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weise ehrt. Daß Freiheit in deutscher Kunst und Wissenschaft sich erhalte, mußte der litterarische Ostracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der französischen Unromantik auszuführen, ist eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird sich bald eine schicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anständig gehalten, die Erlkönigliche Majestät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutsch der König der Erlen, soll so viel heißen als der Erlkönig, obzwar zwischen einem König der Erlen und einem Erlkönig ein großer Unterschied stattfindet. Und zwar soll es heißen: der Goethesche Erlkönig. Den haben sie in einer Pariser periodischen Zeitschrift neulich übersetzt und sind dabei so echt französisch verfahren, daß es den deutschen Lesern gewiß Spaß machen wird, etwas Näheres davon zu erfahren. Der Übersetzer hat nämlich das Gedicht filtriert, es von allen romantischen Schmutzteilchen befreit, so daß das reinste klassische Wasser übrig geblieben ist. Übrig geblieben ist eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat sich die Masse des Gedichtes vermehrt, so daß die Übersetzung noch einmal so groß als das Original ist. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit poi voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces cœurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir . . . . . il a vu, sous le bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
Le monstre, au bord des précipices.
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a deployé les caprices,
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
„Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?"

Jetzt folgt der eigentliche dramatische Teil des Gedichtes, wobei Goethes Gediegenheit gehörig paraphrasiert und in schöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen und spricht:

„Mon père! . . . il m'a saisi, je souffre . . . ah! sauve-moi!"

Und nun der Hauptspaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son cœur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras), regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
„Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!"

Da ist echt französische angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebueschen Posse sich an seinen Blitzen die Tabakspfeife an-

zündet, hat sich nicht hausbackner gezeigt! . . . Am Schlusse des Gedichts steht die Bemerkung: „Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de Mr. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes plus distingués de notre temps.“ Goethe mag sich dafür bedanken, daß man seiner bei dieser Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Lesekabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Lesekabinett; jetzt giebt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigstens eines fände. Gut, daß sie in den freien Tagen dafür gesorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszustande, worin sich diese jetzt befindet, wären sie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Lesen überhaupt, besonders das Lesen der politischen Zeitungen, hat in der Volkssitte tiefe Wurzeln geschlagen und man müßte den französischen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Teilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß es nicht bloß eitle Neugierde ist, die sie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieses wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfter Betrachtungen als Geschichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles liest, jeder liest. Der Mietkutscher auf seinem Bocke zieht ein Buch aus der Tasche, sobald sein Herr ausgestiegen ist; die Obsthökerin läßt sich von ihrer Nachbarin den Constitutionnel vorlesen, und der Portier liest alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag sich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher sein Blatt, als bis er es selbst gelesen. Für einen Sittenmaler giebt es keinen reicheren Anblick, als der Garten des Palais Royal in den Vormittagsstunden. Tausend Menschen halten Zeitungen in der Hand und zeigen sich in den mannigfaltigsten Stellungen und Bewegungen. Der eine sitzt, der andere steht, der dritte geht, bald langsameren, bald schnelleren Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht seine Aufmerksamkeit stärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzustellen, und steht einige Sekunden lang wie ein Säulenheiliger auf einem Beine. Andere stehen an Bäume gelehnt, andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einschließen, andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wischt sich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röten, und

der ambulierende Pastetenbäcker läßt seine Kuchen kalt werden über dem Lesen. Wenn einst Paris auf gleiche Weise unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überrascht — die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt — würden die Altertumsforscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Örtlichkeit. Kein sonstiges Schauspiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn gethan? wird man fragen, und keiner wird darauf antworten: sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lesekabinetten abonniert man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariser, und in den besseren auch alle ausländischen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Galignani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht bloß alle englischen, schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost- und westindischen Kolonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt ist. An Größe übertreffen die englischen Zeitungen alle übrigen europäischen; nach ihnen kommen die spanischen, dann die französischen, auf diese folgen die deutschen, und die italienischen kommen zuletzt. Ich wollte schon den Satz aufstellen, daß man an dem Format der politischen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmessen könne, als mich die Frankfurter Oberpostamtszeitung, die in Folio erscheint, von dieser falschen Theorie noch zeitig abhielt. In mehreren Lesekabinetten fehlt es auch nicht an deutschen Blättern: man nimmt aber einiges daran wahr, was einen Deutschen nicht wenig schmerzt. Die Allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutschen Blätter in den Lesekabinetten eigens gehalten, sondern sie werden von den Pariser Zeitungsredakteuren, nachdem sie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle anderen ausländischen Zeitungen werden den französischen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutschen aber werden als verschmähte Aschenbrödels behandelt und in einen dunkeln Winkel oder packweise in eine Mappe

gesteckt. Diese so gutmütigen, stillen und bescheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brot jedem hingeben, der es fordert und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demut belohnen! Zieht man nun das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben und ineinander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußischen Staatszeitung findet man überrascht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der Allgemeinen Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Korrespondent schließt eine Bauernzeitung ein, der österreichische Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umschlungen, und will man ein verlorenes Stück des litterarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das Journal de Francfort ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu sehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisierkamm, weil die Pariser Zeitungsredakteure, aus deren Bureau es kommt, die deutschen Nachrichten abgeschnitten in die Druckerei schicken, und sich dadurch die Mühe des Übersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lesekabinetten die feierlichste Stille. Nicht das leiseste Wörtchen vernimmt man, obzwar dort nicht, wie in musterhaften deutschen Lesegesellschaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt ist, noch eine Schelle auf dem Tische steht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzosen schweigen, so ist dieses ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerksamkeit eifrig und ernst beschäftigt ist; denn bei den anderen Gelegenheiten, wie an Speisetischen, machen vier Franzosen einen größeren Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main während der zweiten Meßwoche mit allen seinen Gästen. Die Zeitungskabinette sind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Besuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benutzt werden. Es ist dieses für unbemittelte Studierende und Litteraturfreunde, oder für solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine sehr wohlthätige Anstalt. Man bezahlt monatlich sechs Franken, und für diese geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem solchen Kabinett arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeltlich und alle nötigen Bücher bei der Hand. Viele sind dort einheimisch und verlassen das Kabinett bloß, wenn sie zu Bette gehen. Auch sieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle

Veteranen, die ernst, stolz und wehmütig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabsehen und, weil ihr Mund zu schmeicheln und ihr Arm zu drohen verschmäht, die Waffen mit den Wissenschaften vertauschen und, sei es um Brot oder um Beschäftigung zu finden, den ganzen Tag emsig lesen, Auszüge machen und schreiben.

XI.

Das englische Speisehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben deutschen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Riesenjüngling, breite Brust, eine Stimme wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais Royal, zittern die zarten Krystallscheiben der Läden und die Bänder der Hüte flattern wild durcheinander. Ich möchte dabei sein, wenn er einem Mädchen sagt: „Ich liebe dich!" Sie hört ihn gewiß, und zwischen hören und erhören liegt in diesem Falle nur eine kleine Pause. In seiner zierlichen französischen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutscher Händedruck und — „wohin, mein Freund?" fragte ich. — „Zu Little Garravays!" donnerte er. — „Ist es ein der Little oder ein die Little?" — „Es ist ein der Little, ein englisches Speisehaus, wo man meisterhaft ißt; kommen Sie mit!" — „Gut, ich bin dabei."

Wir traten in einen kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere solche stolze englische Lieder kamen mir sogleich in den Sinn. So bist du, England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte seiner Mähne ist oft genug. Die Franzosen essen am meisten mit den Augen. In ihren Speisehäusern ist das erste, wonach sie sich umsehen, Brot, das zweite Spiegel. Die Tische dort, obzwar auch nur für zwei oder vier Personen eingerichtet, stehen in gemeinschaftlichen Zimmern nahe bei einander; man sieht sich und wird gesehen. Hier bei den Engländern aber ist alles ganz anders eingerichtet. Die Tische sind durch spanische Wände voneinander geschieden, so daß einem kein Fremder in den Mund sehen kann; der Saal ist in zwei Reihen Klosterzellen eingeteilt. So bist du, Engländer! Du willst allein sein und lassen, du mit deinen eigenen, jeden mit seinen Launen; du bist ein unausstehlicher Mensch, du bist ein Republikaner. Du bist häuslich auch außer deinem Hause, du willst etwas für dich selbst vorstellen, nicht bloß ein Mauerstein am

Staatsgebäude sein, unter einer gemeinschaftlichen Kalkdecke mit tausend anderen Steinen begraben. Recht so! . . . Die Tische sind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch ist jedem verstattet, das Tischtuch nach Belieben zu verwenden. Also persönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte sie denn ausdrücklich fordern, und dann wird sie besonders bezahlt. Das Essen beginnt mit Roastbeef, das sanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in französischen Speisehäusern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tisch — ein Lurleifelsen wurde uns vorgesetzt, so hoch und steil, daß selbst die Riesenhand des deutschen Jünglings erst hinanklettern mußte, um abzuschneiden. Ein herkulischer Senf, der auch den verstocktesten Augiaskopf säubern könnte, begleitete das Roastbeef. Dann folgte Gemüse, woran, wie an hetrurischen Vasengemälden, nur die ersten naiven Regeln der Kunst sich aussprachen. Es war nicht sauer, nicht süß, nicht gesalzen, und drang niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geschmack auf. Aber neben dem Salzfasse steht auf jedem Tische auch eine Zuckerbüchse, so daß man sich sein Gemüse nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlspeise, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie sie sich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Chesterkäse, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipsen oder anderen winzigen Kreis- oder Kegelschnitten, sondern in ganzen Hemisphären aufgetragen wird. Ein rasender Porter wütet und schäumt in den Gläsern, und besiegt auch den Stärksten.

Der Habeas-Korpus-Akte erfreut man sich nirgends so sehr, als in diesem englischen Speisehause, und was dem Tische zur vollkommenen englischen Verfassung fehlt, ist gerade das, was ihm am meisten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die französischen Restaurationen, wo die Charte payante unmäßig groß ist. Der deutsche Jüngling glühte und zum Boxkampfe ballte sich unwillkürlich seine Faust. „Freund!“ sagte ich, „wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Essen. Zwar bin ich selbst voller Mut, denn so ein Roastbeef ist ein wahrer Radikalreformer einer fehlerhaften Konstitution; Sie aber haben eine von der Natur oktroierte, angeborene, alte Konstitution, und das hat doch gleich ein anderes Ansehen. Also Friede!“ . .

Aber um uns herum war Kriegsgetöse. Die Gäste, wenige Engländer und viele Franzosen, lärmten, schrieen, lachten, schlugen mit Messern und Gabeln auf den Tisch und klirrten mit den Gläsern.

Die Sache ist auffallend und muß erklärt werden. In den Pariser Speisehäusern betragen sich die Franzosen so ruhig und bescheiden, als wären sie bei Privatpersonen zu Gaste. Diese englische Restauration aber ist neu, erst seit kurzem entstanden, die Speiseordnung weicht von der französischen ganz ab, und da zeigte sich denn wieder die französische Nationalität. Nach Verhältnis des kleinen Schauplatzes betrugen sie sich ebenso übermütig, als im vorigen Jahre, da die englischen Schauspieler in Paris auftraten. Sie machten sich über alles lustig, sie riefen: „Brott!“ womit sie auf englisch Brot ausdrücken wollten. An einem der Tische saß eine kleine wilde Schar. Der eine machte sich sein Gemüse mit Zucker, der andere mit Salz zurecht. Sie stritten, welches besser schmecke. Ein dritter sollte entscheiden und wurde aufgefordert, dieses mit Unparteilichkeit zu thun. „Seid ruhig,“ sagte er — „je les mangerai avec impartialité.“ Großes Gelächter, obzwar jeder wußte, daß dieses Witzwort aus einem französischen Vaudeville genommen. Es ist ein altes Stück, dessen ganze Handlung darin besteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verschiedenen französischen Provinzen sich streitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu strengem Rechte ermahnt, worauf er sagt: „Je les mangerai avec impartialité.“ Daß sich die Franzosen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieser wie bei jeder anderen Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es ist. Der Franzose ist nicht bloß zu höflich, sondern auch zu gutmütig, sich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Person etwas lächerlich erscheint. Er ist aber in seinen Nationalsitten so verwachsen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Masse begegnet, er auf einer Maskerade zu sein glaubt, und dann läßt er sich verleiten, sich Maskenstreiche herauszunehmen.

Die Deutschen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das englische Speisehaus besuchen, es ist der einzige Ort in Frankreich, wo man deutsche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die Ursache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber philosophiere, als ich in Deutschland gethan. Es ist damit so arg

geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg nicht ist, sondern der längste. Ich thue es bloß aus einer hypochondrischen Ängstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel schreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem ansteckenden Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird in diesem Falle angeraten, sich den Mund mit Weinessig auszuspülen. Das Philosophieren ist mein Weinessig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten schützt, von denen man in Paris angesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen Übeln ist man ausgesetzt, sobald man öffentliche Orte besucht; ja das Zuhausebleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausieren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Übel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Corbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rate ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: Unser Vaterland still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt, und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophieren sind nicht bloß die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so vieles und mancherlei zu keinem anderen Zweck, als um sich und

anderen tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängnis ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im anderen Sinne des Wortes — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glücklich, die nichts wissen und nichts lesen! Wäre mir Hirschfelds Theorie der schönen Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuileriengarten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben ist so bequem und wirtschaftlich, daß sie gewiß in vielen Kompendien der Ästhetik als solche aufgestellt sein wird. Engländern, die das Reisen lieben und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatureuropa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamounythal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht, wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem gutem Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierresleiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Petschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählich zu Verstand und ohne Aufsehen zu erregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem Getränk solche Vorsicht nötig, wie viel nötiger wäre sie im Fall der Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierin wäre ebenso gefährlich, als der Tuileriengarten, wenn er englisch wäre. Das Herz eines echten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinett des Palais Royal schon nach wenigen tausend Schritten in das naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte — wenn sein Ohr, ohne Zwischensaiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts

zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen überspränge — wenn sich sein Auge vom Pharaotische zu einem Boulingreen wendete — wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, nebeneinander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den letzteren beschreiben, wie ich ihn an einem der ersten Frühlingstage gesehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blütenstaub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen im seidenen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzutreiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerte auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimat kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen sehen im blauen Meere! . . . Ich folge dem englischen Reisewagen mit den Augen nach, die ganze Rivolistraße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich! fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurde gerückt — da schoß ihm von Paris der Telegraph

wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrührerischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jetzt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurteilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lottonummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher sein in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuileriengartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen und an Treue miteinander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beiden stehend, mein weißes Taschentuch herauszuziehen und wehen zu lassen, und so mit Hilfe des blauen Franzosen und des roten Schweizers ein aufrührerisches Farbentrio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel hantiert, als sie es hier thun. Sie müssen nämlich vor jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentieren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten, und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen sein, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zweiundzwanzig Bebänderte, also je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlands! Und dazu rechne man noch die vielen, die ich im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachtentod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sei, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gestritten? — und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorene Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle nebeneinander gereiht; es sind Lehnstühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein junger Mensch vom feinsten Ton, begeht man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, den anderen die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Wortes), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Wintersemester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notieren. Dies ist eine löbliche Sitte: denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu sein, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt . . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; sie trägt etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das so leicht ist, wie gebackene Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schwebt sie vorüber.

Wie der Tuileriengarten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerzieren und exerzieren sehen. Sechs Zeitungs-

buden liefern patriotischen Herzen täglich das nötige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Wartet ihr drei bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert ihr euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden, im Lesen vertieft, dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Überraschung lagert und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Kot zerstampft, wird der Unrat in die Kloake der Polizeipräfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach von zwei gemauerten Terrassen begrenzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palast der Volksdeputierten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Rivoli entlang und heißt die Terrasse des feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillans da gestanden. In diesem Kloster hatte die Nationalversammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmutwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken und er nannte sie le pays national, zum Unterschiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Einteilung noch unbekannt war, stieg in das Coblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wütendes Geschrei, Verderben drohende Gebärden. Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus, und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da wo sie sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: La petite Provence, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort

eine Wärme verbreitet, die in den Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptivväter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Etui, und man muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat vom Stande nur wünschen mag. Aber das folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden von zwei kleinen festgehalten werden und worüber alle anwesenden Springdilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Koketterie debütieren und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit anmutigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elysischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwarenmarkt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab und stellen sich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Palast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der in

der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unselige Herrschaft, die, einer exotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnsüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängstliches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die gleich einer deutschen Eiche, in der Liebe des Volkes wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Axt freundlich wehrt und dem Sturme mit Macht widersteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif sein kann jeder, aber es mit Grazie sein, das ist eine seltene Gabe. Wer diese schöne Kunst würdigen und bewundern lernen will, der komme und sehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menschen eine Maschine zu machen, ist diesem Manne vollständiger als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range stirbt, so hat er es wahrscheinlich nicht besser haben wollen. Die Natur hat ihre künstliche Schlosserarbeit ganz umsonst an seinem Körper verschwendet. Was sie befestigt, macht er frei, was sie beweglich gelassen, befestigt er; er öffnet, was sie verschlossen, und was sie offen ließ, schließt er zu. Er bewegt seine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechsen. Mazürier kann an allen menschlichen Todesarten sterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie sich Mithridates durch häufige Giftversuche gegen Vergiftungen geschützt, so härtet sich Mazürier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er sich jeden Abend übt, seine Glieder zu brechen, ohne daran zu sterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariser, und in zwölf Tafeln der Modegesetzgebung wurde eingegraben: „Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.“ Vor einigen Tagen wohnte ich zum ersten Male einer seiner Vorstellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballett heißt: Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun spielt zwar die Handlung auf der Insel der Stummen, in

einem Klima also, wo die Blutsauger ungemein gedeihen; aber Polichinel ist die beste Seele von der Welt, und er heißt Vampir bloß darum, weil ihn seine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen solchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Insel der Stummen an; der Luftballon zerreißt und Polichinel stürzt ins Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und anderen festen Dingen zusammengesetzt ist; aber Polichinel schwimmt darin wie ein Fisch im Wasser, mit der anmutigsten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier seine künstlerische Laufbahn. Er wird halb tot ans Ufer geworfen, legt sich zusammen wie ein Taschenmesser und läßt den Kopf hängen wie eine abgeschlachtete Gans. Dann ermuntert er sich, tanzt, springt und macht sozusagen unmögliche Dinge. Zum Beispiel: er stellt sich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präsentiert es wie ein Gewehr. Der geneigte Leser wolle nicht zu schnell über dieses Erzählte hinausgehen, sondern sich durch eigene Nachahmungsversuche überzeugen, daß beschriebenes Unternehmen höchst wundervoll ist. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet sich auf einen Baum und verteidigt sich aufs artigste. Ein anderes Mal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern schlagen mit Knütteln auf ihn zu, und — sein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt sich ohne Kopf. Wahrhaftig, es ist so! Polichinel sitzt erst und geht dann so vollständig ohne Kopf, daß er in diesem Zustande an manchen wichtigen Beratschlagungen mit Ruhm hätte teilnehmen können. Freilich sagt die Logik: „Wahrscheinlich hält er den Kopf geschickt zwischen den Schultern versteckt, denn a) der Mensch kann sich ohne Kopf nicht bewegen; b) Polichinel ist ein Mensch und bewegt sich; also c) hat Polichinel einen Kopf.“ Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen sehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer anderen Scene weiß sich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenster eines Hauses fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behilflich sein, aber man sieht den Draht nicht — süßer Schauer durchrieselt den Busen aller Frauen, und das männliche Entsetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatschen aus. Kurz, Mazürier ist ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert seinen Ruhm nicht; denn er springt über seine Nationalität hoch hinaus. Deutsche Hof-

und Volkstheater könnten sich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn sie den genial hölzernen Mazürier zu Gastrollen einladen, und er kommt gewiß, erfährt er nur erst, wie sehr er sich dort in seiner Kunst noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Balletts, worin Mazürier auftritt, ist, wie sich erwarten läßt, die abgeschmackteste Geschichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Balletts dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeschickt hat, worin er wie ein Demosthenes donnert! Als nämlich Polichinel Vampire zum ersten Male aufgeführt wurde, ließ man einen gesprochenen Prolog voranschreiten, welcher Prolog aber schrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter sagt: sein Prolog wäre ursprünglich himmlisch gewesen, aber die Censur habe ihn verdorben. Einen „prince ridicule“ habe er verwandeln müssen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem „Dauphin“ reiten dürfen, sondern nur auf einem Dragon. Dadurch sei alles Salz verloren gegangen. Die Censur habe die schönsten Stellen gestrichen „phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. Office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues“ . . . Es giebt nichts Komischeres, als zu sehen, wie alle dramatischen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieses den Censoren zuschreiben, die sie für Genieräuber erklären. Wenn Censoren aus Büchern den Verstand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderstehlicher Diebessinn angeboren sein; denn daß sie aus Eigennutz stehlen, das werden ihnen ihre ärgsten Feinde nicht nachsagen.

XIV.

Versailles.

„Diese beiden Paläste rechts und links von so edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine schöneren Tempel!“ — Das waren die Pferdeställe des Königs. — „Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der anderen Seite?“ — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis sie ein Jahr alt und diensttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tausend Zimmer und zweitausend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe

der Schüsseln, die unverzehrt von den Tischen kamen, gewann der Oberbeamte der Küche 150 000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürstliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, samt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre dem Staate vierhundert Millionen gekostet! — „Das auf der anderen Seite?“ — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon ist das Gitter, welches den Hof umgiebt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon ist man beschäftigt, einen Teil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaste den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen kosten. Auch tritt man leise auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge sein, an dem sie sich zum ersten Male wieder im Oeil de boeuf versammeln! Wer kennt dieses berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutsauger dreier Menschengeschlechter durstig herumgekrochen? Als der erklärende Lakai den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüster der Verwunderung in der ganzen Gesellschaft zu hören, und auf manchem Gesichte sah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit bestäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerstörungswut der ersten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben und die Deckengemälde von Lebruns Meisterhand nicht erreichen. Daß die großen Künstler so kleine Menschen sind! Sie schmeicheln jeder Macht. Die sogenannten Großthaten Ludwigs XIV. sind auf allen Wänden mit knechtischer Verehrung dargestellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieser oder jener Gott, und auf dem unsterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperücke.

Die Wasser sprangen heute, als Vorfest des nahen Ludwigstages. Wohl sechzigtausend Menschen waren von Paris herbeigeströmt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu sehen, die zu Sturzbächen vereinigt die Wasserkünste bildeten. Mehr als tausend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was seine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Versailles gewendet. Auf diesem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reiches verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte sechs Millionen gekostet. Die Aufführung jeder Oper im Theater des Schlosses kostete an Beleuchtung

und anderen Zurüstungen 100 000 Franken . . . . . Und man spricht noch von den dummen Streichen, die das französische Volk während der Flegeljahre seiner Freiheit begangen!

XV.

Die Estaminets.

Das Wörterbuch der französischen Akademie sagt: „Estaminet ist ein Ort, wo man sich versammelt, um zu trinken und zu rauchen.“ Dürre Worte! Saftlose Worte! Ihr müßt einen Deutschen fragen, was ihm in Paris ein Estaminet ist, ihr müßt ein deutsches Herz aufschlagen; darin findet ihr die bessere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die schmucken Pariser — sie sind aber auch darnach! Ist es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmut mit Kraft, wie der Münster zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu sein, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts gesehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Festung Königstein in Sachsen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Wasser unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib sein, ein Deutscher oder ein Franzose? Wo ist die goldene Mitte, wo ist das schöne Rheinthal, in dem Ernst und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzosen rauchen nicht, denn Rauchen ist ein romantisches Vergnügen, eine Ossianslust, und die Franzosen lieben den Nebel nicht, dieses Salz der schönen Natur; sie mögen keinen grauen, sie mögen nur blauen Dunst. Der Deutsche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzose hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutsche raucht, denn er liebt zu schwärmen im gedankenlosen Denken; der Franzose aber denkt nur Gedanken, und fragt seinen wandernden Kopf, wie ein Paßaussteller: Wohin? Über welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geschäften? Ach, ich werde es nie vergessen, wie es mir erging, als ich von Deutschland kommend, im Gasthause einer französischen Grenzstadt den kleinen Rest holländischen Tabaks, den ich kühn und listig durch die Cerberusschar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Grenze seines Landes den stärksten Patriotismus hat — den schönsten hat es in der Mitte. Ich war an deutscher Grenze, und darum gröber

und rauchsüchtiger als je. Die Wirtin des Gasthauses — oder war es die Tochter der Wirtin, sie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte sich auf französischer Grenze und hatte gegen Tabak den feinsten Pariser Abscheu. Sie war schön wie eine junge Rose und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich steckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entsetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabaksasche entflog dem Kopfe. „Monsieur!“ gurrte die Taube, und der Schmerz erstickte ihre Stimme, sie konnte nichts weiter sprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerschaft wurde herbeigeschrieen; sie kamen mit Schaufeln, mit Besen, mit Tüchern, mit Sand, mit Wassereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaschen; die unglückliche Wirtin kniete zur Erde nieder, um zu sehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöscht sei. Dann wurden alle Fenster geöffnet und tausend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiger Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd gestolpert.

Erst nachdem ich schon mehrere Monate in Paris gewesen, entdeckte ich eine der Freistätten, wo das sittenverbrecherische Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen solchen Ort nennt man eben Estaminet. Ich stieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich sah Rauch, ich sah Deutschland wieder. Da war nicht die schwüle Stille, die man in anderen Kaffeehäusern findet; da wurde geschwatzt, geschrieen, da knallten die Stöpsel der Bierflaschen, da schlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damensteine. Da sieht man nicht die augenkränkenden Taschenausgaben von Stereotypenphysiognomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da giebt es leserliche Foliogesichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengesindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdische Lieferanten, die aus Deutschland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochsen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, sie sind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denselben Korkziehern aus, mit welchen sie die Flaschen öffneten, und es war keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß alles nordisch und deutsch gewesen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man französische Zierlichkeit genug; der Essig deutscher

Romantik war mit dem Öle französischer Klassicität im gehörigen Maße vermischt. Es waren glänzende Zimmer mit seidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vasen; ein schönes Mädchen am Zahltisch; die ausgestellten holländischen Pfeifen waren in Fascesbündeln malerisch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohspitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel ringsumher an den Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen und er zahlt gern doppelt für sich und sein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handschuh, in den Sinn, welche anfängt:

In seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine schnippische Pariserin — dachte ich — ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dichsten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Ist euere Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh!“ — wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ ließ den Handschuh liegen und verließe sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in manchen Häusern des Palais Royal wütet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und spräche: „Hier, da ist ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcelona!“

Lichtenberg sagt, er habe noch kein Genie rauchen sehen. Es wäre schlimm, wenn er recht hätte! Nicht bloß für mich, der ich den Tabak liebe, sondern auch für die sechs Herren dort am Tische, die Deutsch sprechen und alle rauchen. Ich will die Sache untersuchen. Ich trat an den vaterländischen Tisch — „Landsleute!“ rief ich und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechsen sahen mich verdutzt an — sie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der sechste aber, ein junger Arzt, wie ich später erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit gespieltem Zorn auf die Erde. — „Nein, das schlechte französische Zeug rauche ein anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tische gewahrte ich ein Päckchen Tabak, mit lieblich-schauerlichen holländischen Worten darauf. Wie ward mir der Mund so lüstern! Ich streckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!“ sagte der Eigentümer und wälzte seine Hand über die meinige: die

Hand war saftig und schwer und machte dem holländischen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von seinem Überfluß, und gequetscht und leer zogen sich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemütlicher, verständiger Mensch; wir sprachen über allerlei. „Sehen Sie," sagte er mir lächelnd, „der dicke Herr, der dort an der Ecke saß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht sehr hold gemacht; er sprach immer von Kaffee und Buenos-Aires-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete." — „Freund," erwiderte ich, „thun Sie diesem Manne und thun Sie der Freiheit nicht unrecht. Sie gleicht der Gesundheit; die erworbene ist schön, aber die angeborene ist gut. Die Freiheit, für die man *kämpft*, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt; die Freiheit, die man *hat*, ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu scheinen, wie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet sehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den schönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner einen an seine Freiheit tasten, und Ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft und nach dem Schwerte greift, wie ein catalonischer Jüngling! Das Paradies selbst ist ja nur des Glückes Gewohnheit . . ." „Also wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit?" — sprach der Arzt. „Aber diesen höllischen Tabak, ich rauche ihn schon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt." — „O, still davon," erwiderte ich, „denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie ist dein Himmel so blau, wie ist deine Erde so reich, wie ist deine Luft so milde! Wie wohlschmeckend ist dein Brot, wie saftig dein Fleisch, wie feurig sind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüsse, deine Feigen, deine Orangen, wie sind sie so süß! Und alles, was der Mensch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunstwerke, die Geschmeide, wie schön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend ist alles! Und alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe gestellt! . . . Nur *ein* Naturerzeugnis giebt es, was Menschenkunst verdirbt, teuer und ungenießbar macht, und dieses eine unter allen Erzeugnissen, das verdorben, teuer und ungenießbar ist, wird von der *Regierung* gepflanzt, verfertigt und

verkauft — es ist der Tabak!" — „Bedenken Sie aber," erwiderte der Arzt, „daß die französische Regierung jährlich sechzig Millionen am Tabak gewinnt, und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet werden."— „Nein, so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Tabak beträgt sechzig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon oft haben die Tabaksbauer, Tabaksfabrikanten und Händler der Regierung einen größeren Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabaks frei gäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet sie von den Tabaksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungsbeamten, und wenn das aufhörte, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das sitzende Heer schwächer werden. O die Stiefkönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unseren Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen sein. „Seien Sie unbesorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch und wie will er Stiefkönige übersetzen?" — „Er kann das nennen: Les Rois beau ‚paternels'. — „O, dann hat es keine Gefahr. Die französische Polizei, obzwar kosmopolitisch wie jede, ist doch vor allem französisch, sogar vor ihrer Pflicht. Über etwas Lächerliches muß sie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchstens kann mir geschehen, daß ich auf ein Gutachten der französischen Akademie wegen meiner linguistischen Umtriebe im Charenton eingesperrt werde . . . Ach ja, Charenton! Sie sind ein Arzt und gewiß sind Sie schon dort gewesen. Sagen Sie mir, wie sind die französischen Wahnsinnigen? Die klugen Franzosen gleichen sich alle; ist das mit den Verrückten auch so? Sind sie klassische Narren nach den Regeln des guten Geschmacks, oder sind sie romantisch-toll, wie wir Deutsche? Ich bin sehr begierig, mich darüber zu unterrichten." — „Übermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie sich umsehen wollen, werde ich Ihnen alles zeigen." — „Es bleibt dabei; auf Wiedersehen in Charenton!"

XVI.

Das Ludwigsfest.

Am Tage vor dem Feste freie Schauspiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um sechs Uhr morgens war die große

Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine starken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte sich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Teil des Tuileriengartens beleuchtet, die Musikbanden verschiedener Regimenter spielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schlosses gaben die vereinigten Sänger der verschiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertstimmige Lieder zum Lobe des Königs schlossen mit einem vive le Roi. Schade, daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inschrift vive le Roi, vive le Duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gassenbuben verstanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber sah ich mit solchen Fähnchen in der Hand, sie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Festes, verschiedene Wachtparaden im Schlosse der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemustert. Der kleine Herzog von Bordeaux, auf den Armen seiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, streckte seine Händchen aus und rief, als die Musik aufgehört: encore, encore! Nachmittags Einweihung der Reiterstatue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher stand eine auf dieser Stelle länger als hundert Jahre, sie wurde in der Revolution umgeworfen, und jetzt mußten sie die Narren auf ihre eigenen Kosten wieder aufrichten lassen. Der König in römischer Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperücke von Lorbeeren umkränzt, sitzt auf einem wilden Pferde, das schnaubt und sich bäumt . . . „Mais Louis le grand n'est pas effrayé“ — sagt die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und selbstgefälliges Gesicht, das zu sagen scheint: Seht, ich fürchte mich nicht. Franconi könnte sich kein schmeichelhafteres Denkmal wünschen. Man hatte dem Künstler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne verteidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieser Feierlichkeit ging es in die Elyseischen Felder. Dort wurden die Herzen des Volkes mit Wein aufgewärmt, und Würste und Brote ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten sich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir schien, als aus Mutwillen. Unter hunderttausend Menschen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch diese stammelten nicht einmal den schuldigen Dank für die Bewirtung. Ich könnte manches erzählen, denn kein

Polizeispion in ganz Paris hat an diesem Tage mehr herumgehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man sich in französischer, englischer und deutscher Sprache lustig gemacht: denn es war gar zu winzig. Und so endete das Ludwigsfest . . . Mehrere öffentliche Blätter erzählten den anderen Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeisterung des Pariser Volkes. Der Himmel weiß, wo sie alle die schönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire.

Die Franzosen könnten mich mit ihrer „Gloire" in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung sonst keine Zuflucht übrig. Der deutsche Ruhm ist wenigstens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzosen aber ist eine so widrige, abgeschmackte und unverschämte Kokette, daß sie gar nicht zu ertragen ist. Geht hin und seht den verbannten Marius mit seinem Riesenherzen wehmütig sinnend auf den Trümmern Karthagos — schön und erhaben ist der Anblick! Sieht man aber die Pariser bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weste ziehen, um ihnen Wange und Nase damit zu säubern. Menschen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wissen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es anderen Völkern geraubt, seine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichsel ist, womit Münchhausen den Bären gefangen! Die römische Geschichte wurde von den Franzosen dramatisiert, das Drama ist unter dem Namen: Die Revolution bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die besten Schauspieler traten darin auf; Musik, Tanz, Dekorationen und die anderen Nebendinge waren auf das Schönste angeordnet — aber es war alles doch nur ein Schauspiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres gewesen, als in Talma, ging für die Erkenntnis der meisten Franzosen verloren. Komödianten sind sie, und Komödianten werden sie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil solche kriegerische Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Vestalin und im Titus. Jetzt, da der Vorhang gefallen (nicht das Stück, nur ein Akt erst ist geendigt),

jammern sie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahllosen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menschen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch diese nur, seitdem keine Gefahr dabei ist — denn unter Napoleons Herrschaft waren sie stumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn diese verlorenen Nationalruhm beweinen, so ist es lächerlich und abgeschmackt. Daß sie wenigstens, was sie sich selbst als Ruhm angerechnet, auch anderen Völkern als Ruhm möchten angedeihen lassen! Aber davon sind sie weit entfernt. Rußland, Österreich, Preußen besiegt zu haben, scheint ihnen glorreich; daß aber die Russen, Österreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären sie für gemein und niedrig, und sie reden davon, als hätten sich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geschlichen und hätten wie Diebe mit Nachschlüsseln die Thore der Hauptstadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatischer Dichter, der alles Lob verdient und der unter dem Titel: Messéniennes auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, singt:

L'étranger, qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein anderes Mal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiser Augustus, als er die Hermannsschlacht erfuhr, stieß sich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht so gemein, um den Schmerz seines Gebieters zu beschwichtigen, in einer Ode auf die

Germanen zu schimpfen. Noch häßlicher tritt die Nationaleitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüstung des Museums“ singt. Daß man den Franzosen die Kunstwerke, die sie ja selbst als Sieger erbeutet, nachdem sich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — giebt es etwas Natürlicheres und Billigeres als das? Aber Delavigne findet dieses um so schlechter und spitzbübischer, da die barbarischen Italiener, Deutsche und Engländer Kunst und Kunstwerke nicht zu schätzen wissen. Er sagt:

Muses, penchez vos têtes abbattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'oeuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Musen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavignes poetische Klage zu Ohren kam. Das „ciel sans clarté“ und „froids Germains“ ist bemerkenswert. Man frägt sich: wie ist es möglich, daß die Franzosen so wenig von der Geographie Deutschlands gelernt, da sie doch dieses Land fünfundzwanzig Jahre lang durchstrichen? Es scheint, daß man sie in ihren Schulen nur das Deutschland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzose, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieser Tonkünstler in Wien gelebt, konnte sich nicht satt wundern, daß unter einem so rauhen Himmel so zarte Musik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzosen aus Deutschland nach Frankreich reiste. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh.

Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein starker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der französischen Schildwache angelangt, sprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte sich die Weste auf und rieb sich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne ist so erbost über die Plünderung des Museums, daß er dem Apollo von Belvedere, die größten Beleidigungen sagt, weil er sich auch, ohne sich zu wehren, hat fortführen lassen. Er spricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrscheinlich folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr seid zu Hunderttausenden gewesen, euere Sache war's, mich zu verteidigen. Tröstet euch, so gut ihr könnt, ich gehe nach Italien und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich so feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir sagen, ich wäre la crême de la Sculpture; aber ein stiller Seufzer ist mir auch genug. Lebt wohl!"

Mit dieser ihrer Gloire sind sie aber in der jüngsten Zeit gar sehr in die Klemme gekommen. Es versteht sich von selbst, daß ich hier bloß von den Liberalen spreche; denn was die Ultras betrifft, so sind diese guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hauswesen und ihren Familienangelegenheiten beschäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere solche Allotrien bekümmern sie sich gar nicht. Die Pariser Liberalen also hatten, seit dem Sturze Napoleons, jede Anspielung auf den alten französischen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauspielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben sie nach italienischen, ägyptischen, deutschen, spanischen und russischen Altertümern. Das Herbarium vivum von ihren getrockneten Lorbeeren könnten hundert Packpferde nicht schleppen. Die arme Theatercensur mattete sich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie strich und strich; aber wie wäre es möglich, einer so geistreichen

und scharfsinnigen Nation, als die französische ist, und die ihren Geist überall in der Tasche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr alles wegzustreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde sie daran festgehalten. Die französischen Komödien können so wenig, als die deutschen, der Lieutenants entbehren, und so oft sich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloirefieber aus und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der spanische Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete sich. Von Gloire wollten sie nichts mehr hören, sie wurden fromm wie die Lämmer und fanden nichts lieblicher, als daß sich jedes Volk redlich im Lande ernähre und sich um fremder Völker Thun und Lassen nicht bekümmere. Es wurde also anbefohlen, ruhmvolle Anspielungen fortan mit Kälte aufzunehmen und sich von jeder Theaterscene, die nach Pulver rieche, mit Abscheu wegzuwenden. Aber das Pariser Parterre läßt sich nicht so schnell unter einen Hut bringen, und in den ersten Tagen der neuen Ordnung klatschten die feurigen Patrioten, wie sie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theaterzeitungen ein schrecklicher Lärm, und sie logen, daß man gar nicht begreift, wo sie die Unverschämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck: von der Polizei angestellte Leute hätten Kriegsscenen beklatscht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Oberhofmeisterin der Prinzessin Europa, hat seitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauscht. Zwar hat sie durch den spanischen Krieg einige neue Angste bekommen. So mußte eine Mamsell Mina, die in einem Kotzebueschen Stücke vorkommt, in Caroline umgetauft werden, und in einem anderen Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im übrigen aber hat die Censur jetzt bessere Zeiten und kann sich ausruhen. Von der Gloire, die ihr sonst ein Dorn in den Augen war, ist sie die beste Freundin geworden. Die Pariser Straßen sehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, alles behängt mit Bildern, versteckt hinter Büchern, umstellt von Ofenschirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben; und selbst darauf wird nicht Rücksicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe sogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und schöne Reverbèren an den Winkeln der Vendome-

säule aufgestellt wurden, — da wo sonst keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln sehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie schade, daß die heißen Tage vorüber sind, vielleicht hätte meine kleine Beschreibung von dem hiesigen künstlichen Winter der Einbildungskraft der deutschen Leser einige Kühlung gegeben, was ihnen erwünscht gewesen wäre. Denn wie man mir aus Deutschland geschrieben, hat es dort diesen Sommer sehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht alles! Aber den Engländern ist es nicht besser gegangen; auch sie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten sie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt; während sie sich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgestritten, ob diese Ware zu verzollen sei oder nicht, war der Gegenstand des Rechtsstreites zu Wasser geworden — ein Umstand, der bei Prozessen nicht selten eintritt. Noch größeres Mißgeschick hatten andere britische Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeschickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannschaft und Ladung zu Grunde. Diese Gefahren hatte der deutsche antipiratische Verein wahrscheinlich vorher berechnet, sonst hätte er sicher bei dem ihm eigenen Unternehmungsgeiste seine, durch den Schrecken der Raubstaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutschen Bunde heilsame Abkühlung zu verschaffen! . . . Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis im Überfluß, von wo man es herbekommt, mag der Himmel wissen. Das beste Gefrorene findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die süße Not, zwischen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will sie nennen: Vanille, pistache, café blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin besteht das Wesen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es ist eine Zuckerbäckerscharade. Ein Chemiker müßte ich sein, es nach seinen Bestandteilen, ein Dichter, es würdig, ein Stoiker, es mit Gleichmut zu beschreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine französische Windbeutelei, dieser sogenannte Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis nur mit der Form und Farbe eines Biscuit sein! Ich genoß, und schämte mich meiner

Übereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorener. So mag Ambrosia munden. Aber Ambrosia ist auch nur ein Wort — man komme und schmecke. Was kann ich von genannter Eisart rühmlicheres erzählen als folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß eine wunderschöne junge Frau, die eifrig davon gegessen und ihr Glas schneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das seinige, in dieses mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, so daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann sich triumphierend herumgesehen und allen anwesenden jungen Leuten zu verstehen gegeben, sie sollten daraus entnehmen, wie wenig für sie zu hoffen sei — so sehr liebte die junge Frau gefrorenen Biskuit. — Diejenigen meiner Leserinnen, die je in Paris, und währenddem schön, oder jung, oder reich gewesen (dem Reichtum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt sich dort alles), die lächelten gewiß voll seliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den Boulevards des Italiens gesprochen. In schönen Sommernächten da sitzen . . . säuselnde Bäume . . . umgaukelnde Bewunderer . . . von tausend Lichtern zauberisch umflossen . . . eine herrliche Zither tönt herüber . . . drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig . . . und dabei den süßen Schnee herabzuschlürfen, wie das köstlich ist! Ach, es denkt keiner daran, wie teuer sich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menschlichen Lüsternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur schon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und sie haben weit zu sehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und sie soll doch Kranken einen Heilbrief schreiben. Tausend frische Zweige säuseln mich vom dürren Pulte weg, tausend Vögel zwitschern mich hinaus; denn sie säuseln, denn sie zwitschern: Rousseau! Rousseau! Die Kastanienbäume dort, ernste Greise jetzt, sie haben in schöneren Jahren Rousseau gekannt und mit Schatten bewirtet seine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich sehe in die Fenster — darin ist Rousseaus Stübchen; aber er ist nicht daheim. Dort ist der kleine Tisch, an dem er die Heloise gedichtet; da steht

das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen, kein Gebüsch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — sie sind ihm alle begegnet, und er hat sie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — so, ganz so hat ihn die Frühlingssonne um diese Stunde auch seinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur ringsumher — die treulose, buhlerische Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und sie sah ihn lächelnd an, und jetzt, da er fern ist, lächelt sie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt jeden an, der seufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwischen den Dörfern Enghien und St. Gratien ein See, welchen die Franzosen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man sich billig wundern! Sie, die alles vergrößern, die inländischen Tugenden und die ausländischen Fehler, müßten den See — sollte man meinen — das stille Meer von Montmorency heißen, so groß und stattlich ist er. Wahrlich, als ich ihn gestern vormittag sah — das Wetter war etwas stürmisch — schlug er hohe Shakespeareswellen und war unklassisch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze schöne Stunde umschleichen. Herrliche Baumgänge umschatten sein Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über seine Wellen. Diesem See nahe sind die Badehäuser angebaut, alle auf das Schönste und Bequemste eingerichtet. Die Bestandteile des Wassers kenne ich nicht genau; die chemische Analyse, die der berühmte Fourroy davon gegeben, habe ich nicht gelesen; nur so viel weiß ich, daß Schwefel darin ist — dieses herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver gestoßen, kranke Menschen heilt. Wahrscheinlich hat das Badewasser von Montmorency die größte Ähnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Konversationslexikon — diesem sächsischen Reichsvikar nach Ableben des deutschen Kaisers, der den deutschen Völkern geistige Einheit giebt und dessen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreise mnemonisch bewahren — kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, salzsaure Kalkerde und Bittererde, schwefelsaures Natrum und schwefelsaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum aufgelöstes Eisen enthält. Aber

Montmorency ist ungleich wirksamer als Wiesbaden und alle sonstigen Schwefelbäder Deutschlands und der Schweiz. Die notwendigste Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder ist, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weswegen auch gute Ärzte, da, wo sie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu schaffen. Paris liegt aber so nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteste zu haben ist. Aus dieser vorteilhaften Lokalität entspringt für deutsche Kurgäste noch ein anderer ganz unschätzbarer Nutzen: daß sie nämlich gar nicht nötig haben, sich auf der großen Reise von Deutschland nach Paris mit einer Krankheit zu beschleppen, welches besonders bei Gichtübeln beschwerlich ist, sondern daß sie sich gesund auf den Weg machen und sich erst in Paris mit den nötigen Gebrechen versehen, von wo aus sie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu suchen. Sollten sie diese nicht finden, oder gar unglücklicherweise in Paris sterben — denn es versteht sich von selbst, daß man dort alle seine Zeit zubringt und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kastanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu sehen, so hat man die Reise doch nicht vergebens gemacht. Es giebt nichts angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu sterben; denn kann man dort sterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, sind noch gar viele, und ich werde ein anderes Mal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu sprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher sich, besonders die deutsche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe sie die Reise nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoisie verstoße, wenn ich dieses als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, so entschuldigt mich meine gute Absicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, schön, verheiratet, gesund und ein Frauenzimmer, würde ich, sobald ich im Morgenblatte die Anpreisung des Montmorencybades gelesen, wie folgt, verfahren. Ich nehme an, ich lebte seit fünf Jahren in kinderloser, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf seine landwirtschaftlichen Baue, Parkanlagen und

Merinoschafe, als auf meine Launen und Luftschlösser. Er liebte die Jagd sehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät ich ihm in allem seinen Willen, und nur an Festtagen, die ich mir zu diesem Zwecke alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrschaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unseren Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf seinen entfernten Meiereien, und wir hätten selten eheliche Zwiste. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leserinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Person, wie Cäsar, und im Indikativ, wie die Weltgeschichte, von mir erzählen.

An einem schönen Maiabend — die Dorfglocke verhallte schlaftrunken, der Himmel löste seine roten Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, sprach er zu seinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, sein Sie so gut und lassen Sie meiner Frau sagen, daß ich da bin.“ Der Graf war gegen seine Jagddienerschaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartensaale legte er seine Tasche ab und zog die Ladung aus der Büchse; die Jagd war sehr unglücklich gewesen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgestoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam schüchtern herbei und sprach mit ängstlicher Stimme: „Erschrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen ist es vorüber, Sie brauchen sich gar nicht zu beunruhigen.“ Der Graf stieß zornig seine Büchse auf den Boden. — „Elster, Starmatz, Gans, was schnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber soll ich nicht erschrecken?“ Das Kammermädchen erwiderte: „Sie können ganz ruhig sein, die gnädige Gräfin befinden sich etwas unwohl und haben sich zu Bette gelegt.“ — „Schon gut, brummte der Graf, schick' Sie mir den Heinrich.“ — Heinrich kam, seinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er sich ungeschickt dabei, und bekam einen leisen Fußtritt; so sanft hatte Heinrich den Herrn nie gesehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer seiner Frau. Die schöne Gräfin richtete sich im Bette auf; sie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?“ frug der Graf so zärtlich als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da bist, jetzt ist mir schon viel besser. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Übelkeiten.“ Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauspielerin, die schon in bedeutenden Rollen auf-

getreten, stotterte doch, als sie diese Worte sprach, und ward rosenrot im Gesicht. Der Graf — er besaß große Allodialgüter und war seiner ganzen Kollateralverwandtschaft spinnefeind — als er seine Gemahlin erröten sah, faßte ein freudiges Mißverständnis, und drückte der Gräfin so fest und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Diese schrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachteltakt: Au! au! au! Au ist zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Stil, und einen schönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leserin brauch ich es wohl nicht zu sagen, daß jenes Au nichts war, als die erste Scene einer kleinen dramatischen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, abends nicht so spät in der Laube zu sitzen; du hast dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!" Nach diesen Worten wünschte der Graf seiner Gemahlin gute Nacht und ging brummend fort.

Am anderen Morgen fand sich die Gräfin beim Frühstück ein und erklärte sich für ganz wiederhergestellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man suchte darnach, es fand sich nicht. „Steht etwas Interessantes darin?" fragte der Graf. Die Gräfin erwiderte, sie habe es gestern, weil sie sich zu Bette gelegt, nicht gelesen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und schlürfte ein Löffelchen aus der Tasse ihres Mannes, ehe sie ihm dieselbe hinreichte, um zu versuchen, ob der Kaffee süß genug sei — eine zarte Aufmerksamkeit, die sie für feierliche Gelegenheiten versparte. Darauf brachte sie ihre eigene Tasse an den Mund, vermochte sie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitlosigkeit, und daß ihr der Mund so bitter wäre. „Meinst du nicht, liebes Kind, — sagte der Graf — daß es gut sei, den Arzt aus der Stadt holen zu lassen?" — „Ich halte es nicht für nötig, erwiderte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indessen, wenn es dich beunruhigt, thue es immerhin." Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, schüttelte den Kopf; Frank, sein Polarstern, zog sich hinter Gewölk, und vom menschlichen Herzen, diesem Kompasse auf dem Meere zweifelhafter Geschichten, verstand der gute Doktor nichts. In seiner Specialinquisition erlaubte er sich verbotene Suggestionen; die Gräfin verwickelte sich in ihren Antworten, klagte über die widersprechendsten Leiden, stotterte, ward wiederum rot.

Der Graf lächelte abermals und sprach: „Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein lassen."

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der schönen Gräfin auch fort. Sie ließ sich vom Doktor die jüngsten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte diesen endlich: „Waren Sie schon draußen auf dem Freidhof beim Baron Habersack gewesen? Er ist krank." — „Ich bin sein Arzt nicht," erwiderte der Doktor seufzend. — „Ich weiß das, sagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baronesse von Ihnen gesprochen, sie wird Sie rufen lassen." — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baronesse, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herstellen könne, aber der Baron ist ebenso geizig, als seine Gemahlin großmütig ist. Sie verläßt sich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereise als unerläßlich zu seiner Heilung vorschreiben werden." — „Gnädige Gräfin, eine Badereise wäre Ihnen vielleicht auch anzuraten." — „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelassene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badeort würden Sie empfehlen?" — „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?" — „Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte sterben vor Langeweile." — „Was halten Sie von Ems?" — „Man erkältet sich dort abends zu leicht." — „Lieben Sie Kannstadt?" — „Ich hatte mir dort sehr gefallen; schade nur, daß die Esel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt so lustig machen . . . Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris? die dortigen Schwefelbäder werden sehr angerühmt, und scheinen mir für meine Umstände ganz zu passen." — „Ich kenne sie; glauben Sie doch der französischen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Wasser geworfen, und sich damit gewaschen, thut dieselben Dienste, wie das Bad von Montmorency." — „Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reise, Paris, die Zerstreuungen." — „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß sehr heilsam." — „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, seien Sie geschickt, Sie werden Mühe haben." „Gnädigste, ich führe eine Schlange in meinem Wappen." —

Während oben Kriegsrat gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb sich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch seinen nahbegüterten Kollateralverwandten eine schadenfrohe

Botschaft zu bringen. „Wartet nur, naseweiser Bruder — sprach er lachend vor sich hin — und Sie, hochmütige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zusammen essen, die gesalzen sein soll." Endlich kam der Arzt, er stürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und sprach: „Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flasche Madera?" Der Doktor zuckte bedeutend die Achseln. — „Man kann noch nichts sagen, wertester Herr Graf. Man muß der Natur Zeit lassen, sich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verschrieben, zum Versuch bloß." — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" — „Es ist eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern suchen muß." — „Gicht! Doktor. Meine Frau ist erst dreiundzwanzig Jahre alt, so jung und schon die Gicht! Ich habe sie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreisen, von dem tagelangen Reiten." — „Im Gegenteil, Herr Graf, mehrere und stärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet sich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwassertrinken." — Graf Opodeldoc ließ sich das gesagt sein; er war ein kenntnisvoller Pferdearzt, aber von der Menschheit in ihrem gesunden und kranken Zustande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer seiner Frau, ergriff beide dort stehende vollgefüllte Zuckerdosen und schüttete ihren Inhalt zum Fenster hinaus. Alles Hofgeflügel kam herbeigeflattert und schlich langsam und verdrießlich wieder fort, als sich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechselte die schöne Gräfin Opodeldoc zwischen Wohlbefinden und Übelbefinden mit vieler Kunst und Überlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging. Die Krankheit blieb. Endlich schien die Arznei anzuschlagen — sie mochte wohl sympathetisch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon seit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpsichore hatte diese glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage schickte die Baronesse Habersack Einladung zu einem Balle, auf dem sie vor ihrer Abreise ins Bad alle ihre Freunde vereinigt sehen wollte. Die Gräfin schmückte sich aufs herrlichste, sie war schön wie — ein Engel. (Warum ist die christliche Mythologie so arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, stand, wie Pygmalion vor seinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunstwerk ihrer Hände und flehte die Götter, sie möchten die Gräfin

beleben und in einen Mann verwandeln. Der Graf selbst zeigte starke Spuren inneren Wohlgefallens beim Anblicke seiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß seine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas bersten würde vor Neid, hatte sein ästhetisches Gefühl ungemein geschärft. Er nannte die Gräfin einmal über das andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, sie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menschlicher Seelenstärke, einzig in der Weltgeschichte! o glorreichste Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Rosen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunst und Natur bis zum Blenden umschimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tausend süßen Triumphen . . . stieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus und wollte zusammensinken. Der Graf stützte sie und fragte: „Was hast du, mein Mäuschen?" Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte sie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte sich zu Bette. Sophie, ob sie zwar als Kammermädchen hinter den Coulissen stand, ward doch überrascht von dem Staatsstreiche ihrer Gebieterin, dessen Geheimnis sie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligstes hatte, in das auch die Priesterin Sophie nicht treten durfte, sondern nur sie selbst als hohe Priesterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er sich zum Grafen und sagte mit feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu raten, daß Sie einen anderen Arzt kommen lassen." — „Noch einen?" rief der Graf. „Ein Kongreß! Steht es so schlimm mit meiner Frau? Ist eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?" — „Nein, wertester Herr Graf, so schlimm ist es nicht; aber die gnädige Gräfin scheinen kein Zutrauen in mich zu setzen und wollen meinen Rat nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber sie will nichts davon hören. Sie sagt, das Geräusch der Badeorte sei ihr verhaßt, und sie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu sprechen. Aber meine Pflicht . . ." — „Herr Doktor, ich liebe die Badeorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderem Wege heilen?" — „Wertester Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Ärzte. Der Arzt und die kranke Natur sind der Blinde und der Lahme; die Natur zeigt uns den Weg, den wir sie tragen sollen. Um einen

Kranken zu heilen, müssen wir in ihm den gesunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel ansetzen. Die Gicht ist eine Krankheit, die sich aufs Hartnäckigste verteidigt, sie ist mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weswegen sie auch im Konversationslexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt . . ." Der Doktor sprach noch länger als eine Viertelstunde gelehrt und unverständlich, um der Gräfin Zeit zu lassen, ihre Rolle zu rekapitulieren. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?" — „Nein, Herr Graf, das Wasser ist zu stark." — „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft." — „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Wasser allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft ist dort schädlich." — „Welches Bad raten Sie denn?" — „Das zweckmäßigste wäre Barrège in den Pyrenäen." — „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappist attrapieren?" — „Freilich, Herr Graf, Barrège hat seine Bedenklichkeit. Das Wasser von Montmorency bei Paris ist ungefähr von gleicher Beschaffenheit." — „Herr Doktor, wenn unsereiner nach Paris reist, so kostet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn sein? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?" — „Schon Hypokrates, in seinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin ist nicht zu bewegen." — „Das wird sich finden; wenn ich will, muß sie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor."

Graf Opodeldoc brauchte länger als vierzehn Tage, seine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte sie ein. „Ich will deiner liebevollen Besorgnis dies Opfer bringen," sprach sie mit matter Stimme. Sie ward täglich schwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind — sagte der Graf eines Morgens — ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausschicken, du wirst für die Reise noch allerlei bedürfen." — „Nein, guter Mann, erwiderte die Gräfin, „das Nötigste habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie sich alles in mir auflöst, bald schließt mich der Tod in seine kalten Arme." -- „Kinderpossen! Du wirst in Paris wieder aufleben; dann brauchst du Flitter genug, und dort ist alles doppelt teuer." — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdischen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!" — „Wie du willst!" — brummte der

Graf. — Die Vorbereitungen zur Reise waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons sehr, doch, als guter Deutscher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte sie sich gestärkt, und in Straßburg vermochte sie mit Leichtigkeit den Münster hinaufzusteigen. Oben auf der Plattform sagte der Graf: „Mäuschen, du blühst ja wieder wie eine Rose.“ Die Gräfin erschrak, bedachte, wie wenig entfernt sie noch von der Heimat wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröte hinter dem Widerschein der Abendglut zu verstecken. Als sie an der Barriere St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutschland kommend, in Paris einfährt, wollte der Postillon, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus bestellt war. Aber die Gräfin befand sich plötzlich so übel, daß man sich entschließen mußte, über Nacht in Paris zu bleiben. Der am anderen Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für une fièvre non maligne und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adressen abzugeben, machte Besuche, empfing Besuche; nach einigen Tagen war die Gräfin hergestellt und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutsche unlegitime Garderobe wurde in der Viviennestraße restauriert. Der Graf selbst fing an, sich in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackeren Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenschaftlicher Jäger war und der ihm Gelegenheit verschaffte, seine Lust zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom ersten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt und da sie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieses zu häufigen Zwistigkeiten mit ihrem Manne. „Er ist ein wilder Mensch!“ sagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute sind nicht anders!“ erwiderte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbst nahte heran, die Rückreise konnte nicht länger verschoben werden. Der Wagen war angespannt, der Colonel umarmte seinen Freund. „Adieu, mon ange!“ sagte er zu Sophie, ihr die Wangen streichelnd; aber vergebens suchte er unter Scherzen seine Rührung zu verbergen, Thränen entstürzten seinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, sie zu küssen, diese zog sie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als sie im Wagen saßen, sagte der Graf: „Du hast dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er ist ein herrlicher Mann, ein echt deutsches

Herz" . . . Während auf der ersten Station hinter Paris die Pferde gewechselt wurden, schlug sich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „Mein vergessen!" Mit freudigem Schreck frug die Gräfin hastig: „Deine Brieftasche? Ich habe sie auf dem Kamin gesehen. Laß uns schnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch manches dort vergessen; wenn wir nicht eilen, ist alles hin." — „Die Brieftasche habe ich" — erwiderte der Graf — „ich meine, wir haben ja ganz vergessen, uns in Montmorency umzusehen." — „Übers Jahr!" lispelte die Gräfin mit einem leisen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, dessen goldene Kuppel in der Abendsonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleise auf seinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariser Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Diese hatte sich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm ist, in Paris zu sein, ist es für Frauen noch angenehmer, dort gewesen zu sein und davon zu berichten. Die Herbstwinde raschelten, die Blätter fielen. Es kam der erste November, des Grafen fünfzigster Geburtstag. Der Graf schlief an diesem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu seiner Überraschung Zeit zu lassen. Er ging hinab in den Saal und wünschte seiner Gemahlin mit erkünstelter Gleichgültigkeit und Kälte einen schönen guten Morgen. Bei seinem Eintreten sagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh, Sophie!" indem sie ihr einen sanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Gesichte und schlüpfte lachend hinaus. „Väterchen!" sprach die Gräfin mit entzückender Holdseligkeit — der Graf kam näher — „Väterchen!" — der Graf stand vor ihr — „Petit Papa" — sie ergriff seine Hand, drückte sie fest und zärtlich, er zog sie zurück; sie lächelte, er errötete. —

Das macht' ich so!

XX.

Die Vendomesäule.

Man muß sehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger französischer Schriftsteller begegnet, welche Beschreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entstanden, erregen und verdienen die Bewunderung

aller; aber wie davon sprechen? Napoleon hat sie geschaffen. Um dieser stechenden Wahrheit auszuweichen, sieht man jene armen Herren sich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen und stellen für schreibende Höflinge die schönsten Stilmuster auf. Sie sagen: alle Bauwerke der kaiserlichen Regierung wären schon unter Ludwig XIV. beschlossen worden, Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe seines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nötige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. sei auf gleiches bedacht gewesen, habe es aber unterlassen, um seine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beschweren. Dann sagen sie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen lassen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm so viele und große Werke entstanden, der Bewunderung zu entziehen, sagen sie: Bonaparte habe zu Pferde der Unsterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunstwerke größeren Nachruhm bringen würden, als seine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnt, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er sich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulassen. Endlich, weil sie fürchten, noch nicht genug geschmeichelt, Napoleon noch nicht genug gelästert zu haben, sagen sie: Er habe die Baukunst nicht geschätzt, die Baukünstler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, sie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant gewesen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieses wahr ist, muß man sich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchst wahrscheinlich eine dieser Personen irgend ein Pätschchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendomesäule sagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajan zu Rom sklavisch nachbilden lassen, weil er den Künstlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiste zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wissen wir auswendig genug, aber mit der Vendomesäule hat er recht gehabt. Die Künstler unserer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwischen hölzernen Stäben eingesperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Untersuchung geschützt — das ist ihr höchstes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urteils hinzustellen, allen verständlich, allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks

einzieht — das vermögen sie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohlgethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendomesäule ist das schönste unter allen Bauwerken Napoleons; unter solchen nämlich, die eine sittliche Vorstellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vorteile des tierischen Menschen gewidmet sind: Märkte, Wein-, Getreidehallen, Schlachthäuser, die der französische Kaiser aufführen ließ, so muß man gestehen, daß die alte Welt nichts Ähnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome soll, wie bekannt, die Siege der Franzosen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie ist rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein schönerer Baustoff, als den der türkische Kaiser zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutsche Zeitung schmunzelnd erzählt hat, bei seinem Barte geschworen, in Griechenland eine Moschee von Christenschädeln aufrichten zu lassen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons stand. Sie war, wie ihr Urbild, so fest auf den Beinen, daß man sie absägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde später das Pferd gegossen, worauf Heinrich IV. auf dem Pont-Neuf sitzt. Eine finstere Treppe führt zur Galerie, welche die Kuppel der Säule umgiebt. Mit einer Laterne in der Hand steigt man den ängstlichen Weg hinauf, der so eng ist, daß man dem Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei sich Begegnende könnten sich nicht ausweichen. So sind die Wege des Ruhmes! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde sich vor einigen Jahren herabgestürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Last. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelstichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieser Säule des Ruhmes schaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutschen wohlthun würde, wenn es die Binse größer und stärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben sie, um die Weltgeschichte Höflichkeit zu lehren, die Inschrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Bestimmung ausdrückte. Die Inschrift war in lateinischer Sprache, und die Wenigsten hatten sie verstanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer lesen.

XXI.

Gretrys Herz.

Deutsche Advokaten — — — — Wenn man Gefühl hat, oder das erste Kind in der Wiege liegt, gelingt es selten, den Faden einer vernünftigen Betrachtung ohne Riß abzuspinnen; hat man aber beides zugleich, wird die Feder gar mitten im Satze aufgehalten, und das verdrießliche Punktum harrt ungeduldig auf die Zögernde. Wie das Bübchen schreit und weint und zappelt! Du plauderndes Rätsel, ich verstehe dich doch nicht — wer sagt mir dein Wort? Du süßer, gärender Most, welchen Wein wirst du mir bringen? Wirst du glücklich sein und machen? Wird dein Herz unter warmem blauen Himmel herrlich blühen, bis es die rasche Hand des Schicksals bricht oder der Herbst sanft entblättert; oder wird es im kalten Norden erstarren, daß der Tod nichts mehr zu töten findet? Wird dein Geist auf dem stürmischen Meere der Wahrheit kühn nach unentdeckten Inseln schiffen, oder auf dem Wochenmarkte des Lebens kaufen und verkaufen, bis der Sarg die Rechnung schließt? Wirst du der zarten Bitte weich entgegenkommen, oder fliehen vor der bettelnden Verzweiflung und ein Bösewicht werden? Wirst du das Schwert führen mit tapferer Hand, das Wort mit kühner Zunge? Oder wirst du flink der Gewalt ausweichen, und schmeichelnd den Übermut entwaffnen? Wirst du ein Lehrer der Weisheit werden, wirst du Unglückliche trösten durch Gottes Wort, oder Kranke heilen durch die Kräfte der Natur? Alles was der Himmel will! — nur daß er eines nicht wolle! Wüßte ich, Junge, du würdest einst Advokat, mit diesen meinen Händen würde ich dich erwürgen, und deiner verzweifelnden Mutter keine Silbe des Trostes geben und ihr zuschreien: Schweig, thörichtes Weib, oder entferne dich mit deinem Jammer! Sparta, nur das Vaterland seiner Kinder, hat schon die getötet, die mit verkrüppelten Körpern geboren, und ich, der leibliche Vater meines Sohnes, sollte seine verkrüppelte Seele aufkommen lassen? Soll ich dieses blühende Leben hinabsteigen sehen in die Bleibergwerke giftiger Hantierung, und dem Grabe zuschleichen mit ausgetrockneten Adern, oder das Herz, aufgedunsen von geiler Geldliebe, einen breiten Sarg ausfüllen? Soll sich unser Sohn mästen mit dem Schweiße der Not, und seinen Durst löschen mit den Thränen der Witwen und Waisen? Soll er ein kalter Schachspieler

sein, gleichgültig, ob er mit den weißen oder den schwarzen Steinen gewinne? Soll er das geschriebene Recht des Wucherers in Schutz nehmen gegen das verwischte Notrecht des Leichtgesinnten? Soll er ein Kuppler sein jeder lüsternen Habsucht und der Verführer schwacher Richter? Soll er im Dickicht verstrüppter Gesetze auf sorglose Wanderer lauern? Soll er, werde er auch der Besten einer, wie ein Zergliederer unter Gebeinen und faulen Eingeweiden verwester Rechte leben? Nein; lieber ziehe ich diese junge Wurzel aus der lockeren Erde! . . Doch wie? Hast du nicht noch eine lange Zukunft vor dir? Wird nicht die Zeit größer werden und mit dir das Vaterland wachsen? Ja, du sollst Advokat werden! . . . Der Schelm ist eingeschlafen unter meinen Reden. Ich glücklicher Vater! Er hat schon Geschmack, und giebt mir Ruhe, meinen Satz zu endigen. —

Deutsche Advokaten, Notare, Gerichtspräsidenten und Räte, Gerichtssekretäre und Pedelle haben schon manche Versiegelung mit Vergnügen veranstaltet; aber die eines bürgerlichen toten Herzens ist ihnen sicher noch nicht vorgekommen. Sie überlassen mit Recht dergleichen romantische Streiche der Jugend und den deutschen Calderonen. Ich aber habe eine solche Versiegelung mit angesehen, und sie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rousseau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam später in den Besitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und starb daselbst. Im Garten liegt sein Herz unter einer gestutzten Marmorsäule begraben, die seine Büste trägt und die Inschrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton cœur n'est qu'ici. Das mais ist sehr schafig; die Franzosen können keine Grabschrift machen, sie verstehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, so viel man es ohne diesen begreifen kann. Am 17. Mai kamen abends drei Gerichtspersonen aus Paris, mit schweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte schon — und es war eine süße Maidämmerung — aber weder dieses, noch der Gesang der nahe nistenden Philomele konnte die Priester der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juristische Bänder aus der Tasche, umschlangen damit Gretrys Grabsäule, knüpften sie an das umherlaufende Geländer fest, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und siegelten gehörig. Es war dieses der letzte Akt eines romantischen Prozeßdramas, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juristischen Lesern,

daß sich die Prozeßkosten auf zehntausend Franken belaufen, so wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug mischen, daß sie sich meine Zeichnung selbst werden ausmalen können.

Gretry starb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, seiner testamentarischen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaise begraben. Vor dessen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer Nichte Gretrys, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man solle das Herz des Verstorbenen herausnehmen und einbalsamieren; aber einige Glieder der Familie widersetzten sich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab gesenkt, bis das Gewölbe, daß sie aufnehmen sollte, vollendet sein werde. Nach zwei Monaten, als dieses Gewölbe fertig war, wurde Gretrys Leiche wieder ausgegraben. Diesen Umstand benutzte Herr Flammand und ließ das Herz im geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erführen, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalsamieren und in eine zinnerne Büchse legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf schrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei seinem Leben den Wunsch geäußert, daß sein Herz in seinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieses Wunsches gedenkend, sei er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt schrieb zurück: Er nehme das Geschenk an, und man solle es ihm durch den nächsten Postwagen schicken. Er soll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz portofrei; indessen wird dieses komisch-ökonomischen Verhältnisses in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in diesem Verfahren den edelsten der alten Römer, die dem Dienste des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand zischte auf und dampfte, als der kalte, prosaische, kanzleistilische Brief sich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umstände hatten seinen früheren Entschluß abgeändert. Erstens hatte er unterdessen die Eremitage an sich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war also der angemessenste Platz für Gretrys Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgerissen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariser Friede sei hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des kostbaren Überrestes eines seiner großen Männer berauben. Er ließ also im Garten der Eremitage ein Denkmal setzen, worunter das Herz gelegt werden sollte. Ehe dieses ausgeführt werden konnte,

kamen die verbündeten Heere zum zweiten Male nach Paris und breiteten sich in der Umgebung aus. Herr Flammand flüchtete sich und sein Herz vom flachen offenen Lande in die sichere Stadt, wo der Palais Royal auch Baschkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutschen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes mit Schonung behandelt und gegen jede Zerstörung bewacht und geschützt. Er eilte froh mit seinem Herzen hinaus und traf zwei junge preußische Offiziere knieend vor Gretrys Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rousseaus Denkmal gekniet, das sich, von der Epinai eiteln Sorgfalt aufgestellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretrys Herz mit großen Feierlichkeiten in der Ermitage beigesetzt.

Die Stadt Lüttich schien ihre alten Ansprüche aufgegeben zu haben und ließ sich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erst im Jahre 1820 brachte sie die Sache wieder in Anregung und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieser beantwortete den Brief nicht. Darauf schlug der Bürgermeister von Lüttich einen schlaueren Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiselle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geschäften von Lüttich nach Paris reiste, dem Herrn Flammand auf diese oder jene Art sein Herz zu entreißen. Demoiselle Keppenn, in solchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuversichtliche Modehändlerin verkannte den Geist der Zeit, ob sie zwar die Zeit, als ihre Ware, genau kennen sollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus sei, und als sie nun mit ihren Absichten und Reizen vorrückte, wurde sie zurückgeschlagen. Da nahm sie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretrysche Familie zu entzweien, und sie wußte sich von einigen Gliedern dieser Familie die schriftliche Erklärung zu verschaffen, daß es ihr Wunsch und Wille sei, daß Gretrys Herz nach Lüttich geschickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den französischen Gerichten und verlor den Prozeß in der ersten Instanz. Sie appellierte und gewann ihn definitiv. Zwar hatte sich jetzt Herr Flammand an das Kassationsgericht gewendet, doch ist zu einem veränderten Urteile keine Hoffnung. Die Form ist gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug ist.

Glücklich diejenigen, deren Herz erst nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieses hatte vor zehn Jahren aufgehört zu schlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in seinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jetzt, nachdem es sieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es seine Ruhestätte verlassen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geschieht aber mit der Grabsäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton cœur n'est qu'ici, in die: Ton cœur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieses nicht das erste Beispiel einer konjugierten Grabschrift, welche Art zu konjugieren etwas Angenehmes hat, weil sie Leben in den Tod bringt. Auf Rousseaus Grabmal in Ermenonville standen die Worte: Ici repose l'homme del la nature et de la vérité; nachdem aber während der französischen Revolution Rousseaus Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inschrift das Wort repose in reposa. Herr Flammand ist übrigens willens, Gretrys Grabschrift in der zweiten Auflage nicht bloß zu verbessern, sondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die französischen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutsche Lapidarstilisten werden ersucht, mir darüber ihre ästhetischen Vorschläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anschlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld (doch trifft das eine seltener ein, als das andere), kann man sich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienenden öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anschlagzettel, die man ganz unentgeltlich zwar nicht benutzen, doch lesen kann. Paris hat, wie jede deutsche Stadt, seine Intelligenzblätter, petites affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein protestantisches Dienstmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen sucht, wo sie „ihrer Religion obliegen könne". Es ist leicht zu erklären, warum die feineren Spitzbübereien und Bedürfnisse in diesen petites affiches nicht angeboten werden. Erstens, weil sie von Fremden und höheren

Ständen wenig gelesen werden, und zweitens, weil sie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, sich gehörig auszusprechen. Die Pariser loben ihre Waren und andere Kunsterzeugnisse niemals im Lapidarstil, und wenn sie, weil ihnen etwas gelungen, sich selbst loben, sagen sie nicht wie Cäsar: „Ich kam, sah, und siegte!“ — sie sind zu bescheiden — sondern sie gebrauchen viele und große Worte und erzählen ihre Feldzüge umständlich. Die Anschlagzettel sind ihre Kommentarien. Man findet diese an hundert Häusern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier sind es aber keine Narrenhände, welche die Wände bekleben, sondern sehr kluge Leute. Sie wissen nämlich, mit wem sie es zu thun haben — mit Franzosen, die mit ihren Augen nicht bloß sehen, sondern auch hören, riechen, fühlen und schmecken. Darum sind die Zettel von ungeheuerer Größe. Man könnte auf manche derselben ein ganzes Quartal des Berliner Freimütigen abdrucken, man brauchte bloß die Sperre der Originalausgabe aufzuheben. Auch bedienen sie sich seit einiger Zeit der großen englischen Buchstaben von durchbrochener Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den schwarzen Balken als ägyptische Hieroglyphen rätselhaft erscheinen. Ich will einige Muster von diesen Anschlagzetteln zur Kenntnis des wißbegierigen Lesers bringen und dabei den Text mit den nötigen moralischen Anmerkungen begleiten.

Die erste Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil sie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; sie leuchtete durch ihre Bescheidenheit hervor. Sie bietet Schreiblustigen Plumes sans fin an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich schreiben — eine in Deutschland längst bekannte Erfindung. Schriftsteller, die sich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu sorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Tinte betrifft, so fließt diese aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeschraubt wird, unaufhörlich von selbst zu. So oft die Feder trocken geworden ist, giebt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt sich ein Tropfen Tinte in die Spalte hinab und erfrischt sie.

Neben diesem Zettel breitet sich ein anderer aus, der zwei Ellen feine holländische Leinwand lang ist. Die Buchstaben wechseln in allen Farben des Regenbogens ab, die schwarzen ungerechnet. Oben stehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrennerischer Sinn erfordert: A bas les perruques! In manchem Schweizer- und deutschen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behörden angesehen werden; hier aber durfte

man so etwas sogar unter Aufsicht der Polizei drucken lassen! Doch scheint es, daß sich die Pariser Polizei auch später eines Besseren besonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: A bas les perruques! sondern, zwar ironischer, aber minder staatsgefährlich! Adieu les perruques! Der Perückentöter macht bekannt: „Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croître les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.“ O du Haarkräusler, was hast du gethan! Du hast die weißen Haare zerstört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran soll man künftig Jünglinge von Greisen unterscheiden? Wo soll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke suchen? Was soll Mädchen und Fürsten in ihrer Wahl leiten? Das hättest du alles wohl bedenken sollen, Haarkräusler! — Diesem Zettel schließt sich verwandtschaftlich folgender an: „Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.“ Der gefühlvolle Leser wird schon von selbst wissen, was er hierbei zu denken hat. — Nützlicher ist die folgende Ankündigung von neuen Sparkochtöpfen, Caléfacteurs genannt. Es heißt von ihnen: „La cuisson commence par quelques centimes de combustible continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide l'abord bouillant ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.“ Eine schöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann sich zwar vor wie nach erhängen, erschießen, vergiften; aber ersäufen kann er sich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Überschrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimmmaschine verhindert dieses. Diese Maschine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Person, die sich ihrer bedient, so daß sie immer den fünfundzwanzigsten Teil des Körpergewichtes schwer ist. Nach diesem Verhältnisse kostet sie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält sich also wohlfeil über dem Wasser, wichtigen Leuten aber kostet dieses viel. Auf dem festen Lande ist es gerade so.

„Gallerie métallique de la fidélité.“ Was heißt das? Es wird zur Subskription auf eine Medaillensammlung ein-

geladen, in der alle fidelen Franzosen abgemünzt werden sollen. Da werden sie viel zu thun haben; die fidélité métallique ist gar groß in Frankreich. Der Prospectus führt zum Motto: „Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!“ — wodurch auf eine feine Art zu verstehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menschen sind. — Bücheranzeigen. „L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle“ — kostet 30 Sous. Aber „L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier“ — kostet 3 Franken, also das Doppelte. Ist das eheliche Glück der Männer weniger wert, als das der Weiber? Oder ist die Kunst, mit Männern glücklich zu sein, eine schwerere Kunst, die sich der Lehrer teurer bezahlen läßt? Eines von beiden muß wohl der Fall sein. — Gravatiana . . . Das übrige kann ich nicht lesen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrscheinlich ein Lehrbuch über die Kunst, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigsten der freien schönen Künste! Die Sibyllinischen Bücher der Pariser Moden erzählen: Im grauen Altertume, unter Bonapartes Konsulat, wäre einst ein schöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel gestanden und habe versucht, sich das Halstuch malerisch umzubinden; es sei ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen und mit Thränen der Wut die Schleife gezogen. Doch im Zufall sei ein Gott gewesen. Nie habe früher die langsame Kunst so Herrliches zustande gebracht, als hier der rasche Geist der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des schönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorene Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erstens, einen dunkelgrünen Papagei — wer ihn zurückbringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturporträt einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man ersieht daraus, daß der Eigentümer verheiratet und daß das Elfenbein teuer ist in Paris. . . . Ein junger Mensch „au déséspoir“ hat 8000 Franken verloren — wer sie zurückbringt, erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchstaben steht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beispiele, daß dieses Appellationsgericht das Urteil der ersten Instanz, welche entschieden, der Finder solle das Geld behalten, reformiert habe. Gleich nebenbei ist eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlorenen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem Eigentümer unter Couvert zuzuschicken, die übrigen 500 Franken

aber könne er für sich behalten. Es muß also in Paris doch nicht ganz an Beispielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn sonst würde man die Druckkosten zu solchen Anschlagzetteln nicht verschwenden. Mit dem Gelde, das junge Kommis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtnis, daß sie das Geld verspielt. Erst kürzlich wurde ein wohlgesitteter junger Mensch von seinem Prinzipal mit 50 000 Franken ausgeschickt. Zufällig führt ihn sein Weg durch das Palais Royal. Der böse Geist kommt über ihn, er spielt, verliert das Geld und stürzt sich in die Seine. Über eine Naivetät der französischen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erschien die amtliche Statistik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbstmorden, die sich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielsucht gewesen. Und das erzählen sie selbst! Als wenn die Spielsucht wie die Schwindsucht wäre, deren Tödlichkeit man nicht verhüten könne! Sie sagen zwar: öffentliche Spielhäuser wären notwendige Übel in Paris; denn ohne sie würde heimlich gespielt werden und dann könne die Polizei keine Aufsicht halten. Das sind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte ebensogut jedes geheime Spielhaus entdecken, als sie jeden, der ihr politisch verdächtig geworden ist, ausfindig macht, wenn ihr an dem einen so viel gelegen wäre als am anderen. Die Sache liegt daran: erstens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld sie auf ihre eigentümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuser als die Kloaken angesehen, wo alles schlechte Volk zusammenfließt, die also die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuser der Polizei als Sklavenmärkte, wo sie ihre geheimen Agenten anwirbt und zusammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutschen. Was will der? Er bietet seinen Unterricht in der deutschen, englischen und italienischen Sprache an; die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß sie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutsche Treue! — Madame Garnerin steigt den nächsten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauspiel selbst mit ansehen; am Zettel ist nur das merkwürdig, daß die ersten Plätze 40 Franken die Person kosten. — Dort das Riesenblatt mit einem großen Holzschnitte am Kopfe? Es ist ein Kapaun am Bratspieß . . . . Nein, es ist ein ungeheures Ochsenauge, von einem

Messer durchstochen, welches eine Starnadel vorstellen soll. Ein médecin oculiste bietet seine Dienste an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht sehen können; das Schwert im Auge würde sie abschrecken. Der Okulist bemerkt schlau: „Rien sans lui!“ Er führt mit Namen und Wohnungen eine Liste der Personen an, die er operiert; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die anderen nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optischen Waren und giebt nicht bloß die Gläser, sondern auch die Augen dazu her. Er hatte eine „Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.“ Wer sie in Dutzenden kauft, erhält sie wohlfeiler. Da der Okulist auch Thränenfisteln heilt, so gehört seine Ankündigung in das Fach der romantischen Litteratur. — Ein Zettel in englischer Sprache lautet wie folgt: „Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Café in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.“ Sehr rätselhaft! Ist es eine Männer- oder eine Weiberstimme? Ist es eine Herausforderung? Ist es ein Sirenenlied? Ist ein Engländer unglücklicherweise seiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeschifft, und ist er schnell und erschrocken an ihr vorbeigeschlüpft? Doch, was es auch sei, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauspiele in fünf Akten geben, so ist diese Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italienischer Sprache fehlt es nicht; aber deutsche Ankündigungen habe ich noch nicht gesehen. Die einzige öffentliche deutsche Inschrift, die mir in Paris vorgekommen, steht in goldenen Buchstaben an der Glasthüre eines Kaffeehauses und lautet: Deutsches Frühstück. Wahrscheinlich ist dieses Frühstück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es bestehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Biersuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalité.

„Sie stirbt daran . . . Vielleicht besser so, daß ihre Leiden enden . . . Wir brauchen eine von Erz . . . Ihr werdet sehen, es

ist ihr Salto mortale . . . Er liebt die Wüsten, wo man horcht der Stimme der Natur . . . der Silberstimme der Natur . . . die Schande? Eine Flasche Jordanwasser wäscht alle Flecken rein." — Die Reden wurden immer saurer. Adeles Blicke auf Alphons immer süßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein stilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt und sie klopfte manchmal an, zu hören, wie es ihm ging. Auch jetzt horchte sie und fragte ihre Mutter: Mama, was ist denn die Septennalité? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und sie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für sich allein glich an Emsigkeit einem Ameisenhaufen. Zucker, Salz, Essig, spanischen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald dieser bald jener reichte, mischte sie zusammen, eine schmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend gestern war köstlich!" — „Mama!" — Frau von Beauvais begnügte sich, ihre linke Hand auszustrecken, doch ohne dieser nachzusehen, und sprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte sie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgestreckten Zeigefinger warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das, von einer Milchlampe erhellt, wie im Mondlichte schwamm, und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöse der streitenden Zungen uns nicht störe. — Ach, die häßliche Zeit, wo schöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken und ohne Furcht mit uns allein sind im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was ist die Septennalité?" — Zum Glücke schlug die Pendule Mitternacht, und ich hatte zwölf Sekunden Zeit, mich auf eine Lüge zu besinnen. Der letzte Schlag war schon fünf Minuten ausgeklungen, und ich sah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr stand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel saß auch Adele in einer Bergère. Wer dieses Mädchen einmal sah, wünschte sie immer zu sehen oder sie nie gesehen zu haben. Maler würden ihre Pinsel und ihre Palette wegwerfen und Raphael einen Stümper schelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Kriminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu sein! — „Nun, mein Herr? . . . Sie seufzen? . . . Sie sind nicht wohl?" „Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die gesprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen bösen Traum. . . .

„Glauben Sie an Träume, mein Herr?“ — Werde ich dürfen, Adele? — „Was träumte der böse König?“ — Sie müssen mich besser hören, Adele; ich sprach von keinem bösen König, ich sprach von des Königs bösem Traum. . . . Er träumte, er stünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Flusse stiegen sieben Kühe; die waren fett. Dann kamen sieben andere Kühe, die waren mager. . . . „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen?“ — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich sagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertausend Jahren lebte ein Jüngling, der Jakob hieß. Zu diesem sprach eines Tages sein alter Vater: — Hast du nie geliebt? . . . „Nie, mein Herr. . . . Nie, mein Vater,“ erwiderte Jakob. — Adele war purpurrot. Beneidenswerter Alphons, es war die Morgenröte deines Glückes, welche flammte! — . . . So gehe hin, mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob seines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durstig war, hörte er eine Quelle murmeln und er folgte ihrer Stimme. Er sah ein Mädchen, das sich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verschlossen. Jakob nahte sich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete sich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsstrahl spaltete sich, zündete in beider Herzen, und sie sanken sich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerst aus dem Entzücken, schaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und sprach: Wie nennst du dich? — Ich bin Labans Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — Ich bin der Sohn Isaaks und Rebekkas, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an seine Brust, und sprach: Hier, hier, wo die Seele sitzt, da war es mir wie gebunden; jetzt bin ich frei. Freiheit, süße Freiheit! Du, Rahel, reichtest mir der himmlischen Lust unvermischten Trank. — Rahel sprach zu Jakob: Hier, hier, wo es mir im Verborgenen schlägt, ach, da war es mir so bang und düster! Jakob, mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es ist mir nicht mehr dunkel. — Willst du mein Weib sein, Rahel? Das Mädchen errötete nicht, und sprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter seinen Knechten und Herden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie

gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen sprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban und sprach: Gottes Segen über Euch, Herr Fürst! Ich heiße Jakob, gebt mir Eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und schlimmer Herr, und der Zorn kochte in seinem Herzen über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm und er lächelte nur. — Herr Jakob, sprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, so nehmt sie, und mit ihr Knechte und Herden, so viel Ihr begehrt. — Herr Fürst! erwiderte Jakob, Eure Herden begehre ich nicht, nach Rahel steht mein Sinn. — Guter Jakob, sprach Laban sanft und lächelte wieder, Ihr seid zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter geworden. Dient mir sieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürst! sprach Jakob; und treu diente er seinem Herrn. Jakob und Rahel liebten sich, sie sahen sich, und ungezählt gingen sieben Jahre vorüber. Aber die tückische Lea, tückischer, weil sie verschmäht war, kränkte oft ihre Schwester, verleumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im stillen. Jakobs Dienstzeit ging zu Ende, und der verheißene Tag seines Glückes kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, stand davor; der Priester sprach den Segen. Während dieser murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es ist Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch sie ist unglücklich; ich will ihr Freund sein. — Der Segen war gesprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erschrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme, die er vernommen, war der getäuschten Rahel ihre. Laban der Schelm, hatte ihn betrogen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom Altare und stürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und schwach, und dem Jüngling sank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und sprach: Seid nicht böse, guter Jakob! Ihr seid zu alt für meine Rahel. Dient mir sieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachsen, dann sei sie Euer. — Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch diese sieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verschob von Morgen zu Morgen seiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über

Jakob, und er sprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Herden weg, soviel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn sie liebten ihn, eine auserlesene Schar, und entfloh mit Rahel, Laban der Schelm setzte ihm nach. . . „O, bitte, mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen."

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man stritt noch immer; Frau von Beauvais wirtschaftete so emsig wie zuvor; man lachte, scherzte, aß Gefrorenes und spielte Karten. Aber Adele saß am Fenster neben Alphons, und koste die letzte Wolke der Eifersucht von seiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalité vergessen. Glücklicher Alphons! Liebe ist noch schöner als Freiheit. Liebe, Alphons; und wenn du satt bist — hasse!

XXIV.

Aristokratismus des Geistes.

Der Franzose von heute (traue ein anderer diesem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politischen Aristokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er sie findet, mit Spott zu verfolgen, wo er sie sucht. Daß er aber in Verhältnissen, die den Menschen so viel näher angehen wie die bürgerlichen, als der Rock ihn enger umschließt wie die Stadtmauer; daß er in seinem geistigen Leben einer Aristokratie unterworfen ist, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unser freiheitsliebender Franzose nicht die leiseste Ahnung. Im Reiche der französischen Kunst und Wissenschaft herrschen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und schnurgerader Anstand unbestritten und ungeneckt. Jeder Grundsatz wird nach seinem Wappen, jede Kunstregel nach ihrer Familie gefragt, ob sie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herstammen, und haben sie nichts als ihren selbsteigenen angeborenen Wert, werden sie mit Naserümpfen abgewiesen. Man lese ihre neuesten Tragödien — da ist noch ganz der bestäubte Kanzleistil der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, sie bewegen das Haupt noch immer so musterhaft und schwer als früher, da eine Allongeperücke auf ihm lastete. Vergebens schweben ihre verliebten Schönen im griechischen

Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbrust, den Reifrock der Frau von Pompadour — man sieht sie nicht mehr, aber man hört sie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenschaft — sie sind wie Schönheitspflästerchen angebracht und geordnet. Der Geschmack ist ihr Despot, vor dem sie kriechen. Man lese ihre Werke über Gott und Menschheit; euer Geist fordert Brot, und man giebt ihm gepeitschte Sahne. Noch immer glauben sie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenschaum der Philosophie abzuschlürfen, und es sei kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die besten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — diese theatralischen Stellungen, diese Koketterie, diese Galafarben, diese geschnörkelten Faltenwürfe, diese frisierten Haare — es ist ganz der alte Hofpomp von Versailles. Wer ist der große junge Mensch auf dem Schlachtengemälde dort, der sich für den ersten hält, weil er vorn steht, der sich spreizt wie ein Bühnenkönig und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Ist es der Tambourmajor der alten französischen Kaisergarde? Nein, es ist Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künstlern und ihren Werken als manieriert tadelt — die unverzeihlichste aller Geistessünden, weil das Verderben, das sie anstiftet, nicht wie bei Shakespeare, Beethoven und den altdeutschen Malern, ein Austreten des Genius, sonden dessen Dürre zum Grunde hat — dieses manierierte Wesen durchfröstelt die Franzosen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Musik machen und dieses mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme spüren, aber es ist keine Sonnenwärme, es ist Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünstelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häusern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man statt mit Backsteinen mit Laub ausgefüllt, und statt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte so kommen! Seit Franz I. haben die französischen Könige und ihre Hofleute die Wissenschaften und Künste begünstigt, und diese suchten, wie alle Günstlinge, ihre Gunst durch dieselben Mittel zu erhalten, wodurch sie sie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundsätze, Neigungen, Leidenschaften und Launen ihrer Beschützer. Dieses hat sich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrscht der Hof Frankreichs Geister, nur daß dieser Hof größer geworden ist, daß ihn, wie sonst die Gitter der Tuilerien, jetzt die

Mauern von Paris umschließen. Die Aristokratie der Hauptstadt läßt in Frankreich keine Geistesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grunde zu richten. Da hier das geistige Leben sehr teuer ist, muß man, um alles zu genießen, sein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteste Ruhm sich nach acht Tagen verjährt, und jeder vergessen ist, von dem man eine Woche nicht gesprochen, muß der geistreiche Mensch seinen Schatz zu Goldschlägerblättchen dünn schlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung stattfinden? Alle Werke der französischen Wissenschaft und Kunst werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, sondern auch beurteilt, so daß sich Richter und Partei in einer Persönlichkeit vereinigen — wie kann da Belehrung stattfinden? Aber den unseligsten Einfluß auf Kunst und Wissenschaft üben die politischen Parteien aus. Diese Parteien rekrutieren sich, wie sich sonst die Heere rekrutierten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt, wer fähig ist eine Flinte zu tragen und sie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftsteller und Künstler der ihr gegenüberstehenden herabsetzt, das versteht sich von selbst und schadet nicht viel; denn unverdienter Tadel ist mehr geeignet, aufzumuntern als niederzuschlagen. Das Verderbliche ist darin, daß jede Partei die Werke der Künstler und Schriftsteller, die unter ihrer Fahne streiten, unverdient lobt.

Was sich die Ultras hierbei zu Schulden kommen lassen, braucht nicht gerügt zu werden; denn diese Partei ist so alt wie die Welt und ihre Fehler sind zu tief gewurzelt, als daß sie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung ist und deren Schwächen neu sind, muß man diese vorhalten. Sie sollte wissen, daß es ihr Zweck sein muß, dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle, dem frischen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Gesetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg schon halb errungen ist, wenn sie den Feind dahin gebracht, mit den Waffen des Geistes zu fechten. Warum also die Künstler und Schriftsteller, die auf der Seite der Ultras stehen, herabsetzen? Da sie mit dem Geiste streiten, streiten sie auch *für* den Geist, für die Wahrheit also, sie mögen es wissen oder nicht, sie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andere Fehler, den die Liberalen begehen, ist der schon gerügte, daß sie alle ihre streitbaren Talente in der Hauptstadt zusammenhäufen, daß sie, statt

gegen die Aristokraten einen Guerillaskrieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn sie sie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es ist zu wiederholen: die Franzosen sind einseitig, und dieser Fehler tritt gegenwärtig um so stärker hervor, gerade weil sie sich bemühen, sich davon frei zu machen. Die Sprache, diese Kleidung des Geistes, ist ihnen zu frühe angemessen und gefertigt worden, und da sie täglich wachsen und vollkommener werden, werden sie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten sie statt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, so würden sie zwar langsamere Fortschritte, aber auch keine Rückschritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die englische Schauspielergesellschaft.

Der Einfall eines englischen Schauspielertrupps in das Gebiet der französischen Eitelkeit war seit vierzehn Tagen angekündigt. „Nous verrons", sagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieses Blatt, eines der schlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimnissen ihrer Gebieterin. Zwar machte es später ein gar frommes Taubengesicht und sagte: Freilich müsse jeder brave Franzose die Engländer hassen, aber Künstler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwischen den französischen und englischen Schauspielern müsse ja allen erwünscht sein, da nicht zu zweifeln wäre, wie sie ausfallen würde; man möge also so gut sein und sich ruhig verhalten. Aber dieser dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunsch und Erwartung durchleuchten, man werde die englischen Schauspieler mit Händen und Füßen zurückweisen und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anschreiben. — Und es geschah.

Die englischen Schauspieler hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf sechs Vorstellungen abgeschlossen. Die erste Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: „By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare." Diese marktschreierischen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten

der Schauspieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eifersucht des Othello, die der Franzosen zu sehen war jedermann gespannt. Das Gedränge vor dem Hause war unbeschreiblich, und das Heer von Gendarmen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug gewesen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte diesmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzosen zu beobachten. Jeder strengte sich mit Händen und Worten an, sich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenstöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgeteilt, und die gesprochenen Grobheiten waren wie in Musik gesetzt. Endlich ward auch ich in das Haus geflutet und im Orchester hart neben dem Soufleurkasten ausgeworfen. Die Vorsehung hatte mir diesen Platz angewiesen, denn ich war von ihr bestimmt, am heutigen Tage eine der ersten Rollen zu spielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als sogleich das Schauspiel begann; nicht das Schauspiel, welches die Schauspieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) sondern das, welches die Zuschauer gaben. Man übte sich im Schreien, im Pfeifen, im Quieken, im Pochen, im Singen und in allen übrigen akustischen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuschlagen gedachte. Ein frommes deutsches Ohr, wie das meinige, von der zartesten Kindheit an gewohnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erschrocken zurückzufahren, war ganz erstaunt zu hören, daß man sich in Gegenwart der Gendarmen so viel herauszunehmen wagte. Diese aber bewegten sich nicht und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des ersten Ranges mit lauter Stimme „la Canaille“ rufen. Da ward das wütende Geschrei noch allgemeiner und stärker. „A la porte, à la porte, Martainville!“ riefen mehr als tausend Stimmen. Dieser Söldling der Aristokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und stolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeschrei verachten; er zog die Achseln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche schrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten sich, diese Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu lassen, und man bestand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handschuh wurde ihm ins Gesicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatschen

im ganzen Hause. Jetzt erhob sich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachspotten der breiten und zähen englischen Worte und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Karneval, kann der Lärm nicht größer sein. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obst, Sousstücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauspieler. Diese aber zeigten eine unerschütterliche Festigkeit und spielten fort, als herrschte die aufmerksamste Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime gespielt. Ich bemerkte nur sehr wenige Zuschauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Anteil nahm, erfreute sich doch dieses bürgerlichen Schauspiels, das hier mit so vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger sauberer Mensch, der neben mir saß, war einer der wenigen, die an dem Unfuge ihren Ärger hatten. Er hatte den englischen Othello mitgebracht, wahrscheinlich um sich in der richtigen Aussprache zu üben, denn er folgte den Schauspielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geschrei nichts hören. So oft nun die Insurgenten irgend ein losgelassenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Mensch außer sich und sprach ironisch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutschen von der französischen Urbanität denken!“ rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermutet einem, wenn auch nur sporadischen Respekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich sein Klagelied mitsang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — sagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtnis waren.

So drängte sich Othello bis zur Mitte des dritten Aktes mit Mühe und Gefahren durch. Da entstand ein Wortwechsel zwischen zwei Zuschauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, panischer Schrecken ergreift alles, das halbe Parterre wälzte sich zum Orchester hin, sprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bässe, und schickte sich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um diesem bösen Beispiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erste, der auf die Bühne sprang, die anderen hinten drein. Jetzt ließ man den Vorhang fallen. Gendarmen füllten die Scene, um das fernere Vorausstürmen der Zuschauer zu verhüten. Auf der Insel Cypern war ein tolles und lustiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, schäkernde Schauspielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Ge-

dränge die Hälfte des Gesichtes abgeschwärzt worden, zeigte eine rote und eine afrikanische Wange; die sanfte Desdemona schimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingestreckt; Jago trug einen Frack über seiner Ritterkleidung und schien mir die beste Seele von der Welt zu sein. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende gespielt; nur daß die Hälfte des dritten Aktes und der ganze vierte Akt ausgelassen wurden. Man begnügte sich, Desdemona ohne weitere Umstände erwürgen zu lassen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauspieler, es schrie, pfiff und lärmte bis ans Ende. Von sehr komischer Wirkung war es, daß in einem kleinen Lustspiele mit Gesang, welches auf Othello folgte, Galerie und Parterre an allen Gesängen teilnahmen und die Stimmen der unerschrockenen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erschallen. Die Liberalen entschuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menschenfreundlicher Nachsicht. Mit Unrecht. Der Jugend ist wohl Verblendung zu verzeihen, weil sie von zu starkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national", wären etwas zu weit gegangen — sagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariser Jugend einen so schlechten Tisch führt, jene Horreur ist eine Speise, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meisten erstaunen muß man über die grauen, erfahrenen französischen Freiheitsmänner, die doch sonst so argwöhnisch auf alle Schritte der Macht, und so scharfsichtig sind, ihre Listen zu entdecken — daß sie sich hierin so zum besten haben lassen, nicht einsehen, daß jene Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen ist, genährt, die Völker feindlich auseinander zu halten, um sie getrennt so leichter zu beherrschen, und daß sie vergessen, daß zu allen Zeiten die Herrschsucht die Leidenschaften der Freiheit benutzte, um ihre eigenen zu befriedigen. Die aristokratischen Blätter auf der anderen Seite hielten es mit dem Neger von Venedig und nannten die jungen Menschen, die sich herausgenommen ihn auszupfeifen, Jacobins, régicides, Séides dune faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état. Daß übrigens beide Parteien in ihrer litterarischen Kritik des Othello übereinstimmend behaupteten: freilich könne man Shakespeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der

englische Dichter sei doch nicht ohne gutes — das versteht sich von selbst: wenigstens das erstere.

Zwei Tage später wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Lustspiele von Sheridan, welches in Deutschland unter dem Namen die Lästerschule bekannt ist. Man hatte die Preise der Plätze erhöht und glaubte damit etwas sehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt als das vorige Mal, und von der nämlichen Menschenklasse. Ich war dieses Mal so vorsichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Galerie Platz und besah das Schlachtfeld aus der Vogelperspektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwischenspiele. Er ließ sich sehen, und à la porte Martainville, à la porte le vil Martain, donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da schickte man sich an, seine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jetzt erhob sich der Vorhang; aber sei es, daß die Engländer mutlos geworden, oder das der Sturm zu mächtig war, um ihm zu widerstehen — nicht die erste Scene konnte ausgespielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jetzt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den französischen Schauspieldirektor, der so unfranzösisch gewesen, Engländer auf seiner Bühne erscheinen zu lassen. Der Gerufene kam. Nüsse, Talglichter, Handschuhe flogen ihm ins Gesicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramendirektor sprach einiges, das ich nicht verstand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortspielen, oder nicht? Und ein donnerndes „non“ erschallte, mit einer Einstimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es sich die besteingeübten Chöre in der Braut von Messina hätten zum Muster nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, schrie es von allen Seiten. Der Direktor versprach ein französisches Stück und trat ab. Der Zorn legte sich und ein Lustlärm begann. Das Parterre stimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jetzt traten die französischen Schauspieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeschrei empfangen, jedes Wort wurde beklatscht. Bravo, ce sont des Francais, ce ne sont pas des beafstecks, rief einer von der Galerie herab. Bis, bis, schrie das Parterre und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende gespielt, und die Ruhe

war vollkommen wieder hergestellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelassen, der geforderte Direktor erschien nicht. Da brach das Ungewitter von neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergesehen haben, denn man hörte Waffengeräusch hinter dem Vorhange, man sah die Instrumente aus dem Orchester wegtragen. Jetzt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrscheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob sich das ganze Parterre, stürzte ins Orchester, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf sie dem Hute nach. Jetzt erhob sich der Vorhang, das Schauspiel begann, und mit solcher natürlichen Natur wurde noch nie gespielt. Eine Compagnie Gendarmen stand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten stand diese Streitmacht unbeweglich stille und versuchte ihre Medusenkraft. Aber dieser Anblick machte die Wut der Zuschauer nur flüssiger. Die Stühle flogen den Gendarmen an die Köpfe, und als die Stühle erschöpft waren, riß man die Bänke los und schleuderte sie hinüber. Staubwolken und Angstgeschrei der Weiber erfüllten das Haus. Jetzt kommandierten die Offiziere zum Angriff. Die Gendarmen mit gefälltem Bajonett drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Galerie auf sie herabgeworfen, viele stürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der letzte, der blieb, um das Schauspiel bis ans Ende zu sehen. Da stürzten drei Riesen auf mich los und stießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unschuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über diese Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankensünden und verehrte in meinem Herzen die alles erforschende Nemesis.

XXVI.

Die Industrieausstellung im Louvre.

Die französischen Blätter, welche mit sympathetischer Tinte schreiben, nämlich im guten Geiste — was wir so nennen — malten wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker sich immer der Ernst ihres Lebens verrate. So bei den Griechen in den olympischen, isthmischen

und nemäischen Spielen; so bei den Römern in ihren Gladiatorenkämpfen; so in den Ritterspielen des Mittelalters; so in den spanischen Ketzergerichten; so im venetianischen Karneval; so endlich in den Wettkämpfen des Gewerbefleißes, welche seit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt und deren Schauspiele in dieser letzten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung ist wichtig und ersprießlich; nur muß sie das Urteil bald zur gehörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterscheidung führen — welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen ist. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüten, sie waren Früchte ihres Ernstes. Bei diesem glücklichen Volke saß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunst, noch Wissenschaft, noch sinnlicher Genuß alleinherrschend auf dem Throne des Lebens; sie strebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und sie erfreuten sich einer reinen Demokratie aller sinnlichen und geistigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerschaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, schickten ihre Abgesandten und Vorfechter nach Olymp. Es war ein Erntefest, wie wir seitdem kein zweites sahen. Rom, von einer Wölfin gesäugt, war raubgierig bis zu seinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Rachsucht blieb, nur daß das listige Fischernetz an die Stelle des offen drohenden Gebisses kam. Im Kriege tauchte Rom sein Schwert, im Frieden seine Blicke in Menschenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterspielen war das Spiegelbild nicht eines schönen, doch eines würdigen Ernstes. An die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten und pflegten mütterlich das Leben — derer, die eins hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer schöner, als eine spätere; denn es ist besser, daß viele vieles, als das alle nichts sind. In den Lustfeuerwerken der spanischen Inquisition leuchtete der gräßliche Wiederschein eines gräßlichen Ernstes. Das spanische Volk, wahnsinnig fromm, begoß mit Menschenblut die himmlische Palme. Und man wolle nicht sagen, nicht das Volk habe das gethan, sondern die geistliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es selbst, und es hat sie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden steht Schwäche auf der ersten Sprosse, Feigheit auf der zweiten, und über diese weg muß die Macht schreiten, will sie zum Gipfel klettern,

wo die Tyrannei sitzt. Der venetianische Karneval war, abgerechnet was christlicher Kultus überall in diese Lustbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eifersucht und der Untreue, der Herrschbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrscher und Unterthanen vermummten sich, jene, um zu lauern, diese, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verschieden, sind die Wettkämpfe, welche die neuen Franzosen auf dem Felde des Kunstfleißes anstellen. Dort war es immer ein sittlicher Zweck, ein guter oder ein schlechter, ein schöner oder ein häßlicher, der spielend erstrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entsagung, oder der Wahnsinn der Selbstverleugnung, oder der mutige Gebrauch der ausgebildeten Herrscherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird nichts getrieben und vergolten, als der Verstand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückisch und schadenfroh: im Flore des französischen Kunstfleißes zeige sich die Frucht der Macht, die sich seit der Revolution der Bürgerstand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich ist es so. Ist das aber ein erquicklicher Zustand? Ist das ein wohlthuendes Schauspiel? Bei den Griechen war die Freiheit ein Geschenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verschmähte; jetzt ist die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Positive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerstrebung in der Regierung — wie es auch die ursprüngliche und einzige Bestimmung jeder Regierung ist, sich dem Mißbrauche der Freiheit zu widersetzen. Jetzt aber ist die Regierung das Positive und das Volk das Negative, der Wille ist in der Regierung und das Hindernis im Volke, und wir alle sind so gut erzogen, daß selbst die heftigsten Liberalen ihre Wünsche zu nichts Höherem hinaufschwindeln, als nur eine recht starke Opposition zu haben. Ist dieser Kriegszustand ein erfreulicher? Ist es erquicklich, zu sehen, daß ein Volk die Macht belagert und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und ist das die Zufriedenheit, welche der Reichtum des französischen Bürgerstandes jenen Wortführern einflößt, dann sind sie sehr genügsam, oder sehr unverständig.

Will man genau ausmessen, wie weit die Wettkämpfe der Franzosen von denen der genannten alten Völker an sittlicher Bedeutung abstehen, so vergleiche man die Preise, die hier und dort den Siegern erteilt worden. Die Art des Kampfpreises ist gleichgültig; Orden

Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — sie waren alle sinnbildlich. Aber wie verschieden ist die Wirkung, die sie hier und die sie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei seiner Söhne zu den olympischen Spielen und sie gewannen beide den Preis. Kaum hatten sie die Krone erlangt, als sie sie auf das Haupt des alten Vaters setzten, diesen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und einige riefen: „Stirb, Diagoras; du hast nichts mehr zu wünschen!“ Und auf dieses Gebot starb der Greis, niedergedrückt von der Last seines Entzückens. . . . Ein anderer hatte im Wettrennen gesiegt; aber die Richter versagten ihm den verdienten Kranz, weil er seinem Mitbewerber ein Bein untergestellt, welches gegen die strenge Ordnung war. Über diese getäuschte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verstand, stürzte im Wahnsinn in eine Kinderschule, warf die Säule um, die das Dach trug, und sechzig arme Kinder wurden zerquetscht! — Mehr als hundert französische Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß sein Sohn et Compagnie im Wollentücherwettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tausend andere Fabrikanten, die sich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verstand verloren und in seinem bedauernswürdigen Wahnsinne unter dem Fabrikpreise verkauft. Das ist der Maßstab für sonst und jetzt.

Treffender ist eine andere Vergleichung, welche jene Blätter angestellt: eine Vergleichung der jetzigen Zeit, nicht mit der ältesten, sondern nur mit einer älteren. Sie führen die Einbildungskraft des Lesers in die Mitte eines Ritterturniers am französischen Hofe. Der König auf seinem Throne; die herrlich schönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die schimmernden Waffen, den Samt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeschirr, den glänzenden Stahl, die stolzen Reiherfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter ist ein bleiches Volk in Lumpen! Aber diese Waffen, diesen Samt, dieses Gold, dieses Pferdegeschirr, diesen Stahl, diese Reiherbüsche, diese kostbare Seide, dieses Leder sogar — Syrien, Persien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianien haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzosen ver-

fertigt. Am Hofe war Laster, List und Reichtum; im Volke war Unwissenheit, Tölpelhaftigkeit und Armut.

Fast merkwürdiger als das Schauspiel, dünkte mir der Schauplatz der Industrieausstellung. Im Louvre fand sie statt; in diesem Louvre, das Jahrhunderte die mächtigsten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen sein, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttausende von Bürgern und Handwerkern gingen nun mit bestäubten Füßen in den königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen so berühmten Säulenreihen waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erstaunen preisgegeben, und sie sahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menschengeschlechter nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgesehen! Das französische Volk hat sich die Ehre des Louvre genommen — das ist nicht etwas, daß ist viel.

Das ganze erste Geschoß des ein Viereck bildenden Louvres, dessen vier Seiten den Hof einschließen, war den Industrieerzeugnissen eingeräumt. Sie füllten zweiundfünfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung, welche die Behörde sowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuschauer, als zur bequemen und gefahrlosen Aufstellung der Waren getroffen, war musterhaft. Unter dem östlichen Thore des Palastes waren zwei gegeneinander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem westlichen Thore, ebenso, zwei für den Ausgang bestimmt; so daß die Kommenden und Gehenden nicht aufeinander stoßen und sich hindern konnten. Obzwar die Säle des ganzen Geschosses alle in Verbindung stehen und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, so war doch, um den Strom der ungeheueren Menschenmenge zu teilen, die Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabsteigen mußte, um von einer anderen Seite wieder hinaufsteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längs der Wände aufgestellt und durch starke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Über dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waren, die man hier zusammengestellt. Jeder Fabrikant hatte auch seine eigene Nummer, und diese Nummern und Klassifikationstafeln korrespondierten mit dem gedruckten systematisch eingerichteten Katalog. Die Verzierung der Warenbuden blieb den ästhetischen Grundsätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlassen, und hier zeigte sich überall die Gefallsucht und der

gute Geschmack, welche den Franzosen so eigen sind. Sie hatten ihre Buden wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau ganz theatralisch ausgeschmückt. Kein Produkt war so schön, daß sie es nicht durch eine schickliche Umgebung noch zu verschönern wußten; keines war so unbedeutend, daß sie nicht verstanden, ihm durch eine gewisse Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eisernen Feilen, die man zu großen strahlenden Sonnen um einen Mittelpunkt vereinigt, war alles eingerichtet, die Sinne zu bestechen und das Urteil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das Verführerischste drapiert, und manche schöne unschuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Industrieausstellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An diesem Tage nämlich konnte man nur vermittelst einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es jedem leicht, sich eine solche Karte zu verschaffen, bis die Zahl erschöpft war; indessen befleißigte sich die vornehme Welt, sich nur an diesen Galatagen im Louvre zu zeigen. Diese Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum so getroffen, um den rekonvaleszierenden Parisern nach und nach wieder Geschmack für aristokratische Kategorien beizubringen.

Eigentlich ist die Industrieausstellung bestimmt, Muster von neuen, von vervollkommneten, oder solchen Waren zu vereinigen, die bei gleicher Güte sich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departement entscheidet, was würdig sei, zur Ausstellung zu gelangen. Indessen soll sich dieses Mal die Jury nicht sehr anspruchsvoll bezeugt haben, so daß manches zur Preisbewerbung zugelassen wurde, was diese Ehre gar nicht verdiente. Auch hatte die oberste Verwaltungsbehörde den Präfekten sehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß sie ihre Erzeugnisse nicht bloß in eben zureichenden Mustern, sondern in ganzen Stücken und in Menge aufstellten. Auf diese Weise hat die Industrieausstellung, die bei weitem nicht so glänzend war, als es die vorige im Jahre 1819 gewesen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und sie ist zur wahren Messe geworden. Die liberalen Blätter sagten, dieses sei geschehen, um der Aufmerksamkeit der Pariser, die man von dem spanischen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauspiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch einen nachteiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob

jene ewigen Zänker recht haben oder nicht, daran ist nichts gelegen. Ist im prosaischen Klima unseres Weltteils Industrie die Wurzel der Freiheit, so ist es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Interesse des Tages, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl das Obstbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihte merkt auch hier die List des Himmels, spottet der betrogenen Betrüger und sagt dem Vertrauten leise und lächelnd ins Ohr: die Vorsehung fischt wieder im Trüben!

Daß die französischen Fabrikanten, welche an der Industrieausstellung teilgenommen, an Gewinnsucht und Eitelkeit miteinander gewetteifert haben werden, das läßt sich wohl denken. Auch ist es so leicht zu erklären als zu entschuldigen. Ist ein einzelner Mensch eitel, mag man es verzeihen; hat er Verdienste, wer giebt sich die Mühe, unsere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht selbst thun? Hat er keine Verdienste, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem einen giebt sie bare Vorzüge, dem anderen das Papiergeld der Einbildung, und so wird jeder zufrieden gestellt. Ist aber ein Volk eitel, so ist das abgeschmackt und gar nicht zu entschuldigen; denn jenes Surrogats der guten Eigenschaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa giebt, daß nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold seiner eigenen Verdienste zu sein, weil Neid und Eifersucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu stellen. Darum sind die Franzosen mit ihrer Nationaleitelkeit so unerträglich; darum sind ihre liberalen Schriftsteller, die diesen Nationalegoismus zu erhalten und zu verstärken suchen, so sehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Industrieausstellung haben sie bei jeder Gelegenheit auf die Geschmacklosigkeit der Engländer einen hämischen, auf die niedere Bedeutung deutschen Kunstfleißes einen stolzen Blick geworfen. Man könnte sie fragen: ist dieses Silbergeschirr geschmackvoller, weil es in London minder geschmackvoll verfertigt wird? ist dieser Zeug besser, weil ihn die deutschen Fabrikanten nicht so gut zustande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerstören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; sondern im geselligen Frieden, wobei sich die Völker gegenseitig achten, ihre Vorzüge gegeneinander austauschen und ihre Mängel wechselseitig ergänzen — suchen die liberalen französischen Schriftsteller ihr Volk im Hochmute zu isolieren; und da ihnen hierbei kein böser Wille

zuzuschreiben ist, sondern nur Unverstand, so möchte man sie lieber schon Vormittag, als erst Nachmittag in ein Tollhaus sperren. Aber sie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einst in diesem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde sie die von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzosen benutzen, sie zu Eroberungen nach dem verhaßten England oder dem verachteten Deutschland zu führen, und das leichtsinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne und würde erst, nachdem es siegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdessen das Kartenhaus ihrer Konstitution tückisch umgeblasen.

Ehe ich zu dem einzelnen der Industrieausstellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet, zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darstellung dieses wichtigen Schauspieles gar viele Kenntnisse fehlen. Zu einer solchen gebührlichen Beschreibung müßte man das Fabrik- und Maschinenwesen verstehen; man müßte die verarbeiteten Naturprodukte kennen; mit dem inneren Verbrauche und der Ausfuhr der Waren bekannt sein. Um der französischen Industrie in ihrer jetzigen Beschaffenheit den gehörigen Rang anzuweisen, dürfte auch einem die der übrigen Länder nicht fremd sein. Und gar viele Einsichten würden noch erfordert, die mir mangeln. Indessen beruhigt mich der Gedanke, daß eine solche gründliche nationalökonomische Darstellung zu einem Ernste führen würde, welche den Lesern, für welche diese Blätter bestimmt sind, nicht willkommen wäre. Ich werde von solchen Dingen sprechen, die auch jedem anderen auffallen würden — weil sie glänzen, weil sie schön sind, weil sie zu täglichem Gebrauche bestimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil sie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche bestimmt sind; von Dingen endlich, die man gern selbst besitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen schenken möchte, wenn man Geld genug hätte, sie zu kaufen. Wer aber die Industrieausstellung gesehen und nicht imstande war, sich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei kostbare Erfahrungen ganz unentgeltlich mitnehmen: wie vieles der Mensch nicht entbehren und wie vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Konzert der Eitelkeit und der Gewinnsucht hat Ternaux ein Solo gespielt, und es gebührt ihm daher eine besondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergessen darf, in Paris die Markt-

schreierei ganz geschwisterlich mit dem wahren Verdienste lebt, so soll zuvörderst von Ternaux wahren Verdiensten gesprochen werden. Er ist der erste Fabrikant in Frankreich und beschäftigt zwölf Fabriken, zum Teil im Ausland, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Ensival und Paris. Ihm am meisten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikwesens seit dreißig Jahren, und er war der erste, der die hydraulischen Maschinen der Engländer einführte. Er war zweimal in diesem Lande, um dessen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimentalwerkstätte (atelier d'épreuves), um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verschwendet auf die Versuche zu neuen Stoffen jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und anderen großen Städten hat er Handelshäuser errichtet, die sich nur mit dem Vertriebe seiner Produkte beschäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er seine Waren auf Kredit gäbe. Auf seinen Ländereien unterhält er große Herden von Merinoschafen und von jenen Ziegen, deren Haar den Stoff zu den Kaschmirs giebt, und welche Ternaux zuerst aus Persien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Kaschmirshawls werden sogar im Orient begehrt und die Schönheiten des Serails in Konstantinopel, die indischen Bajaderen und die Frauen in Persien schmücken sich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verständiger Industrie eine Vorstellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Ware an der Douane konfisziert worden sei. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwischen Frankreich und England habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waren zu konfiszieren, die von dem Einführer zwölf Prozent unter dem Preise angegeben würden. Ternaux habe aber bewiesen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis der wahre Verkaufspreis sei, und daß er noch dreißig Prozent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus diesem Grunde eine Konfiskation seiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Prozeß gewonnen.... Früher gab Ternaux zehntausend Arbeitsleuten Unterhalt; jetzt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maschinen, beschäftigt er nur noch sechstausend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienst links zu sein. Es giebt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu sein und nebenbei ungeheuer reich. Man ist dann im Besitz einer sehr romantisch gelegenen Zwick-

mühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcelona und erquickt sich an Minas Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in seine Kassenstube und tröstet sich mit seinen Millionen. Auch zeigen die Pariser Handelsleute bei jedem kosmopolitischen Unglück eine Seelenstärke, die sie den weisesten Männern Griechenlands gleichstellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage, da man erfuhr, Cadix habe sich übergeben, einen liberalen Bankier besuchte und ihn so ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit fester Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausstellung seiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, seinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiisch bemerken, daß der angewiesene Raum wirklich eng war und es mochte hierbei von seiten der Behörde eine jener kleinlichen Neckereien stattgefunden haben, die man sich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemäldeausstellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieser nämlich, weil er mit der linken Hand malt, konnte auch für seine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier ist alles links oder rechts, und die Menschen werden, wie beim jüngsten Gericht, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten gestellt. Es lohnte sich wohl der Mühe, sich hinter einen aristokratischen und einen liberalen Kammerdiener zu stecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politischen Gesinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es ist nicht weniger zu bedenken, daß, wenn Ternaux auch einen zehnmal größeren Raum bekommen hätte, dieser doch für seine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war also der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm selbst ab, indem er in seiner eigenen Wohnung eine Privatausstellung veranstaltete und bei dieser Gelegenheit auch seine Waren im Detail und zum Fabrikpreise verkaufte. Die Ausstellung wurde von seinen Gegnern, ohne alle Rücksicht auf das Wörterbuch der französischen Akademie, eine Contre-Exposition genannt, dem Ausdrucke Contre-Revolution nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben dessen Ausstellung sehr und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit seiner Waren. Unter anderem bemerkten sie: Ternaux verkaufe seine feinsten Wollentücher zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber (es ist in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ließen sich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die selbst für Schneider zu groß

wäre. Als Ternaux die Lobrede seiner unverständigen Freunde gelesen, mochte er sehr erschrocken sein; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmut, für den ein tuchhändlerisches Herz nie groß genug ist. Er übernahm also selbst die Verteidigung der Schneider; er sagte: die Herren Schneider wären die ehrlichsten Leute von der Welt, und wenn sie statt 45 Fr. 65 Fr. forderten, so habe das die und die Ursachen. Ternaux gebrauchte aber in seiner Schutzrede so zweideutige, so sophistische Wendungen, daß sie schwer zu fassen waren. Nur so viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen diese zu Felde, und zwar scharenweise, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Kaschmirhändler und die übrigen Ellenritter, alle in besonderen Abteilungen. Sie sagten: Ternaux habe seine Privatexposition aus Eigennutz veranstaltet; denn er verkaufe im Detail und halte eine wahre Messe — ein Verfahren, das zu bezeichnen sie sich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, seit Anbeginn der Welt zwischen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, untersage jenen, ihre Waren im Ausschnitt zu verkaufen, und dieses Naturgesetz habe Ternaux schmählich verletzt. Ferner: wenn er seine besten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, so beweise das nur, daß er keine feineren zu höheren Preisen verfertige; andere Fabrikanten aber könnten daher nicht der Überteuerung beschuldigt werden, wenn sie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. wert wären. Die Herren Kaufleute mögen hierin ganz recht haben. Sie sagten weiter: Ternaux' Preise wären höher als die anderer Fabrikanten, und es sei ja eine bekannte Sache, daß die französischen Handelsleute sich aus Ternaux' Fabriken gar nicht versorgten und daß deren größter Absatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieser Behauptung läge darin, daß Ternaux sich imstande gesehen, in seiner Ausstellung für zwei Millionen Waren zusammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Bestellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin scheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu sein. Ternaux erwiderte auf diese Beschuldigungen: nicht aus Gewinnsucht, sondern darum habe er seine Hausexposition veranstaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preisen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich nehme bei ihrer Ehrenpreisverteilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rücksicht; wie könne sie sich aber überzeugen, daß die Fabrikanten zu den ihren Mustern beigefügten Preisen wirklich verkauften, wenn sie es nicht machten,

wie er es gemacht? Nur um die goldene Medaille sei es ihm zu thun gewesen. Die gegnerischen Handelsleute schlugen auch diese Entschuldigung zurück, und so wurden einige grause Federschlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux den entscheidenden Schlag. Sie sagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnsucht unsere Exposition veranstaltet — ist das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das jemand wehren? Das war sehr vernünftig gesprochen, und es ist hiergegen nichts zu bemerken, als daß sie so, wie sie geendigt, hätten anfangen sollen; der gerade Weg ist überall der beste.

Einiger der Fabrikate Ternaux', die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte oder ihres niedrigen Preises Aufmerksamkeit erregt, soll am gehörigen Orte Erwähnung geschehen.

2. Graphische Künste.

Wie der Mensch das letzte Werk der bildenden Natur war, daß er alle in Steinen, Pflanzen und Tieren zerstreuten Sinne und Kräfte in sich vereinige und so über alles Erschaffene herrsche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort sei, wo sich ein Mensch befindet — so wurde von den Menschen die Buchdruckerkunst, die späteste unter den Künsten, erfunden, damit sie alle verteilten Bildungen der anderen versammele und für sich allein darstelle. Darum gebührt ihr, wie überall, so auch hier der erste Platz. Sie ist die Erblichkeit aller hinterlassenen Güter und die wahre Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Sie ist die treue Leibwache der Völker und die aufrichtige Ratgeberin der Fürsten. Sie ist die Posaune des Weltgerichtes, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenschaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künste je nach den schnellen oder langsamen Fortschritten, die sie seit ihrer Entstehung gemacht, so findet man, daß diejenigen am langsamsten fortgeschritten, die ein notwendiges Bedürfnis des Lebens erfüllten. So die Landwirtschaft und die Arzneikunst. Es erklärt sich dieses leicht. Jede Kunst, die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfnis abhilft, läßt dem, der sie ausübt, nicht die Zeit, auf ihre Vervollkommnung zu denken, und sie giebt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein notwendiges Bedürfnis schweigt, so bald es für den Augenblick befriedigt ist. Diejenigen Künste nur, welche die Menschen zu ihrer Lust erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken,

weil hier keine tägliche Anwendung zerstreut und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einschläfert; denn jede Lust ist unersättlich. Auch die Buchdruckerkunst hat seit ihrer Erfindung keine bedeutenden Fortschritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das mit der Schnelle des Gedankens das Gedachte sogleich abdruckt, so hat das erst den Wunsch in uns erregt, was die Buchdruckerkunst noch werden möchte. Bis jetzt war sie nur eine Staatskunst, das will sagen, eine solche, die nur in einer geselligen Vereinigung der Menschen ausgeübt werden konnte, weil sie eine Verbindung mannigfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine persönliche Kunst werden, eine, die jeder Mensch ohne fremde Hilfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erst, wenn der Jugend wie das Schreiben, so auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre diese Kunst eine königliche zu nennen, weil sie aus jedem Bürger einen König machte, der seine Gedanken ausschickte, daß sie in seinem Namen regieren mögen nach Würde und Kraft und Recht.

Die französische Typographie ist anerkannt der deutschen weit vorgeschritten. Diese ihre Überlegenheit erklärt sich, so viel das Technische der Kunst betrifft, leicht dadurch, daß sie, wie kein Handwerk und keine Kunst in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im ägyptischen Deutschland geschieht, wo das Vorurteil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach seinem Absterben wenigstens einbalsamiert wird, damit es noch seine tausend Jahre räumlich fortbestehe und den Lebenden den Platz wegnehme. Das schwächere Wachstum der deutschen Buchdruckerkunst hat aber auch noch eine andere Ursache, die als eine sittlich gesellige von größerer Bedeutung ist. Es hängt nämlich mit der deutschen Volksbildung zusammen. Die wissenschaftliche Bildung der deutschen Gelehrten ist unstreitig größer und gründlicher als die der französischen. Wahrscheinlich ist mir auch, daß in Deutschland die wissenschaftliche Bildung verbreiteter ist als in Frankreich und daß sie tiefer zu den unteren Volksklassen hinabsteigt; doch kann wenigstens ich darüber nicht entscheiden, da ich die französischen Provinzen nicht kenne. Eins aber ist das Gewisseste: daß die gebildeten Klassen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwischen Gelehrten und Volk stehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker, gebildeter als in Deutschland sind. Sie lesen mehr, sammeln sich mehr Bücher, und dieses muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunst

natürlich einen vorteilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müssen suchen dem Geschmacke reicher Leute zu schmeicheln und sich daher bemühen, ihre Gewerbe und ihre Kunst zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücherverzeichnissen, sonst würde ich vergleichen, wie sich die (Bände-)Zahl der jährlich in Frankreich erscheinenden Bücher zu der in Deutschland erscheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erschienenen Werke verzeichnet stehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahres bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahres und bringt man in Berechnung, daß von allen in Paris erscheinenden, aus mehreren Bänden bestehenden Werken, wenigstens zwei Teile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer stehen; weiß man, daß im vorigen Jahre für drei und eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hierzu, was in Paris selbst verbraucht worden und was in den Provinzen gedruckt wird — so hat man einen Maßstab, die französische Litteratur nach ihrem arithmetischen Umfange mit der deutschen zu vergleichen. Aber die Zahl der kostspieligen Werke, deren Absatz für die Bildung der reichen Volksklassen ein gutes Zeugnis ablegt, ist in Frankreich ungleich größer als in Deutschland. Gaus Reisebeschreibung von Nubien, welche in der Cottaschen Buchhandlung erscheint, ist, so viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, daß seit einigen Jahren in Deutschland herausgegeben worden. Solche Werke aber erscheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen gerade vor mir liegenden Prospektus des Buchhändlers Masson in Paris sind folgende fünf Werke angekündigt: 1) Eine „voyage pittoresque en Autriche". 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr., die bessere auf 900 Fr. 2) „Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg". 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Buffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe 444, die beste 1905 Fr. 4) „Les monumens de la France". 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigstens aus 50 Bänden bestehen wird, kostet in der besten Auflage der Band 48 Fr., so daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu stehen kommen wird. Von diesem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges

Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen lassen, wovon der Band 600 Fr. kostet, das ganze Werk also 30000 Fr. kosten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieser Summe drei Vierteile rein gewönne, so bliebe die Summe seiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß sich nicht denken ließe, er hätte diesen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei ist freilich auch zu bedenken, daß, während die deutschen Buchhändler bloß auf ihr Vermögen und ihren persönlichen Kredit beschränkt sind, die französischen zu jeder kostspieligen Unternehmung Aktionärs und Kapitalien genug finden. Dieses ist aber weniger eine Ursache als eine Wirkung des größeren Flores des Buchhandels, denn da ein Kapitalist in Paris schon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Prozent ganz sicher aus seinen Kapitalien zieht, so muß der Gewinn in litterarischen Unternehmungen bei gleicher Sicherheit noch größer sein, wenn man seine Kapitalien daran setzt.

Den Kunstwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß sich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt sich denken. Dieser ganzen Familie ist Kunstgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuschendste nachgeahmt, zur Ausstellung gebracht. Firmin Didot ist zugleich Papierfabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftsteller. Er brauchte seine Thätigkeit nur noch bis zum negativen Pole der Litteratur auszustrecken, nämlich bis zur Censur, um nach einer Sündflut, er ganz allein, die litterarische Welt wieder bevölkern zu können. Erst vor einigen Wochen hat er eine von ihm selbst gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Übersetzung von Virgils Hirtengedichte, die vor einigen Jahren erschien, sind die Worte zu lesen: „Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur.“ Die Mitglieder der Familie Didot leben in Handwerksfeindschaft untereinander und führen in öffentlichen Denkschriften einen sehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen sich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchstaben wechselseitig streitig. Ein schöner Wetteifer, wer am meisten dazu beigetragen, die Menschen blind zu machen! Es ist mit solchem kleinen Drucke, in Deutschland wie in Frankreich, etwas sehr Trostloses, und die Polizei, die sich doch sonst um alles bekümmert, sollte eines ihrer

hundert Augen auf diesen Gegenstand richten. Wenn in deutschen eleganten Blättern comme il faut die Korrespondenzartikel klein gedruckt werden, so ist hierbei nichts anderes zu bedauern, als daß sie nicht noch kleiner gedruckt sind, damit es gar nicht möglich sei, sie zu lesen und darüber die Zeit zu verderben. Der deutschen Lesewelt, welcher zu Gefallen sich jene eleganten Zeitungen auf das fadeste parfümieren, muß man es gerade herausſagen, daß es ihrem Geschmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn sie den deutschen Komödianten eine so lange und breite Aufmerksamkeit schenkt. Ein armer Schelm von Schauspieler, der nicht begabt oder nicht beliebt ist, muß auf seinen Kunstreisen durch jene hundert Blätter Spießruten laufen, und ganz zerfleischt kehrt er zu seiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauspieler aber ziehen, von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papiertriumphbogen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie sie hier den Peter, dort den Hans gespielt, und wie oft und wie stark sie beklatscht worden. Solche Klatschberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Konversationslexikon, sollte man kleinen Druck nicht verstatten, und würden die Bücher viermal teurer; denn es ist, national-ökonomisch betrachtet, immer noch besser, ein Volk ist geistig als körperlich blind. Man sollte typometrische Censoren anstellen, die alles, was sie nicht verstehen, nämlich nicht lesen können, ausstreichen müßten.

Unter den Prachtwerken, welche Didot ausgestellt, bemerkt man auch Titelblatt und Vorrede des Boissereschen Werkes über den Kölner Dom, das im Verlage der Cottaschen Buchhandlung erscheint und sich ganz herrlich ausnimmt. Es ist in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man sich bei diesem Anblicke gestehen, daß in Frankreich schöner Deutsch gedruckt wird, als in Deutschland selbst. Von den mancherlei typographischen Kuriositäten, die zu sehen waren, will ich nur eines Testamentes Ludwigs XVI. gedenken, das, auf einem sehr großen Bogen und unter Glas und Rahmen zur Wanddverzierung eingerichtet, mit „caractères funèbres“ gedruckt war. Worin die typographische Traurigkeit eigentlich liegt, läßt sich nicht beschreiben; es ist aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete sich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechischen, die man sich nicht schöner denken kann, hat er auch arabische und persische Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientalisten Langles

verfertigte. Die Buchstaben sind so bestimmt, reinlich und heiter, daß sie das Verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erscheint, ganz verlieren und man sich sehr verwundert, daß man diese so deutliche Schrift dennoch nicht lesen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nötigen Maschinen ausgestellt, worunter auch die Maschine zur Verfertigung des Papieres von unendlicher Länge sich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die letztere hier schon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, ist zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen kenne ich nur aus anderer Beschreibung; ich habe sie übersehen. Sie werden sehr gelobt, und es soll ihnen, um an Brauchbarkeit den gestochenen Charten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier schließt sich die Lithographie an, deren Werke sich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueste davon, was zur Ausstellung kam, ist großenteils schon im Stuttgarter Kunstblatte angezeigt und beurteilt worden. Lithographische Abdrücke in Ölfarben werden wohl in Deutschland auch schon bekannt sein. Honoré in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent erteilt. Alle möglichen technischen Materialien zur Lithographie waren in großer Menge zu sehen: Pressen, Muster von lithographischen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Senefelder zeigte seine bekannte tragbare Presse und sein Steinpapier. Dieses Erfinders der Lithographie wurde in den französischen Berichten über die Industrieausstellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Postskriptum nachhinkt, und auch dieses nur, um, wie jene Berichterstatter selbst sagen, „ihre Unparteilichkeit zu zeigen". Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die sich zum Verdienste anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigestanden.

Ein kalligraphisches Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperialfoliobogen geschriebene französische Charte. Die Schrift gleicht dem schönsten Drucke, ist aber auch nicht schöner, so daß sie vom Drucke schwer zu unterscheiden ist. Der Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden, auf das Werk verwendet und er bemerkt: der ganze Hof habe diese Charte (nämlich die kalligraphische) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, ist das Papier,

welches man gewöhnlich zu Briefen und zum concipieren braucht, in Paris nicht besser und nicht wohlfeiler als in Deutschland. Das zum Drucke bestimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil solches, das man in Deutschland so nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigsten Preisen gesehen wird) ist anerkannt in Deutschland geringer und teurer als in Frankreich). Man möchte wohl wissen, woher das kommt. An dem rohen Material zum Papier fehlt es in Deutschland gewiß nicht*); welche andere Verhältnisse sind es also, die dort auf diesen wichtigen Zweig der Industrie nachteilig einwirken? Die deutschen Fabriken sind nicht einmal imstande, den nötigen Bedarf zu liefern, und obzwar aus Frankreich und der Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutschen Buchhändler klagen, daß sie beim Drucke ihrer Werke oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der starke Kanzleiverbrauch am Papiermangel schuld sein? Dieses ist wohl möglich, ja es ist wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutschland erst nach drei Jahren zur Entscheidung kommt, und daß dort Papier und Zeit, Schreiben und Leben synonyme Wörter sind . . . Unter den übrigen ausgestellten Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes sogar. Diese Produkte müssen wohl ihren Wert haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant bei der vorletzten Ausstellung die Ehrenmedaille bekommen hat. Dann sah man durchsichtiges Siegellack, das zur Versiegelung von Flüssigkeiten, die man gegen Verfälschung sichern will, empfohlen wurde, durchsichtige Oblaten, und Oblaten „à camées". Nämlich auf länglichrunden Oblaten aller Farben sind weiße erhabene Figuren kameenartig angebracht. Diese werden nicht unter, sondern auf das Papier geklebt. Eine schöne Erfindung! Bei der großen Mannigfaltigkeit von antiken Kameen, die zu Abgüssen benutzt werden können, wird sich für gemütliche Briefe immer eine entsprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel solcher Oblaten, die vom Sonntag bis zum Sonnabend der Liebe und überhaupt für alle schönen Verhältnisse des Lebens ausreichen.

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich so sei und es in Deutschland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich sehr wunderte.

Endlich ist hier der Buchbinderarbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geschmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes findet sich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetste Buchbinder in Paris, hat in dieser letzten, wie in der vorigen Exposition eine Medaille erhalten. Die Preise des Einbandes steigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die schwache Neigung für Bücher, die man in Deutschland unter manchen Menschenklassen findet, zu verstärken, wenn die Buchbinderei, die sich dort in einem sehr schlechten Zustande befindet, verbessert würde. Es wäre aber sehr leicht, eine solche Vollkommenheit herbeizuführen, indem man die deutschen Buchbindergesellen veranlasse, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutscher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der letzten Teile des Konversationslexikons, dessen frühere Teile er gebunden aus Deutschland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden lassen, aber nur mit der größten Mühe einen deutschen Winkelbuchbinder ausfindig gemacht habe, der es verstanden, jene Muster treu nachzuahmen.

3. Mechanische Künste.

Eine große Menge, teils ausgeführter, teils modellierter landwirtschaftlicher Werkzeuge bringen demjenigen, der in solchen Dingen keine nähere Kenntnis hat, wenigstens den Gedanken bei, daß die notwendigsten Ackerbaugerätschaften wohl keiner Vervollkommnung fähig sein mögen, da der Pflug aus den Zeiten Hesiods und Virgils dem heutigen fast ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Person in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, schien mir das Werk verbesserter Einrichtung zu sein. Sie kostet 200 Franken; und eine für zwei Personen, die stündlich vierzig Litres mahlt, kostet 300 Franken. Feuerspritzen, sonstige Löschgerätschaften, wie auch sehr zweckmäßige Rettungsmaschinen, waren in Menge zu sehen; doch habe ich unter letzteren keine bemerkt, die nicht in Deutschland auch schon bekannt, wenigstens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorschlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anschaulicher gemacht, da sie mit dem Modell eines Hauses in Verbindung gesetzt waren . . . Wer Schneiders griechisches Lexikon besitzt, kann sich erklären, was „voiture ologyre“ heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntnis der griechischen Sprache sehr viele ausgestellte Sachen gar nicht verstehen konnte. Das Modell zu einem

Transportwagen für Findelkinder machte einen rührenden Eindruck. In einem langen bedeckten, mit Windladen versehenen Wagen waren zwei Reihen Hängematten von Packleinwand, denen in Seeschiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen bestimmt. Es ist nämlich zu wissen, daß in Paris, wo alles im Großen und fabrikmäßig getrieben wird, eigene Postwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt sind, die täglich zur bestimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landstraßen oft begegnet ... Das Modell einer Normalküche war appetitlich anzusehen. Nicht weniger als fünfzig Speisen können darin gleichzeitig gekocht werden. ... Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgische Operationen war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauspieler auf solchen Bühnen nicht völlig zufrieden stellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuschauer ist auf das Beste gesorgt. — Das neuerfundene „Instrument destiné à remplacer les sangsues" kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es seine Bestimmung erfüllt, ist es von national-ökonomischer Wichtigkeit und kann, allgemein eingeführt, große Ersparnisse in den Staats- und Privathaushaltungen bewirken.

Der rühmlichst bekannte Mälzl aus Wien, k. k. österreichischer Hofmechaniker, der seit mehreren Jahren in Paris lebt und durch seine Metronomen mit deutscher Beharrlichkeit dafür sorgt, daß die Franzosen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht bloß diese seine bekannten Taktmesser, sondern auch weibliche Puppen zur Schau gestellt, die jede unter einer Glasglocke, still und bescheiden auf kleinen Stühlchen sitzen und in verschiedenen Landestrachten gar herrlich geputzt sind. Aber nicht bloß in ihren schönen Gesichtern und Kleidern besteht ihr Wert, sondern darin, daß sie sprechen können. Sie können ja und nein ganz hörbar sagen. Die Franzosen machten sich über diese Wortkargheit lustig und wollen daraus auf eine gewisse Geistesarmut schließen; aber die leichtsinnigen Spötter vergessen, daß selbst den geistreichsten Staatsmännern, welche die größten Dinge zustande bringen, es selten gelingt, ja oder nein deutlich auszusprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen ist ein männliches Puppenspiel, das einer der ersten Pariser Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollständiges Regiment französischer Lanzenreiter, die mit Pferden und Waffen alle Bewegungen der menschlichen Lanziers machen und deren Trompeter ganz gehörig dazu blasen. Der kleine Herzog von Bordeaux hat dieses Spiel am vorigen Weihnachtsfeste von seinem

königlichen Großonkel zum Geschenk erhalten, und der Hof war so gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Exposition zu schicken. Unglücklicherweise aber habe ich das Kunstwerk nicht in Thätigkeit gesehen, denn es war immerfort von einer solchen Menschenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maschinen Menschen macht, so tröste ich mich damit, daß ich schon ein größeres Wunder gesehen.

Von den vielen ausgestellten Uhren will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der einen war in einem von vergoldeter Bronze schön skulptierten Blumenkorbe ganz versteckt, und die jezeitige Stundenzahl zeigte sich im Kelch einer halbgeöffneten Rose. Deutsche Bonbonsdevisen versichern: „Zeit bringt Rosen"; hier aber sind es Rosen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk ist sehr kunstreich in einem zollangen Zeiger angebracht, so daß der Zeiger sich selbst treibt. Dieser Uhrzeiger, oder diese Zeigeruhr, kann, ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, angebracht und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter sah man diesen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der französischen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt sowohl Stunden als Minuten und ist von überraschender Wirkung. — Wer in seinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte sich in der Exposition Planetarien nach Belieben auswählen. Man sah sehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Penduleglocke bergen konnte. Mehrere astronomische Uhren versprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob sie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechsel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm sogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgestellten Schlosserarbeiten zeigen, daß dieser Zweig der Industrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man sieht die schönsten und zweckmäßigsten Werke, und das Eisen ist so vortrefflich poliert, daß man es mit Stahl verwechseln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsschlössern hat der Argwohn allen seinen Witz verschwendet. Schön und kostbar verzierte Geldkoffer

möchte man wieder in andere Koffer einschließen, um sie reinlich zu haben. Eiserne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutschen unter dem Namen Gichtringe längst bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angepriesen. Bratspieße, die sich „nach kosmischen Gesetzen" bewegen, sind so nährend als belehrend. In einem von kostbarem Holze verfertigten Kasten sah man eine vollständige Sammlung aller für Schlosser nötigen Handwerkszeuge, auf das Zierlichste gearbeitet. Auf einer messingenen Platte las man die Worte eingegraben: „offert au roi pour le duc de Bordeaux." Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schlosserarbeiten eine so leidenschaftliche Liebhaberei hatte? Daher ist es wahrscheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechanischen Werke ausfüllten, sah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundrisse zu Bauwerken, die teils wegen der Wunderlichkeit des Planes, teils darum einen komischen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der eine wollte schon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwischen. Ein anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Usurpation und verhinderte. Ein dritter wollte während der Usurpation ein Theater aufführen; da sprach die Restauration: Halt! — und so wurde den armen Schelmen, so oft sie in den Tempel des Ruhmes eintreten wollten, die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Unter anderen war das Modell einer Säule zu sehen, die ein Baukünstler zum Denkmale an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorschlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendomeplatze gleich; nur hatte der Künstler die Neuerung angebracht, daß sie von ebenso vielen Fenstern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden sollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauersteine übrig geblieben wäre. Diese Glassäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet sehen, wo der unter Napoleon begonnene und unvollendet gelassene arc de Triomphe de l'étoile steht, den man, Platz zu gewinnen, niederreißen sollte. Napoleon hatte diesen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee bestimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu lassen. Kaum hatte jener Baukünstler sein Modell aufgestellt, als im Moniteur eine königliche Verordnung erschien, welche den arc de Triomphe de l'étoile aus-

zubauen befahl. Es ist nämlich nach Beendigung des spanischen Krieges beschlossen worden, das siegreiche französische Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherren und Oberoffiziere betrifft, die wußten, was sie thaten, klassisch — mit Orden, Beförderungen, Dotationen und anderen soliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, bloß körperlich in das Feuer gegangen, romantisch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumphpforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den armen Plannmacher also hat das neckische Schicksal wiederum geprellt.

4. Kleidungsstoffe, Kleidungsstücke und Putzwaren.

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magistratspersonen und die Bürger der niedrigsten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unseren Nachtmützen glich; doch schläferig waren sie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünscht, bei seinen Besuchen im Louvre ein solcher spartanischer Mensch zu sein, um sich um so stärker verwundern zu können und alle die Herrlichkeiten mit so größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Agesilaus dort vor hundert Dingen überrascht stehen geblieben, an welchen jetzt selbst der ärmste Schelm mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Üppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich schreckt ein französischer Schriftsteller, der neulich die Gegner des Luxus „les Jansénistes de la Fabrication“ gescholten. Einen guten Flötenspieler hat man vor einigen Tagen „le Raçine de la Flûte“ genannt, und aus diesen zwei Beispielen kann man sehen, daß wir Deutsche auf unsere gefrorene Musik gar nicht stolz zu sein brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geschienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich nach der Art ihrer Grundstoffe einzuteilen; es herrscht aber an sehr vielen eine so verwegene Mischung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren, die Mesalliancen zwischen Kette und Einschlag sind so häufig, daß eine Absonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es ist bequemer, jene Zeuge am menschlichen Körper selbst zu betrachten — an diesem Sammelplatze ihrer Bestimmung, an diesem Abgrunde aller erschaffenen Dinge, an diesem reißenden Tiere, das, schlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen

die logische und anatomische Einteilung des Fabrikwesens in Kopf, Leib und Fuß wird niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, sollen diese in einem besonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geschieht so, um das religiöse Gefühl der Weiber zu schonen, welche die französischen Shawls nicht zu den irdischen Dingen zählen, sondern zu den himmlischen.

Kleidungsstoffe. — Die Franzosen haben es noch nicht dahin gebracht, die französische Wolle besser als die sächsische zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend ist nur, daß sie, ohne alle Rücksicht auf den Rheinbund und auf den deutschen Bund, die sächsische Wolle immer noch „laine électorale“ nennen und daß sie sagen: „les laines des troupeaux de l'Electeur“, als wären alle sächsischen Schafe Eigentum des Landesfürsten. . . . Feine deutsche Herren, welchen das Tuch in Deutschland nicht teuer genug ist, können sich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und schwarzen Kaschmir zu 34 Fr. die (französische) Elle kaufen. . . . „Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légères et solides.“ Dieses Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scottschen Romane werden ihn zu schätzen wissen. . . . „Drap mousseline“, ist wegen seiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich. . . . Spitzengarn aus phormium tenax, einer in Neuseeland einheimischen Leimpflanze bereitet, ist ein neues Fabrikat. . . . Ein Atlaszeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrseite rosenrot, hat mich frappiert. Da die Farben nicht durchscheinen und sich nicht wechselseitig nuancieren, muß diese Zweideutigkeit nur gemacht worden sein, um den Launen des Windes zu schmeicheln. . . . Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnierung für Frauenmäntel, sind teurer als Pelz, also auch schöner. . . . Köchlin aus Mühlhausen, der erste Kattunfabrikant in Frankreich, hat — nichts zur Ausstellung gebracht. Der Chef des Hauses sitzt seit sechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimnis der geheimen Polizei verraten.

Kopfbedeckungen. — Die notwendigste, schönste und wohlfeilste Kopfbedeckung bilden die Haare. Wem die Natur diese Gabe versagt, oder wer sie verlebt oder verscherzt, der muß zu Perücken seine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren sie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten sich gewundert haben, dort eine so große Zahl Friseurs zu

sehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalökonomischen Wichtigkeit ist und die mit ihrer breiten, marktschreierischen und prunkenden Ausstellung anderen Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publizisten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariser Haarkünstler nämlich sind nicht in der großen Welt, aber in der hohen sehr beliebt wegen ihrer musterhaften Gesinnung. Frau von Staël hat in ihrem vortrefflichen Werke über die französische Revolution zu bemerken vergessen, daß bei der Bestürmung der Bastille sich nicht ein einziger Friseur befunden. Damals kamen mit den Brutusherzen auch die Brutusköpfe auf, welchen die Perückenmacher nicht gewogen sein konnten, und sie sind daher immer treue Anhänger des Zopfregimes geblieben. Die Pariser Friseurs sind noch aus einem anderen Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuser und Familien, und zwar in den echt kritischen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei diesen und jenen Zunge und Herz im Negligee findet; sie erfahren also viel; sie wissen also viel zu erzählen; sie sind also angenehme Gesellschafter; sie wissen sich also bei allen bedeutenden Männern einzuschmeicheln, welchen, ihrer anstrengenden Berufsgeschäfte wegen, jede Zerstreuung eine Wohlthat ist; sie wurden also von der Polizei, die in Frankreich wie überall die Regierung regiert, begünstigt; sie konnten sich also im Louvre nach Wunsch ansiedeln und ihre Waren breit auskramen. Darunter sah man: Perruques pylogènes, für Professoren der Philologie bestimmt; perruques imperméables, für solche beschäftigte Männer, die von lästigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünstlers Allix müssen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieser würdige Mann schmückt die Köpfe nicht bloß von außen, sondern auch von innen; er ist Philosoph, Arzt und Naturforscher. Es giebt nichts Belehrenderes, als den Prospektus, den er austeilt. Nachdem er die Geschichte der Perücken mit philosophischem Geiste abgehandelt, sagt er: „Es giebt sehr viele Männer, welchen Perücken not thun, die aber dennoch lieber, als sie solche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungestüme der rauhesten Witterung preisgeben; denn die auf hergebrachte Weise verfertigten Perücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängstigung. Ich habe hundert Versuche gemacht, wie diese Reizbarkeit zu schonen sei, ich habe nach dem Beispiele des berühmten Michalon Gipsköpfe gegossen und ihnen meine Perücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu studieren. Ich

muß gestehen, daß die Vorstellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menschheit und überwand meinen Abscheu. Die Schläfe ist derjenige Teil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt untersucht habe; ihre äußerst große Empfindlichkeit machte mich stutzen." Herr Allix erzählt nun, wie ihn der Lauf der Schläfarterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perücken auf diese Stellen die Kongestionen nach dem Kopfe verursachte; er habe durch ein neues Verfahren diesem Mißstande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: „Ich will jetzt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier studiert." Diese folgt im Prospektus in sechs Kapiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale. . . . Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, sich französischen Spitzbuben anzuschließen; ich kann mir nicht denken, daß diese viel zu leiden haben werden. Sie sind so lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos selbst wird lachen müssen.

Von anderen Kopfbedeckungen sind der Herrenhüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkischen Mützen. Letztere werden hier als etwas Neues angepriesen; aber in Wien sind sie wie noch viele andere türkische Artikel schon längst Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fischbein, das Schönste, was sich in dieser Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze sind bekannt. Von diesen Blumen werden in Paris von zweitausend Menschen jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern schien mir ein allzu wilder Schmuck.

Leibbedeckungen. — Roben von „tissu circulaire" waren eine auffallende Erscheinung. Sie haben keine Naht und gehen aus den rauhen Händen des Webers ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenschneidern! Nur noch zwei Schritte auf diesem Wege, und ihre ganze Kunst ist entbehrlich geworden. . . Die Korsetts der Madame Meier gewannen sich tausend freundliche Blicke. Sie hätten so viel „Grace", diese Korsetts, sagten sie; und dann lächelten sie und schwiegen. . . . Ternaux lieferte wollene Jupons ohne Naht von „tricot circulaire". Sie kosten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch sprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Webestuhl webt in jeder Minute 10920 Maschen an

diesem Zeuge. . . . Spitzen und Blonden sah man, das einem die Augen übergingen. Blonden, viermal gewaschen, erschienen so jung und frisch wie Hebe, wenn sie aus dem Bade steigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur in einem Glashause war ganz in Spitzen gekleidet. Sie saß auf einem Stuhle, rührte sich nicht und sprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtausend Franken wert und sie wurde beneidet. . . . Stammler von Straßburg verfertigt Herrenwesten von Metallgespinst, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maschen sind sehr eng, und Amor muß sich spitzere Pfeile schmieden lassen, will er ein so umpanzertes Herz verwunden.

Fußbedeckungen. — Die unglücklichen Pariser Frauen sind verdammt, an den Festtagen der Eitelkeit in Spitzenstrümpfen zu erscheinen, die nichts anderes sind, als eine künstliche Epidermis. In unserem Vaterlande sind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herren tragen schwarzseidene durchbrochene Strümpfe, daß man sich schämt, solch einem seidenen Geschlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariser bilden sich ein, sie wohnten unter einem südlichen Himmel und sie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmsten Häuser, sind mit Stein gepflastert, in den Schlafzimmern selbst vieler reichen Leute, findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im geheimen frieren, schlafen wie Krieger im Feldlager unter ihren Mänteln. Deutsche Reisende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüsse gefroren, man giebt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten sie den Vesuv im Leibe. Die erwähnten Bettsocken, die ihre Wärme sympathetisch weiter verbreiten, sind daher eine sehr wohlthätige Erfindung. . . . Strümpfe aus Kaschmirgewebe habe ich zu sehen und zu betasten versäumt. . . . Bas jarretières, so genannt, „parceque ces pas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus par la seule force de l'élasticité de la maille", sind gesunde Strümpfe. Gut ist es aber doch, daß man diese Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in seiner Machtvollkommenheit gerufen: Hony soit qui mal y pense! kein Kniebandorden wäre entstanden, und — hundert unbelohnte Tugenden gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchlerische Kunst, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, ist in Paris zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Ihr

dürft es einem unparteiischen deutschen Manne glauben: die deutschen Schuhe, auch die besten, können sich selbst mit den gewöhnlichen Parisern nicht vergleichen. Die letzteren haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der Pinsel eines Malers könnte das anschaulich machen. Frauenzimmer, wenn sie über die schmutzige Straße gehen, schnallen unter die Schuhe „socques articulés“ an, auch „Souschaussures imperméables et flexibles“ genannt. Es ist eine hölzerne, aus mehreren Teilen bestehende Sohle, deren Glieder von zarten messingenen Bändern zusammengehalten werden. Man muß aber behutsam damit auftreten, denn der kleinste Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren. . . . Bei nassem Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Wasser durchlassen. Wären Sie, liebe Leserin, eine Stunde nach der Sündflut vom Berge Ararat hinab in die Ebene spazieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Wasser gefüllt? Schon drei Wochen schwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen Sie selbst, er ist nicht im mindesten feucht geworden! Ich hatte das süße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu stehen. Fünfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritisch untersucht und fünf Minuten darum gefeilscht. Die Dame fragte nach dem Preise. Zehn Franken, sagte Herr Jabot. „In einem anderen Laden — erwiderte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für sechs Franken angeboten.“ . . . Ihr habt noch nie eine Löwin gesehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wut habt ihr in tausend Gedichten beschrieben gelesen. So wie jene Löwin zeigte sich Herr Jabot, als ihm gesagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. „Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que mois dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères.“ So sprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Kaschmirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen!

Nicht euch ruf ich an, ihr Musen; denn ihr erhört die Gebete nicht, die man erst in der Bedrängnis an euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Kaschmirs immer verschlossen; immer ging ich mit trockenen Augen, trägem Blute und matten Atemzügen an ihnen vorüber, und darum ist jetzt, da ich sie preisen möchte, mein Herz leerer als eine Cisterne in heißen Tagen und meine Zunge ist eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannst du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannst du mir Jugend, Schönheit und Leichtsinn geben — so thue es! Doch du kannst es nicht; dein Stab ist gebrochen und du auch hinkst an der Krücke des Gesetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichsten Wesen der Schöpfung statistisch zu sprechen, und so trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Hast du aber ein Herz, liebe Leserin, nicht bloß für deine eigene Lust, sondern auch für anderer Not, so wirst du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Kaschmir, den du trägst, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne sie Ceres; denn sie ist es, die den Hungrigen Brot giebt.

Erst vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Kaschmirs zu verfertigen, und in so kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, diese Arbeiten an Güte den orientalischen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß sich die Kaschmirziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang spinnt die Kaschmirhaare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner als das asiatische Gespinst, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Gespinst 109250 Ellen. Isot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Kaschmirshawls um 30 Prozent wohlfeiler als die asiatischen und sie erbieten sich, wenn man ihnen die Hälfte eines indischen Shawls giebt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterschied merken solle. Ajac von Lyon verfertigt seit 1815 Shawls von Flockseide, den Kaschmirs mit großer Täuschung nachgeahmt. Dieser Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig so ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300000 Fr. Flockseide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beschäftigt und jährlich für 1200000 Fr. Waren verkauft, deren größter Teil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockseidenen Shawls ist in acht Jahren so schnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lyon allein 4000 Arbeiter dazu beschäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich für 5400000 Fr. Waren liefern. — Vielleicht frägst du mich, kaschmir-

und wißbegierige Leserin, warum wir Deutsche nicht auch so schöne Sachen verfertigen können, wie die Franzosen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzosen sind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieses Volk ist noch so ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Censur hat; so roh, daß unter ihnen Leute ohne alle Herkunft Minister werden können; so dumm, daß sie die wichtigsten Prozesse öffentlich verhandeln, eine Jury haben und sogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieses Volk ist so einfältig und in den ernsthaftesten Dingen so leichtsinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburteilt, da doch die gelehrtesten Juristen anderer Völker darin übereinstimmen, daß man nur zur gründlichen Untersuchung einer erstochenen Fledermaus wenigstens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzosen haben das Glück, und werden reich, während andere verständige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichsten ist: die Franzosen haben ihre Kaschmirs und tausend andere schöne Sachen nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten diese geplagten Leute die Welt erobern! Aber was kümmert dich das? Sei froh, Mädchen, daß du kein Mann bist und an nichts anderes zu denken brauchst, als wie du jeden Abend deinen Kaschmir genau in die alten Falten zusammenzulegen hast.

Ternaux' scharlachrote Kaschmirs à la Sylla — (so genannt, weil Talma aus Sylla in der Tragödie gleichen Namens zum ersten Male einen solchen trug) — sind sehr schön und viel besser als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Kaschmir ausgehängt, der 5000 Fr. kostet. Ich konnte ihn nicht zu sehen bekommen, weil er sechs Wochen lang, vom Morgen bis Abend, von andächtigen Zuschauerinnen umstellt war. Einen anderen Kaschmir des nämlichen Fabrikanten habe ich gesehen, der aber nur 1500 Fr. kostet. Er ist weiß, hat eine einfache Bordüre und ist so wenig glänzend, daß ihn gewiß keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre; solchen Dingen giebt der Preis den Wert. Ein schönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Kaschmir in die Hand, wog ihn und rief: „Wie leicht! ach wie leicht!" — „Leicht?" erwiderte ich. „Nein, gutes Kind, er ist nicht leicht, er ist sehr schwer. Versuch es, stell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale diesen Kaschmir, in die andere Tugend, Schönheit,

Treue, häusliches Glück, Mutterliebe und alle die anderen Gewichte, die das Räderwerk des Menschen hemmen oder in Bewegung setzen — und du wirst sehen, wie schwer der Shawl ist!" Das liebe Kind verstand mich nicht. Möchtest du das nie verstehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die schönsten Tischlerarbeiten hat, allgemein anerkannt, Werner geliefert, ein Deutscher. Wie die Katzen sind die französischen Berichte um diesen heißen Brei herumgegangen. Leugnen konnten sie nicht, daß ein Ausländer die Franzosen übertroffen; aber eingestanden haben sie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre seit einigen Jahren in Paris etabliert, in dieser allgemeinen Kunstschule Europas, die jeder besuchen müsse, der sein Talent ausbilden wolle. So schwer fällt es diesen Menschen, einem ausländischen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so leicht machen es die verrückten Liberalen denen, welchen daran gelegen ist, die profane Allianz zwischen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle seine Möbel von französischem Holze, von Esche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholz aus der Provence. Dieses macht sie aber darum teurer als die von ausländischem Holze verfertigten, weil bei den letzteren es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des kostbaren zu belegen, das französische Holz aber sich zu solcher Plattierung nicht eignet und man daher genötigt ist, die Möbel ganz von diesem Holze zu machen. Werner muß wohl auch außer Frankreich vorteilhaft bekannt sein, denn er arbeitet für den russischen und den bayerischen Hof.

Ein Pariser Tischler ließ sich beifallen einen Lehnstuhl im Geschmacke des Mittelalters zu verfertigen. Dessen Grundbau ist von Acajou, Eben- und Citronenholz zusammengesetzt und an der Lehne sind nicht weniger als 2587 Stücke Perlmutter in verschiedenen launischen Bildungen eingelegt. Der Sitz ist mit silbergesticktem Samt überzogen. Dieser Sessel ist freilich sehr geschmacklos; aber die Kritik hat das ihrige gethan, wenn sie den verdienten Tadel ausgesprochen. Doch die Pariser Liberalen sind über diesen Feudalstuhl vor Wut außer sich gekommen. Wie einst Nicolai überall Jesuiten roch, so riechen die Liberalen überall die Contrerevolution. Sie sahen mit prophetischem Geiste in jenem Sessel einen absoluten König sitzen. Das mit Lilien umkränzte gestickte H. bestärkte sie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tischler hart zu Leibe und fragten

den armen verblüfften Mann: „Was soll dieser Stuhl? Für wen ist dieser Stuhl? Ist er für den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich, Mensch! Heraus mit der Sprache!“ . . . Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weisen Narren. Im verflossenen Winter vernahm man bei Nacht in einem entfernten Viertel der Stadt ein unterirdisches Getöse. Und alle Pulse der Reinblütigen schlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich die geheime Werkstätte des Komiteedirektors gefunden zu haben. Und was war es? Nichts als ein ehrlicher Pastetenbäcker, der in seinem Keller nächtlicherweile Talmouses gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Brioches. Sie sind aber beide sehr schmackhaft.

Schön war ein runder Eßtisch mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmsten Stücke spielt. Es wäre sehr zu wünschen, daß man solche Tische in allen deutschen Gasthöfen einführte, damit man die dort grassierenden Tafelmusikanten los würde, die unbarmherzig, erst nach sieben jämmerlichen musikalischen Gerichten, beim Dessert den armen Gästen den Gnadenstoß geben. . . . An einem anderen Tische hing ein Zettel mit den Worten: „Table en bronze, goût du siècle de Louis XIV., exécuté pour Mr. le duc de —“ Der Gedankenstrich sollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuschreiben wagte, mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tisch so bestellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzosen aber stellten sich dumm und als glaubten sie, dieser altmodische Tisch sei bestellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, sich über den schlechten Geschmack eines fremden Fürsten lustig zu machen. . . Sekretäre, Bettstellen und andere Möbel von lackiertem Blech waren häßlich; aber mit großem Lobe ist einer Badewanne zu gedenken. Man könnte sie eine amphibische nennen, denn sie befriedigt alle Bedürfnisse, die im Wasser und auf dem festen Lande entstehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Wassers ist an der Wanne angebracht und wird von dem Badenden selbst in Thätigkeit gesetzt. Das Wasser bleibt sieben bis acht Stunden warm und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem sie steht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, giebt ihm die Bequemlichkeit, sich selbst sein Frühstück zu bereiten —

Kaffee, Thee, Schokolade, Koteletts, oder wozu er sonst Lust hat. Er hat sogar ein Pult, woran er unter dem Baden, ohne das Buch naß zu machen, lesen kann; kurz, man kann in dieser Wanne leben und sterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieses Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tausendkünstler dieses Badewerkes war unglücklicherweise abwesend, als ich es in Augenschein nahm, und ich fand keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrscheinlich aber wird das Wasser durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt. . . . Ein neues Billard wird, ich weiß nicht warum, „jeu de la mointoison“ genannt. Außer der gewöhnlichen Billardeinrichtung bemerkt man daran labyrinthische bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Rouletteppiche. Das Spiel sieht sehr zeitvertreibend aus und kann Menschen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tischler Bonjour in Paris bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr und sonstige Marmorarten täuschend nachahmt. Diese Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widersteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht sich so stark in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. . . . Ein anderer macht Steinpappe (carton pierre), die zu allen Arten architektonischer Verzierungen, Kandelabern und zu Abgüssen von plastischen Kunstwerken gebraucht werden kann. Sie ist wohlfeiler als Holz und ausdauernder als Gips. Diese Erfindung ist nicht neu, sondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die schon unter Heinrich II., also vor 180 Jahren, verfertigt worden und die mit Steinpappe, welche nicht die geringste Beschädigung erlitten, verziert waren.

Unter den Möbelstoffen bemerkte man durchsichtigen Taffet (taffetas diaphane), zu Fenstervorhängen bestimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy wird ein durchsichtiges Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenster gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte von schöner Wirkung sind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochsenhaaren und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Naht und in haltbaren Farben, kosten, ohne Unterschied der mehr oder minder schönen Zeichnung,

15 Sous der Quadratschuh. Diese Decken sind in England sehr gebräuchlich und wurden bis vor kurzem auch nur in diesem Lande verfertigt. Jetzt führt sie Frankreich sogar nach Nordamerika aus.... Die Herzogin von Berry hat einen von ihr selbst gestickten Fußteppich zur Ausstellung hergegeben.... Die königliche Teppichfabrik Savonnerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme einen Teppich von den schönsten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber, in den Gebäuden jener Fabrik einen noch schöneren gesehen zu haben, der für die Kaiserin Maria Louise bestimmt war. Der früher hier anwesende persische Gesandte hat gesagt, daß in seinem Lande selbst nichts so Schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht sind, wird er nicht gebraucht und er liegt in einer Kammer zusammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdauernder ist — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Kandelaber.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönere Hälfte war:
So ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben sich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man schon auf zehn Uhr abends zu Spielpartien eingeladen, und superfeine Leute gehen erst um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Gesellschaft. Schreitet diese schöne Sitte noch etwas vor, so muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr morgens in Gesellschaften geht und sich abends um sieben Uhr schlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariser schon zu dieser ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie essen um elf Uhr morgens zu Mittag, und spätestens um sieben Uhr abends nehmen sie das Nachtessen. Freilich nennen sie ihr Mittagessen Frühstück und ihr Abendessen Mittagessen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbst in den Speisen fängt sich die ungekünstelte Natur zu zeigen an. Bei den feinsten Pastetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrot, das ganz so derb ist wie Pumpernickel. Als ich das erste Mal, überrascht von dieser Erscheinung, den Küchenkünstler fragte, was das wäre? antwortete er, dieses Brot sei sehr rafraichissant und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariserinnen von

höherem Stande haben im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks im Winter gar keinen Tag; denn sie kleiden sich erst aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und anderen Naturstädten sich ankleidet, und bis sie nach dem Erwachen sich die Augen gerieben und gefrühstückt haben, ist die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbetreibenden Klassen ahmen das vornehme Nachtleben wenigstens symbolisch nach. Den ganzen Tag sitzen sie in ihren Läden im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erst wenn es dunkel geworden ist, putzen sie sich und lassen sich frisieren. In den Kaffeehäusern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, sind sie den Tag über, an ihren Bureaus sitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beschäftigt und reden kein Wort mit den Gästen. Sobald aber die Lichter angezündet werden, schmücken sie sich aufs Herrlichste und fangen an geistreich und liebenswürdig zu werden. Man kann sich also denken, welch eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung ist. Die durch Gas breitet sich täglich mehr aus. Wenn es die Menschen dahin gebracht haben werden, die atmosphärische Luft von ihren Stickstoffteilen zu reinigen, dann werden sie das Verderben vollendet haben, das sie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht ist zu rein für das menschliche Auge und unsere Enkel werden blind werden. Merkwürdig ist, daß trotz jener guten Eigenschaft der Gasbeleuchtung die Ultras ihr dennoch feind sind, wie ihnen wenigstens die Liberalen vorwerfen. Daß dieser Vorwurf ganz ohne Grund sein sollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet ist, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultrablatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung gelesen zu haben. Dieser Widerwille wäre in der That ein psychologisches Rätsel, an dessen Auflösung sich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Aristokratie mit Wasserstoffgas zusammen? Indessen giebt es noch mehrere solche physikalische Rätsel. Wie hängt die französische Geistlichkeit mit den Kuhpocken zusammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung gelesen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Gestorbenen in Paris seit einigen Jahren gestiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Sterbefälle über tausend. In gleichem Verhältnis, als sich die Kuhpockenimpfungen vermindern, vermehren sich die Dotationen und Vermächtnisse, welche die Geistlichkeit sich zu verschaffen weiß. Sie betragen jetzt schon viele Millionen. Wie hängt das alles

zusammen? Ihr Antiquare, die ihr alte gute Kunstwerke an ihrem edlen Roste erkennt, ihr Winkelmänner — seid so gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, seitdem die Pariser Gassen mit Geistlichen wie besät sind, so viele Kinder an den natürlichen Blattern sterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe jemand beobachtet, daß über dem Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optische Experiment nachgemacht und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel jetzt die Gendarmen getreten; sonst aber noch alles so ist, wie es ehemals gewesen.

Gerätschaften zur Beleuchtung, sowohl durch Gas, als Öl und Wachs: Lüstres, Lampen, Kandelaber waren in der Ausstellung von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu sehen. Was sich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronze, Krystall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Glasleuchter in Form von Karyatiden oder Atlanten, welche krystallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographischen Einteilungen, auf deren anderer die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuster hat in seinem Laden zwei große Stiefel von Krystall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzschneider in Saargemünd verfertigt unter vielen anderen Dingen auch Kandelaber von künstlichem Porphyr, von sieben Fuß Höhe. Dieser von Utzschneider erfundene Porphyr ist dem natürlichen so täuschend nachgemacht, daß einer der berühmtesten französischen Mineralogen, dem man ihn zur Untersuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde. . . Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchttürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung ist. Ihr Licht kommt an Stärke dem von zweitausend gewöhnlichen Lampen gleich und verbreitet sich acht Stunden weit. Wären alle Leuchttürme mit solchen Laternen versehen, so würden schon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden sein.

Auch die Wachskerzen hat man sehr verbessert. Die von gereinigtem Wachs verfertigten „bougies diaphanes“ sind durchsichtig und gleichen dem Alabaster. Ein Kerzenfabrikant hatte das Brustbild des Königs, von solchem Wachse durchsichtig gemodelt, in seinem Laden aufgestellt. Man sah auch rote, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß sie keine schwarzen zu Trauerbällen verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben sie in der Rue de la paix einen Putzladen, „Grand Magazin de deuil“ genannt,

wo nur Putzwaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze selbst schneidet den Begehr! ... Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateinische oder griechische Aufträge geben kann, der schicke sie hin, „bougies soléraphlites“ zu kaufen. Das Pfund kostet zwar nur 1 Fr., denn sie sind von gewöhnlichem Lichtertalge; sie haben aber folgende gute Eigenschaften: die Flecken, die sie auf Kleidern und Möbeln machen, kann man durch Weingeist reinigen; die Stärke ihres Lichtes verhält sich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; sie brennen ein Dritteil länger als die gewöhnlichen.

8. Metallurgische Arbeiten.

Attila, in Werners Tragödie, liegt auf dem harten Boden seines Zeltes und spielt mit seinem Knaben Knabenspiele. Da treten die Abgesandten des byzantinischen Kaisers herein und legen sich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu seinem Sohne spricht: „Siehst du, Irnack, das Eisen besser ist als Gold? Mit Eisen hol' ich's.“ Dieser Attila war ein Hunne. Aber die Attilas in seidenen Strümpfen sitzen auf Samt und Gold, und wenn sich ihnen unüberwindliche Festungen übergeben, sagen sie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie, Prinz, daß Gold stärker ist als Eisen? Mit Gold zähm' ich's.“ Wenn nun jene großen Handwerker, die sich mit dem Eisen nähren und wehren, ihren Wohlthäter so wenig achten — wie sollten wir ihn schätzen, die ja gar nicht besser sind, als jene, sondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köstliche? Darum nichts von Pflügen, Eggen, Sensen, Schaufeln und anderen solchen Dingen, die in Menge ausgestellt waren. Lassen wir das Eisen naß werden vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder rostig vom Herzblute seines jungen Sohnes, der es vergossen, einen gefangenen Tiger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unseren Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Grenze des Ernstes liegen die damascierten Klingen, die man jetzt in Frankreich den echten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indessen gebrauchen wir sie doch zu Duellen, wenn die Paradeehre fordert, daß wir unser Heldenblut für eine schöne Kasinosache verspritzen. Die Franzosen hatten einst in Ägypten große Furcht vor diesen Damascenerklingen. Sie sagten: so ein Mameluckensäbel spalte einen entzwei wie einen Apfel. Aber Bonaparte lachte sie aus, sagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und

die Narren glaubten's ihm auch! Selbst die Rassiermesser werden jetzt damasciert; große Zurüstung gegen einen kleinen Feind! Überhaupt sah man in der Industrieausstellung die Rasiermesser mit großer Ernsthaftigkeit behandelt. Man sah deren von gegossenem Stahl; andere „à dos métalliques", erfunden, (wie der Fabrikant sich ausdrückt) „pour lutter contre des envieux". Wer also mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne sich mit solchen Rasiermessern. Ein dritte Art Rasiermesser, deren Klinge zwischen einer Scheide steckt und nur so viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man sich verwunden kann — ist solchen zu empfehlen, die während dem Rasieren an ihre Schulden, oder an die Auflösung einer Scharade zu denken gewohnt sind.

Der Fabrikant Alard hat ein eisernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieses Metallgewebe ist so fein, daß auf den Quadratmeter beinahe vierzehn Millionen Maschen kommen. (Scheint etwas gelogen zu sein!) Es werden Lichtschirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Astrallampen; Schüsseldecken, welche die Luft durchlassen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Diese letzteren haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit so großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten sechsundfünfzigtausend Stück davon verkauft hat... Bettstellen von Röhren, aus Eisen, Messing und Kupfer, sind so leicht und so bequem eingerichtet, daß sie in einen Mantelsack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten, sie zusammenzusetzen oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz recht, wenn er von ihnen sagt: „Ces lits peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en campagne". Diese Feldbetten, oder Konstitutionsbetten, oder Prokrustesbetten kommen nicht sehr teuer zu stehen; der Schuh Röhre kostet, je nach deren Diameter, $1^1/_2$ bis $4^1/_2$ Franken. . . . Von gegossenem Eisen werden allerlei niedliche Quincaillerieware verfertigt: Abgüsse plastischer Kunstwerke, Reliefabgüsse von berühmten Gemälden, Tabackdosen, so leicht wie die von Papiermaché und andere solche Dinge. . . . Das Eisen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Ragusa kam, wurde sehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgestellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogieren Handel treiben. Sie haben recht, wenn sie das bare Geld lieben; es ist immer gut, sich marschfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke gesehen; doch war ein goldener Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von schöner Arbeit, und gotischer mit modernem Geschmack glücklich daran verbunden. Der Koffer ist bestimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutsch-französischen Wörterbuche steht Sainte-Ampoule übersetzt: „Das Ölfläschchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs." Eine Wörterbuchversicherungsanstalt wäre etwas sehr Nützliches. . . . An Kirchengerätschaften von Gold, Silber, Messing, Krystall, an Altarleuchtern, Bischofsstäben, Kreuzen, Monstranzen, gestickten Fahnen, Bischofsmützen war ein großer Überfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle diese Arbeiten geschmacklos wären, und sie geben den Rat, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben solle. Denn — sagen sie — bei einem gebildeten Volke, wie das französische, könnten die Apostel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn sie — zeichnen könnten!

9. Parfümerie.

Die Natur selbst braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie sollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen sie ihn durch alle zweiundfünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerst dem Luftstrome der gelehrten Frau Delacour, dieser zweiten Madame Dacier, aus. Sie sagt in ihrer Autobiographie: „Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est addonée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée de suc des fleurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge." Shakespeare hat kühne Bilder in seinen Dichtungen; die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß ist noch von keinem schönen Mädchen gedruckt oder gesagt worden: sie habe Lyoner rosentaffstene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergalerie der Schmeichelei bereichert. . . . Fargon der jüngere nennt sich „parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de

leurs cours". Er verkauft: Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine und Rouge-Vert d'Athénes. Dieses letztere ist eine grüne Schminke, die erst auf den Wangen rot wird. . . . . Treten wir jetzt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort schimmert's wie in einem Feenmärchen; es ist zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer ist nicht glücklich unter seinen Schätzen; er ist, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgesetzt. Es wird ein „Imprimé calomnieux" gegen ihn verbreitet, „dicté par l'Envie et la Jalousie". Aber Herr Mayer weiß seinem Gegner zu antworten und sagt dem „auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies", was sich gehört. „Mais non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie"!!! Darum wolle er mit den „Suffrages d'augustes personnages" sich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen und seine Parfümerien mit denen seines „pâle imitateur" zu vergleichen. Es wird keinen gereuen, dieser Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die sich nicht gern den Kopf anstrengen, können im Bazar des Herrn Mayer in weniger als einer Viertelstunde auf die angenehmste Weise die Geographie erlernen. Sie finden dort: Huile de Macassar, poudre de Ceylon, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canade, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma, und noch viele andere Dinge aus Europa, Amerika und Asien. Schade, das Herr Mayer keine Produkte von den Südseeinseln und von Afrika hat, keinen pâte de Botany-Baie, keinen Esprit de Maroc — an Absatz würde es ihm nicht fehlen und seine geographische Belehrung würde hierdurch vollständiger werden. Dagegen findet sich bei ihm „Parfum des Salons, én grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs". Ferner: eine „Composition accélératric", welche grobe deutsche Postillone Wagenschmiere zu nennen pflegen. Die Wagenräder einmal damit schlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesschnelle. Endlich hat er auch ein rotes kölnisches Wasser für blasse Leute. Überhaupt ist Herr Mayer eine wahre Vizenatur. Diese selbst hat nur den Menschen zu schaffen; für das übrige, was zwischen Wiege und Sarg zu thun ist, sorgt ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und rot, mager oder dick, läßt die Haare wachsen oder aus-

fallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereignisse des Lebens: Salben, Pulver, Essige, Seifen, Öle und Wasser.

Einen Gegenstand der negativen Parfümerie will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civilbaukunst gehört. „Sièges inodores", waren in der Industrieausstellung von sehr verbesserter Art zu sehen. In Deutschland fehlt es noch sehr hierin. Wahrscheinlich ist man dort nicht gehörig belehrt, wie das „gaz hydrogène", eine „cause permanente de graves maladies" sei.

10. Schokolade und Zuckerbäckerwaren.

Wer in Paris ein Buch schriebe: „Über den Einfluß der Religion auf die Schokolade", der hätte keine Satire geschrieben, sondern nur abgeschrieben. Seit der Restauration der Heuchelei werden aus Schokolade: Kreuze, Rosenkränze, Kruzifixe und andere geheiligte Symbole des Gottesdienstes verfertigt und verkauft, und man hört keine Missionäre gegen solche Entweihungen eifern! . . . Doch lassen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanteriehandel und betrachten wir, was aus Kakaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke sich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Kursen, und am Anfange nach dem Titel mit einem Kupferstiche versehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darstellt — und man hat eine typographische Vorstellung von dem Prospektus, welchen der Schokoladenfabrikant Debauve im Louvre verteilte. Herr Debauve ist kein gewöhnlicher Schokoladenmacher; er bringt alles in Schokolade, und Schokolade in alles; er schokoladisiert das ganze Pflanzenreich. Aus vielen medizinischen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin seine Fabrikate angepriesen werden. Dabei zeigt er sich so dankbar, daß er alle Pariser Ärzte, die seine Schokolade gelobt, gleichfalls rühmt, und sie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt sogar eine Beweisstelle aus Kotzebues „Erinnerungen aus Paris", der seiner Schokolade mit großem Lobe gedacht. Der Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse, hat dem Fabrikanten selbst vor siebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er ist nicht bloß analeptique, sondern auch béchique und confortatif. „Il a rendu en peu de temps la fraîcheur, les forces et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontain de Jouvence." Er

wird von einem berühmten Pariser Arzte den Gelehrten empfohlen, „qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint“ (die ehrlichen deutschen Schriftsteller mögen sich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salepschokolade das Beispiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der sein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er seit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Tassen dieser Schokolade getrunken. Ferner fabriziert Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-root; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, cœurs, castagnettes, marrons, pastilles, cylindres, vases et plusieurs autres objects de formes agréables — alles aus Schokolade. Endlich: „les portraits chéris du roi et de la famille Royale“, mit ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verschiedenen Arten, die Schokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da diese nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten sie sich vorsorglich schon den Abend zuvor ihre Schokolade und wärmten sie des anderen Morgens wieder auf. Diese klösterliche Schokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre süßen Kunstwerke zur Ausstellung gebracht, und Kunstwerke sind sie allerdings zu nennen, da sie mehr für das Auge als für den Gaumen bestimmt sind. Die Franzosen sind zu loben, daß ihnen die Optik die erste aller Wissenschaften ist, und Akustik die zweite. Der Adel eines Menschen zeigt sich darin, daß er im Hause der Sinne die oberen Stockwerke bewohne, daß er alles in Farben und Töne auflöse, feste Nahrungen in flüssige, flüssige in ätherische, ätherische in geistige verwandele. Herr Vernaut, Hoherpriester „au Temple de Pomone“ . . . „qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectioner les procédés de l'art du confiseur“, hatte sein Museum mit den herrlichsten Bonbons geziert. Kunstfreunde bewunderten besonders die pastilles d'Ambroisie, „qu'on

a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter."

11. Nachlese.

Ich will noch von einigen Gegenständen sprechen, die ich in ihre Ordnung zu bringen teils vergessen, teils nicht verstanden habe. Gar mannigfaltig sind die Bedürfnisse und Neigungen der Menschen. Nicht alle haben sich bestimmte Organe zu fester Wohnstätte gewählt; sondern viele ihrer halten sich nach Landstreicherart an den Sinnesgrenzen auf. — Die Fächer, die schon längst mit dem Erröten abgekommen, sind seit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel; man machte die Fächer teuer. In der Ausstellung sah man deren von Schildkröte, die 700 Fr. kosteten. In heißen Sommertagen eine Reise nach Havre oder Dieppe, sich an der Seeluft zu erfrischen, käme viel wohlfeiler zu stehen. Polichinelvampyre sah man oft auf Fächern abgemalt. Dieser beliebte Hanswurst wurde auf alle mögliche Art bildlich dargestellt. Battisttaschentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel gestickt war. Andere Arten von Taschentüchern wurden unter dem Namen Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt. . . . Von einer neuerfundenen Komposition werden falsche Edelsteine (pierres adamantoides) verfertigt, die sehr schön sind. Man muß ein Kenner sein und sie in die Hand nehmen, um sie von den echten zu unterscheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhause nicht damit erscheinen darf — ein Versammlungsort, den in Paris Frauen von den höchsten Ständen in ihrem reichsten Schmucke besuchen . . . die guten Seelen, wie leicht sie zu befriedigen sind! Eine beliebte Bandschleife, die eine Zauberhand im letzten Sommer geschlungen, nennen sie „parfait contentement". . . . Poupart de Neuflige, ein Tuchfabrikant, hatte zwischen seinen Waren sechs Gemälde aufgestellt, die sechs Fabrikgebäude nebst ländlichen Umgebungen, welche er in verschiedenen Departementen besitzt, vorstellten. Der König, dem diese Gemälde wohlgefielen, hat sie von dem Eigentümer zum Geschenk angenommen. . . Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten Dampfbäder zu machen, ist ein nützliches Werk. . . . Unter dem Namen „Caecographe" wurde eine Maschine gezeigt, vermittelst welcher Blinde in ganz geraden Linien schreiben können. Der einfache Apparat ist sehr zweckmäßig. . . . Vermittelst der Glactomètres und der Caséomètres

kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das Genaueste bestimmen. Aber Frauen von Gemüt werden sich wenigstens der letzteren nicht bedienen; denn die heilige Schrift sagt: du sollst dem Ochsen das Maul nicht verbinden, wenn er drischt. . . . Allerlei Komestibilien, auf eine neue Art behandelt, waren von größerem oder geringerem Nutzen. 5 Pfund frisches Fleisch durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Lot reduziert, sowie auch gekochtes Rindfleisch in einer hermetisch verschlossenen Flasche aufbewahrt, soll sich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Nudeln davon, wurden zu Sparsuppen empfohlen. . . . Die Fabrikation des Runkelrübenzuckers hat mit Napoleons Herrschaft in Frankreich nicht aufgehört. Besonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Raguſa kommt, so daß der Sturz Napoleons dem Marschall Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimnis der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, soll nur darin bestehen, daß diese Konfitüren mit Runkelrübensyrup bereitet werden. . . . Bäcker hatten neue Versuche mit Brotarten zur Prüfung aufgestellt; man hat in Paris das beste Brot, aber kein gutes. . . . Ein sehr schönes Schmuckkästchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künstliche bestimmt, zeigte der Zahnarzt Desirabode. Das ist der kühne Humorist, der sich im vorigen Jahre mit dem Galgen neckt, indem er, um Aufmerksamkeit zu erregen, Adressen, ganz in Form von Bankzetteln, verteilte. Er hat bewiesen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm herausgeholfen. . . . Von dem vor kurzem entdeckten neuen Metalle, Palladium genannt, wie auch von Platina, waren schöne Medaillen zu sehen. Auch in Krystall hat man Medaillen gegraben, die das Ansehen von Perlmutter haben. . . Eine sehr nützliche Erfindung sind die Längenmaße von seidenen Bändern, welche seit einiger Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes ist das übliche metrische Maß in seinen kleinsten Abteilungen, auf der anderen Seite sind die verschiedenen ausländischen Maße gezeichnet, so daß man beide auf das bequemste miteinander vergleichen kann. Nicht bloß Schneider, Schuster, Warenhändler bedienen sich dieser Maße, sondern auch Tischler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im Großen messen. Die Pariser Schneider, wenn sie das Maß zu einem Kleide nehmen, bedienen sich also nicht der in Deutschland üblichen knisternden Papierstreifen, in welche man mit der Schere rätselhafte Zeichen

schneidet, sondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder und tragen die gefundenen Größenverhältnisse in ein eigens dazu bestimmtes Buch unter dem Namen des Kunden ein. Dieses Buch ist ganz eingerichtet wie ein Paßregister. Es muß bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß die französische Polizei, welcher das scharfe Augenmaß der deutschen abgeht, den Reisenden, der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaß abmißt. An der Grenze, wo man seinen vaterländischen Paß gegen einen französischen vertauscht, wird das heimatliche Maß in das metrische gebracht und ich habe in Straßburg die unschuldigsten deutschen Frauenzimmer schamrot am metrischen Pranger stehen sehen. Und der alte Vater Rhein (so hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) schweigt zu solchem frevelhaftem Thun! Aber was thut die Polizei nicht allerorten! Gleich der pythagoräischen Schule bringt sie alle Verhältnisse in Größen und Zahlen. Personen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werte und ihrem Preise addiert, numeriert, subtrahiert, dividiert, einregistriert, protokolliert, inventiert — als wäre der Herr der Erde gestorben und die hinterlassene Menschheit sollte versteigert werden!

Aus meinem Tagebuche.

I.

Frankfurt, den 29. April 1830.

Du närrisches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu sehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörst mich geduldig an und giebst mir recht wie immer.

Krank sein, gefangen und gefesselt schmachten und alles geduldig ertragen, bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre sollte sich schämen, krank zu sein länger als vier Wochen. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch so wenig liebt und das wie ein gezähmtes wildes Tier seinen Herrn vergißt und hinausspringt ins Freie, sobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfrischen die Seele nicht mehr. Es ist kein Gewitter, das den Durst der jugendglühenden Natur löscht — es ist der Herbstwind, der herabjagt, was noch grün an den Bäumen war; alles raschelt und ächzt wie die Brust eines Sterbenden, und die welke Erinnerung wird im Sturme zerstreut.

Einst in schöneren Jahren . . . ich hatte mich einer Rose genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufstand, war auch die Natur genesen. Weggeschmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte alles vergeben, alles vergessen. Meine Brust war offen, wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling lustwandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Genesung und der Frühling haben sich wieder begegnet; aber es ist ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrießliches Geschäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Ist das Himmelsblau? Ist das Abendrot? Ach ja, es ist ganz artig gemalt und auch sehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einst war mir die Nachtigall die Rose der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr.

Jetzt höre ich sie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Christgeschenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentschlossen wie ein Kind, was ich zuerst genießen, zuerst mir aneignen sollte. Ich zögerte zu wünschen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Wassersturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenrot, des Mädchens holder Blick — es ist nichts. Alles ist Jugend. Die Welt ist ein Spiegel, was hineinschaut, schaut heraus. Er giebt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtstrahle ärmlicher Zinsen. Ja, wer ihn durchschauen könnte, wer es vermöchte, die Folie des Lichtes abzustreifen! Die Welt ist hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt ist nichts.

Die Jugend — es ist ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute sprechen es aus und verstehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche ist uns heller. Und gut, daß es so ist; gut, daß wir im Alter die Jugend vergessen, denn wäre es anders, es wäre schlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter bestimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unsere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für alle! Ja, so sollte es sein, aber so ist es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem seine Freiheit überreif geworden, sie endlich genießen und leben für das Leben, kommt die Religion und sagt: nicht so, alter Junge, die Schule ist noch nicht aus, das Leben kommt erst nach dem Tode, der Sarg ist die Wiege deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die Kirche sagt's, diese Abenteurerin, die unter hundert Namen und Gestalten durch die Welt zieht und den Leichtgläubigen vorlügt, sie habe zwei Königreiche, eins da oben, die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eins unten, die zu züchtigen, die ihr hart und mißtrauisch keinen Kredit gegeben.

Was berechtigt uns, das blanke Gold der Jugend dem blassen trügerischen Alter darzuleihen, das hohe Zinsen verspricht, weil es aller Schuldscheine lacht, und sich nicht scheut, Bankerott zu machen?

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Konzert. Ein Wechsel wird mit dem anderen bezahlt; es ist eine Liederlichkeit ohnegleichen. Die Zinsen blasen das Kapital

auf, und Thoren, welchen nie das bare Geld des Lebens lacht, halten sich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch steigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du bist doch sonst so gut, rede einmal, sei nicht verschwiegen wie ein Diplomat, sage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt lesen: Von allen Menschen, die geboren werden, stirbt fast die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigsten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ernten anfängt, gelangt weniger als ein Dritteil, und dem Wohle dieses kleinen Dritteils werden zwei große Dritteile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirtschaften, benutzen und beherrschen sie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle sorgen nur für die Hochbejahrten, und die Jugend ist verdammt, die Magd des Alters zu sein!

Die alten klugen Leute sprechen von der Leidenschaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenschaft, die jedem Alter angemessen, ist seine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu sein und sehen die Vernunft des verflossenen Alters als Leidenschaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn sie lehrt uns nur die Ausnahme von der Regel. Die Regel zu kennen, braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat recht, nur er ist glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, ist ewig, euer Wissen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menschengesetzen ist nicht vernünftiger und gerechter, als der Mensch in seiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünsche meiner armen Brüder schmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunsch, der sie gerufen, schon längst begraben ist.

Das Kind möchte herumspringen: es muß in der Schule bleiben und Lateinisch lernen. Der Jüngling darf hinaus ins Freie: da sitzt er in der Kammer beim Schattenrisse der Liebsten und seufzt. So lange wir reiselustig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, sind wir alt und bequem, wir spielen Boston und unser Kasino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unserer Nichten, herzen und küssen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf seine gichtischen Füße und stören ihn im Mittagsschlafe. Satanskinder! warum seid ihr nicht dreißig

Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Essen nicht schlief, sondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen, zum Tabaksräumer dienend, das ich bei einem anderen Knaben gewahrte. Ich hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüste, und ich möchte rasend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht später alle diese Sachen kommen, wenn sie mir gleichgültig geworden.

Robert, oder der Mann wie er sein sollte, verschaffte mir von meinem Hofmeister eine Ohrfeige, die ich heute noch spüre. Diesen Robert hatte ich mir zum Muster genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeltlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Plessis und Klairant versäumte ich meine Übersetzung im Döring und mußte die Bank hinunterrücken, und über die Leiden der Hardenbergischen Familie habe ich mehr geweint, als später über meine eigenen. Ach, seitdem hat kein Kummer, noch so groß, mein Brot benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich lesend aß und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich so glücklich, daß mir einer Ohrfeigen giebt, weil ich lese und liebe? Wer störte mich? doch still — ich verspreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritisieren!

II.

Frankfurt, den 30. April.

Kostbar ist ein Brief, den Goethe auf einer Reise nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geschrieben. Wer ihn ohne Lachen lesen kann, den lache ich aus. Goethe, der an nichts Arges denkt, und im Schoße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Residenz seines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erschrocken und argwöhnisch, wie ein Polizeidirektor, sieht er darin demagogische Umtriebe des Herzens — demagogische Umtriebe, die, als gar nicht real, sondern nebulistischer Natur, ihm noch verhaßter sein müssen als Knoblauch, Wanzen und Tabakrauch. Er leitet eine strenge Untersuchung ein. Aber — es war

noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reise nichts, gar nichts „nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte", findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unschuldige wissenschaftliche Bewegung gewesen sei, die ein leichtes Kunstfieber zur Folge hatte. Die Gegenstände, welche das Blut aufgeregt, seien symbolisch gewesen. Für Zeichen dürfen sich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit gesetzt, versteht sich gegen Kaution, und es wird unter Polizeiaufsicht gestellt. Doch will Goethe die Sache nicht auf sich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als seinen Justizminister, darüber und bittet ihn gehorsamst, das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Goethe wegen seiner Achtsamkeit und seines Eifers, beruhigt ihn aber und sagt, die Sache habe nichts zu bedeuten.

Dieser Kriminalfall ist wichtig und ich wünschte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demselben Geiste, mit dem er in Hitzigs Journal Sands Mordthat besprochen.

Die Briefe ergötzen mich bloß, weil sie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden sie mich entsetzlich langweilen. Wären sie gefällig, was wär's? Schiller und Goethe! Aber daß unsere zwei größten Geister in ihrem Hause, dem Vaterlande des Genies, so nichts sind — nein, weniger als nichts, so wenig — das ist ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Wasser in Liqueurgläschen! Ein Briefwechsel ist wie ein Ehebund. Die Stille und die Einsamkeit erlaubt und verleitet viel zu sagen, was man anderen verschweigt, ja was man mitteilend erst von sich selbst erfährt. Und was sagen sie sich? Was niemand erhorchen mag, was sie sich auf dem Markte hätten zuschreien dürfen.

Anfänglich schreibt Schiller: „Hochwohlgeborener Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrat!" Nun, diese Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Goethes Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehn Jahren ist er Mann genug, ihn mein Freund, mein teurer Freund zu nennen. Goethe aber vergißt nie seine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man sieht ihn oft lächeln über dessen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablassend behandeln. Er schreibt ihm: mein Wertester, mein Bester.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meister! Quel bruit

pour une omelette! „Es sieht zuweilen aus, als schrieben Sie für die Schauspieler, da Sie doch nur von den Schauspielern schreiben wollen" — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeschenk annimmt. Bei Goethe aber finden sich immer nur Maitressen oder hommes entretenus; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt sie nicht gelten. Der dumme Schiller! Ist nicht Wilhelm Meister ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht?

Mich ärgert von solchen Männern das pöbelhafte Deklinieren der Eigennamen. Sie sagen: die Humboldtin, sprechen von Körnern, Lodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen sie sich, am meisten aber Schiller, einer zahllosen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Not, wo das deutsche Wort viel näher lag. Stagnation, konvenient, avanciert, inkalkulabel, Obstakeln, embarrassieren, retardieren, Desavantage, Arrangements, satisfaciert, Apercüs, Detresse, Tornüre, repondieren, incorrigibel. Und solche Männer, die in ihren Werken so reines Deutsch schreiben! Ist das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunst getrennt war, daß ihr Geist weit von ihrem Herzen lag?

Goethes Lieblingsworte sind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet sogar sich zu wundern; was ihn in Erstaunen setzt, ist wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Überraschung nicht. Er scheut alle enthusiastischen Adjektive; — man kann sich so leicht dabei echauffieren.

Wie freue ich mich, daß der Konrektor Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Goethe mit brühheißem Lobe übergossen, nicht mehr in Frankfurt ist, sondern in Bremen vergöttert. Er ist ein starker, kräftiger Mann, und wenn er mich totschlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

— — Mensch, du elender Sklave deines Blutes, wie magst du nur stolz sein? Du armes Schifflein auf diesem roten Meere, steigst und sinkst, wie es den launischen Wellen beliebt, und jede Blutstille spottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls ist der Hammer des Schicksals, womit es Könige und Helden schmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert, sie zu befreien, und große und kleine Gedanken und scharfe und stumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerstehen? . . . War ich doch gestern weich wie Mutterliebe und heute spotte ich die deutschen Götter weg und schnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt, den 1. Mai.

Ich lese in der Zeitung: Prudhomme, der älteste der französischen Journalisten, sei gestorben. Ich kannte diesen Mann, ich habe ihn oft besucht. Er sprach viel; aber weniger achtsam hörte ich auf das, was er sagte, als ich achtsam in seinem Gesichte las, das kalt und grau wie ein Leichenstein, die verwitterte Inschrift trug: gestorben 1794. Im Anfange der Revolution schrieb er das meistgelesene, meistverbreitete Blatt, l'ami du peuple, das in eine gefährliche Oktavform die ungeheuersten Grundsätze zusammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtausend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen sprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in seiner Stärke war, flackerte sein niedergebranntes Auge hoch auf und seine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber von späteren und von den neuesten Zeiten, dann sprach er so müde, verdrossen und schläfrig, daß es unbehaglich war, ihn anzuhören. Von Freiheit in einer konstitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorstellung, er war ein absoluter Republikaner. Der republikanische Absolutismus ist noch verderblicher, als der monarchische; man kann diesem durch Ruhe, und Gehorsam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, ist ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus ist verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm ist nur Wahn, was bei dem anderen selbstbewußte Schuld ist. Die Franzosen waren nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durstig und verschmachtend stürzten sie sich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Despotismus erhitzt sich durch schnöde Lust auch in der blühendsten Landschaft, leidet an unauslöschlichem Durste, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weise hatte ich die Bekanntschaft des Prudhomme gemacht. Im Herbste 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der sehr leicht und windig aussah. Er freute sich ungemein, einen publiciste distingué und spirituel gleich mir kennen zu lernen, und machte mir die Mitteilung, man wünsche ein neues Journal zu gründen, das ich redigieren solle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr schien mir sehr wenig Bildung zu haben,

seine politische Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm, aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung ist. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu sehen. Das machte mir aber um so größeren Spaß, mich mit ihm einzulassen. Ich sagte: so etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er sich, mich zu einem berühmten Journalisten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher besprechen solle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieser bohrte fünfzig, hundert Fuß tief in meine Brust hinab, als wollte er einen artesischen Brunnen graben, und meine Gesinnung sprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiste ich das Batt zu schreiben gedächte? ich erwiderte: in liberalem. Da schüttelte er den Kopf und meinte, das sei nicht bestimmt genug. Man müsse sich genauer verständigen und die Grundsätze nett aufstellen — nett, das war sein Wort. Aber von dieser Nettigkeit war ich ehrlicher Deutscher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernst gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich recht; ich verstand aber damals die Sache noch nicht. Die deutsche Ehrlichkeit ist groß, alt und unverwüstlich wie eine Pyramide; aber sie liegt in einer Wüste und ist die Wohnung des Todes. Der Deutsche denkt, auch im politischen Meinungsstreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu sagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg ist wie ein anderer und daß nicht genug sei, für die gute Sache zu kämpfen, sondern daß man auch für die Mitstreiter sorgen müsse. Diese müssen angeworben, versammelt, ausgerüstet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzose lobt und begünstigt jeden, der auf seiner Seite, und tadelt und beschädigt jeden, der ihm gegenüber steht. Hierdurch vermehrt und verstärkt er nicht bloß seine Partei, sondern er zwingt auch alle, die dieser heimlich entgegen sind, ihre Feindschaft offen zu erklären und selbst Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzosen alles und wir bringen es zu nichts. Eine Zeitung ist uns nur ein kritisches Blatt, für die politische Wissenschaft bestimmt. Eine politische Handlung, ein politisches Ereignis kritisieren wir wie ein Buch, ein für allemal, und schweigen dann still. Über die nämliche Sache täglich zu sprechen, das kommt uns so langweilig und abgeschmackt vor, als wollten wir das nämliche Buch alle Tage von neuem recensieren, und in unserer thörichten

Verblendung machen wir uns über die „stereotype Polemik“ der französischen Journale lustig. Wir vergessen ganz, daß ein politisches Blatt eine Art Regierung übt, die nie stille stehen darf, wenn sie nicht gestürzt sein will. In solchen Irrtümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich sagte: ich würde loben, was löblich, tadeln, was tadelnswert ist, und ich that mir auf meine germanische Tugend viel zu gute. Man verlangte aber von mir, daß ich unsere Freunde loben, unsere Feinde tadeln solle, sie möchten thun, was sie wollten — und man hatte recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutscher. Im Befreiungskriege mit tausend anderen zu gleicher Stunde geboren, war ich Tausendling erst fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tausendlingen bin ich einer der wenigen, die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es ist recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politischer Kuppler darum doch nicht. Er besuchte mich ferner und führte mich mehrere Male zu einem Restaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das alles sehr gut gefallen und schmecken. Eines Tages lernte ich bei Tische einen Deutschen kennen, mit dem ich mich unter anderen auch von politischen Dingen unterhielt. Als dieser weggegangen war, machte mir mein Gastfreund die zärtlichsten Vorwürfe, daß ich so unvorsichtig sein könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu sprechen. Es dürfte mich keineswegs sicher machen, wenn ich deutsch spräche, denn es gäbe auch Spione, die deutsch verständen. — Was! Spione unter den Deutschen! Deutsche unter Spionen! Das ist eine niederträchtige Verleumdung! — Ich hätte dem französischen Kerl die Flasche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich diesen kleinen patriotischen Monolog bloß leise in mich deklamiert. Denn als ich einige Jahre später ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutschen Spion kennen. Ein solcher, der mich oft besuchte, kam eines Tages zu mir, setzte sich vor dem Kamine nieder und wärmte sich behaglich. Er hatte kein Holz im Hause, er brauchte keins, weil er im Palais Royal Nr. 13, wo er spielte, Tag und Nacht freie Heizung hatte. Nachdem er sich durchwärmt, machte er ein kaltes Gesicht und sagte, er hätte etwas mit mir zu sprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert

Franken leihen könne? Ich wollte ihm nämlich zuvorkommen, weil ich vermutete, er habe die Absicht, Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erschütterte. Aber er erwiderte: Geld haben sei bei ihm ein Verbum, daß im Indikativ keinen Präsens habe, sondern bloß ein Perfektum und Futurum. Er komme, mir einen Vorschlag zu machen. Die französische Armee wäre gegenwärtig in Spanien beschäftigt, und es sei jetzt der günstigste Augenblick, etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißigtausend Deutsche, zumeist tüchtige Handwerksbursche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verschworenen, um mich zu locken und mir Mut zu machen. Wir, er und ich, wollten jetzt, da uns nichts hindern könne, an der Spitze der deutschen Handwerksbursche nach Deutschland ziehen und alles über den Haufen werfen, zuerst Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, sondern bloß meinen Beistand, Preußen zu erobern, erheiterte sich mein finsteres Gesicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall sei herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge sei nicht zu zweifeln, da unsere Handwerksbursche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicherweise einen starken Schnupfen, er solle einstweilen vorausziehen, ich würde mit der Mallepost nachkommen.

Stand dieser Narr und Schuft im Solde der französischen Polizei? Ich glaube es nicht; denn diese ist nicht so albern. Wahrscheinlich war er Spion einer deutschen Macht, die damals in Paris den Demagogen, oder die sie dafür hielt, sehr aufpaßte und manches schöne Tausend Thaler auf solche Erbärmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt, den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden, nach Paris zu reisen, welchen Eindruck diese schöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht, und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederschreiben, ehe es meiner Erinnerung entschwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht bloß die meinigen; sind doch meine Gesinnungen die von Millionen anderen, die froh sind, wenn sich ein Fürsprecher findet der sie ausspricht. Wie Frösche, Spinnen, Hunde und die Tiere überhaupt der Natur näher stehen als der königliche Mensch auf seinem Throne, und darum das Wetter, ja die

bedeutendsten Veränderungen und Krankheiten der Natur inniger fühlen und, ehe sie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: so giebt es auch Menschen, die gerade, weil sie niedrig stehen in der bürgerlichen Gesellschaft, mit der Geschichte inniger verbunden sind und die Witterung der Zeit, die Völkerstürme und Kriege von weiterer Ferne kommen sehen und sie früher fühlen, als es selbst die Herrscher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die, in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren, was sich draußen begiebt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbstsucht pocht. Zu diesen Menschen gehöre ich auch. Was seit einer Reihe von Jahren mir geschah, geschah der Welt; was Staaten, Völkern, Fürsten begegnete, begegnete mir selbst. Die Geschichten betrafen mich nicht, sie brachten mir keinen Vorteil und keinen Schaden, sie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich spürte sie in meinen Nerven. Diese Sympathie giebt mir in politischen Dingen eine große Keckheit der Ansicht und einen Prophetenstolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menschen, die sich auf ihren Verstand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzigmal im Tage überlisten kann. Kommt mir aber ein Minister und sagt, er wäre klüger als ich, so lache ich ihn aus. Seit fünfzehn Jahren ist nichts geschehen, auch das Überraschendste nicht, das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergesagt habe. Hätte ich meine Prophezeiungen dürfen drucken lassen, man würde mich angestaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und diese hätte mich, um alles besser übersehen zu können, ohne Zweifel recht hoch placiert. Den Tod der heiligen Allianz selbst hätte ich der Wäscherin eines Legationsrates auf das bestimmteste vorhergesagt und mich dabei nur um so viele Jahre geirrt, als sie früher gestorben, als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan; die Staatsmänner aber haben nichts vorhergewußt. Dieses schließe ich nicht daraus, daß sie nicht davon gesprochen, keineswegs; denn sie verschweigen nicht bloß, was sie nicht wissen, sondern auch sehr oft, was sie wissen. Ich schließe es daraus: weil so manches unseren Ministern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Ratschläge gerade herbeigeführt worden.

Minister sollten feine Kanaillen sein, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber so sind unsere nicht. Sie sind vielmehr hals-

starrige Catone, die lieber das Dach über sich zusammenstürzen lassen, als daß sie baufällige Grundsätze räumten. Sie machen sich über die politischen Schwärmer und deren Buchprinzipien lustig und haben keine Ahnung davon, daß sie selbst solche Schwärmer und Ideologen sind, nur darin verschieden, daß sich jene für neue, sie selbst aber sich für alte Ideen begeistern. Welche Schwärmerei ist aber die gefährlichste, welche wird schlimmer getäuscht? Zukunft und Vergangenheit sind beide Nichtexistenzen; doch was nicht ist, kann werden, was war, ist für immer gewesen. Man kann einen Menschen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menschen, der gelebt hat, ruft keine Kunst, schleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unsere Staatsmänner einmal erkennen, was die Zeit will, und daß sie darf und kann, was sie will, so macht sie das in ihrer Handlungsweise doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen suchen sie so lange als möglich auszuweichen, denn sie meinen: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die ihr gewinnt? Der junge Löwe wächst im Käfig wie im Freien, und kommt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen müßt, dann springt er um so größer, um so stärker, um so grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken, daß ihr die Wärter seiner Jugend waret.

Was ist seit fünfzehn Jahren durch unsere weisen Staatsmänner, diese Hochschüler der französischen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geschehen! Sie haben Napoleon gestürzt — nicht im Rausche des Sieges, unter dem Durste der Rache, nicht von der günstigen Gelegenheit überrascht; nein, sie hatten zwei Jahre Zeit, zur Besonnenheit zurückzukehren, und sie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es ist das Märchen von der Dummheit. Napoleon war *der letzte Monarch*, mit ihm ist die monarchische Regierungskunst ausgegangen, und jetzt herrschen die Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft so demokratisch, als es ein Jakobiner nur wünschen mag.

Griechenland ist frei, seine Freiheit und Unabhängigkeit sind anerkannt, und dieses haben die Griechen am meisten den Leidenschaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkischen Reiches am meisten fürchtet, hat am meisten gethan, jene und diesen herbei-

zuführen. Sie intriguierten, sie zögerten, sie haben Zeit gewonnen. Der russisch-türkische Krieg hat den irländischen Katholiken und englischen Juden die Emanzipation und den Venetianern ihren Freihafen verschafft, welches letztere auch seine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Konstitution des Landes umzustoßen; ja, hätte ein Schneidergeselle die portugiesische Krone gestohlen — gegen das Versprechen, keine Freiheit aufkommen zu lassen, hätte man sie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verstatten möge, noch zwei Jahre regiert, und wenn der geflickte König von Spanien seinen absoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der konstitutionelle Geist in der Halbinsel größere Fortschritte gemacht haben, als es in zehn Jahren unter der Herrschaft der Kortes geschehen wäre. Tyrannen sind in unseren Tagen die gefährlichsten Freiheitsprediger. Und so findet sich — wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die seit vierzehn Jahren alles, was die Farbe der Freiheit trägt, mit düsterem, glühendem Hasse verfolgt, daß gerade sie für deren Entwickelung und Befestigung am meisten gethan. Wir wollen unsere Feinde lieben, unsere Freunde haben uns oft beschädigt.

Wer Gesichte haben will, darf nicht sehen; der äußere Sinn tötet den inneren. Die Staatsmänner wissen und sehen nichts voraus, weil sie zu viel wissen, sehen und hören. Sie bekümmern sich zu viel um das Einzelne, besonders um die Einzelnen. Das Trommeln und Schießen unserer kriegerischen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräusch am besten. Hardenberg, der einzige liberale Staatsmann, den Deutschland seit fünfzehn Jahren hatte, war taub. Das hat wahrhaftig seinen Zusammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizeiminister taugte. Die Polizei! die Polizei!

V.

Frankfurt, den 4. Mai.

Schiller wünscht die Chronologie von Goethes Werken zu kennen, um daraus zu sehen, wie sich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg sein Geist gegangen sei. Er spricht von dessen analytischer Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomiert er seinen hohen Gönner kalt wie ein Prosektor, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem Schneiden, Vorlesungen über seinen

wundervollen Bau. Goethe verzieht keine Miene dabei und erträgt das alles, als ginge es ihn selbst nichts an. Er schreibt seinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können, als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange *seines* Geistes bekannt zu machen. Das alles ist um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie seine Geheimnisse, die wir anderen nicht kennen, noch ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, so sich selbst zu beobachten, so sich selbst nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie sei ein Kind, das gar nicht wisse, was es thut, gar nicht wisse, wie reich und glücklich es ist. Schiller und Goethe sprechen so oft von dem *Wie* und *Warum*, daß sie das *Was* darüber vergessen. Als Gott die Welt erschuf, da wußte er sicher nicht so deutlich das Wie und Warum, als es Goethe weiß von seinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geistes voll, wer, hineingezogen in den Kreis himmlischer Gedanken, sich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feste Erde unter seinen Schritten —, der mag immer gesund sein, nur verzückt ist er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das ist Hochmut in seinem Falle, das ist Blödsinn. Nichts ist beleidigender für den Leser, als eine gewisse Ruhe der schriftstellerischen Darstellung; denn sie setzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu gestalten voraus. So mit dürrem Ernste von sich selbst zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit, das scheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire! Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiste um unser Urteil zittert, uns schmeichelt, zu gewinnen sucht.

Die Liebe hat die Briefpost erfunden, der Handel benutzt sie. Schiller und Goethe benutzen sich als Bücher; es ist eine didaktische Freundschaft, ein wechselseitiger Unterricht zwischen ihnen. Unsere beiden Dichter haben eigentlich ganz verschiedene Muttersprachen. Freilich versteht jeder auch die des anderen, so viel man sie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Goethe macht sich's wie ein Franzose immer bequem und redet mit Schiller seine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutscher, spricht mit dem Ausländer seine ausländische. Von ihrer Freundschaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die sich bewirten:

der Gast geht hungrig vom Tische, der Wirt, übersatt, lacht im stillen. Doch kommt Storch Schiller besser dabei weg, als Fuchs Goethe. Ersterer kann in Goethes Schüssel sich wenigstens seinen spitzen idealen Schnabel netzen; Goethe aber, mit seiner breiten realistischen Schnauze, kann gar nichts aus Schillers Flasche bringen.

Goethe schreibt: „Ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und lese nur indessen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum ersten Male eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhaltes wegen lese". Bei den Göttern! Das ist ein Egoist, wie nicht noch einer! Goethe ummauert nicht bloß sich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerstückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und sperrt jede besonders ein, daß sie nicht heraus könne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geschaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, sie gehörig zu schematisieren; hätte allen Tieren nur leere Felle gegeben, daß sie Liebhaber ausstopfen; hätte jede Landschaft in einen Rahmen gesperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf gesetzt, sie auf den Tisch zu stellen. Was in der That wäre auch nebulistischer, als das unleidliche Durcheinanderschwimmen auf einer Wiese! Goethes Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich schlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde mutwillige Bestien und sperrt sie, ihrer Meister zu bleiben, in den metrischen Käfig ein. Er gesteht es selbst in einem Kapitel der Wahrheit aus seinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und so es los geworden sei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungesunde Zugluft scheuen! Lieber nicht leben, als solch einer hypochondrisch-ängstlichen Seelendiät gehorchen! Tausendmal lieber krank sein!

Goethe diktiert seine Briefe auch aus Objektivsucht. Er fürchtet, wenn er selbst schriebe, es möchte etwas von seinem Subjekte am Objekte hängen bleiben, und er fürchtet Sympathie wie ein Gespenst. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, ist ihm der Tod. Das Licht zu schützen, umschattet er es. Was ist Form? Der Tod der Ewigkeit, die Gestalt Gottes. . . . Ist Goethe glücklich zu nennen? Er ist so arm und so allein! Ihm kommt jeder Wunsch erst nach dessen Erfüllung, er begehrt nur, was er schon besitzt. Aber die

Welt ist groß und der Mensch ist klein; er kann nicht alles fassen. Nur die Sehnsucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt giebt, thut genug. Ich möchte nicht Goethe sein; er glaubt nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im Gesellschafter, oder in einem anderen Blatte dieser Familie, ließ einmal mit großen Buchstaben drucken: Goethe hat sich über die französische Revolution ausgesprochen. Es war ein Trompetenschall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurst. Und doch wäre Goethe, gerade wegen seiner falschen Naturphilosophie, der rechte Mann, die französische Revolution gehörig aufzufassen und darzustellen. Aber er haßte die Freiheit so sehr, daß ihn selbst seine geliebte Notwendigkeit erbittert, sobald sie ein freundliches Wort für die Freiheit spricht. Er schreibt an Schiller: „Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. geraten.... Im ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und vielen Thälern gegeneinander stürzen und endlich das Übersteigen eines großen Flusses und eine Überschwemmung veranlassen, in der zu Grunde geht, wer sie vorhergesehen hat, so gut als der sie nicht ahnte. Man sieht in dieser ungeheueren Empirie nichts als Natur, und nichts von dem, was wir Philosophen gern Freiheit nennen möchten." Goethe, als Künstler Notwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Ansicht von der französischen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er sie nicht bloß, sondern verteidigt sie auch, die er doch sonst so haßt. Er haßt alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte sich zu keinem Kunstwerke eignet, das er nach seiner Weise fassen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunstphilosophen aber giebt es nichts Werdendes noch Bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, ist in diesem Punkte, und der schnelle Blick, der ein so kurzes Dasein aufzufassen vermag, wird es als Kunstwerk erkennen. Für den wahren Naturphilosophen giebt es keine Geschichte und keine Gärung; alles ist geschehen, alles fest, alles erschaffen. Aber Goethe hat den Schwindel wie ein anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorstellung liegt und nicht in dem Vorgestellten.

VI.

Frankfurt, den 5. Mai.

Das Lumpengesindel von Zeitungsschreibern hat sich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchsten und allerhöchsten Personen so verwöhnt, daß sie das Wort hoch ohne Unterscheidung auch bei jeder anderen Dimension anwenden. Es giebt für sie keine Flächengröße, keine kubische, sie kennen nur eine vertikale. Sie reden von hoher, statt von großer Wichtigkeit; sie sagen hochwichtig statt sehr wichtig. Sie sagen von einer Burg, sie sei tiefromantisch gelegen. O, das ist hochdumm! Sie sagen auch tiefblau statt dunkelblau. Ich glaube, Fouqué hat das erfunden. Gut für Fouqué: das ist seine Feudomanie. Die Lehensherrlichkeit des Hellblau über Dunkelblau wird freilich hochsinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die anderen bürgerlichen Schriftsteller an? Warum ahmen sie ihn nach?

Der Berliner Korrespondent der Allgemeinen Zeitung — liest man seine Berichte, ist es gerade, als wollte man ins Wasser beißen; es sind zarte méringues à la crême, die man mehr trinkt als ißt — sagte neulich einmal: Man spricht in den höheren Zirkeln von einem höchsten Reiseprojekt nach dem Norden. Das will ich alter Primaner ins Französische übersetzen. Meidinger hilf!

Hoch, haut. — Höher, plus haut. — Der Höchste, le plus haut. — In höheren Zirkeln, dans les plus hauts cercles. Ich fürchte aber sehr, das ist falsch! Soviel ich mich aus den Zeiten Robespierres erinnere, wird, um im Französischen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Komparativ gesetzt; dans les plus hauts cercles hieße also nicht in den höheren, sondern in den höchsten Zirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich statt hauts cercles: cercles élevés sagte; das würde mir aber schöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine französische Übersetzung wieder zurückübersetzte ins Deutsche — und es giebt oberflächliche Menschen genug, welche niemals die Quellen studieren —, würde cercles élevés heißen: erhabene Zirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja so viel als Zirkel von fürstlichen Personen! Es ist eine kitzliche Sache. Still! Ich bin dabei, ich sage: cercles qui sont plus que hauts. Bravo! . . . Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutschen der Komparativ höher weniger ausdrückt, als der Positiv hoch: denn wenn der Berliner All-

gemeine, statt in höheren Zirkeln, in hohen Zirkeln geschrieben hätte, so würde das bedeuten: ein Zirkel von wenigstens Ministern.

Nun weiter. Ein hohes Reiseprojekt — un haut projet de voyage. Ein höchstes Reiseprojekt — un plus haut projet de voyage. Das hieße aber ein höheres Reiseprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt, so geht's. Ich sage: un projet de voyage l'un des plus hauts. Also im ganzen: On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord.

Es ist mir sauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zustande gebracht. Wenn man sich auch im Himmel zankt, was ich sehr vermute, werden sich die Manen meiner beiden Lehrer der französischen Sprache um den Ruhm ihres irdischen Schülers streiten. Der eine war ein hochbejahrter deutscher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in seiner Jugend einige Jahre Bambusrohre auf dem Pontneuf verkaufte, Wolf Pariser nannte. Bald vierzig Jahre sind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von gestern, welche Mühe sich der alte Pariser gegeben, mir die richtige Aussprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich sprach oreille ganz genau aus wie er selbst, nämlich orehgelje. Viele, viele Jahre sagte ich nicht anders als orehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der, selbst oreille vom Kopf bis zu den Füßen, mir die echte Aussprache dieses intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unsere Freundschaft, die reiche Ernte aber entschädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein schwarzes grünbesäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das, um Hals und Brust hängend, die Uhr in der Westentasche festhielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder gesunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen hatte einen solchen Wurf und Hang, daß, wenn der Rock das halbe Geheimnis verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, suchte meine Bekanntschaft mit großem Eifer, und machte sie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knöpfte ich meinen Rock auf und zog die Uhr hervor, um zu sehen, ob die Stunde sei, an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes sei als ein seidener Galgenstrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle,

sprach, sah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu sein, wich er mir so viel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick, und ich kann es nicht leugnen, er hatte nicht bloß Leibeigene, sondern auch schöne Kenntnisse. Seine Dicke, die ihm das Gehen sauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Essen, wenn sich die Kurgäste zum Kaffee im Garten versammelten, setzte ich mich an den Tisch, der unter einer schattigen Linde, und auf welchem das Windlicht stand, das zum Anbrennen der Pfeifen bestimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen dessen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt saß, nahm er eine Cigarre zwischen Daumen und Zeigefinger und watschelte dem Leuchtertische zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu suchen, einen Weg von dreißig schattenlosen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optischen Täuschung mit dem Uhrbande schwer büßen. Ich lachte weniger, als er schwitzte, denn wahrhaftig, er dauerte mich.

Mein zweiter französischer Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrierter Geistlicher. Er bekümmerte sich wenig darum, wie ich canaille aussprach; aber Voltaire, Voltaire — dieses Wort konnte ich richtig sprechen lernen; denn es füllte fast die ganze Lehrstunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf diesen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in seinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben sprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der französischen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken sprechen hören, und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samson manche aristokratische Fliege, die des Zuckernaschens verdächtig war. Guter Marx, wie wirst du erstaunt und erschrocken sein, als du auch Voltaire im Paradiese fandest! Mit welcher Gebärde des Unmutes wirst du gefragt haben: wo ist denn die Hölle? ... Da nahte sich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er ist soeben erst angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigst erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle diese saure Mühe, all dieses naseweise Geschwätz ersparen können, wenn Sie, statt von einem höchsten Reiseprojekt nach dem Norden zu reden, gesagt hätten:

man spricht davon, der Kronprinz werde nach Petersburg reisen? Glauben Sie denn, wir wüßten solche Zeitungsrätsel nicht zu lösen? O, wir Bürgerlichen haben auch Verstand! Erst kürzlich las ich im „Ausland“ — eigentlich sollte es das Inland heißen, denn das Ausland ist das Inland der Deutschen, nur dort haben sie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müssen sie sich, wie es Fremden gebührt, bescheiden nach den Gesetzen des Landes richten, müssen sehen, hören und schweigen — ich las: „Von dem Tode des Kaisers P. von R.“ Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaisers Paul von Rußland die Rede sei. In dem nämlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höheren Zirkeln und dem höchsten Reiseprojekte sprechen, erzählen Sie auch: das Berliner Publikum beschäftige sich viel mit den religiös-mystischen Umtrieben in Halle. Hier sagen Sie Publikum, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchstes Reiseprojekt aber, meinen Sie, sei ein großes eleusinisches Geheimnis, das nur in den höheren Zirkeln des Adels besprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh, daß nicht der König selbst nach Petersburg zu reisen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem allerhöchsten Reiseprojekt gesprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel selbst fertig werden können. Als die französische Sprache erfunden worden, da lebten die Franzosen noch im rohen Zustande der Natur, sie waren Wilde und Tieren ähnlicher als Menschen. Damals gab es noch nichts in der Welt, was allerhöchst gewesen, nicht einmal Gott war es, denn — sagen die Druiden — Gott ist der Höchste; höher als das Höchste aber ist eine Unmöglichkeit. Nun ist zwar seitdem auch in Frankreich Gott herabgesunken und der Mensch gestiegen, und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeschraubt als Gottes Himmel. Aber die allzu fertigen Franzosen haben ihre Sprache zu schnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbesonnenen kein Wort für Allerhöchst. Wir Deutsche sind vorsichtiger gewesen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unserem Hoch- und Höherbau gehindert zu sein, lieber in unsere Sprache hineinregnen und -schneien, ehe wir sie bedeckten, und so blieben wir auf alle Ereignisse gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige sich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein legitimer, für den Allerhöchst zu wenig wäre und dem wir Komplimentenpriester ein Aller-

Allerhöchst verehren möchten — das würde uns nicht in die geringste Verlegenheit setzen; wir wären mit unserer Deklination des Aller-Allerhöchsten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchstdieselben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom. Aller-Allerhöchstdieselben.
Gen. Aller-Allerhöchstderselben.
Dat. Aller-Allerhöchstdenselben.
Acc. Aller-Allerhöchstdieselben.
Voc. O Aller-Allerhöchstdieselben!
Abl. Aller-Allerhöchstdenselben.

VII.

Soden, den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Giebt es denn etwas, das furchtbarer, das kriegerischer wäre, als Worte? Die höchsten Wälle hat man erstürmt, die stärksten Mauern hat man umgeworfen, aber was sich hinter dem Worte verschanzt, das ist sicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das alles zerwitternde Jahrtausend zerstört diese Feste. Das Wort ist der Zauberharnisch, mit dem bedeckt der Feige dem Tapferen trotzt; nie trefft ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiserne Brust zerschlagen.

Gestern die Theorie, heute die Praxis. O! diesmal werden mir auch die Philister recht geben; denn wenn der Deutsche hungert, hat er Mut und spricht, wie er es denkt.

Der Wagen stand vor der Thüre, um gepackt zu werden, und zum Tische war nichts vorbereitet. Ich rechnete darauf, bei einer Freundin zu essen, die in meiner Nachbarschaft wohnt. Ich schickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden; aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann sei verreist. Zu jeder anderen Zeit wäre mir diese Scheu, mit mir allein zu sein, schmeichelhaft gewesen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trockenen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinschaftliche Freundin heraus, die mir

mein Fasten erklärte. Mein sehr höflicher Bedienter hatte der Dame die schönsten Komplimente von seinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „sie (mit dem kleinen s) möchten bei Ihnen (mit dem großen I) zu Mittag essen". Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) essen", und da ihr Mann abwesend war, konnte sie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O ihr, ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob sein — das kommt dabei heraus, daß ihr Hochdiener und Plusmacher mit eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menschen, der oft nicht einmal ein ganzer ist, viele macht!

— Als ihr hier angekommen, suchte ich gleich hinter den Häusern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es ist ein Wettlauf zwischen Blumen und Mädchen: wer ist schneller? Als Knabe sah ich stundenlang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu sehen. Ich atmete — der Stern war gefallen; fallen sah ich ihn nie.

VIII.

Soden, den 9. Mai.

Ich bin erst drei Tage hier, und schon ist mir die Zeit über den Kopf gewachsen. Lang, lang, lang! Ich war der erste und bin noch der einzige Brunnengast; ich bin der Kurfürst von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Nestor unter den Kurgästen. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flösse mir auch die Weisheit süß wie Honig von den Lippen? Man kann gleich Mohammed noch im vierzigsten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Ansicht aller weiblichen Historiker endet das heroische Zeitalter der Männer mit dem dreißigsten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geistlicher Kurfürst bleiben.

Aus meinem Fenster übersehe ich den Hof, und zwar genauer und besser als andere Fürsten den ihrigen, und ich erfahre alles, was darin vorgeht, ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Versailles: dieser hatte nur ein Oeil de bœuf, meiner aber hat viele. Er besteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menschen und zahlreichem Vieh. Unser Hofleben ist keineswegs ohne Abwechselung; außer dem Alltäglichen geschieht auch täglich etwas Neues. Ich passe sehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren schreiben.

Gestern in der Nacht war der Hof sehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeschlossen, es wurde geschrieen und geflüstert, und viele Menschen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erst spät einschlafen. Heute morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchst erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet sich so wohl, als es unter solchen Umständen möglich ist. Es ist keine Schmeichelei, wenn ich sie die hohe nenne. Sie ist eine Schweizerkuh und so hoch und stattlich, als mir je eine vorgekommen; sie ist die Königin des Stalles. Ich wurde ihr gestern nach dem Diner von der Viehmagd präsentiert. Ich begnügte mich, sie zu bewundern, sprach aber nicht mit ihr, da sie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der später im Brande von Moskau zerstört worden ist, einem ehrlichen Deutschen von meinen Bekannten begegnet ist. Er wurde der Königin präsentiert, machte die üblichen drei Bücklinge und begann seine wohleinstudierte Rede mit sanfter Stimme herzusagen. Da trat der Ceremonienmeister hervor, fiel ihm in das Wort und sagte zurechtweisend: on ne parle pas à la reine! Daran dachte ich im Stalle.

Heute früh fand ein Zweikampf zwischen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe statt, die, obzwar nicht hoffähig, sich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche am Flügel, diese machte es ebenso mit ihrer Gegnerin, so daß die beiden zusammen ein Oval bildeten. Sie drehten sich einander festhaltend im Kreise herum und walzten auf diese Weise, Brust an Brust gelehnt, Haß atmend, miteinander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn stoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelstunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt, die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänse hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenossin genommen. Es war ein Geschnatter, ein Gepfeife und ein Flügelschlagen, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Besonders zeichnete sich eine alte Gans mit gelbem Halse durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; sie schnaufte vor Wut und kam dem Ersticken nahe. Sie schnatterte dabei mit solchen ausdrucksvollen Gebärden, daß ich, ob mir zwar die Gänsesprache fremd ist, jedes ihrer Worte verstehen konnte. Sie sagte: — versteht sich auf französisch, denn eine Hofgans wird sich wohl hüten, anders als französisch zu schnattern — „Ces petites

Villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guères de privilèges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux mâitre le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entraînera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —" Eine junge Gans, die hinter der alten stand, als diese sich so ereiferte, machte einen spöttischen Schnabel und kicherte verstohlen. Weil sie jung war, fürchtete sie jeunes idées nicht und sie war darum weniger aristokratisch.

Was man sich seit einigen Tagen zugeflüstert, ist endlich laut und kund geworden: Der Hofhund ist in Ungnade gefallen und hat seine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Pension fort und kann sie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in seinem Amte verschuldet haben kann. Er hatte nichts zu thun, als, so oft einer kam und ging, zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichsam ein Oberceremonienmeister. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebissen; andere sagen, er sei der Lieblingsgans der Wirtstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu schweigen gewußt. Mehrere sind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt und sei durch dessen Einfluß gestürzt worden. Wieder andere wollen wissen, er habe treuloserweise einem fremden Hofe alles zugeschleppt, was er in dem seinigen erwischen konnte. Wohlwollende sagen dagegen, an dem allen sei kein wahres Wort: sondern der neue Wirt habe seinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhundes geben wollen und darum habe der alte Platz machen müssen.

Ein liberales Rind hat mit seinem Kopfe ein Loch in die Mauer gestoßen, so groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch stecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeschränkte Brummfreiheit. Der Wirt, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochsen der Verstand nicht hinreicht, sich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbesorgt offen und bekümmert sich gar nicht um das Brummen.

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, spaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beständig, und vor Eifersucht und Ärger blähen sie sich auf und werden blau im Gesichte. Sie sind so argwöhnisch, daß keiner den anderen nur einen Hühnerschritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Diese sieht sich nie nach ihnen um, und als wollte sie ihre Liebe und Geduld auf die Probe stellen, geht sie nie gerade, sondern bewegt sich in den launenhaftesten Quadrillenfiguren. Aber ihre Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieser Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beschreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir erschrecklich lang. Wie einsam ist der Mensch unter Vieh! Doch wollte ich gern allen menschlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigstens Adel hier.

Was ist ein Badeort ohne Adel?
Was der Zwirn ist ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf ist ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden ist ohne die Pfalz.

IX.

Soden, den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutschen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt a. M. mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in schlechter Hoffnung berauscht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geschwefelten Freiheit und mußte das alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der strafenden Götter nicht; es ist die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Mute. Da beschloß ich, diese Jammerstätte zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und mutigere Bürger ihre Rechte besser kennen und verteidigen als wir, und wo schelmische Wirte ihnen den blutroten Wein nicht unbemerkt, nicht ungestraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüsse gemacht werden. Das Blatt war gut, so lange es frei war, und es mundete den Lesern.

Da setzte man es unter Censur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, sind sie furchtbar; sie werden übermütig aus Mangel an Mut.

In einem der letzten Blätter meines Journals stand ein Aufsatz, der mir aus dem nördlichen Deutschland zugeschickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr seines Inhaltes und besitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geist geschrieben war und von den Mitteln sprach, die man anwenden könne und solle, den Fürsten trotz den sie umlagernden Höflingen und Ministern die Wahrheit und die Not und die Wünsche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestaggesandter habe sich von dem bezeichneten Aufsatze mehrere Exemplare holen lassen. Das kümmerte mich wenig; ich rief bloß, als hätte ich den Herrn niesen hören, zur Gesundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, bestellte man mich auf den anderen Tag. Als ich den anderen Tag wiederkam, bestellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewiesen. Ich setzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatische Wißbegierde unter ihr Mikroskop gelegt hatte, und ich ward besorgt. Ich bedachte, daß unsere gute Frankfurter Polizei sich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Minister oder Ministerchen befiehlt; daß sie dann aber nicht den Eulenspiegel nachahmt, der als ein guter Christ nicht mehr thut, als ihm befohlen ist, sondern daß sie aus Furcht, zu wenig zu thun, mehr thut, als ihr befohlen worden. Auf die neunundzweißig Köpfe des deutschen Cerberus blickt sie mit unbeschreiblichem Grauen. Von der heilsamen Angst, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen soll, von dieser Spitzbubenangst hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrat. Ja, von der Furcht für Österreich allein besitzt sie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieses befiehlt, vergeht ihr alles Hören und Sehen; sie wirft sich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt sei Gott und Mohammed sein Prophet! — und gehorcht.

Ich beschloß daher, ohne Paß und so leise als möglich mich aus meiner guten freien Vaterstadt zu schleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir später nachgeschickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß diese Zögerung ein diplomatisches Belieben zur Ursache hatte; doch ist meine damalige Ängstlichkeit noch

heute in meinen Augen gerechtfertigt, und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weise handeln. Vor der Revolution sagte ein kluger Franzose: „Wenn man mich beschuldigte, die große Glocke von Notre-Dame gestohlen und sie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen.“ So schlecht war damals die Kriminaljustiz in Frankreich. Nun, mit dem Stehlen, Rauben und Morden ist es in Deutschland so gefährlich nicht, und ich würde, wenn man mich eines solchen Verbrechens beschuldigte, ruhig die Untersuchung abwarten. Nicht aber so bei politischen Vergehen. Käme morgen beim Frühstücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht geraten, auf der Frankfurter Börse dreihundert der tapfersten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächsten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und so den monarchischen Streitigkeiten zwischen Bayern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen, meine Stiefel anzuziehen, sondern in Pantoffeln davonlaufen. Ich möchte nicht sagen, daß die deutschen Justiz- und Verwaltungsbehörden minder einsichtsvoll und gerecht wären, als die englischen und französischen; aber sobald es sich um sogenannten Hochverrat handelt, verlieren sie die Besinnung, sie wissen nicht, was sie sehen, was sie hören, noch was sie thun; sie haben dann ihren Gott im Auge und sind unmenschlich. Sie beherrscht eine falsche oder eine überspannte Vorstellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politisches Vergehen ist ihnen auch eine Ketzerei, und die Glaubenswut trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr sie gewohnt sind, ihre Pflicht streng zu erfüllen, um so gefährlicher werden sie dem Unschuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgesprochen über die Art, wie die preußische Regierung in der Angelegenheit der demagogischen Umtriebe verfahren, und wie mancher Unschuldige, unschuldig selbst in dem engen Sinne, wie es die Regierung nahm, durch eine hinschleppende Untersuchung und lange Gefangenschaft so geängstigt und gequält worden, daß dieses ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: Ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzusehen, als wenn Ziegel vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel

auch! Eine Regierung soll kein Dach sein, und wenn ja ein Dach, eins uns zu schirmen, nicht uns zu verderben. Und sie soll ihre Ziegel fest machen, daß nicht jeder Windstoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenschaft sie herabschleudere auf die unten gehenden Bürger. Es ist doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbeigehen kann!

An einem heiteren Oktobertage ging ich über die Sachsenhäuser Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reisen. Der Kriegsrat Reichard giebt es in zwei Sprachen deutlich zu verstehen, einem jungen Menschen, der mit Nutzen reisen wolle, wären folgende Kenntnisse und Übungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1) Naturgeschichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirtschaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leserlich und schnell schreiben; 9) Schwimmen; 10) einige medizinische Kenntnisse; 11) schöne Künste, besonders Blasinstrumente, die man auseinanderlegen und sehr bequem in die Rocktasche stecken kann. Außerdem müsse ein reisender Jüngling mehrere spirituöse Dinge mit sich führen, als 1) eine Flasche Vierräubereissig; 2) eine Flasche französischen Branntwein; 3) eine Flasche Schußwasser oder peruanischen Balsam; 4) ein Fläschchen Ammoniaksalz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläschchen Hoffmannsche Tropfen. Von allen diesen Kenntnissen besaß ich wenig, von den medizinischen und chirurgischen Flüssigkeiten gar nichts; sondern ich führte bloß ein zweites Hemd bei mir, schon genannten Kriegsrat und eine kleine nette Ausgabe von den Dynastien des französischen Kaiserreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einst Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutschen gespielt hatte, abends mit seinen Generalen spielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: n'est-ce pas, Rapp, les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Oui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiser einige Jahre später auch erfahren. Die Deutschen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob sie zwar der große alle geschlagen hat, behalten. . . . Diesen Doppelgedanken hatte ich vor dem deutschen Hause.

Bis zur Sachsenhäuser Warte sah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizeiaktuar Gravelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angst betrübte es mich besonders, daß ich aus der ganzen Reiseapotheke nicht wenigstens das Ammoniaksalz gegen Übelkeiten mit mir führte. Doch

nichts kam hinter mir als eine kleine Kutsche, worin ein vergnügter Lotteriekollekteur saß, bei dem das große Los herausgekommen war oder der es selbst gewonnen hatte, und der mit seiner Gattin eine Lustreise machte. Auf meine Bitte waren sie so artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Personen zu eng war. Als ich die Frankfurter Grenze zurückgelegt hatte, ward ich sehr heiter. Daß Deutschland, welches doch im Grunde ein ungeteiltes Ganze ausmacht, immer in Brüchen gezählt wird und daß man, statt zu sagen: Oesterreich, sagt: der deutsche Bund, nämlich $^{39}/_{39}$ — daß hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armenadvokat Siebenkäs verdroß, wenn seine Frau sagte: es hat vier Viertel auf vier geschlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß diese Verbalzerstückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich sei; denn da eine Behörde oft schon für die zweite Meile Requisitorialien braucht, so kann, bis diese konzipiert und mundiert sind, ein Spitzbube schon einen guten Vorsprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raschen Vorübergehen dem Kollekteur die in der Darmstädter Lotterie herausgekommenen Gewinste zuriefen. Fortuna auf der Chaussee kam mir wunderlich vor; aber der Kollekteur schien zufrieden. Als wir uns Darmstadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugestanden. Ich für meine Person bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Passagier in meiner Rocktasche inkommodierte die schöne Kollektrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich schämte mich, in einer großherzoglichen Residenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz anderen Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Gesandten verbergen, an dessen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahnte, meine geheime Gesinnung noch einmal dechiffrieren würde. Auch ist diese Ahnung einige Monate später eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuche erzählen werde. Zwar ist die Geschichte alt und mein Gedächtnis schwach; doch in unseren Tagen braucht man kein Gedächtnis, um dumme Gewaltthätigkeiten nicht zu vergessen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, setzte ich mich in den Postwagen und fuhr nach Straßburg. Wie wohl war mir, als ich die französische Grenze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In diesem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; ist

er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt sich. Hier wird man auch geschimpft, aber es beschimpft nicht, denn man schimpft zurück. Bei uns aber wird man gescholten und muß schweigen wie ein Bedienter; man wird geschlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kommt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unsere Gegner; es kommt nicht auf die größeren oder geringeren Schmerzen, nicht auf die größeren oder kleineren blauen Flecken an; sondern darauf, daß wir unsere Ehre behaupten und uns zur Wehre setzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer so einzurichten, daß er die erste Ohrfeige giebt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der 18. Oktober wird in Deutschland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geschieht dies, um die Londoner Kaufleute portofrei zu benachrichtigen, daß alles noch gut für sie stehe, und um die hohen vergeßlichen Alliierten jährlich einmal an ihr Versprechen zu erinnern. Es war Weinlese, und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorübereilenden Postwagen, es wagend, ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrat, und essend und vergessend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Diesen Morgen fand ich am Saume eines waldigen Hügels unter einer Eiche eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelsacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war seit seiner Geburt nicht gewaschen worden; aber durch die dunklen Wolken seines Gesichts blitzten feuerrote Wangen. Die Sonne schien so warm auf ihn herab, als wäre sie seine Mutter und er ein Königssohn. Sie hat ihn selbst gesäugt, und er wird stark werden. Gras und Bäume verneigten sich vor ihm; die Vögel des Waldes, flüsternde Höflinge, zwitscherten um ihn, und ein sanfter Wind schmeichelte seinen launischen Locken. Wie glücklich ist dieses Kind! rief ich aus. Sorgenlos von der sorgenlosen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben ist ihm ein Glücksspiel ohne Nieten, und kommt nur seine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das schafft sie weg. Wie langweilig und abgeschmackt ist es aber, ein Kind honetter Eltern zu

sein, und selbst ein ehrlicher Mensch zu werden und sein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen Esel, statt frei umherzugrasen, wo sich eine Wiese findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und schleppen es dem reichen Müller Tod zu, der es für den gnädigen Herrn Wurm mahlt und siebt! Alles hat, wer nichts hat; wer viel hat immer wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Ähnliche Gefühle, als mir heute die so glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie sie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieses von ewigen Winden bewegte, tosende Meer, schwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren; denn ich wußte gewiß, daß ich specifisch leichter sei. An den drei französischen Mautgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil sie mich an den viel zolligeren Mautfluß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Passagiere bei Regenwetter von dem Postwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und untersucht, und die armen reichen Leute mußten verdrießlich alles selbst wieder in Ordnung bringen und waren unendlich besorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten, daß es ein Mitleid war. Ich aber sah dies alles aus dem Fenster des Wirtshauses schadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als absoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich sie, teils nützlich, indem ich mich unter den Postillionen im Französischen übte, teils angenehm, indem ich die Weine des Landes versuchte, teils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde stillte.

Im Pariser Posthause stieg mein Wohlbehagen und die Not meiner Reisegefährten erst recht hoch. Diese waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum ersten Male in Paris, und wußten sich gar nicht zu helfen. Man schleppte ihr Gepäck in die Mautstube, wo eine Verwirrung ohnegleichen herrschte. Nachdem die Koffer visitiert waren, luden sie Packträger auf den Rücken und trugen sie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigentümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Kondukteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehn Uhr morgens war ich angekommen, und erst nachmittags vier Uhr sah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine

Bekannte, keine Adresse; aber nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendomeplatz, von diesem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Bastille. Ich sah gleich den ersten Tag die halbe Stadt. Nur etwas machte mir Sorgen. Der Postwagen war von Straßburg an drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nötigsten nicht die nötige Zeit gelassen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das, wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nötige Zeit, nicht aber die nötige Gelegenheit, und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erste beste Haus im Palais Royal, stieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und suchte. Ich öffnete eine Thür, steckte den Kopf hinein, sah ein menschenleeres Restaurationszimmer, worin ganze Haufen von Silbergerät auf dem Tische lagen, und zog mich eilig und erschrocken zurück. Ich stieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thür, sah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer stechen, sagte: pardonnez, Monsieur, und kehrte um. Im dritten Stock öffnete ich gleichfalls mehrere falsche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame saß, sagte abwechselnd: pardonnez, Monsieur, pardonnez, Madame, und setzte meine Entdeckungsreise fort. Endlich im vierten Stock gewahrte ich eine Thür mit einem kleinen runden Glasfensterchen; ich glaubte am Ziele zu sein und öffnete rasch — da trat mir ein junges schönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein pardonnez, Madame hervor: die Notre-Dame aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thür hinter mir. Reposez-vous, Monsieur, sagte sie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geschenk, ein Fünffrankenstück auf das Nachttischchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauses bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher steigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Gesichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Tasche gehabt, ich wäre wohl zehnmal festgehalten worden; denn ich schlich und lauschte wie ein Dieb. Aber — es ist ein Wunder! man ahnte den unsichtbaren Gott in mir, sah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und absteigen.

Vom langen Umherstreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus, um zu frühstücken, mich auszuruhen und dann

meine Wanderung fortzusetzen. Da der schwere Reichard in meiner Tasche mir etwas lästig fiel, bat ich die schöne Dame, die am Comptoir saß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeschreiblicher Freundlichkeit schüttelte sie ihre schwarzen Locken, wies das Buch zurück und sagte: Oh, Monsieur! Das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tisch und bezahlte auf dessen Deckel meine Karte. Die Dame strich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als sie es früher abgewiesen, wieder zu sich, legte es in eine Schublade und sagte, es solle gut verwahrt werden. Erst fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von dem Betragen denken sollte. Ganz gewiß glaubte die gute Französin, ich hätte kein Geld, mein Frühstück zu bezahlen, und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklassen. Sie nahm es nicht an und stellte sich, als merkte sie meine Verlegenheit nicht. Dieses machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich, und nichts ist mir früher oder später in Paris begegnet, was diesen ersten Eindruck wieder geschwächt hätte. Ich habe die Franzosen immer urban, immer menschlich gefunden — menschlich im schönsten Sinne des Wortes. Das ist nicht allein Menschlichkeit, daß man jedem in seiner Not, sobald er klagt, zu Hilfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? —, sondern daß man menschlich fühle und eines jeden Not errate und verstehe. Das vermögen die Franzosen, denn sie sind Totalmenschen; das vermögen aber die Deutschen nicht, die nur Stückmenschen sind und, kleinstädtisch selbst in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenossen verstehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett hatte. Ich suchte mir ein Hotel heraus, das schön angestrichen war und viele Fenster hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirt fragte mich, ob er meine Sachen von der Messagerie solle abholen lassen. Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden später nachkommen. Das machte ihn etwas stutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interimsmantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Knie reichte, ein etwas ärmliches Ansehen. Indessen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir versuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirt von seiner verzeihlichen Ängstlichkeit zu befreien. Als ich am anderen Morgen nach ihm

fragte, war er schon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht sprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit selbst. Er hatte in den Zeitungen gelesen, ich wäre als politischer Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir sein ganzes Haus, seinen Tisch, ja seinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutschland bekam, und so lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erst als meine Sachen angelangt waren und der Hausherr sah, daß ich nicht ohne Mittel sei, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug sich ein Franzose, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutschen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubnis, meine Koffer an ihn adressieren lassen zu dürfen, da ich nicht wisse, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde, und also keine sichere Adresse nach Hause schreiben könne. Der Mann war schon in Verlegenheit als er mich sah; da ich aber um die Benutzung seiner Adresse bat, erschrak er und verwirrte sich, daß es zum Erbarmen war. Er beschwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verschonen, denn er habe in den heutigen Blättern gelesen, daß ich in politische Händel verwickelt sei, und in dergleichen lasse er sich nicht gern ein. „Je suis père de famille," jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemutet; er war nicht bloß ein Deutscher, sondern zugleich ein Jude, also ein Hase mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Minister können daraus lernen, daß, um mit ihren widerspenstigen Liberalen fertig zu werden, sie nichts Klügeres thun könnten, als sie alle beschneiden zu lassen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden sie folgsam wie die Schafe werden und würden, indem sie alle ihr Geld in Staatspapiere steckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Kaution leisten.

Vierzehn Tage lang sprachen die Pariser Blätter der verschiedenen Parteien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich bloß als Farbmaterial und zerrieben mich servil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal sanft auf — aber man sprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchste Person? Bin ich ein Kurier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubilierender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch ist in den Zeitungen von mir die Rede! Was ist das für ein närrisches Volk! Ins-

besondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Débats, worin teils mythologisch, teils biographisch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geist, und wäre von den deutschen Demagogen nach Paris geschickt worden, um von dem Comité directeur das Mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre „d'ailleurs un homme de bonne foi". Da das Journal des Débats damals ein ministerielles Blatt war, so dürfen loyale Deutsche darauf schwören, wie auf den österreichischen Beobachter und die preußische Staatszeitung, und sie dürfen, ohne zu untersuchen, annehmen, daß ich wirklich ein homme de bonne foi bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich sie versichere: daß ich nicht von deutschen Demagogen nach Paris geschickt worden bin; daß ich nichts von einem Comité directeur erfahren; daß es nie ein solches gab, und daß ich kein mot d'ordre geholt. Mot d'ordre, ich, der ich nur von mir selbst und meinem Arzte mir etwas vorschreiben lasse! Guter Gott! Ich bin kein solcher Narr.

Schon am ersten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir sprachen, wurde ich von mehreren Deutschen besucht, die ich alle nicht kannte, die mir aber versicherten, sie kennten mich recht gut — welches auch wahrscheinlich war. Gott weiß, woher sie meine Adresse wußten! Sie fütterten mich mit französischen Liebkosungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Brust an Brust, recht nahe unter der Schulter, so daß unsere beiderseitigen Achselhöhlen Kapseln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich: wie sieht es im lieben Vaterlande aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann schweigen, wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann sich eine Furche finden, in welche ein stilles Samenkorn fällt, das Wurzel faßt. „Das arme Vaterland!" — riefen sie aus und sahen einander an und suchten Wechseltrost in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte so einige Tage lang, bis mein Mundvorrat erschöpft war; dann verschwanden sie, und ich sah sie nicht wieder. Der Teufel soll sie holen, wenn er sie, gegen alle Wahrscheinlichkeit, in diesen zehn Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden, den 18. Mai.

Ich war immer erstaunt, daß unseren zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: sie haben Adelstolz des Geistes und scheuen sich, da, wo sie öffentlich erscheinen, gegen den Witz, der plebejischer Geburt ist, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hause, wenn sie keiner bemerkt, werden sie wohl witzig sein. Doch als ich ihren Briefwechsel gelesen, fand ich, daß sie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal sagt Schiller von Fichte: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man ist erstaunt, verwundert; aber diese witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Goethe und Schiller da am häßlichsten hervor, wo sie in ihren vertraulichen Mitteilungen Menschen, Schriftsteller und Bücher beurteilen. Es geschieht dieses oft sehr derb, oft sehr grob; aber es geschieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz ist Glut ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen ist nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Ärger zu einem Kunstwerke. Ohne ihn ist Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Gesetzbücher der Ästhetik den Witz stellen; aber ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken. Man wird nur Menschen bewegen, Zeitgenossen, und sterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden seiner Brüder zu erraten, keinen Mut, für sie zu streiten. Er ist der Arm, womit der Bettler den Reichen an seine Brust drückt, womit der Kleine den Großen besiegt. Er ist der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und festhält. Er ist der unerschrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott *sieht*, wo ihn noch kein anderer ahnt. Der Witz ist das demokratische Prinzip im Reiche des Geistes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, sagt: ich *will nicht*!

Der Verstand ist Brot, das sättigt; der Witz ist Gewürz, das eßlustig macht. Der Verstand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten. Goethes und Schillers so verständige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren

befolgt, und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind Register der Vergangenheit: so Goethe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die sind Inhaltsverzeichnis der Zukunft: so Voltaire und Lessing.

Ihr, die ihr nicht Menschen, nur Göttern glaubt: so hört doch einmal, was eure verehrten Orakel sprechen! Schiller, wo er an Goethe von dem schlechten Absatze der Propyläen berichtet, spricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ . . . Er schreibt: „Ich darf an diese Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem deutschen Publikum gegeben“. . . Er meint: „Den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen, als möglich.“ Ach! diese Wahrheit habe ich schon oft gesagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören, sie zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre unrecht, es sind sogar gute Leute, man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum Nationalärger stacheln, kann man sie nicht zur Nationalfreude begeistern, und vielleicht führt das eine zum andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füße hat. Sie ist ganz Kopf — caput mortuum. Europa gärt, steigt, klärt sich auf; Deutschland trübt sich, sinkt und setzt sich ganz unten nieder. Das nennen die Staatschemiker: die Ruhe, den Frieden, den trockenen Weg des regierens.

Doch haben Goethe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem sie angehören, so stolz herabzusehen? Sie weniger als einer. Sie haben es nicht geliebt, sie haben es verachtet, sie haben für ihr Volk nichts gethan. Aber ein Volk ist wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es schelten, strafen; doch soll man nur streng scheinen, nicht es sein; man soll den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen. Schiller und Goethe lebten nur unter ausgewählten Menschen, und Schiller war noch ein schlimmerer Aristokrat als Goethe. Dieser hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen,

mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß ist zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und sich unentdeckt in ihre Reihen mischen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menschheit an einem kleinen Tischchen, und den ungebetenen Gast warf er zornig hinaus. Und seine Ritter der Menschheit wissen das Schwert nicht zu führen, sie schwätzen bloß und lassen sich totschlagen; es ist ein deklamierender Komödiantenadel. Marquis Posa spricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor seiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen soll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch sein Anführer sein; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederschmettern das Gequicke der Menschlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzt und betet an, und wer angstvoll ist, hört und ist still und betet. Der Dämische aber verstopft sich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der französischen Revolution, schrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird sich die Zeitschrift alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." So spricht noch heute jeder Lump von Journalist, wenn er, um die Leser lüstern zu machen nach dem neuen Blatte, sie versichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte mitteilen, ohne alle garstige Legierung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als sein Volk. So sprach und dachte auch Goethe. Sendet dazu der Himmel der durstigen Menschheit seine Dichter, daß sie trinken, sie mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den sie nicht mit uns teilen, noch mehr verschmachten? Und so denkend und so sprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte?" Wie kann sich in jedermanns Händen finden, wonach nicht jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgertum, nicht jedermann angeht? Soll etwa das deutsche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher schwenken, wenn Goethe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden, den 20. Mai.

Ich habe Goethes und Schillers Briefe zu Ende gelesen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Gesundheit als Wasserkur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Rezensionen zu verschaffen suchen, die über diesen Briefwechsel gewiß erschienen sein werden. Ich freue mich sehr darauf. Was werden sie über das Buch nicht alles gefaselt, was nicht alles darin gefunden haben! Goethe hat viele Anhänger, er hat, als echter Monarch, es immer mit dem litterarischen Pöbel gehalten, um die reichen und unabhängigen Schriftsteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für sich hat sich immer vornehm gehalten, er hat nie selbst von oben gedrückt; er ist stehen geblieben und hat seinen Janhagel von unten drücken lassen. Nichts ist wunderlicher als die Art, wie man über Goethe spricht — ich sage die Art; ich sage nicht, es sei wunderlich, daß man ihn hochpreist; das ist erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernst und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrsamkeit die Geschichte seiner Entstehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man sammelt die Parallelstellen; man ist ein Narr. Ein Bewunderer Goethes sagte mir einmal: um dessen Dichtwerke zu verstehen, müsse man auch seine naturwissenschaftlichen Werke kennen. Diese kenne ich freilich nicht; aber was ist das für ein Kunstwerk, das sich nicht selbst erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakespeares Bildungsgeschichte und verstehe ich den Hamlet darum weniger, so viel man etwas verstehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Macbeth zu verstehen, auch den Othello gelesen haben? Aber Goethe hat durch sein diplomatisches Verfahren die Ansicht geltend gemacht, man müsse alle seine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufassen; er wollte in Bausch und Bogen bewundert sein. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Goethes Hinterlassenschaft nur cum beneficio nventarii antreten werde. Ein Goethepfaffe, der so glücklich war, eine ganze Brieftasche voll ungedruckter Zettelchen von seinem Gotte zu besitzen, breitete einmal seine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern darüber her und sagte mit Wasser im Munde: „Jede Zeile ist köstlich!“ Mein guter Freund wird diesen Briefwechsel, der fünfzigtausend köstliche Zeilen von Goethe enthält, als ein grünes Gewölbe anstaunen: ich aber gebe lieber für das Dresdener meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefsammlung ist es geschehen, daß Goethe einmal, ein einziges Mal in seinem langen Leben, sich zur schönen Bruderliebe wandte, weil er sich vergessen, sich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbstsucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Bayern, worin er diesem Fürsten für die von ihm empfangenen Beweise der Gnade dankt, gedenkt er Schillers, des verstorbenen Freundes, und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, sich solcher fürstlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm solche Huld zu teil geworden. Goethe sagt: „Der Gedanke, wieviel auch er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Teilnahme und Mitteilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmut über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte. . . . . Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen, vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung."

Dürfen wir unseren Augen trauen? Der Geheimrat von Goethe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutsche Fürsten zu schelten, daß sie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, so von höchsten und allerhöchsten Personen zu sprechen? Ist der Mann jung geworden in seinem hohen Alter? Ach nein, es ist Altersschwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf gewesen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlasse so hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt sahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte seines leisen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die festverschlossene, uneindringliche Amtsbrust eines deutschen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünfundzwanzigjährigen Frost der strengsten Verschwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl seines Herzens aufgetaut! Kaum hatte Herr von

Beyme, einst preußischer Minister, Goethes Anklage gelesen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Goethe den Fürsten Deutschlands macht, daß Schiller keinen Beschützer unter ihnen gefunden, wenigstens von seinem Herrn abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Thatsache zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieser den Wunsch geäußert, sich in Berlin niederzulassen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitausend Thalern jährlich und noch andere Vorteile gesichert hätte. Warum hat Herr von Beyme diesen schönen Zug seines Herrn so lange verschwiegen? warum hat er gewartet, bis eingetroffen, was kein Gott vorhersehen konnte, daß Goethe einmal menschlich fühlte? Daß der König von Preußen strenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preist das deutsche Vaterland; aber seinen Dienern ziemte es, auch dessen schöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit sie die Nachahmung erwecken, die unseren engherzigen Regierungen so große Not thut.

In den europäischen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrscher jede Geisteskraft, die ungebunden und frei nur sich selbst lebt, und suchen sie durch verstellte Geringschätzung in wirklicher Geringschätzung zu erhalten. Wo sie dieses nicht vermögen, wo ein Talent sich durchgeschlagen und sich Hochachtung erbeutet, da schmieden sie es an die Schulbank, um es festzuhalten, oder spannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Ist die Regierung voll und kann keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftstellern wenigstens die Staatslivree an und giebt ihnen Titel und Orden; oder man sperrt sie in den Adelshof, nur um sie von der Volksstadt zu trennen. Daher giebt es nirgends mehr Hofräte als in Deutschland, wo sich doch die Höfe am wenigsten raten lassen. In Österreich, wo die Juden seit jeher einen großen Teil der bürgerlichen und alle staatsbürgerlichen Rechte entbehren; in diesem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung gewesen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht sie zu Freiherren, sobald sie einen gewissen Reichtum erlangt. So sehr ist dort die Regierung besorgt und bemüht, dem Bürgerstande jede Kraft, selbst den Reichtum und seinen Einfluß zu entziehen! Es ist zum lachen, wenn man liest, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmstadt dem Großherzog von Weimar seine Räuber vorgelesen, ernannte ihn dieser zum Rat,

der damalige Landgraf von Darmstadt ernannte ihn auch zum Rat; Schiller war also zweimal Rat. Der Herog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrat; der deutsche Kaiser adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Professor in Jena, er bekam Brot, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und seiner Würde angemessen in Weimar von der Gunst seines Fürsten. Kein Zweiter übernahm die irdischen Sorgen dieses ätherischen Geistes, Gold hat ihm keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zusammengeschossen und haben in Kompagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tausend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der ist bei unseren regierenden Herren schlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmut, wenn deutsche Fürsten das Genie würdiger unterstützen, da sie doch die alleinigen und unbeschränkten Verwalter des Nationalvermögens sind?

Goethe hätte ein Herkules sein können, sein Vaterland von großem Unrate zu befreien; aber er holte sich bloß die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürsten geliebt und gehaßt, beschützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunst und Tücke, und sang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und schuf eine neue, den Übermut der Großen zu bändigen und den Trug gleißnerischer Priester zu bestrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelstolz, und doch keuchte er wie ein Lastträger den Parnaß hinauf, um von seinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener, und er schrieb seine persischen Briefe, worin er den Hof verspottete, und seinen Geist der Gesetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur schöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie seine Gesinnung auf. Er trug eine wohlbestellte Perücke, feine Manschetten, seidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Kot, sobald ein Verfolgter um Hilfe schrie, und holte mit seinen adeligen Händen schuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rousseau war ein kranker Bettler und hilfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundschaft, selbst der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und stolz und starb als Bettler. Milton vergaß über seine Verse die Not seiner Mitbürger nicht und wirkte für Freiheit

und Recht. So waren Swift, Byron, so ist Thomas Moore. Wie war, wie ist Goethe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er sich nur, daß er Enkel eines Schultheißen ist, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt, und er schwärmte mit der Phantasie eines künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wohl möchte sein. So war er, so ist er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen, er, der früher auf der Höhe seines Ruhms unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich, hätte sagen dürfen, was kein anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchsten Regierungen" des deutschen Bundes um Schutz seiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen lassen, ehe ich sie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Goethe war glücklich auf dieser Erde und er erkennt sich selbst dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig sitzt die Nachwelt. Sie, die furchtlose, unbestechliche Richterin, wird Goethe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht verteidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber du warst nur immer dein eigener Wächter! Glücklich hast du gelebt, aber du hast gelebt.

XII.

Soden, den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Atem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menschenstimme, das Geräusch des Lebens entzückte mich. Mich fröstelte nicht mehr unter Fischen; ich war nicht mehr in Deutschland.

Gute deutsche Freunde, die mein deutsches Herz besser kannten, als wortfressende Recensenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreisen zu hören. — Du und dieses Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht so, meine Freunde. — Die

großen Vorzüge, welche wir den Franzosen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe, sind innere Güter, die jeder Deutsche mitbringen kann in jedes Land. Äußere Güter verlassen wir nicht im Vaterlande, und diese alle, die uns alle fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eigenes deutsches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort ist es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhause mit seinen festverschlossenen Fenstern und Läden ist uns des Ofens Hitze sehr zur Last. Wozu die kindischen Abschiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Äpfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechischer Dichter, den Plutarch im Leben des Demosthenes anführt, sagte: „Das Notwendigste zum Glücke eines Menschen ist, in einer berühmten Stadt geboren zu sein.“ Da nun mehr ist glücklich sein als sein Glück machen, was der griechische Dichter meinte, so ist in unseren Tagen das Notwendigste zum Glücke eines Menschen, in großen Städten leben, die das sind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Wasser in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein rosenrotes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein Menschenfeind, oder noch schlimmer, ein Lästerer Gottes und ein Empörer gegen seine weise Ordnung. Unter einer spärlichen Bevölkerung treten die Menschen und ihre Schwächen zu einzeln hervor und erscheinen verächtlich, wenn nicht hassenswürdig. Große Verbrechen geschehen so selten, daß wir sie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die sich ihrer schuldig machen, schonungslos verdammen. Ein großes Mißgeschick kehrt erst nach so langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regellosigkeit, für eine Willkür der Vorsehung ansehen und wir murren über die böse Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders ist es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menschen erscheinen dort als Schwächen der Menschheit; Verbrechen und Mißgeschicke als heilsame Krankheiten, welche die Übel des ganzen Körpers, diesen zu erhalten auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnotwendigkeit des Bösen, und die Notwendigkeit ist eine bessere Trösterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbstmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber gesprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnsucht, die Habsucht, die Genußsucht an; man

tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grausamkeit eigensinniger Eltern, welche Liebende zum Sterben gebracht. Liest man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geschehenen Selbstmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derselben sich fast gleich bleibt; wie so viele aus Liebesnot sich töten, so viele aus Armut, so viele wegen unglücklichen Spiels, so viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbstmorde als Krankheiten ansehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindsucht, in einem gleichbleibenden Verhältnisse jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutschen Dame in Paris zündete sich aus Unvorsichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfektur zu lesen, woraus sie ersah, daß jährlich sechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß diese Zahl sich fast gleich bleibt. Das tröstete sie viel. Das Schicksal in Zahlen hat etwas sehr Beruhigendes, den Gründen der Mathematik widersteht keiner, und eine Arithmetik und Statistik der menschlichen Leiden würden viel dazu beitragen, diese zu vermindern.

Wer ein beschauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tische, bequemer als ein Fürst in der warmen Loge seines Bücherzimmers sitzt, Könige vor sich spielen läßt, sie beklatscht oder auszischt und über das Narrenchor lacht, das ihnen gehorcht — dieser Glückliche wähle Paris zu seinem Wohnorte. Dort ist ein herrliches Schauspiel, wo alles dargestellt wird, was in allen Gegenden der Welt geschieht oder geschehen kann. Man bleibt in Paris so ruhig. Auch die schnellste Bewegung spüren wir nicht, weil alles, der Boden, auf dem wir stehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, sich bewegt. Ruhe ist Glück. In diesem Sinne ist es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris sagte: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.

Ruhe ist Glück — wenn sie ein Ausruhen ist, wenn wir sie gewählt, wenn wir sie gefunden, nachdem wir sie gesucht; aber Ruhe ist kein Glück, wenn, wie in unserem Vaterlande, sie unsere einzige Beschäftigung ist.

In Deutschland gehe ich aus, Bewegung zu suchen und finde sie nie; in Paris ging ich nach Hause, um Ruhe zu suchen und fand sie immer. Dort ist das Leben gesellig, die Wissenschaft gesellig, und das Bürgertum ist es auch. Die Regierung ist offen und bildet keine ge-

heime Gesellschaft, die mit dem Kinderspuke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja diese beleidigen um so mehr, weil sie uns für Kinder erklären, für welche das genug ist.

Nur in der Jugend ist man wahrer Weltbürger; die besten unter den Alten sind nur Erdenbürger. Auch ich war jung; aber seit ich das Land der Phantasie verlassen, seit ich Deutschland bewohne, habe ich die entsetzlichste Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Sologeräusch. Auch wenn Paganini spielt, auch wenn Sie singt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge selbst für mich, auch noch so breit; aber auch keine über mir. Ich will unten sitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Wert des Lebens wird in Deutschland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falschmünzern ausgeprägt. Die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angst in Umlauf setzen und geltend machen, sie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Kuriers, in Deutschland das eines Postillons, der die nämliche Station immerfort hin- und zurückmacht und dem das Glück ein armseliges Trinkgeld reicht. Freilich ist uns auch jeder Stein auf unseren zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben so viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich sein.

Man nennt die Deutschen fromm, bescheiden, freisinnig. Aber ist man fromm, wenn man den Menschen, Gottes schönstes Werk, in Stücke zerschlägt? Ist man bescheiden, wenn man hochmütig ist? Ist man freisinnig, wenn man dienstsüchtig ist? Man findet bei den Franzosen wohl auch Hochmut; aber er ist persönlich, seit dem alten Adam herabgeflucht, es ist kein Gemeindehochmut, wie bei uns; er ist nicht organisiert. Es giebt keinen Beamtenstolz, keinen Hofratsstolz, keinen Soldatenstolz, keinen Adelstolz, keinen Professorstolz, keinen Studentenstolz, keinen Kaufmannsstolz. In Paris, wie in der kleinsten deutschen Stadt, zündet sich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen sind so viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umschwung des Lebens ist dort so rasch, daß die kleinsten Erscheinungen, durch die kürzesten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als schönes Feuerrad, wenn man sie im Kreise schwingt.

In Deutschland giebt es keine große Stadt. Von Wien ist gar nicht zu sprechen, und von Berlin nicht auf das beste. Zwar ist dort mehr Geist zusammengehäuft, als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabriziert, er kommt nicht in den Kleinhandel, es ist nur ein Produktenhandel. Es giebt in Berlin geistreiche Beamte, geistreiche Offiziere, geistreiche Gelehrte, geistreiche Kaufleute; aber es giebt kein geistreiches Gesamtvolk. Das gesellige Leben ist dort ein Viktualienmarkt, wo alles gut, frisch, aber nur roh zu haben ist: Äpfel, Kartoffeln, Brot, auch schöne Blumen; aber das Herz soll kein Markt sein, durch die Adern der Gesellschaft sollen keine Kartoffeln rollen, sondern Blut soll fließen, worin alles aufgelöst ist, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterscheiden kann. Der gesellige Umgang soll demokratisch sein, keine Empfindung, kein Gedanke soll vorherrschen; sondern alle Empfindungen und alle Gedanken sollen an die Reihe kommen. Und in der gesellschaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem alle sprechen, weil es allen wichtig ist und das allen wichtig zu sein auch verdient. Der König ist gut, die Prinzen sind angenehm, das Theater ist schön, Rebhühner sind köstlich; aber immer vom Könige sprechen, immer von den Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüssig.

Wenn in Deutschland selbst die großen Städte kleinstädtisch sind, so muß man den Geist der kleinen zu bezeichnen, erst ein neues Wort erfinden. Wie in England die Teilung der Arbeiten, ist bei uns die Teilung der Vergnügungen auf das Äußerste getrieben. Man amüsiert sich homöopathisch: in einen Kübel Langeweile kommt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich besitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geselligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man sich nach den Mühen des Tages versammelt, dort, nachdem man sich zu Hause die Hände gewaschen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns sind die Erfordernisse zu solcher Bildung getrennt und zerstreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit sucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier ist der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerschlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das: Klubs, Kasinos, Ressourcen, Harmonien, Kollegien, Museen. Da gesellen sich die Gleichgesinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeschäftigten, die Standesgenossen. Da findet jeder nur, was er soeben verlassen; da hört jeder nur das Echo seiner eigenen Gesinnung; da erfahren sie

nichts Neues und vergessen sie nichts Altes. Eine solche Unterhaltung ist bloß eine fortgesetzte Tagesbeschäftigung, nur mit dem Nachteile, daß sie nichts einbringt, und die Zeit rein verloren geht. In diesen Klubs herrscht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Dominosteine; nichts sieht man als Rauchwolken, die wie Geister aus den Pfeifenköpfen steigen. Erst wenn neue Beamte gewählt, oder neue Mitglieder aufgenommen werden sollen, besonders wenn die Vorgeschlagenen Gegner haben, kommt Bewegung in den Tod, dann ist ein Leben, wie es auf dem altrömischen Forum war. So besteht jede deutsche Stadt aus fünfzig kleinen Festungen, deren Besatzung auf nichts sinnt, als sich gegen die draußen zu verteidigen. Sie sterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß sie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen ist nicht die Vereinigung, sondern das Exkommunizieren. Wenn Polizeiminister, Diplomaten, Centraluntersuchungskommissäre auf Urlaub, mir versprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu sein, so will ich ihnen etwas Wichtiges mitteilen, etwas Demagogisches. Es giebt in Deutschland einige Tausend Kasinos, und eine Million Menschen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimmrecht. Zu welchem Zwecke? Die französische Regierung kann schon mit ihren achtzigtausend Wählern nicht fertig werden ... und so weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die schon wissen werden, was ich meine und was sie zu thun haben. Aber artig sein.

Wenn mechanische Kräfte von gleicher Größe mit gleicher Geschwindigkeit aufeinander stoßen, halten sie sich wechselseitig auf und bleiben stehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geschwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So ist es auch mit Geisteskräften. Das ist das Geheimnis der Verdrießlichkeit deutscher und der Annehmlichkeit französischer Gesellschaften. Wo nur Standesgenossen zusammenkommen, da wird immer die Langeweile präsidieren und die Dummheit das Protokoll führen. Kommt man als Fremder in eine deutsche Stadt und möchte den Geist der Bevölkerung kennen lernen, so ist das gar nicht zu erreichen. Man müßte erst ein Jahr lang alle Klubs, Kasinos und Gesellschaften besuchen und die Wahrnehmungen addieren, um zu einem Urteile zu kommen. Und auch dann würde man sich verrechnen; denn es ist mit den geselligen Stoffen wie mit den chemischen; vereinigt bilden sie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieses un-

bekannte Dritte fürchtet man in Deutschland wie den Bösen und sucht seine Entstehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Museum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klassen von Bürgern die Gesellschaft bestünde? Daß die Gesellschaft klassisch sein werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphierender Miene: „Es sind gar keine Bürger dabei, höchstens ein paar, und wir haben zwei Minister.“ Das hannöverische Museum zu besuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Versehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da schwangere Weiber sich in ihrer weit wichtigeren Rechnung so oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus; aber man gab mir brieflich zu verstehen, man würde mich, wenn ich wiederkäme, mit Schmerz zur Thüre hinauswerfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob sei. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutschen. Man sollte diese lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reise nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunschweig. Aus meinem Zimmer im Gasthofe konnte ich durch das Fenster eines kleinen Saales sehen, der menschenleer war und worin auf einem grünen Tische viele Zeitungen lagen. Ich schmachtete sehr nach der Frankfurter Didaskalia und sagte dem Kellner, er möchte mich in das Lesezimmer führen. Dieser antwortete, das ginge nicht an, das Zimmer wäre zugeschlossen, und es wäre eine geschlossene Gesellschaft. Die Zeit wurde mir lang, es war ein schöner Tag und ich fragte, wohin die Leute spazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, dessen Thüre offen stand; ich trat hinein. Viele geputzte und schöne Damen waren da versammelt und ein Tisch war gedeckt für mehr als hundert Personen. Ich nahm ein Messer, spießte zum Zeichen der Besitzergreifung des Gedeckes das darauf liegende Milchbrot lotrecht an und bestellte provisorisch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, sie wollten mich agazieren; aber sie waren ganz unschuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordischer Artigkeit, das wäre ein bestelltes Essen und eine geschlossene Gesellschaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Tabak rauchten, Billard und Kegel spielten und andere deutsche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als

ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchstaben vermietet geschrieben stand. Und das nennt man einen öffentlichen Garten. Ich setzte mich unter den Bäumen, wo noch sechs bis acht Gäste saßen, wahrscheinlich exkommunizierte wie ich. Bei dieser Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerte Ausnahme. Sonst pflege ich täglich nur morgens und abends zu beten: Hole euch der Teufel alle miteinander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieses Gebet auch nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bierkaltschale, sagte: Hole euch der Teufel alle miteinander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume sehe ich auf der Landstraße genug; ich war gekommen, Menschen zu sehen, und finde sie alle geschlossen wie die Spitzbuben.

Auf dieser nämlichen Reise übernachtete ich in Eimbeck, einem Städtchen zwischen Münden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch eine greuliche Missethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß sich das Straßenpflaster erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht bloß in euerem Kasino gewesen, ohne Mitglied oder eingeführt zu sein, sondern ich habe auch darin geschlafen und habe mit dem Allerheiligsten, was sich in einem Kasino nur findet, einen sträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den Kronprinz ein. Der Kronprinz schien gut wie die meisten Kronprinzen, doch hielt er was er versprochen. Man schlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären besetzt, dieses wäre der Kasinosaal und im Sommer versammelten sich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab und als Ehrenmitglied des Kasinos hielt ich es für Pflicht, stark zu rauchen. Auf dem Tische stand ein Gehäuse von grün lackiertem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Untersuchung aber als das Stimmgehäuse des Kasinos erkannte. Es war sehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauses. Auf dem Giebel des Daches stand statt der Wetterfahne eine dicke goldene Flamme. Im oberen Stocke war ein rundes Fenster, ein Oeil de boeuf, so groß, daß man die Hand hineinstecken konnte. Aus diesem Loche führten zwei verschiedene Gänge in zwei Schubladen, die im unteren Geschosse waren und die Hausthüre vorstellten. Über der einen Schublade stand mit goldenen Buchstaben Ja, über der anderen Nein geschrieben. Ich untersuchte die Schubladen und — was fand

ich? Die guten Eimbecker werden schändlich betrogen und ahnen es nicht. Beide Schubladen stehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, so daß der Stimmsammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herausziehen, unbemerkt jede Kugel aus Ja in Nein und aus Nein in Ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügerisch und der Kasinopräfekt hat die Wahlen ganz in seiner Gewalt. Im Einbecker Kasino wird aber nicht mit Kugeln gestimmt, sondern mit hölzernen Eicheln, vom Posamentier mit grüner Seide überzogen. Ich stecke eine von den Eicheln ein, sie mit auf Reisen zu nehmen. Die Nacht schlief ich sehr unruhig; ich fürchtete, der Geist des beleidigten Gesetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die gestohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne seidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr später, da sie alt geworden war, einem Kutscher in Mainz schenkte. Wie schauerlich sind die Wege des Schicksals! Eine Stimmeichel aus dem Kasino von Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lohnkutschers! Und der Mensch jammert, daß er sterblich ist?

Giace l'alta Cartago, e a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba.
Muoiono le città, muoiono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena ed erba;
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

XIII.

Soden, den 25. Mai.

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, sie muß sich zu Pferde setzen und im Galopp davoneilen. Aber es giebt Menschen, die brauchen längere Zeit, ein Geschichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geschehen zu lassen. Das sind die Generalpächter der Langeweile, die nicht dulden, daß ein anderer, der nicht von ihrer Gesellschaft ist, auch nur das kleinste Langeweilchen einführe.

— Der Bionom Butte giebt der Menschheit eine Lebensdauer von zwanzigtausend Jahren, welches nicht sonderlich großmütig ist. Hätte es Herrn Butte etwas gekostet, sie zwanzigtausend Millionen Jahre leben zu lassen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menschheit zu kennen, da wir darum doch nicht wissen, wie weit

sie noch vom Tode hat, weil wir ihre schon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menschheit ist gewiß älter, als sie gesteht, ob man zwar, da sie eine echte Schwäbin ist, glauben sollte, sie wäre noch keine vierzig Jahre alt. Herr Gruithuisen in München ist doppelt so freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tausend Jahren der Erde einen Besuch machen; es muß also angenommen werden, daß alsdann die Menschheit noch leben wird. Ließe sich denken, daß der Mond ein ausgestorbenes Haus besuchen, oder eine so weite Reise machen sollte, bloß um eine Thräne am Grabe der Menschheit zu weinen? Nimmermehr. Diese etliche und dreißigtausend künftigen Jahre, mit den schon verlebten zusammengerechnet, machten also vierzigtausend. Wer hat nun recht, Herr Butte oder Herr Gruithuisen? Das ist eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urteilen können; diese Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis nannte ein Kirchenrat Petri die Stadt Fulda in einem Liede, das er der abgereisten Landesmutter bei einem „Natur- und Staatsfeste“ nachgesungen.

Landesmutter und Kirchenrat,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geistlicher, betrunkene Gäst —
Sprich! wie reimt man das am best'?
Bonifacius kam aus England;
Landesmutter ist verbannt;
Kirchenräte treiben Tand;
Dem Staate ist zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Woher viel Übel stammen. —
So reimt sich das zusammen.

— Das Leben Carnots von Körte, das ich in diesen Tagen gelesen, hat mir die alte Überzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vorteil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinsten antiken Stile gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung seines Herzens, jeder eigenen Meinung entsagend; er gehorchte immer den Gesetzen, er gehorchte selbst jeder Obrigkeit, sobald diese sich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man sich gestehen, daß, wenn Carnot seinem Vaterlande gute Dienste geleistet,

er dieses nicht durch seine Tugend, sondern trotz ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es ist eigentlich selbst in unseren Tagen nicht das Wesen der Tugend, das man gering schätzt, sondern nur ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerspruche stehend, sich lächerlich darstellt. Auch der reinste Ton klingt widerlich, wenn er sich in eine Harmonie mischt, die ihm fremd ist. Wenn Carnot, da er einst als Kriegsminister mit einer Lieferantengesellschaft einen Kontrakt für den Staat abgeschlossen, wenn dieser das in Frankreich bei solchen Anlässen immer üblich gewesene Geschenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitausend Louisdors zurückgiebt und man die Spitzbuben von Lieferanten ins Fäustchen lachen sieht, — wenn er ein anderes Mal unter der räuberischen Direktorialregierung von einer Summe, die ihm zu einer Amtsreise gegeben worden, nach seiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staatsschatz zurückschickt, das ihm übrig geblieben — muß man dann nicht bei aller Bewunderung solcher Tugend etwas spötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größeren Entsagung als im Altertum, denn er muß ein Opfer bringen, das selbst der Tugend zu schwer fällt; er muß seine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabensten Charakter eines guten Bürgers, und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in seinem Spion aufgestellt. Viele andere haben für das allgemeine Wohl einen schmerzlichen Tod erduldet; aber Coopers Spion allein hat für sein Vaterland ein schmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach seiner Rückkehr von Elba gewesen, zeigt sich in nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienste verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber solche Zeit der Not kann für alle Fürsten eintreten, und es wäre daher sehr weise, wenn sie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menschen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räten auch geheime Widerräte besoldeten. Die Höfe haben so viele Sinekurestellen — warum errichtet man nicht auch ein Ministerium der tugendhaften Angelegenheiten?

— Das Herz kommt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und abends ist es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, schmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf

nicht wäre, es wäre besser ein Krebs sein, als Mensch und unter Menschen leben!

— Eine Kutsche fährt in den Hof; darauf ein Turm von Schachteln gebaut. Das ist ja prächtig, es sind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkischen Pfeife am Fenster des ersten Stockes und klopfte mutwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen Hutsarg. Da war es mir, als flüsterte eine Geisterstimme zu mir hinauf: ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelstunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum Sterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus sah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers schwebte ins Haus hinein. Wie heißt sie? frug ich den Wirt. — Madame Molli. — Wer ist ihr Mann. — Sie ist Witwe. — Witwe! sehr schön; aber eine Madame! Das ist schlimm. Ich besitze fünfzig Komödien von Scribe, die ein vollständiges Linnésches System von allen Witwengattungen in der Natur aufstellen. Aber Scribes Witwen sind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozières, Marquise von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Witwe umgehen? Ich versuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige interessante melancholische Züge in meinem Gesichte zurückgelassen, und die Weiber trösten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübsinnig mit verschränkten Armen, ohne zu grüßen, an ihr vorübergehen. Ich fülle meine Taschen mit Kreuzern und verteile sie rechts und links an die Dorfarmut. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, sie küssen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne und sie wird es wohl für ein Medaillon ansehen. — Eine abwesende Geliebte? Oder ist sie tot? — O, das wirkt! Bei Weibern ist die Liebe so oft eine Tochter als die Mutter der Eifersucht. Und vor allen du, mächtige Göttin, siegreiche Langeweile — du zauberst ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die andere sein? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß schon nicht mehr, was ich spreche. Ihre Schwester, ihre Cousine, ihre Freundin — gleichviel. Zwei, um so besser. Ich muß mich heute noch sehen lassen. Ihr Fenster geht nach dem Garten. Ich sitze in der Laube, lese Pfisters Geschichte der Deutschen und streiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch ist hellblau gebunden und

kann etwas Romantisches vorstellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute sprechen sie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Witwe; dein Herz ist mein; kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden, den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vokalmusik. Schon frühe morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Silbe und rief Conrad, die andere die erste und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Witwe ist, wird sie mir viel zu schaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrener Mann würde eine Witwenstimme von hundert anderen Stimmen unterscheiden; denn sie hat gewiß etwas Eigentümliches.

— Nein, Madame Molli ist nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle schlanke Gestalt mit etwas blassem Gesicht. Das ist eine schöne Bläße! Das schüchterne Blut meidet die freien Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es sich freudenrot und liebeswarm.

Sie hat eine Art sich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt. Es ist, als wenn ein Lüftchen sich beugte, es ist, als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen stehende Zimmer, worin das Mädchen säuberte. Dreizehn ausgeleerte Wasserflaschen standen umher. Ich stellte sie in Reihe und Glied vier Flaschen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen sie nur zurück und sehen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was schadet's? Der Tag hat vierundzwanzig Stunden und Zeit für alles. Heines Reisebilder. Ossian. Volneys Ruinen, aus der Leihbibliothek. Ist das Ernst oder glaubten sie, es sei eine Räubergeschichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaschen Wasser verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas Unreinliches. Laßt die Toten ruhen, von Raupach. Uhlands Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, so laß ich mir es gefallen! Das ist auch alte Zeit:

aber sie ist kindlich, nicht kindisch; sie ist heiter, keift nicht mit der Jugend, sondern spielt mit ihr. Das ist auch süße Minne; aber süß wie Zucker, nicht wie Sirup. Das sind auch treue Bürger; aber demütig sind sie nicht. Das sind auch mutige Ritter; aber hochmütig sind sie nicht. Das ist auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er strahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigste Hütte. Golden und warm ist Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Goethes westöstlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verstand lesen; mit Herz habe ich es früher einmal versucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Aulischen Werther ausgenommen, den er geschrieben, sich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das sind keine Weingesänge, das sind keine Liebeslieder! Das sind keine losen, das sind feste Gedichte. Wohl anmutig säuselt die Luft durch Zweige und Blätter und schüttelt sie freundlich; aber den starren Stamm bewegt sie nicht. Was wurzelt, ist halb der Nacht, halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientalisch dichten? Gefangen sind jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinaussingen in die kühle Luft. Das Lied ist leicht, das Herz ist schwer. Selbst Salomon seufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erst seine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen stammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe war in ihren despotischen Herrschern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poesie ist kindlich, weil aufgewachsen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindisch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrschern hat sich Goethe unter allen Kostbarkeiten des orientalischen Bazars am begierigsten angeeignet. Alles andere fand er, dieses suchte er; Goethe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Goethes Stil ist zart und reinlich: darum gefällt er. Er ist vornehm: darum wird er geachtet — von anderen. Ich aber untersuchte, ob die so glatte Haut Kraft und Gesundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den

Weg zum Herzen zeige. Goethe hat etwas Würdiges, aber diese Würde kommt nicht von seiner Herrlichkeit, sondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er schlau und wohlbedacht alles berechnet und angeordnet, statt Ehrfurcht, dieses ursprüngliche Gefühl, welches die gottentsprungene Macht erweckte, Ehre und Furcht zu erzwingen. Genug für die, welchen solche Huldigung genug ist; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, lassen wir uns doch nicht verblenden; stutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo ist das Recht?

Goethe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. Die dumme, scheinbeherrschte Menge preist das hoch. Der Langsame ist ihr bedächtig, der Leise bescheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es ist alles anders. Der Mutige ist laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entschiedene schnell. Wer auf dem schwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancierstange der Überlegung; doch wer auf dem festen Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängstlich seine Schritte ab und schweift mit seinen Gedanken nach Lust umher. Seht euch vor mit allen, die so ruhig und sicher sprechen! Sie sind ruhig aus Unruhe, scheinen sicher, weil sie sich unsicher fühlen. Glaubet den Zweifelnden, und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Goethes Lehrstil beleidigt jeden freien Mann. Unter allem, was er spricht, steht: tel est notre plaisir; Goethe ist anmaßend oder ein Pedant, vielleicht beides.

Goethes Gedanken sind alle ummauert und befestigt. Er selbst will, sein Leser kann nicht mehr hinaus, sobald er in sie eingedrungen. Das Thor schließt sich hinter ihm, er ist gefangen. Goethe, weil er beschränkt ist, beschränkt. Das Umflattern der Phantasie, der eigenen wie der fremden, belästigt ihn; er stutzt sie, und der flügellahme Leser preist einen Dichter hoch, zu dem er sich nicht zu erheben braucht, weil er so gütig ist, auf gleichem Boden mit ihm zu stehen.

Goethe verbietet, ja selbst dem Eigenwilligsten verhindert er das Selbstdenken. Und sage man nicht: es geschieht, weil er den Gegenstand bis auf den Grund ausschöpft, weil er der Wahrheit höchste Spitze erreicht. Der menschenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf seine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann senkt er sich, auch seine anderen Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken

wir mit dem Dichter zurück, so ist es, weil er den irdischen Dunstkreis nicht verließ. Der wahre Dichter schafft seinen Leser zum Gedichte, das ihn selbst überflügelt. Wer nicht dieses vermag, dem ist nichts gelungen. Ein Gesell zieht er Gesellen an; aber er ist kein Meister und bildet keinen.

XV.

Soden, den 30. Mai.

Was mich in Paris am meisten ansprach, war die Vermischung der Stände. Ich sah in einem Glase alle Bestandteile der bürgerlichen Gesellschaft vereinigt: das zog sich an, stieß sich ab, gärte, zischte, schäumte, und am Ende mußte jeder von seiner Natur etwas ablassen und von der fremden etwas annehmen. Ich sah das Leben einmal auf dem nassen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht bloß dieser chemische Prozeß machte mir Freude, sondern auch so mancher unauflösliche Deutsche, der daran keine Freude fand. Von den vielen unter uns, die keinen neben sich dulden können und die, wenn sie keinen Herren vor sich und keinen Diener hinter sich haben, sich für verlorene Menschen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariser Gesellschaften. In ihrer Angst, die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarr aufzufinden, wußten sie gar nicht, wo sie sich hinwenden sollten, und gleich einer vom Wasserstrudel ergriffenen Nußschale drehten sie sich um sich selbst und kamen nicht von der Stelle. Diesen gefiel es gar nicht in Paris und sie waren recht froh, als sie wieder nach Hause kamen, jeder in seine heimatliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutscher Freund noch spät abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Lafitte zu Mittage gegessen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers gewesen, zur Hälfte christlichen, zur Hälfte jüdischen Glaubens. Lafitte dachte seinen Frankfurter Gästen keine größere Artigkeit erzeugen zu können, als wenn er sie alle nebeneinander setzte, und so kam durch eine fürchterliche Erderschütterung ein Frankfurter christlicher Kaufmann neben einem jüdischen zu sitzen. Die Christen verloren alle Haltung, rutschten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingesperrte Artigkeit gegen

Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor sich nieder. Der eine Jude, ein neckischer Mensch, versuchte mehrere Male seinen christlichen Nachbar zur Besinnung zu bringen und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer sie beide eigentlich wären und was sie unterscheide. Aber es half alles nichts, die Christen in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Essen nahm jeder seinen jüdischen Landsmann unter den Arm, ging mit ihm im Kaffeesaale auf und ab und erkundigte sich auf das freundschaftlichste nach dem Befinden der Kanzen und Restanten.

Ein anderes Begegnis hatte ich in Paris mit einem deutschen Baron. Zwischen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich gesetzt: Herz, Geist, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen ist alles Geschäft, selbst das Vergnügen; beim Edelmanne alles Vergnügen, selbst das Geschäft. Ich hasse daher keinen Edelmann, ich hasse nur alle Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, sondern wegen ihrer schönen Eigenschaften, die sie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das ist nötig;
Niemand hass' ich; soll ich hassen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Hasse gleich in ganzen Massen.

Aber jenen Baron hasse ich nicht bloß massiv, sondern auch insbesondere. Er war ein Prototyp von Hochmut, und dem Hochmute gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tische häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief seinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menschen, er solle das dem Hunde bringen. Der junge Bauerssohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward rot vor Scham. Ich ward blaß vor Ärger, häufte auch von meinen Resten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und sagte: Ich hoffe, der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verschmähen. Der Baron schwieg ganz still. „Il n'y a pas de réparation" — hörte ich einmal im Konzert zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem jungen Gesandtschaftsattaché sagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn soeben jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den sich „sa bourgeoise" gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand sich ein Hofrat in Ems, der die närrische Leidenschaft hatte, nach den Wappensiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte sich an jenen Edelmann und kroch so lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr sein Petschaft rot oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen sagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durchlaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen seines Geschlechtes und bat gehorsamst um ein Siegel. Der Baron sagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber seine Cigarre verlöschte. Der dankbare Großsiegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über das adelige Wappen lustig zu machen und fragte unter anderem: woher es käme, daß meistens Vieh darauf vorkomme? Man sollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien seien alle Viehhändler, Jäger oder Menageriewärter gewesen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naseweiser war als ich. Der Baron nahm uns das sehr übel; aber sprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? Il n'y a pas de réparation zwischen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war sehr kränklich und für seine Gesundheit noch ängstlicher besorgt, als nötig war. Er scheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die Nähe des Flusses, war jeden Abend um sieben Uhr schon in seinem Zimmer und schloß die Fenster präcise mit Sonnenuntergang. Er war besonders auf seinen Kopf bedacht, den er selbst bei Tische mit einem roten ledernen Jokobinermützchen bedeckt hielt und mit dessen schwarzer Troddel er etwas kokettierte. Nun geschah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und schönen Prinzessin ein kleines Fest im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegästen waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergessen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Badekommissar, der die Einladungskiste für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben sei? Der Kommissar entschuldigte sich und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße heraufkam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichst gegenwärtig vergessenen Baron nachträglich zu seiner Hoheit einzuladen. Der Lakai fragte

nach seiner Wohnung, der Baron erwiderte, er ginge eben nach Hause, ging wirklich dahin und der Lakai folgte ihm. Als er unter der Thür seiner Wohnung gekommen, blieb er stehen, drehte sich um und ließ sich einladen. Ich bewunderte die chinesische Geistesgegenwart sowohl des Lakaien als des Barons.

Die Gesellschaft des Herzogs wurde im Garten der vier Türme gehalten, der zwischen der staubigen Landstraße und dem zuglustigen Flusse liegt. Ich unter vielen anderen Maulaffen stand vor der Gartenmauer und sah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborene Brust die Schwindsucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, dessen Weisheit ich in Anspruch nahm, sah sich erschrocken um und fragte mich, ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, selbst kleine regierende Fürsten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der sengenden Julisonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn bloßgestellt. So standen sie zwei Stunden lang regungslos wie die Hermen; sie machten keinen Schritt. Die Prinzessin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechselte einige Worte mit den Gästen; aber an unseren Baron kam diese Ehre nicht. Ich war vor Erstaunen außer mir, daß ein so kranker und ängstlicher Mensch seine Gesundheit und Ruhe einer fruchtlosen Eitelkeit aufopfern und sich in eine Gesellschaft erbetteln mochte, in der er so wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen stand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht fest in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron stand hinter der Gartenmauer, mir ganz nahe, bemerkte meine diätetischen Maßregeln und sah mich mit neidischen und kummervollen Blicken an. Den anderen Tag war er krank, ernsthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Diesen Baron fand ich in Paris in der Abendgesellschaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundschaftlich auf ihn zu, wie man sich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigsten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutschen Bade, wo sich die Adeligen von den Bürgern absondern, als hätten sie die Krätze — sie oder sie — wendete sich um und wollte mich nicht gesehen haben. Ich kam gerade aus den Variétés und war voll der schönsten Malicen. Ich machte

eine halbe Tour um den Baron, bis ich seinem Gesichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und sagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut, Sie hier zu finden. Dann monchierte ich ihn den ganzen Abend sehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Partien arrangiert wurden, zwang ich ihn Ecarté mit mir zu spielen. Die Herzogin kam auf einige Minuten an unseren Tisch. Ich stand auf, nahm den Baron bei der Hand und sagte: Ich empfehle diesen Freund und Landsmann Ihrer Güte; er ist nach mir der liebenswürdigste aller Deutschen. „Sie sind sehr bescheiden" — erwiderte die Herzogin. Ich durfte mir aber schmeicheln, daß dieser Fächerschlag dem Barone gegolten und nicht mir. Der Baron war so entzückt und verwirrt, als die Herzogin mit ihm sprach, obzwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als sie selbst, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine seiner vier Marken wegschob. Dadurch überholte ich ihn im nächsten Spiele und er verlor die Partie, welches mir große Freude machte.

Dramaturgische Blätter.

Vorrede.

Deutschlands kritische Nacht war gekommen, die Wärter saßen kopfschüttelnd am Bette, alte Basen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete sich der Kranke plötzlich auf, saß ganz gerade, blickte umher und fragte: „wo bin ich?“ — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen“ — antwortete der Arzt freundlich und vergnügt, und machte eine siegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantasien hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Gesundheit kehrte mit schnelleren Schritten zurück, als sie sich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Genesende schwach; aber er lächelte selig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage und Vetter Michel stand wieder auf den Beinen, schnitt sich zwölf Dutzend neue Federn, und aß abends seinen Kartoffelsalat. Noch einige Tage, und das Testament in der Furcht des Todes geschrieben, wurde hervorgesucht und zerrissen; es sollte alles beim alten bleiben. Noch einige Tage, und der Krankenwärter kam glückwünschend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke versprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Gesunde lachte den guten Mann aus und sagte: Im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug gesprochen und versprochen haben. . . . Ach! es war eine schöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzosen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeistelle eines rheinischen Bundesstaates war ich, ohne Stuhl und Stil zu wechseln, zur Polizeistelle eines deutschen Bundesstaates gekommen. Früher hatte ich gehorsame, eilfertige Briefe nach allen Postwinden geschrieben, um arme deutsche Jungen, die sich versteckt hatten, weil man sie als widerspenstige Konskribierte verfolgte, zu erspähen, und den französischen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt schrieb ich noch gehorsamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutsche mit pedantischem Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung

für Napoleon zeigten, als Verräter festzuhalten und deutschen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen solchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgesetzten zwingen, sich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzusehen, ob er sich nicht die drei Farben tätowiert hätte. Ich fand nichts, sah, daß alles gut war, und Deutschland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abschied und das war auch gut. Ich trieb Privatpatriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: Die Wage. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte that nichts und machte keine Geschäfte, und das Völkchen in den höheren Räumen handelte mit Luft und Wind und anderen imponderablen Stoffen. Ich war in sehr großer Verlegenheit. Das Journal war angekündigt, der Druck hatte schon begonnen, die Abonnementsgelder waren schon ein- und ausgezogen, und ich wußte noch nicht, wie ich mein Versprechen erfüllen und das Versprochene voll machen sollte. Da riet mir ein freiwilliger Jäger, der sein Leben lieb gewonnen und, um es fortzusetzen, Komödiant geworden war, ich solle über das Theater schreiben. Der Rat war gut und ich befolgte ihn. Ich setzte die wohlweise Perücke auf und sprach Recht in den wichtigsten und hitzigsten Streithändeln der deutschen Bürger — in Komödiensachen. Wie ein Geschworener urteilte ich nach Gefühl und Gewissen; um die Gesetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte sie gar nicht. Was Aristoteles, Lessing, Schlegel, Tieck, Müllner und andere der dramatischen Kunst befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Naturkritiker in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren — ich glaube er hieß Maus — der Gedichte machte, einen Naturdichter genannt hatte. Die Katze Kritik ging damals sehr schonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein und liebkoste sie. Eine gleiche Nachsicht fand ich auch, wahrscheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewisse bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menschen sind gar nicht so schlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie lassen jedem gern seine Meinung, häßlich oder schön, wenn er nur fest darin steckt, wie in seiner Haut; versteckt man sich aber hinter einer Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauisch den Vorhang weg, um zu sehen, wer dahinter ist. Meine Kritiken fanden vielen Beifall, sogar Kotzebue lobte mich. Wie wütend war ich über Sand, als er mir meinen lieben guten Kotzebue umgebracht, der mich gelobt hatte. Es war Hamlet, der Polonius erstach, Rattengift — dummes Volk!

So sind diese dramaturgischen Blätter entstanden, die ich jetzt, gesammelt und vermehrt, den Lesern vorlege. Möchten sie größere Freude daran haben, als ich selbst dabei gefunden. Ich beklage verlorene Zeit und fruchtlose oder übel verwendete Mühe. Der Kritiker befördert so wenig die schöne Kunst, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide schrecken nur von Vergehungen ab, beide bestrafen sie nur. Ich fange an zu glauben, daß die armen Bühnendichter doch recht haben mögen, wenn sie ihre Recensenten Freudestörer schelten. Wir sind wirklich garstige Raupen, die Blatt nach Blatt abfressen, bis vom Buche nichts mehr übrig bleibt, als der Deckel und die Rechnung des Buchhändlers. Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unschuldig wie der Mensch im Paradiese; ich konnte über einen Ifflandschen Hofrat, wenn er tugendhaft war, weinen wie ein Bürgermädchen, und über Bären und närrische Pudel gleich einem Wiener lachen. Da aß ich vom Baume der Erkenntnis, lernte Gutes vom Bösen unterscheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglase in das Schauspielhaus und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles schön und glatt gefunden. Da fing ich die armen Leute zu plagen an, und mich am meisten.

Ein Kerl, der kritisiert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Es ist wahr, ich hatte bei meinem dramaturgischen Bestreben eine schönere und bessere Absicht, als die, einen armen Dichter zu kränken, den die Natur schon genug gekränkt hatte, und seine armen Bewunderer zu verspotten. Aber ich blieb immer ein Thor, zu hoffen, das Feiertägliche werde wirken, wo das Wochentägliche nicht gewirkt, und zu vergessen, daß es Lehren giebt, die, wenn nötig geworden, fruchtlos sind. Ich sah im Schauspiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mir das Bild nicht gefiel, schlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerschlug ich den Spiegel. Kindischer Zorn! In den Scherben sah ich das Bild hundertmal. Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutschen kein Theater haben, und einen Tag später, daß sie keines haben können. Das erstere war mir gleichgültig — man kann ein sehr edles, ein sehr glückliches Volk sein, ohne gutes Schauspiel — aber das andere betrübte mich. Dieser Schmerz gab

meinen Beurteilungen eine Leidenschaftlichkeit, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man sie mißverstanden. „Sie sind zu scharf" — sagten mir oft Freunde, weil sie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, einen Schauspieler abgesehen. Guter Gott! Wäre der Dichter oder der Schauspieler mein Sohn gewesen, ich hätte ganz so von ihm gesprochen, wie von dem Fremden, so wenig dachte ich daran, einem wehe zu thun. Es war oft komisch, wenn junge Leute, die Respekt vor mir hatten, im Theater oder nach demselben auf meine Worte horchten, was ich urteilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder schlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Akte den ersten, wenn der Vorhang fiel, alles vergessen, und ich erinnnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder schlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: das Stück mußte schlecht gewesen sein, und da setzte ich mich hin und beurteilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Komödienzettel des Abends, die Natur in der Kunst. Ich schlug den Sack und meinte den Esel. Das französische Schauspiel, das klassische zumal, ist mir weit mehr zuwider, als das deutsche; aber nur, wenn ich es lese, nicht, wenn ich im Lande es darstellen sehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des französischen Dramas die der Franzosen, die ihrer Nationalität sind; die Gebrechen des deutschen Dramas aber zeugen von der Unnationalität der Deutschen, und das ist zum Verzweifeln, das ist keine bloße Komödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das außer demselben den Wolf fürchtet und den Hund verehrt, und wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zusammensteckt und geduldig über sich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresschlusse der Geschichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das sich selbst nicht zählt, wo es selbst die Rechnung macht, — ein solches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus sein; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor sein, der weise Betrachtungen anstellt, es wird nie selbst ein Held sein.

Alle unsere dramatischen Dichter, die schlechten, die guten und die besten, haben das Nationale der Unnationalität, den Charakter der Charakterlosigkeit. Unser stilles, bescheidenes, verschämtes Wesen, unsere Tugend hinter dem Ofen und unsere Scheinschlechtigkeit im öffentlichen Leben, unsere bürgerliche Unmündigkeit und unser großes Maul am Schreibtische — alles dieses vereint, steht der Entwickelung der dramatischen Kunst mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln,

und schweigen groß handeln. Die Skulptur kam in der christlichen Zeit durch die Entwöhnung, nackte Gestalten zu sehen, herunter, und die Ungewohnheit, nackte Charakter zu sehen, läßt die dramatische Kunst in Deutschland nicht aufkommen. Zwar versetzt sich der Deutsche leicht in jedes neue Verhältnis, in jede fremde Empfindung; aber diese Leichtigkeit wird durch die andere, sich aus jeder Lage zu versetzen, wieder zunichte gemacht. Der Deutsche reflektiert über alles, sieht alles aus der Vogelperspektive und ist darum nie in der Mitte der Sache. So ist er erhaben über den Scherz, handhabt ihn und ist nie scherzhaft. Den Punkt, den sich Archimedes wünschte, hat er gefunden, und er sollte wünschen, daß er ihn verlöre. Und tritt der Deutsche in ein fremdes Verhältnis ein, dann geschieht es als Gast, er ist bescheiden und verlegen und thut nicht wie zu Hause darin. Der Deutsche hat alles und ist nichts, und die dramatischen Charaktere seiner Schauspiele haben darum nur, was sie sein sollten. Im Lustspiele, wenn ja einmal die Dummheit aufhört und der Witz erscheint, sehen wir den Geist aber nicht den Charakter des Witzes; wir sehen witzige Geister, aber keine witzigen Charaktere. Die Personen haben Witz und sind nicht witzig. Bezeichnend für diese Gattung der Fehlerhaftigkeit ist Raupach, ein Mann von Geist, Geschmack und schöner Darstellung. Alle seine komischen Personen machen sich über sich selbst lustig, greifen dadurch in das Recht des Zuschauers ein und rauben diesem alle Lust. Sein Eifersüchtiger in „Laßt die Toten ruhen“, sein Shakespearesnarr in „Kritik und Antikritik“, persiflieren ihren eigenen Charakter; der eine verspottet die Eifersucht, der andere die Shakespearemanie. Sie tragen die Maske ihres Charakters, verstellen ihre Stimme, sind aber nicht, was sie scheinen. Ich habe, so viel ich mich erinnere, in den Kritiken dieser Sammlung noch andere Bemerkungen über die Unbedeutendheit des deutschen Lustspiels und die Schuld daran gemacht, und ich will hier darauf hinweisen.

Hat das Lustspiel keine Lust, ist das Trauerspiel dafür um so trauriger. Man braucht ein doppeltes Maß von Thränen, eines für die Leidenden im Gedichte, ein anderes für den leidenden Dichter selbst. Der arme Tragödist, ein geplagter Schulmeister, auf dessen Bänken naseweise Könige und wilde Völker sitzen und der die Rute gebrauchen soll für beide, bekommt sie öfter, als er sie austeilt. Er ist furchtsam, versteckt sich hinter die Tugend, sagt, nicht er gebiete, sondern sie, nicht er sei streng, sondern sie, und man möge ihm

nichts übel deuten. Im Hause haben wir Mut, der Deutsche hält etwas auf sein Hausrecht; da sind wir imstande, wie der Geiger Miller in Kabale und Liebe, sogar einem Präsidenten mit dem Hinauswerfen zu drohen. Aber vor der Thür, wo die Polizei beginnt, wenn die Dekoration einen Palast, eine Straße, einen Markt vorstellt, da sind wir ängstlich und blöde, sehnen uns nach der warmen Stube, nach den gemütlichen Pantoffeln zurück, und dichten wir Tragödien in dieser weinerlichen Stimmung, wird ein lyrisches Gedudel, ein Papa Tell, ein empfindsamer Tiroler, ein operlicher Belisar daraus. Im Leben und im Drama kommt es darauf an, recht zu *behalten*; dem ehrlichen Deutschen aber liegt daran, recht zu *haben*, und darum haben seine Helden alle recht und die Geschlagenen immer unrecht. Unser Hausherz, unsere Provinzialempfindung verdirbt die Kunst. Dem tragischen Dichter ergeht es, wie dem Schweizersoldaten. Er steht mitten im tragischen Schrecken, der Sturm der Schlacht tobt wild, Waffen klirren, Wunden ächzen, das Leben steigt im Preise, der Tod wird wohlfeil, der Augenblick gebietet, der Mut über den Augenblick, die Flamme der Begeisterung erwärmt selbst den kalten Feigling, der Held kämpft wie ein Löwe — da horch! — da summt einer den Kuhreigen; der Held steht stille, es wird ihm schwabbelig, seine Augen tröpfeln, er läßt den Arm sinken, wirft das Schwert hin, desertiert, vergißt Ehre, Pflicht, Ruhm, alles, läuft in die Heimat zurück, setzt sich hinter den Ofen und weint unaufhörlich. Da sitzt der Held, statt zu streiten, warm im Herzen des Dichters — warm, weil er sich warm gelaufen; denn was ist ein deutsches Herz? — eine gefrorene Schweiz, nichts mehr.

Den armen Rest nimmt eine schamlose Censur hinweg. War nicht Grillparzers jungfräuliche Muse schön und hold? Nun seht, seht! Man hat sie der ehrlosesten Mißhandlung preisgegeben, in der Wachtstube der Polizei wurde sie geschmäht und geschändet, und jetzt schleicht sie bleich und mit verweinten Augen umher, das einem das Herz vor Mitleid springen möchte. Sagt nicht: so schlimm ist es nicht überall; doch, doch, so schlimm ist es überall. Nicht die Censur, die das Drucken verbietet, die andere ist die verderblichste, die uns am Schreiben hindert; und das thut sie im ganzen Lande. Wir werden censiert geboren, unsere Ammenmilch ist censiert. Ein Deutscher könnte fünfzig Jahre Großinquisitor sein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber setzt ihn auf eine menschenleere Insel, wo er sein eigener König ist, und er schreibt nicht frei. Er würde

immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inseln im stillen Ocean könnte sich an eines seiner harten Worte stoßen und würde sie darum alle mit weichem Wulste umgeben. Wir sind so sehr gewöhnt, vorsichtig zu sein, daß uns die Vorsicht zu tierischem Instinkte geworden und wir sie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutschen ist ganz unbekannt, wie viel der Mensch an Wahrheit, Grobheit und Satire, ohne zu sterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Mensch gar nicht daran stirbt, sondern vielmehr stärker und gesünder davon wird. Selbst verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder seines Geistes. Er windelt sie gegen die Luft bis zum Halse ein, und sie liegen da, wie die ägyptischen Mumien, regungslos und bedeckt mit Hieroglyphen. Darum ist auch kein Leben, darum herrscht auch das Fratzige und Rätselhafte in allen dramatischen Gedichten. Der Dichter will nicht gedeutet sein, er nimmt seine Urbilder nicht aus der Wirklichkeit. Sie verspotten die Thorheiten des vorigen Jahrhunderts, züchtigen die Verbrechen des vorigen Jahrtausends, und wenn nicht ein Bräutigam aus Mexiko, oder ein Vetter aus Lissabon kommt, wissen sie nichts Neues aufzutreiben. Sie kennen die Natur und kennen den Menschen nicht. Eine Laune machen sie zur Leidenschaft, den Rausch der Leidenschaft zur perennierenden Empfindung, Empfindungen zu Gedanken und unfruchtbare Gedanken lassen sie Handlungen gebären. Unmögliche, mißgestaltete Ungeheuer von Geschichten lassen sie geschehen, und sie vergessen, daß, wenn im Leben auch das Unwahrscheinlichste zuweilen wirklich wird, es doch auf der Bühne nie geschehen darf. Und gelingt es ja einmal einem dramatischen Dichter, das wirkliche, gelebte Leben schön und wahr darzustellen, leugnet er es ab, opfert seinen Künstlerruhm seiner Ruhe auf und sagt:

Bemüht euch nicht, im Buche der Geschichte
Der Quelle meines Liedes nachzuspüren;
Die Wirklichkeit taugt selten zum Gedichte.

Es sei alles erfunden, alles gelogen, er habe an nichts dabei gedacht, das Stofflose sei der echte Stoff für ein Drama, und an nichts zu denken, das sei die rechte Art, eine Tragödie zu schreiben! denn

Was niemals war, das ist zu allen Zeiten.

Mit dem französischen Drama hat die Kritik freilich auch ihre große Not und Langeweile; aber der Zuschauer nie. Ist es kein Trauerspiel, ist es kein Lustspiel, so ist es doch wenigstens eine

Zeitung von den Ereignissen des Tages, an denen jeder teil nimmt. Man weint oder lacht, pfeift oder klatscht, man macht Lärm und hat seine Freude daran. Wenn aber dem deutschen Drama der Kunstwert mangelt, mangelt ihm alles. Nur der einzige Kotzebue hat den Verstand gehabt, seinen Schauspielen, die sich alle gleichen, wenigstens den Kalendernamen des Tages zu geben und er hat damit gewirkt. Es ist ganz zum Verzweifeln, daß der Deutsche mit der Temperatur der Jahreszeiten nie im Einklange steht. Im Winter geht seine Seele nackt, im Sommer trägt sie einen Pelz. Im Kriege ist er politisch und spricht nicht von Politik, während des Friedens teilt er die Welt aus. Er schreibt Bücher über den Haushalt der Athener; um den Haushalt der Österreicher, welchen er sein Geld anvertraut, bekümmert er sich nicht. Eine Berliner Akademie hält am Geburtstage des großen Friedrich eine Vorlesung über die Infinitesimalrechnung, und es wäre doch wahrhaftig zeitgemäßer, wohlthätiger und patriotischer, zur Feier eines solchen Tages eine Vorlesung über den deutschen Fürstenbund zu halten. Engländer und Franzosen walzen mit der Zeit, der Deutsche tanzt ein Menuett mit ihr. Sie sind sich immer entgegen, der Chapeau steht oben, die Dame unten; sie entfernen sich voneinander und sehen sich dabei schief an, und wenn sie sich begegnen, reichen sie sich die Hände, aber mehr zum Adieu, als zum Willkommen. Will ja einmal ein Deutscher der Zeit die Hand küssen, benimmt er sich so ungeschickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer That die Farbe der Empfindung geben, das vermögen sie nicht. Dem Zechbruder Lessing errichten sie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fulda werden sie wahrscheinlich ein Schauspielhaus bauen. Luther zum Andenken — Luther und ein Andenken! es kommt noch dazu, daß sie dem lieben Gott eins setzen — wollten sie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelshaus gründen, und Goethe sollte in seiner Vaterstadt einen Tempel der Vesta haben; er war schon in Kupfer gestochen. Können die dramatischen Dichter besser sein? Und wären sie es und spielten sie aus dem Tone der Zeit, es würde nichts helfen. In Tirol ist Immermanns Trauerspiel von Tirol, wie uns Heine erzählt, selbst zum Lesen verboten. Ist ganz recht; die Tiroler könnten das Jodeln darüber verlernen und die guten Wiener hätten ein Vergnügen weniger. Kein Schauspieldirektor denkt daran, unter den Tausenden von Stücken eins zu wählen, das für den Tag paßt. Doch ja, in den ersten Wintertagen spielen sie überall den Graf

Benjowsky, weil eine Schneedekoration darin vorkommt. Das ist aber auch die ganze Huldigung, die man dem Geiste der Zeit bringt. Das Volk ist nicht besser. Denkt denn einer bei Raupachs Rafaele an die Griechen? Neulich war ich ein Narr. Ich sah Lessings Minna von Barnhelm aufführen. Darin sagt der Wachtmeister Werner: „Unsere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das sollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Christen wären.“ Varna war gerade an die Russen übergegangen, und ich dachte: Jetzt geht der Lärm los! . . . O, mein Gott! kein Goldfingerchen hat sich gerührt. Ja es war stiller als vorher; es schien, als hätte der Atem des ganzen Hauses gefürchtet, irgend eine Teilnahme zu verraten. Dieses geschah freilich in Hannover; aber Hannover ist nur der Titel des Landes; ganz Deutschland ist hannöverisch. Der Teufel mag Komödien schreiben für solche Menschen!

Ich wollte, daß ich auch sagen könnte: wer mag vor solchen Menschen spielen! Aber, warum nicht gut spielen? Das Drama sei, wie es wolle, der Zuschauer sei, wie er wolle, gut spielen ist immer möglich und wird immer empfunden und mit Dank aufgenommen. Vielleicht kann man den niederen Stand der deutschen Schauspielkunst erklären, aber zu entschuldigen ist er gewiß nicht. Und wenn man die zwanzig guten Schauspieler und Schauspielerinnen, die Deutschland vielleicht hat, versammelte und sie auf einer Bühne im nämlichen Stücke auftreten ließe, es würde doch nicht gut gespielt werden. Jeder bekümmert sich nur um seine Rolle, keiner um das Ganze, keiner um die Rolle des Mitspielenden. Warum sind die Orchester gewöhnlich gut, obzwar deren Mitglieder gewiß nicht alle Künstler sind, die fühlen und verstehen, was sie vorgetragen? Es kommt daher, weil sie in Ordnung gehalten werden, weil sie aus einem Takte, einem Tone spielen. Könnte man die Schauspieler nicht auf gleiche Weise leiten? Könnte man ihnen nicht Ton, Takt, Temperatur vorschreiben? Könnte nicht der Regisseur hinter den Coulissen mit einem Stäbchen kommandieren und das Zeichen geben, wenn geschrieen oder gelispelt, langsam oder geschwind gesprochen, wenn der Kopf hängen oder sich gerade halten, der rechte oder der linke Arm sich bewegen soll? Die Schauspieler verstehen gewöhnlich das Stück und ihre Rolle nicht. Gebt ihnen Shakespeares Hamlet, und sie machen aus Hamlet einen Helden, aus dem Könige einen Schuft, aus Polonius einen Einfaltspinsel und Ophelia zur Schwärmerin. Man sollte bei jedem Theater einen Dramaturgen anstellen,

der jedes neue Stück und die einzelnen Rollen darin den Schauspielern kritisch erläuterte. Die Besseren unter ihnen würde dadurch belehrt und ausgebildet, und bei denen von minderer Fassungskraft wenigstens das gewonnen werden, daß sie den Bau und Zusammenhang des neuen Stückes, daß sie es räumlich kennen lernten. Das wäre schon Vorteil genug. Man hat mir von Schauspielern erzählt, die schon zwanzig Jahre in einem Stück aufgetreten sind, ohne dessen Ausgang zu kennen, weil sie lange vor demselben abzutreten haben und sie immer, die Zeit nicht zu verlieren, gleich in das Weinhaus gingen... Warum keine Theaterschule? .. Doch das würde uns hier zu weit ablenken.

Ich habe auch einige Bemerkungen über schauspielerische Darstellungen — jedoch ohne Namen zu wiederholen — aus alten Blättern in diese Sammlung aufgenommen. Es geschah der Buße wegen; denn wahrlich, wenn ich an meine ehemaligen Beurteilungen der Schauspieler mich erinnere, möchte ich Asche auf mein Haupt streuen und meine Kleider zerreißen. Ich habe jenen guten Menschen sehr wehe gethan. Die Beurteilungen bezogen sich alle auf die Bühne meines Wohnortes. Ich war damals noch fremd in der Theaterwelt, sah, daß schlecht gespielt wurde, und dachte, das wäre unserer Bühne eigentümlich. Das Repertoire fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das sei allein bei uns so. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends besser sei, ja an vielen Orten noch schlechter, als bei uns. Ich bitte darum die Herren und Damen, welchen ich einst zu nahe getreten, herzlich um Verzeihung. Mein Urteil war eine Art Kriegsgericht, es war ein Decimieren; sie bekamen die bösen Würfel, aber hundert andere waren schuldiger als sie.

Mit gutem Vorbedachte habe ich an die Spitze meiner gesammelten Schriften*) diese dramaturgischen Blätter gestellt. Sie sind ihre Fouriere, sie sollen ihnen Quartier machen. O! ich sehe es schon im Geiste: man wird an das Fenster laufen, wenn ich vorübergehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausspannen. Was kann man Schöneres, was kann man Glorreicheres thun, als über Theater sprechen und schreiben? Wenn der Knabe die Schule verläßt, spricht und schreibt er von den Leistungen unserer Schauspieler; dann bekommt er die Toga, und der deutsche Bürger ist fertig.

*) In der von dem Verfasser selbst besorgten Ausgabe vom Jahre 1829

Der Messager des Chambres, das Blatt der französischen Regierung hat am Schlusse dieses Jahres in seiner Übersicht der europäischen Politik unseres Vaterlandes nicht mit einem Worte erwähnt. In diesem Jahre soll das anders werden. Man wird von uns berichten: „In Deutschland sind im verflossenen Jahre zwei neue Bände Theaterkritiken erschienen, und viele Dienstjubilate sind gefeiert worden.“ Vorigen Sommer im Bade, als mich mein Barbier zum ersten Male unter seinem Messer hatte, brachte mir der Kellner einen Brief; jener schielte nach der Adresse und gleich fühlte ich das Blut an meinem Gesichte herabrieseln. „Gott, Gott! — sprach der Mensch — Sie haben den schönen Aufsatz von der Sontag geschrieben? Wir haben uns bald buckelig darüber gelacht.“ Vor Überraschung und aus reiner Hochachtung hatte er mir einen Schnitt gegeben. Wäre ich gar der Vater der großen Sontag gewesen und die Adresse hätte es ihm entdeckt, ich lebte nicht mehr, er hätte mir aus Ehrfurcht den Hals abgeschnitten. Geht nun, geht! Ergötzt die Babierer und die Barbierten und macht mir Ruhm.

Hannover, im Januar 1829.

I.

Die Leibeigenen,

oder:

Isidor und Olga.

Trauerspiel von Raupach.

Ein Trauerspiel ohne Bösewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerspiel. Es gefällt mir ungemein und ich würde es sehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker ist nur Richter, nicht Gesetzgeber; er darf nicht seiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie fragt: wo ist hier der Abscheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und es ist wahr, in Isidor und Olga findet man nicht eine abscheuliche Seele. Der Dichter hat es gemacht, wie eine Mutter, die den bösen Tisch schlägt, woran sich ihr Kind gestoßen. Aber der Tisch ist von Holz und unempfindlich, und der Staat ist noch unempfindlicher als Holz. Der Held des Trauerspiels ist kein Wesen von Fleisch und Blut, er ist ein Gespenst, ein Prinzip, ein politisches Prinzip. . . . Nun, wenn auch, was liegt daran? Duldet ihr kein politisches Drama, so nennt es eine dramatische Politik. Hätte Montesquieu seinen Geist der Gesetze, Macchiavelli seinen Fürsten dramatisiert, hätten sie gesucht, ihre Leser zu ergötzen, zugleich indem sie sie belehrten, wäre es dann nicht um so besser gewesen? Aber den Kunstkennern, den Kunstrichtern, diesen gottlosen Chinesen, gilt nur die Form. Sie haben Geister und Körper in Stände und Kasten gebracht, und der Kasten giebt seinem Inhalte den Wert und bezeichnet ihn. Gott hat seine Schublade, und der Teufel hat seine Schublade, und ist nur der Teufel ein rechter Teufel, dann ist er ihnen so lieb als Gott. Der Himmel, den sie nicht kennen, mag ihnen vergeben, denn sie wissen nicht, was sie thun. Ich aber habe dies alles nur gesagt, um Gleichgesinnten zu zeigen, daß ich Gutes von Bösem wohl zu unterscheiden weiß und daß ich besser bin, als meine Kritik sein wird.

Isidor, ein Maler, war der natürliche Sohn eines Fürsten, seine Mutter eine Leibeigene. Er wurde von seinem Vater mit gleicher Sorgfalt wie der später geborene Sohn aus gesetzlicher Ehe erzogen. Den alten Fürsten hatte der Tod erreicht, ehe er das Kind seiner Liebe frei erklärt, und so blieb Isidor Leibeigener vor dem Gesetze. Doch hatte ihn der Vater sterbend seinem Sohne und Erben empfohlen. Dessen bedurfte es kaum. Der junge Fürst Walodimir war seinem Bruder mit zärtlicher Liebe zugethan und er hatte gelernt, ihn als seinen älteren achten. Isidor, als er den Tod seines Vaters erfuhr, kehrte aus Italien, wo er der Kunst gelebt, in die Heimat zurück. Der junge Fürst empfing ihn brüderlich, brachte mit frohem und freiem Willen die vergessene Schuld des Vaters in Erinnerung, und es wurde heiter besprochen, wie der Erbe sich eilen werde, diese Schuld zu bezahlen. An die Güter des Fürsten grenzten die der jungen und schönen Gräfin Olga, in deren Adern das Blut der Zare floß. Der Fürst liebte sie mit glühender Leidenschaft; doch fand seine Liebe nur Freundschaft zur Erwiderung. Die Gräfin Olga war kurze Zeit vor Isidor aus Italien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Dort, unter blauem Himmel und in warmen Lüften, war sie seine Kunstschülerin gewesen. Die Kunst wohnt im Herzen. Wie nun glückliche Liebe so leicht erraten wird, als sie sich leicht verrät, entdeckte der junge Fürst gleich in der ersten Unterredung, die er mit dem heimgekehrten Bruder hatte, daß dieser sein Nebenbuhler sei. Der Funke der Zwietracht ist entglommen; ein schadenfroher Wind — und er bricht in helle verderbliche Flammen aus. Der Wind kam, das Verderben folgte ihm.

Unter den unbeweglichen Gütern, die der alte Fürst seinem Erben hinterlassen, war auch Ossip, ein Leibeigener. Leibeigen war er, geisteigen war er nicht. Ein Sklave ist, dem die Freiheit abgehandelt, nicht der, dem sie geraubt worden. Ossip fühlte seine Niedrigkeit. Doch war er zu scharfsichtig, in seinem Verhältnisse nur die Grausamkeit bürgerlicher Einrichtungen zu erkennen: er sah mehr, er erkannte deren Lächerlichkeit. Dieses gab ihm den eisernen Spott, womit er seinen Unmut bewaffnete, den Unmut, der nackt immer schwach und schwächend bleibt. Das Reich der freien Vernunft war ihm gesperrt, er suchte eine Freistätte im Reiche der freien Thorheit. Er spielte den Lustigmacher. Er erzählte Geschichten. An der Eiche der Macht rankte er sich als List hinauf, und sie umschlingend, sog er sie aus. So beherrschte er seinen alten Gebieter, so wird er seinen

neuen auch beherrschen. Ossip war ein achtungswerter Mann. Ihn adelte, was jeden Menschen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt — ihn adelte der Schmerz der Erniedrigung. In den Jahren seiner Jugend liebte er Axinia, eine Leibeigene. Er forderte sie von seinem Herrn zum Weibe, sie ward ihm versagt. Da vermählte er sich mit ihr am Altare der Natur, hoffend, die Einwilligung des Menschen werde ihm noch werden; doch sie ward ihm nicht, ein anderer bekam seine Geliebte zum Weibe. Darüber brach Axinias Herz, sie sank ins Grab. Die Erinnerung dieser gemordeten Liebe war die Fackel in Ossips Leben, die es erhellte, erwärmte und verzehrte. Er rächte Axinias Tod, indem er den alten Fürsten von jeder Gutthat abhielt, die ihm der Himmel als Buße hätte anrechnen können. Er verhinderte, das Isidor nicht frei erklärt wurde, was zu thun der Fürst immer gewünscht. So, indem er die Sünden der übermütigen Macht vermehrte, bestrafte er sie.

Diesen Ossip wählte der Fürst zum Vertrauten seiner Liebe und seiner Eifersucht, und öffnete dem erbarmungslosen Knechte zwei Thore, durch die er in das schwache, wehrlose Herz seines Herrn eindringen konnte. Wie wird Ossip diesem Vertrauen entsprechen? Er rühmte sich frohlockend im stillen, daß es ihm noch immer gelungen, so oft der Todestag Axinias zurückkehrte, seinem verstorbenen Gebieter einen Becher mit Galle einzuschenken. Auch jetzt murmelt er: „Es soll kein Glück einkehren in das Haus, wo sie das Herz meines Weibes brachen.“ Ihm ward der Auftrag, in dem Hause der Gräfin zu erforschen, welches Verhältnis sei zwischen Isidor und Olga. Dieses zu erfahren war leicht. Ossip hinterbrachte seinem Herrn, daß Isidor und Olga sich liebten und daß die Liebe schon alt sei und tiefe Wurzeln habe. Der Fürst — wenn die Großen sündigen, behalten sie den Vorteil der Sünde für sich allein, die Schuld aber wälzen sie ihren Untergebenen zu, indem sie sich raten lassen, was ihnen zu thun gelüstet — der Fürst forderte Ossips Rat. Dieser bemerkte: Isidor sei ja Leibeigener, und wenn ihm der Freibrief versagt würde, könne Olga nie die Seinige werden. Der Fürst läßt seinen Bruder rufen, gesteht ihm seine Liebe und auch daß er um die seinige wisse, und bittet ihn, der Gräfin Olga zu entsagen. Isidor weist diese Forderung ruhig, doch entschieden zurück, und als ihn der Fürst tückisch daran erinnerte, daß er Leibeigener sei, traf ihn dieser Donner zwar, doch er schreckte ihn nicht. Der hilfsbedürftige Fürst, da er seinen Bruder unerschütterlich fand, nahm abermals seine Zu-

flucht zu Ossips Weisheit. Ossip gab ihm den Rat, Isidor als seinen Knecht zu behandeln, ihn in Livree zu kleiden und so, indem er ihn entehrte, die Scheidewand zwischen ihm und Olga unübersteiglich zu machen. Der Fürst folgte der Stimme seiner Leidenschaft, die ihm aus Ossips Munde rief. Er zwang seinen Bruder, ein Jägerkleid anzuziehen und bei einem Mahle, wozu er Olga geladen, aufzuwarten. Isidor, von seiner Geliebten beschwichtigt und beraten, suchte sich zu fassen und durch Lenken der Klippe auszuweichen. Aber der Sturm seines Innern war zu heftig, er ward zu sehr gereizt. Er sollte Wein einschenken, Zorn und Scham machten ihn ungeschickt, er verschüttete den Wein. Der Fürst fiel über ihn her und mißhandelte ihn; Isidor zog das Waidmesser gegen seinen Herrn und Bruder. Er wurde gefesselt und in den Kerker geworfen. Nichts kann ihn retten, denn — wie Ossip sagt: Gott ist hoch und der Zar ist weit. Er war dem Gesetze heimgefallen, das solche That eines Leibeigenen mit Brandmarkung und Lebendigbegraben in den Bergwerken bestrafte. Olga that fruchtlose Schritte, ihren Freund zu retten. Nur eine Hilfe blieb ihr. Der Fürst forderte ihre Hand am Altare, und um diesen Preis versprach er Isidors Freiheit. Olga brachte dieses Opfer, vermählte sich mit dem Fürsten, und Isidor ward befreit aus dem Kerker und von der Leibeigenschaft. Als er aber das Opfer erfuhr, dem er seine Rettung verdankte, entfloh ihm die Freude und die Ruhe seines Lebens. Ihn dürstete es nach Blut, und wäre es sein eigenes. Er ging bewaffnet zum Fürsten und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Fürst stellte sich, die Brüder zielten zu gleicher Zeit, trafen sich tödlich und sanken beide. Ossip war gegenwärtig, er weihte dieses Opfer der Rachegöttin; der Tag, an dem die grausenvolle That geschehen, war wieder der Todestag Axinias. Olga erhielt sich aufrecht in ihrem Schmerze, und that, was einzig geschehen konnte, den Himmel über solche blutige Menschenschuld zu versöhnen — sie machte alle ihre Leibeigenen frei.

Die Gräfin Olga, indem sie den Teil des Verbrechens gegen die Natur, der auf ihr gelastet, von sich abgewälzt, indem sie auf ihren Gütern die Leibeigenschaft aufgehoben, hat gewußt, worauf es hier ankam, aber der Dichter hat es nicht verstanden. Er hat die Forderungen nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen — ich will nicht sagen berechtigt — aber gewohnt ist. Das Drama ist ein Schlachtfeld, wo Zufall oder Schicksal den Sieg entscheiden: jener im Lustspiele, dieses im Trauerspiele. Wir sind Zuschauer dieses Kampfes,

wir sehen hier das Recht, dort die Gewalt, wir schenken dem Sieger unsere Bewunderung, dem Besiegten unsere Thränen. Doch unser Gefühl, wie es auch aufgeregt worden, freudig oder traurig, es wird nicht aufgeregt, wenn es nicht ein Kampf zwischen Menschen und Menschen ist. Der Himmel lenke die Schlacht, doch er teile sie nicht; der Mensch ist sein Werkzeug, er kämpfe für ihn. Doch in Isidor und Olga sehen wir Menschen auf der einen Seite, und den Feind auf der anderen sehen wir nicht. Der Fürst, Isidor, Olga und Ossip stehen nicht feindlich einander gegenüber, sie sind Kampfgenossen. Ihnen gegenüber steht eine Mauer, kalt und tot, und an dieser Mauer werden weiche Menschenschädel zerquetscht. Der Fürst, so wie Isidor, fällt als Opfer der Leibeigenschaft. Es heißt von ihm: er sei

Ein edler Mensch in guter Stunde,
Doch ist er unterthan dem heißen Blut —

aber dieses heiße Blut ist sein Mißgeschick, nicht sein Verbrechen. Der Strom der Macht, der ihm die Adern überschwellte, quoll nicht frei aus seinem Herzen, er stürzte unlenksam von der Höhe seiner Ahnen zu ihm herab. Der Fürst liebt Olga und macht sie unglücklich; aber es ist nicht die Schuld des Löwen, daß seine Freundlichkeit so verderblich ist; die Natur gab ihm übermächtige Glieder, und er muß zerfleischen, wenn er liebkosen will. Isidor, „von einem geistigen Muttermal entstellt", war besiegt, ehe er den Kampf begann. Ist Ossip ein Verbrecher? Nein; ja wir bedenken uns nicht, die geweihte goldene Rose des Mitleids ihm zu schenken. Ossip ist beweinenswert, daß er gesiegt, beweinenswerter, daß er siegen mußte. Er konnte nicht untergehen, er ist nur eine Sache, totes Gestein, er kann nicht sterben, er kann nur verwittern. Alle fallen als Opfer der Leibeigenschaft, aber dieser Kampf mit der Rabulisterei tückischer Gesetze ist kein guter Stoff für dramatische Gebilde, so oft er auch dazu verwendet worden. Doch wollen wir dieses nicht dem Dichter zum Vorwurfe machen, es ist die Schwäche seiner Zeit. Das Drama ist Abbild des Lebens, und ist das Leben klein, ist die Kunst es auch. Man täusche sich nicht. Es geschah, es geschieht Großes in unseren Tagen, aber es ist ein Kampf der Elemente, nicht ein Kampf geschaffener, fertiger, freier Wesen. Die Menschheit ist groß und die Menschen sind klein. Unser Leben ist ein Schachspiel. Der Schauplatz ist von Holz, in abgemessene Felder eingeteilt, die weiß oder schwarz gefärbt. Die Figuren sind auch von Holz, stehen, wie es

herkömmlich ist, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunklem oder hellem Felde. Sie gehen nicht, sie werden gezogen, auch wie es vorgeschrieben; der eine macht kleine, der andere macht große Schritte, dieser geht gerade, jener krumm, und treffen sie sich, dann schlagen sie sich. Und wofür streiten sie? Für den König. Und alle, die geblieben, werden nicht gezählt, der Sieg ist dort, wo der König übrig geblieben. Und was ist der König? ein hölzern Ding wie alle. . . . Daraus läßt sich nichts Vernünftiges machen; höchstens ein Lustspiel.

II.

Der Lorbeerkranz.

Schauspiel von Ziegler.

Das Ding da ist gar zu arg, und nach der Glückseligkeit, es nicht gesehen zu haben, giebt es keine größere, als es nicht gelesen zu haben. Wer auch an eine beständige Fortschreitung der Menschheit nicht glaubt, wird doch wenigstens die im Abgeschmackten eingestehen müssen. Ich will euch diese Weltgeschichte etwas erzählen.

Ein junger, und wie es sich von selbst versteht, sehr hoffnungsvoller Erbprinz findet die Tochter seines Obersten schön. Mitten in einer Schlacht fällt dieses unserer Heldenseele ein, und da erobert sie eine feindliche Fahne, um sich galant zu beweisen. Einige Tage nach seiner Rückkehr ins Standquartier wird ihm, im Namen des Fräulein Oberst, ein Lorbeerkranz verstohlen und schamhaft überbracht. Man ist nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeister, findet den verhängnisvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eifersüchtig und toll darüber, und steckt ihn ein, die Treulose damit zu überführen. Das arme Kind wußte gar nichts von dem botanisch-erotisch-martialischen Geschenke, das sie dem Prinzen zugeschickt haben soll; es war ihre leibliche Cousine, die ihr, um sie mit ihrem Verlobten, den sie selbst liebte, zu entzweien, diesen Streich gespielt hatte. Auf diese Weise wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur Spieß- und Wünschelrute. Einiges wird dabei geweint, einiges damit soldatisch gefuchtelt und einiges von des fürstlichen Gemütes verborgenen Schätzen wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht alles gut und man heiratet.

Herr Ziegler, ein großer Menschenkenner, ist dabei der allerunterthänigste Knecht, der sich nur denken läßt. Manchmal kommt er so in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der allerhöchsten Personen schuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen lassen solle, daß man sich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht sich gegen seinen Obersten, der sich genötigt sieht, ihm „mit erhabenem, warnendem Tone“ den Degen abzufordern und Arrest aufzulegen. Der junge Mensch gehorcht. Darüber wird der Oberst dermaßen gerührt, daß er ausruft: „O warum wird er nicht Herr der Welt!“ Wir bedanken uns dafür, Herr Oberst. Es ist uns zwar gleichgültig, wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürst ist; aber wir wollen keinen Universalmonarchen, wir wollen, wenn wir uns wund gelegen, es auf einer anderen Seite versuchen. — Das Stück endet mit den Worten: „So lernen sie jetzt, daß — Damen und Lorbeerkränze von jeher alle Leiden über die Menschen brachten, und damit abgethan.“ Für euch, Verehrteste, sind die Leiden, welche dieser Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan, aber für einen geplagten Kritiker geht die Pein dann erst recht an, denn der muß das Stück auch noch lesen. Was ich auf dieser Wanderung durch die dürre Wüste erduldet und entbehrt, und meine Schwermut, will ich keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beschreibung von dem Palmenwäldchen, das mich mitten im Sande überrascht, wo ich mich ausruhte und es mir wohl sein ließ. Mit dieser Ergötzung hat es folgende Bewandtnis. Herr Ziegler, der ein Schauspieler ist, sucht seinen Leidens- und Kunstbrüdern ihr saures Leben so viel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen seinen Stücken die schöne Weise, daß er genau bemerkt, mit welchem Affekte jedes Wort nicht allein gesagt werden müsse, sondern auch mit welchem es nicht gesagt werden müsse. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satire, nicht verlegen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Person nichts zu sprechen habe, dann steht in Klammern: (schweigt). Vermittelst dieser vortrefflichen Schreibart hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken so deutlich wachsen, daß man erstaunt. Die Temperatur der Affekte wechselt aber so oft und schnell, daß ein Schauspieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes sein müßte. Zwischen dem Aquator und dem Nordpole der Leidenschaft liegt manchmal nur ein einziges schmales Wort. Ich möchte den mimischen Furioso sehen, der diese Seiltänzersprünge der Empfindung aus-

führt, ohne daß sein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affektmustern, die im Lorbeerkranze nur allein der Prinz und Amalie auszukramen haben, ist vielleicht willkommen zur beliebigen Auswahl.

Der Prinz, ist, oder spricht, oder thut . . . höflich — kalt, 2mal; — warm — zärtlich — ernst — zögernd — ohne Wichtigkeit — seufzt, 2mal; — schwermütig, 2mal; — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmut — zerstreut — ableitend — feurig, doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2mal; — verlegen, 2mal; — ängstlich — verloren — schnell aus Angst — leichter, freundlich, freundschaftlich (folgen nacheinander, nur durch ein einziges Wort geschieden) — erschrickt — wie vernichtet — heftiger — stolz — heftig — 5mal (die Komparative und Superlative ungerechnet); — wichtig — drohend, 2mal; — triumphierend — stark — zerstreut wird ruhiger — unwillig — herabgestimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironisch — ernst — weich — schnell — gespannt — ohne zu erschrecken.

Amalia, ist, oder spricht, oder thut . . . naiv — mit Teilnahme — geht ängstlich umher — läuft ab — ohne Satire — schweigt und arbeitet — abbrechend — etwas verlegen, 3mal; — herzlich — mit Grazie und Liebe — beklemmt — feierlich — ernst — erschrocken, 4mal; — frappiert — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt sich — geht in Gespräch und Besorgnis ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Koketterie — wankend — lacht, ernst (nur ein einziges Wort steht als spanische Wand dazwischen) — ängstlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und schmerzlich — etwas erschrocken — weinend, 3mal; bittend — — — —

Wer sich mit einem heilsamen Ekel vor dem rot angestrichenen Soldatenspiele der Menschenkinder gern anfüllen möchte, der sehe diesen Lorbeerkranz. Alle männliche Personen darin sind Soldaten; es geht zu wie in einer Wachtstube. Da werden die abgeschmacktesten Possen mit der größten Ernsthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kommt ein anderer Mensch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenschirmdach und sagt — daß er nichts zu sagen habe. Der Oberst stellt eine Schildwache vor seiner Tochter Zimmer, um deren Unschuld gegen den sturmlaufenden Prinzen zu verteidigen. Martialische Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen

Major wegen Dienstvergehen in eine Festung sperren lassen; alles ist zum Tode erschrocken. Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Festung wird die Geliebte verstanden, deren Arme, als die Balken der Zugbrücke, sich wirklich in Bewegung setzen, um den Gefangenen einzulassen. Die große Lehre dieser hohen Tragödie lautet wie folgt: „Subordination ist ein großes Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand, und sprengt die starken Bande der Natur wie dünne Fäden ab!"

Nur wer das Stück gelesen hat, kann wissen, daß es nicht bloß heißt: der Lorbeerkranz, sondern auch: oder die Macht der Gesetze. Sinn giebt Wort und Wort giebt Sinn. Sobald mir dieser Name zu Gesichte kam, war es fast unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauern wieder in mir rege werden sollte, das ich schon längst gefühlt, darüber nämlich, daß die Macht der Gesetze sich nur auf bestrafen, aber nicht auf belohnen erstrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in medizinisch-polizeilicher Rücksicht, will ich auch ferner verschweigen, bis auf einen, der bedeutend ist. Es bleibt doch sehr auffallend, daß in Caroli und neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen alle, und auch die sanftesten Lebensverkürzungen streng bestraft werden, aber keine einzige Gesetzgebung Lebensverlängerungen zu belohnen verspricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftstellern, die durch verursachte Langeweile den Zeitmördern das Gleichgewicht halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, ist unvernünftig; denn jene Wohlthäter der Menschheit streben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm lebenslänglich einige Stunden des Tages seine eigenen Schauspiele vorlese, ohne auf sein bescheidenes Ausweichen Rücksicht zu nehmen.

Madame ***, Gräfin Josepha, weinte aus dem Stegreife. Flossen die Thränen den Zuschauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn diese waren beneidenswert; flossen sie aber ihr selbst, so ist sie mehr wegen ihrer Trostlosigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. ***, es ist wahr, wird vom Publikum schonungsloser als billig ist behandelt. Allein so ist die Welt nun einmal, in großen und in kleinen Dingen, daß sie alle Gegenstände ihres Hasses oder ihrer Neigung gern auf den Kopf eines Menschen häuft, damit sie jene mit einer einzigen Umarmung liebkosen, diese mit einem einzigen Dolchstoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was seit dreißig Jahren von unzähligen Menschen be-

gangen worden, schnell und bequem bezeichnen, so spricht man das Wort Bonaparte aus. Sollen unsere besseren Tage und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden, so nennt man andere Namen. Weder hat jener allein alles Böse, noch haben diese zusammen alles Gute gethan. Sie waren die sich ablösenden Waisenknaben, die das Lottorad der Zeit umgedreht, um Nieten oder Gewinste herauszuziehen. Ebenso hat jede Bühne einen Sündenbock, der außer für seine eigenen auch noch für die Fehler anderer ausgezischt wird. Mad. *** ist die Sündenziege der unserigen. Sie sei klug wie Cäsar und wolle lieber die erste Schauspielerin in Arheiligen, als die zweite in Frankfurt sein.

III.

Saul.

Tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet.

Von einer französischen Tragödie läßt sich nicht viel Gutes sagen, aber Schlechtes noch weniger. Erstens bilden die dichten Reime eine Art von Palissaden, welche die Untersuchung abhalten, genau zu erforschen, was eigentlich dahinter ist. Dann geben diese Reime auch dem ernsthaftesten dramatischen Gedichte etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper ist das gut genug. Endlich haben die Unglückseligen so viel Geschmack, und wer je nach frisch geschnittenen Nägeln mit den Fingerspitzen über geschorenen Sammet gefahren ist, der weiß, was das ist, der gute Geschmack der Franzosen! Einen Splitter, der uns etwas weniges die Finger blutig ritzte, nehmen wir als eine Erquickung an; aber sie wird uns nicht, diese Erquickung. Wie könnte auch unter einem Volke, das eigentlich ein Weibervolk ist — denn die Franzosen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geschlechts — das weder Gott kennt, noch die geistige Natur der Dinge, das nichts weiß von der überirdischen und unterirdischen Welt, und nie mehr gesehen als den sandbestreuten Weg, auf dem es spazieren geht — wie könnte unter einem solchen Volke eine gute Tragödie zustande kommen! Man betrachte Racine, diesen echt klassischen, diesen höchst französischen dramatischen Dichter der Franzosen. In welcher kurzsichtigen Weltanschauung ist er festgeblendet! Er hat sich Himmel und Erde ganz bequemlich in eine

Nuß gebracht, deren grüne bittere Schale ihm die Welt ist, deren harte Holzschale Paris, und deren eßbarer Kern Versailles. Und gleichviel, ob seine Geschichten vor oder nach der Sündflut sich ereignen, ob sie in Rom, Karthago, Griechenland, Konstantinopel oder Jerusalem geschehen — Versailles ist zu jeder Zeit und überall, und Racines Halbgötter, im höchsten Rausche ihrer Begeisterung, wissen nichts Erhabeneres zu denken, als: La Cour, la Ville et l'Univers! Der arme Racine! Mußte er seinen gediegenen Geist in lächerliches Filigran ausspinnen; in England, und in unseren Tagen überall, außer Frankreich, wäre er etwas Besseres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht, denn da ist es noch schlimmer als sonst. Racine betete wenigstens Ludwig XIV. an, und daran ist gelegen, daß man religiös sei, gleichviel welche Religion man habe, daß man nicht für seinen eigenen Leib, daß man für irgend ein Gedankenbild lebe und sterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzosen lieben nichts, als sich allein. Die Royalisten treiben mit dem bedrängten Hofe einen schändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Institutionen und Pandekten ihres Freiheitsrechtes, wie Professoren — der Lehre willen, nicht, sie abzuwenden.

Schwache dramatische Dichter thun wohl, sich starke historische Personen zum Gegenstande zu wählen; der Leser verwechselt oft die Natur mit der Kunst, die Geschichte mit dem Drama, und letzteres müßte sehr schwach sein, wenn es nicht wenigstens Galettis Weltgeschichte gleich käme. König Saul besonders giebt einen guten Stoff, denn Könige, welche das Schicksal aus Setzlingen gezogen, eignen sich besser zu dramatischen Dichtungen, als durch Samen fortgepflanzte — die Legitimität ist eine Göttin, aber keine von dem Geschlechte der Musen. Herr Soumet wußte aber nicht recht, was er mit seinem Saul machen sollte, und daher weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was sie ihm vorhalten soll. Dieser Saul ist verrückt, und weiß es, daß er's ist; und nicht bloß in seinen lichten Zwischenzeiten, sondern während der Anfälle ist er sich seines Wahnsinnes bewußt. Da liefert er den von jenen Autopsychographien, die oft in dramatischen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch lästert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Greuel ist, es anzuhören. Wenn sich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer seiner dramatischen Personen so gottlose Reden in den Mund zu legen, als Herr Soumet gethan, hätte ihm

der Prokurator des Königs einen guten Prozeß angehängt. Aber Herr Soumet ist kein Liberaler, und darum berücksichtigt man seine tendance. Er ist Privatbibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfasser eine Hofstelle hat. Es wird ganz zur Unzeit darin christlich gefrömmelt. Der Hirtenjunge David stellt sich selbst als Ascendent des Christ dar und wird bei jeder Gelegenheit als solcher geltend gemacht. Bei seinem ersten Auftreten sagt er:

Betléem m'a vu naître,
L'heureuse Betléem, d'un enfant glorieux
Dans l'avenir lointain berceau mysterieux.

Der Hohepriester Achimelech sagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

David, toi qu'Israel appelle à sa défense,
Toi dont le tabernacle a protégé l'enfance,
Par les mains du vieillard qui garde ses autels,
Dieu te bénit lui même entre tous les mortels;
Sa force est avec toi, sa gloire t'environne:
Il ne t'a point choisi sur les marches du trône,
Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,
Tout semblable à celui qui naitra de ton sang....

Saul will David umbringen lassen. Jonathas und Achimelech bitten vergebens für ihn, Saul spricht:

Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive,

Achimelech.

Pour le salut du monde une autre croix s'élève.

Saul.

Tout le sang de David au tien va se mêler.

Achimelech.

Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystère.
Ce sang de rois en rois conservé sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir precieux
Par qui l'homme tombé s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf diese Weise werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachronistische Komplimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den

Juden einen Messias geweissagt dieses geschah aber später, als das Reich zerfiel, die Regierung schlecht, das Volk verderbt, ruchlos, siech und des Heilandes bedürftig geworden. Zur Zeit Sauls und Davids aber war das jüdische Volk in seiner Entwickelung, und viel zu religiös, als daß es seinen Glauben mochte feiern lassen bis zur Erscheinung des noch ungeborenen Gottes.

Die Verse des Herrn Soumet sind übrigens kräftig genug, und zu Bonbonsdevisen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kommt in der ganzen Tragödie: „la cour, Juda et l'univers" nicht ein einziges Mal vor, so malerisch das auch gewesen wäre — ein Vers, den Racine in jeder Scene angebracht hätte. Ein guter Anfang! Mut gefaßt! Wenn aber einst die Franzosen dahin gekommen sein werden, ihren Racine abgeschmackt zu finden, dann ist es Zeit, eine Noahsarche zu bauen, die letzten Sprößlinge der lieben Viehgeschlechter aus der demokratischen Sündflut zu retten. Bis dieses aber geschieht, hat es keine Not. Menschen, welche Shakespeare und Calderon lieben und begreifen, das sind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meistern lernten sie die Natur der göttlichen und menschlichen Dinge klar durch und durch zu schauen und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, sind geborene Diplomaten, und es läßt sich mit ihnen unterhandeln.

IV.

Die Ahnfrau.

Trauerspiel von Grillparzer.

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen.
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?

Diese Worte der Königin Maria, könnte man sie nicht dem Dichter zuwenden, der von den Mauern, zwischen welchen der menschliche Wille gefangen sitzt, alle Blüten und Täuschungen wegzieht, die sie verhängen und dem erschrockenen Blicke die steile und kalte Notwendigkeit zur Anschauung giebt? Warum aus unserem süßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schicksal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, so oft ist auch die dramatische Kunst von ihrer Bestimmung abgewichen, und der Tempel der Freude

hat sich in einen Tempel des Gottesdienstes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Mensch, der in seinem Übermute sich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung, die ihn unauflöslich kettet, verehren lerne. Dort mag es gut sein, daß dem von dem Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen der allgemeine Blutlauf der Dinge, dem es folgen muß, aufgezeigt und ihm für den Verlust seiner Freiheit die Unsterblichkeit geboten werde. Aber wo der Mensch sich menschlich freuen soll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften schweben, die unter seinen Füßen liegende schmutzige Notwendigkeit aus den Augen verlieren und es zu vergessen suchen, daß sie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies so oft nicht beachtet und den Menschen als Sklaven des Geschickes dargestellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienstliche Ursprung der dramatischen Kunst in ihren Werken sich herabgeerbt habe, und dann, daß solche Schicksalstragödien dennoch eine Art schmerzlicher Lust gewähren, zeigt uns, wie es gleichviel sei, ob eine rauhe oder eine sanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß sie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verstattet, daß der Dichter den Menschen der Macht des Schicksals unterwerfe, so darf dies doch nur in einem Kampfe der sittlichen Freiheit gegen die sittliche Notwendigkeit, nicht in einem Widerstreite jener gegen die Notwendigkeit der Naturgesetze dargestellt werden. Es mag die eigene Lust in der allgemeinen Seligkeit untergehen, nie aber darf das besondere Leben dem gemeinschaftlichen Tode hingeopfert werden. Dies ist in der Ahnfrau geschehen, und das ist ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Mensch, unzufrieden mit der Mitgift des Glückes, die ihm zu teil geworden, sich die Freuden anderer räuberisch anmaßt, und das waltende Geschick endlich den Verbrecher zur Wiedererstattung zwingt und ihn bestraft, dann zeigt sich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die sittliche Freiheit des Einzelnen der sittlichen Freiheit der Gemeinschaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden seiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen soll, wo die Nachkommen als leibeigene Glieder des Familienhauptes, dessen Bewegung sie folgen, angesehen werden; wo das verbrecherische Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geschlechter fließt und sie versauert, bis endlich die Ader durchgefressen ist und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Morde ausströmen; — wenn dem Schicksalskampfe ein solcher Ausgang

gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geschehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorsehung, sondern die blinde Naturkraft siegen lassen, und dieser Streit zwischen sittlicher Freiheit und massiver Notwendigkeit, als zwischen ungleichen Waffen, ist gemein und unkünstlerischen Stoffes.

Wenn zwischen Aufgang und Untergang, zwischen Quelle und Ausfluß, sich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert und wir mit unseren schwachen Sinnen das feine Gespinst, das Ursache und Wirkung aneinander bindet, übersehen, dann schreckt uns endlich am Ziele die täglich aber leise waltende Regel, als Schicksal, mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückische und rächende Macht, welche die Freuden der Menschen zerstöre und ihre Schwäche schonungslos bestrafe. Aber der Christ erkennt nur eine Allmacht voll Güte und versöhnlicher Liebe. Nicht weil die christliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geschickes verbietet (es giebt keinen Zwang für das Gemüt), sondern weil der Glaube der Christen ins Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unsere Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieses so geschieht, daß eine abgeschmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann ist nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, sondern auch der Weg zum gewählten falschen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu diesem Trauerspiele in der Absicht sagte, um sich gegen empfangene Beschuldigungen zu verteidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf.“ Allein wenn dieses ist, dann hätte die Tugend, nicht das böse Geschick als siegreich dargestellt werden sollen. Freiheit ist nur vor einer That; sobald sie geschehen, war sie notwendig. Eine verwirrende und trügerische Ansicht herrscht im Leben wie in der Kunst der Neueren. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Übermacht des Geschickes bekannt, sie traten erschüttert, aber nicht mit zerrissenen Gefühlen ins Leben zurück, und sie lernten mit dem ihnen gewordenen Teile der Freiheit sich begnügen. Die Bühne der Christen ist eine Schule der Thorheit: die Tugend soll siegen und das Laster siegt. Ist der Wille frei und stark, warum unterliegt er? ist er schwach, warum wird die Schwäche als Sünde an-

gerechnet? . . . . Leidenschaften? . . . . Ob wir diesen, ob wir unserem bösen Geschicke unterlagen, es war der nämliche Kampf — das Schicksal hat uns besiegt. Sobald ein Mensch mit sich selbst zerfällt, sobald es ihm an Kraft gebricht, eine Leidenschaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, ist dieser, sein feindlicher Teil, zur Außenwelt übergetreten, hat sich mit der großen Notwendigkeit verbündet und führt so den Krieg gegen den schwachen Überrest der Selbständigkeit.

Das Gespenst, welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatischen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geistigen Daseins hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu diese sinnliche Einkleidung, worüber Kinder erschrecken und Erwachsene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft, vom Aberglauben vorgegaukelt, dargestellt werden, dann hätte eben, um den Ursprung solcher Erscheinungen zu erklären, das Gespenst nicht den Blicken des kalten Zuschauers sichtbar gemacht, sondern nur durch Worte und Gebärden des geängstigten Geistersehers verraten werden dürfen, welche Erscheinung ihm vorschwebe. — —

Vorgehende, gegen die Tragödie gerichtete Bemerkungen sollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Ansicht der dramatischen Kunst der Neueren herrsche, nicht den herrlichen und geistreichen Dichter sollen sie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl solcher dramatischen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeschichten ledig würden, die wie Wanzen sich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingenistet haben, gar nicht zu vertreiben sind und uns zur Verzweiflung bringen!

Herr *** vom Leipziger Theater spielte als Gast den Jaromir und gab uns einen seltenen, ja seltenen Genuß. Das ist Kunst! ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichtum künstlerischer Hilfen dazu, und es wird eine nicht geringe Kraft erfordert, um in dieser Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauspieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich starker Leidenschaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne und er findet keine Zeit, sich für die entscheidenden Momente zu sammeln. Den Kampf auf Tod und Leben seiner Gefühle gab uns Herr *** mit ergreifender Wahrheit. Dieses Feuer, diese unauslöschliche Glut der Leidenschaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zu-

hörers für seine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der kalte, besonnene Böjewicht bliebe ein Gegenstand des Hasses und Ekels. Herr *** zeigte im Vortrage der oft gesangartigen Verse eine große Mannigfaltigkeit einschmeichelnder und stets angemessener Modulationen der Stimme. Sein Gebärdenspiel war manchmal zu reich. Nur die großen Bewegungen des Herzens müssen sich kund thun, doch darf nicht jeder Pulsschlag der Empfindung durch Zeichen sich kenntlich machen wollen.

V.

Die Spieler.

Schauspiel von Iffland.

Die Spielsucht auf die Bühne bringen? Man könnte ebensogut die Schwindsucht dramatisieren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, daß der junge Mann nach dem Walzer ein Glas kaltes Wasser trinkt, bis er seinen Geist aufgiebt. Sagt mir, ihr lieben Leute, wie ertragt ihr es nur, auf der Bühne allen den oberflächlichen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darstellen zu sehen, die ihr in eurem Hause so viel natürlicher habt? Kein Geld, Schulden, nichts zu frühstücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — sind dieses so seltene Erscheinungen, daß man deren Anblick erst erkaufen muß? Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen, als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer spielten Fabeln und Göttergeschichten darauf; wir, die weniger sind, haben nicht nötig, so hoch zu steigen; wir brauchen nur die wirklichen Menschen der alten Völker darzustellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts Großes erfahren und denen das furchtbare Schicksal höchstens unter der Gestalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erscheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unserer Leidenschaften auf die Bühne kommen. Also doch Leidenschaften? . . . . ja, aber Spielen ist nur eine Schwäche. Was ist der Menschheit daran gelegen? ob ein Taugenichts bei Gelde sei oder nicht? Was kann daraus Großes entstehen? Oder meint ihr, die Bühne soll eine Sittenschule sein? Erwachsenen ist nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nötig, ins Schauspielhaus zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielsucht stürze? — —

Herr *** spielte den Baron Wallenfeld und zeigte, wie man zu

einem schönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus schlechtem Sandsteine es formen könne. Es ist nicht leicht, in dieser Rolle die liederliche Natur mit dem gehörigen Anstande zu kleiden, so daß sie weder zu eingehüllt noch in unverschämter Nacktheit erscheine. Gleich das erste Auftreten des Herrn *** gab die Bürgschaft eines verständigen und geübten Künstlers. Auf diese und keine andere Weise kehrt man nach einer am Spieltisch durchwachten Nacht, verstimmt und schlaftrunken nach Haus zurück. Ebenso meisterhaft wußte er die von Iffland flach behandelte Scene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunsch seines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenspiel zu veredeln. Wohl am gelungensten erschien sein Spiel, da er, mit den Erstlingen seines Sünderlohns bereichert, und weinlustig zu den Seinigen kommt. Hier war, wie es sich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleier des Schicklichen überhängt. Den Rausch wissen nur wenige Schauspieler darzustellen, man sollte gewöhnlich glauben, sie wären in der That vom Weine voll.

VI.

Die Vestalin.

Oper von Spontini.

Wie angemessen einer römischen Herrlichkeit ist diese Musik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichtum. Daß nur die im Übermaße nebeneinander gehäuften Schönheiten, die sich wechselseitig überblenden, minder störend wären! Ein so breiter Strom der Töne muß, weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felsenthal, seine Ruhe und Klarheit verlieren, schäumen, tosen und sich wild überstürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieser Tondichtung Spontinis zum Vorwurfe gemacht wird. Die Instrumentierung ist wahrhaft republikanisch, es führen so viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß, wer recht hat, oder wem die Macht gebührt. Ist es auch wahr, was Einsichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieser Musik sich dann erst aufdecken, wenn, nach einem mehrmaligen Anhören derselben, der Glanz und Reichtum der Töne ihr Verblendendes verloren haben, so bleiben ihr doch Einzelheiten, die kein Tadel berühren kann. — Wie so wohlthuend sind die gesungenen Recitative, wie freut man sich, des übeln Ein-

druckes gesprochener Reden, welche die dramatische Einheit in hundert Stücke zerschneiden und den Zuhörer in einen Konzertsaal versetzen, wenigstens einmal überhoben zu sein. — Der Hymnus der Vestalinnen, womit der zweite Auftritt des ersten Aktes beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Gesang beim Tempeldienst der Römer, die ihre religiösen Gefühle nicht ahnungsschwer dem leeren blauen Himmel, sondern freudevoll der sichtbaren Natur zugewendet, im Stile der christlichen Kirchenmusik gedichtet werden dürfe, wie es hier geschehen? — Ich hatte einen Kenner um seinen kunstgerechten Ausspruch über die Vestalin ersucht, und er versagte es darum öffentlich davon zu sprechen, weil sein Urteil viele empören würde. Das ist eine schöne Huldigung der Natur vor der Kunst, der Freiheit vor der Regel!

Die Tänze und Gefechte, welche diesem Spiele eingeflochten sind, machen unbesonnen und mit einem fremden Kunstgenusse bekannt, denn sie reizen die Begierde, ohne sie zu befriedigen. Man sollte sich auf unserer Bühne lieber gar nicht damit befassen. Daß ein einziges Mädchen zwischen sechzehn Kriegsleuten durchhüpft, ist wohl nicht anständig, und sie vermag auch nicht, für sich allein, den Gegensatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Überhaupt ist das Äußere dieser Oper mit einer Armseligkeit ausgestattet, die ungemein stört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphschachtel sähe, worin Licinius herbeigeschoben wird. Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch eine schäbige Buchbinderarbeit! Es ist zum Erstaunen, wie man sich an alles gewöhnen kann!

VII.

Elise von Valberg.

Schauspiel von Iffland.

Da drucken sie unten am Zettel spöttisch und schadenfroh hin: „Das Ende gegen 9 Uhr.“ Dreistündige Leiden, als wär dies nichts bei der Kürze des menschlichen Lebens! Himmel, und man soll nicht toll werden? Wozu uns ein solches Schauspiel von der flachsten Flachheit, von dem fadesten Geschmacke? Ist es nicht, als hätten darin Fürst und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute,

Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivität und geziertes Wesen nach des Dichters Willen miteinander wetteifern sollen, wer von ihnen sich am abgeschmacktesten zeigen könne! Welch ein Fürst, der wie ein verliebter Perückenmacher sich gebärdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv fürstlichen Gemütes in ihm, wodurch die Leidenschaft veredelt werden könne. Eine gestrenge Obrigkeit sollte gar nicht dulden, daß allerhöchste Personen auf der Bühne so lächerlich gemacht werden. Überhaupt welches ausgedroschene Stroh in der Handlung dieses Stückes. Maitressengeschichten! Weg damit. Mit solchen Lumpereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Konstitutionen, rufen Stände zusammen und schicken sie nach Hause, und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldene Kotzebue ist doch so übel nicht.

Herr *** spielte den Fürsten, und wenn es seine Absicht war, sich über einen albernen Prinzen lustig zu machen, dann ist ihm dieses gelungen. Ein unerträgliches Geschrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinste Leidenschaftlichkeit in Stimme und Gebärde konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr *** spielt nicht so still weg, daß er nicht bemerkt würde, wie manche andere; er macht Ansprüche rege und fordert die Beurteilung mit starker Stimme heraus. Höchst tadelnswert ist es, daß er eine gewisse Bewegung mit der Hand nach der Stirn zu oft wiederholt, und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitsche klatscht, daß man zusammenfährt vor Schrecken. Ein Mensch, der sich nicht zu helfen weiß, der schlägt in seinem Unmute mit der Hand nach seinem eigenen Kopfe, mächtige Fürsten aber schlagen damit nach fremden Köpfen. Diese Unterscheidung ist wohl zu merken. — Frau *** spielte die Fürstin mit dem edelsten Anstande. Da seht ihr zarte Weiblichkeit mit Herrscherwürde gepaart; da seht ihr ein gepreßtes Herz, das nicht seufzen darf, und lernt Fürstengröße nicht beneiden; da erblickt ihr die traurige Einsamkeit der Höhe. — Madame ***, Oberhofmeisterin. So, so. Da die Reifröcke an keinem Hofe jetzt mehr getragen werden, hätte auch Madame *** sich nicht darin kleiden sollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte sie der Fürstin fast immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeisterin ein unververzeihliches Vergehen. — Herr *** spielte den Hauptmann Wütting. Dieser Künstler wendet sehr viel Mühe auf malerische Stellungen. Etwas wollen ist schon gut; wer gleichgültig, ob er gefalle oder nicht, auf die Bühne tritt, ist der schönen Bestimmung, unseren täg-

lichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht wert. — Madame *** spielte Mamsell Seradini zu schwerfällig, zu tragisch, erlaubte sich eine zu vornehme Miene. Sie hätte schnippischer, leichter, tückischer sein sollen. „Ei, warum so ernst heute, Mamsell Seradinchen?" würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr *** machte den Leiblakai Schmidt. Ich glaube, daß es nicht schicklich ist, wenn ein Lakai sich vor fürstlichen Personen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr *** es gethan. Einem so untergeordneten Diener kommt es zu, die Befehle seines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch ich bin hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

VIII.

Der Bergsturz.

Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Also es bleibt dabei: in einem Singspiele ist nichts unerlaubt, die dramatische Kunst hat da nichts zu fordern, jeder Unsinn, und alles was nur kracht auf der Welt, darf in Musik gebracht werden? Schöne Grundsätze! das menschliche Herz mit seinen kleinen Freuden, von einstürzenden Bergen zerquetschen zu lassen, welch ein widerliches Lebensspiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachsene Kinder! Will man uns zum besten haben? Den schwachen Leib im Kampfe mit der Riesin Natur, wie abgeschmackt! Hier ist keine Hoheit, weder im Sieg noch in der Niederlage. — Die Musik ist leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der Schweizerfamilie mit seinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wiederzufinden. Er kommt einige Male nahe, entfernt sich aber bald wieder.

Bei der Darstellung hat jeder das Seinige gethan. Das ist das bequemste, höflichste und wahrste aller Urteile, und wobei Leser, Kritiker und Schauspieler vergnügt und gesund bleiben.

IX.

Der Schutzgeist.

Eine dramatische Legende von Kotzebue.

Der Schutzgeist der Bühne war es nicht, welcher diesen Schutzgeist auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Lustspiele geschrieben und Kotzebue Trauerspiele: sie haben beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht schwer, diesen großen Männern ihre Schwächen nachzusehen; aber diesen Schwächen auch zuzusehen, vier Stunden lang durch sieben Akte, das ist schon nicht so leicht. Wie abgeschmackt, ohne Phantasie erdacht und ohne sinnbildliche Bedeutung, ist diese Legende vom Schutzgeiste, soweit sie aus ihrer dramatischen Bearbeitung erkannt wird. — Ein Knabe wird auf der Chaussee vom Blitze gerührt, und von seinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, so steht er vom Tode wieder auf, will aber mit seinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und sagt, er habe wichtigere Geschäfte, nämlich der Schutzgeist einer bedrängten Königswitwe zu sein. Wie dieser Junge zu der Ehre komme, als Himmelsbote gebraucht zu werden, ist ebensowenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid diese himmlische Einmischung in ihr irdisches Dasein verdient haben mag. Unglück allein giebt keine Ansprüche auf die Heiligkeit; wäre dies, so gebe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihr Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt sie sich überreden, noch einmal zu heiraten, und ist wahrscheinlich im siebenten Akte, der nicht mehr auf der Bühne spielt, sehr vergnügt. Ich möchte wissen, worin ihre Tugend bestehe? Wie nur Kotzebue mit der ihm eigenen Klarheit und Verständigkeit, einen solchen Stoff hat bearbeiten mögen!

X.

Don Carlos.

Trauerspiel von Schiller.

Es könnte den Mut geben, die Fehler eines der Meisterstücke deutscher Dichtkunst offen zu besprechen, wenn man wahrnimmt, welcher Anstrengung Schiller selbst, in seinen Briefen über Don

Carlos, bedurfte, um nur einem Teile der diesem Werke gemachten Rügen sich entgegenzusetzen, und wie unentschieden sein Sieg gewesen sei. Doch an diesem bejahrten Denkmale der Kunst, seit lange allen sichtbar und zugänglich, hat das Urteil sich wohl schon längst erschöpft, und nur erneuerte, keine neuen Bemerkungen lassen sich erwarten. Darum mag nur so viel berührt werden, als nötig ist, um vor der Ungerechtigkeit zu schützen, daß wir die Schwächen der Dichtung der Darstellung anrechnen.

Auch das herrlichste Gemälde, vor unsere Augen hingestellt, würde von seinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinselstrichen beigewohnt, aus welchen es sich nach und nach zusammengestaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entspringen leicht und froh aus dem Gedanken, und wo ein Kunstwerk die himmlische Natur, die es beseelt, uns zuspiegeln soll, da muß der irdische Fleiß, der es zustande gebracht, unsichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht, die er hat wachsen sehen, aber wir finden sie süß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinselstriche zum vollendeten Gemälde, wie die Wurzel zur Frucht, so steht die Gesinnung des Menschen zu seiner That. Die Überlegung ist Wurzel, die Empfindung ist Blüte, die Handlung ist Frucht des menschlichen Geistes. Nur letztere soll in der Tragödie zum Vorschein kommen, geschmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim, aus dem beide entsprossen, muß bedeckt bleiben. Die Lust des Schauspieles soll ein Erntefest sein, keine ermüdende Saatbeschäftigung. Erfüllt Don Carlos diese Forderung? Nein, er hält uns nur dafür schadlos. Nichts geschieht, wenig wird empfunden, am meisten wird gedacht. Es ist ein schönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunst, vom Schulstaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.

In diesem Menschengemälde ist kein vorherrschendes Bild. Drei Gruppen sind in gleich starkem Lichte in den Vordergrund gestellt: Philipp mit seinen Trabanten, die Königin und Carlos, Posa mit seinen Traumgestalten. Es ist ein Dreispiel, welches die Einheit der Teilnahme zerreißt; der Infant bewirbt sich um diese Teilnahme, der Marquis erhält sie und nur der König hätte sie verdient, denn er ist der einzige, welcher weiß, was er will, und thut, was er will, und dessen schnell reifende Entschlüsse uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorsätze nicht eingeschläfert finden.

Die Schauspieler sind es nicht, welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierstündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit, auf deutsche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachsenen Zuhörern verursachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies diesen gegenwärtigen Don Carlos für unsere Bühne eingerichtet? An die Stelle der Domingo ist ein Staatssekretär Perez gesetzt. Wie ein Meteorstein ist er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht, wie er entstand, woher seine Macht, sein Einfluß, das Vertrauen, das ihm der König giebt? Übrigens sind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So sagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die seinem Argwohne zugetragen ward:

— — -- — Redet offen
Mit mir. Was soll ich glauben, was beschließen?
Von eurem Amte fordr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmste Schlucker von einem Kopisten würde in Spanien nicht Staatssekretär sein wollen, wenn es sein Amt erforderte, täglich, mit Gefahr seines Kopfes, einem Despoten die Wahrheit zu sagen. Wozu geschah die Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatssekretär? Hat man aus Schonung die düstere, schleichende, tückische Pfaffheit als gehässiges Bild nicht wollen erscheinen lassen? So war sie in Spanien nicht gewesen. Dort trat die geistliche Macht kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo ist nicht bloß der geschäftige Wind, das fliegende Insekt, welches den Blütenstaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt, und so die Handlung befruchtet; sondern der kluge Diener der Inquisition, welcher die Seele der ganzen Staatslist war, und sich auch dafür bekannte. Der Großinquisitor am Schlusse weiß allein das Rätsel zu lösen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unserer Zeit sehr wohlgethan, die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit, was man am Morgen vor den Geschäften des Tages gedankenlos in der Zeitung liest: daß in Madrid die Inquisition sich wieder ausbreite, wirksamer am Abend im Schauspielhause als Schreckbild in die Seele dränge, und sie mit Abscheu erfüllte. — —

Das Lob, das man dem Tacitus erteilt: er sei am tiefsten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Herrn *** in der Rolle des Philipp nicht versagen. Ihr erkennt ergrimmt einen jener Könige, die an der Vorsehung zweifeln machen, und ihr fragt

den Himmel: warum ein Mensch, der nicht verdiente, die Sonne aufgehen zu sehen, sagen durfte, daß sie in seinem Reiche nicht untergehe? Herr *** hatte sein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. Der böse Geist der schlaflosen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war malerisch getreu. Eines war mir in dessen meisterhafter Darstellung aufgefallen; nämlich, daß er sich einen Fußschemel unterstellen ließ, so oft er sich setzte. Den majestätischen Philipp mußte dieses häusliche Bequemthun sehr entstellen, zumal wie es Herr *** zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel stellte, und den anderen leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann?

Herr *** spielte den Alba lobenswert. Dieser Held ist kein Mordbrenner, wie er dem jugendlich-schwärmerischen Carlos, und dem inneren Auge menschenfreundlicher Geschichtsforscher erscheint, sondern ein großer, ruhiger, besonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und seine Pflicht erfordert, auch weich und tugendhaft gewesen wäre. So muß er gespielt werden.

XI.

Saul.

Melodrama. Musik von Kapellmeister v. Seyfried.

Solche plastische, lebenskräftige biblische Geschichten, furchtbar und zerstörend, wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie diese, wäre ich ein Bühnendichter, ich zöge sie vor, allen den verflachten, dahinkränkelnden, durch tausendfältiges Durchseifen und Waschen ausgefaserten, durch Sitten- und Polizeizwingherrschaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelssehnsucht entnervten Worten und Thaten der neuen Menschen, die abgeschmackt sündigen, und noch abgeschmackter edle Thaten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverhohlener, faltenloser, durch keine diplomatischen Grimassen entstellter Herrschsucht und Ruhmbegierde, südlich glühenden Herzens, wegen seiner Blutsünden den unterirdischen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, siegend durch seine Kindlichkeit, Unschuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz, der ihn zurecht gehauen.

Der Melodramatiker läßt jene Kraftmenschen der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft das zierlichste, liebwerteste Stubendeutsch sprechen. Dieser Abner gar ist der modernste Spitzbube, ein Feldmarschall mit dem Kammerherrnschlüssel in Hofgala, der seine Ränke schmiedet wie ein anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrschsüchtige Priester und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleischtopf stachen, und im Namen Gottes die fettesten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und sie war ihnen heilsam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert; aber endlich sahen wir den Boden des Napfes, und jetzt verzehren wir fröhlich die letzte Scharre. — —

Seyfrieds Musik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie ist höchst malerisch und ausdrucksvoll, und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend angemessen.

XII.

Die Feinde.

Trauerspiel in drei Aufzügen von Ernst v. Houwald.

Die Könige Malcolm und Grimus führten um Schottlands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der List und Tücke seines Feindes, sein Haupt fiel unter Henkersbeil, und seinem Schwiegervater Malthos, Than von Leith, wurden die Augen geblendet. Grimus hinterließ eine Witwe, Brassolis, die Tochter des Malthos, und zwei Kinder in zartem Alter, Edgar und Alona. Malcolm raubte der königlichen Witwe alle Ländereien und Besitzungen ihres Gatten, und ließ ihr nichts, als eine versteckte, verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Missethat gegen Grimus und Malthos verübt worden. Dort lebte Brassolis, mit ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einsam, vergessen, aber nicht vergessend. Sie streute den Samen des Hasses und der Kampflust in das Herz ihres Sohnes, daß er einst den gemordeten Vater rächen, und die verlorene Krone sich wiedergewinnen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüngling Edgar verließ die Burg, gab sich zu erkennen, versammelte die alten Getreuen um sich her und zog gegen Malcolm in das Feld. Die feindlichen Heere sind sich nahe;

aber Malcolm verzögert die Schlacht. Er fürchtet die Entscheidung, weil er der Treue der Seinigen mißtraut, welchen er durch grausame Herrschaft verhaßt geworden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis sein Sohn Donald, den er aus England, wo er erzogen worden, zurückerwartet, beim Heere angekommen sei. Der Jüngling erfreute sich der Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieser Liebe glaubte Malcolm sicherer zu streiten. Aber Edgar hatte erkundschaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudere, und er suchte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küstenwege besetzen ließ. Eines Tages entdeckten Edgars Soldaten zwei Pilger, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig scheinen. Die Pilger suchen zu entfliehen, sie werden verfolgt, aber nicht erreicht. Doch erreicht den jüngeren Pilger ein Pfeil, der ihn leicht verwundet. Die Verfolgten schützt der Mantel der Nacht, und sie flüchten sich in eine alte Burg, wo sie freundliche Aufnahme, Pflege und ein Nachtlager fanden. Es war die Burg, wo Brassolis mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieses Ereignis folgte, beginnt das Trauerspiel, welchem Brassolis Burg zum Schauplatze gegeben. Der Morgen dämmert. Brassolis tritt auf und spricht:

O, wär ich deine Mutter, junger Tag,
Längst hätt' ich dich geweckt, dich ausgesendet
Nach der Entscheidung unsers Schicksals! Auf,
Erwache! —

Ständen nicht draußen im Felde die beiden feindlichen Heere, Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüstet einander gegenüber; wäre nicht der Tag so ernster Entscheidung — würden wir Brassolis fragen: warum, da sie, wie sie freiwillig gesteht, nicht die Mutter ist des jungen Tages, und sich darum nicht für berechtigt hält, ihn zu wecken, warum sie es dennoch gethan, und wenn sie ihn geweckt, warum sie es nicht früher gethan? Doch es ist nicht Zeit zu solchem kleinen Wortstreite! Brassolis, nachdem sie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löscht mit den Worten:

stirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. Tom, ein alter treuer Diener, erscheint. Brassolis teilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. Tom spricht von den Maßregeln zur Beschirmung der Burg, die teils angeordnet, teils noch anzuordnen wären. Er macht seiner Gebieterin Vorwürfe, daß sie den vorigen Abend die beiden Pilger so sorglos aufgenommen;

in dieser Zeit und in diesem Lande des Krieges müsse man bedächtig sein. Brassolis erwidert: von frommen Pilgern sei nichts zu fürchten, und beide hätten so gutes Aussehen. Tom warnt dringend zur Vorsicht — und der Alte hatte Recht. Die beiden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, waren niemand anders als Donald, Malcolms Sohn, und Katmin, sein Mentor, der ihn aus England geholt, ihn dem Vater zuzuführen. Auf diese Weise bewahrt die Burg zwei Geheimnisse. Brassolis ahnt nicht, welchen wichtigen Gast sie beherberge; und Donald weiß nicht, unter welch ein verderbendrohendes Dach er sich geflüchtet. Aber diese Geheimnisse bleiben nicht lange verborgen, wenigstens nicht allen Burgbewohnern. Amor, in seinem unerforschlichen Ratschlusse, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem süßen Gifte der Liebe benetzt, und ihn, nachdem er den Jüngling gestreift, in das Herz Alonas geführt. Der Königssohn sah kaum die blühende Schönheit, Alona sah kaum den blutenden blassen Jüngling — und beide liebten sich. Liebende können sich nichts verschweigen. Bald erfahren sie — Donald, daß Alona Edgars Schwester — und Alona, daß der junge Pilger Donald Malcolms Sohn sei. Dieses Geständnis erweckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beschließt in seinem Sinne, die Geliebte und ihr Haus gegen seinen eigenen Vater zu schützen, wenn dieser siegen sollte, und Alona beschäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen, gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdessen trifft ein Feldhauptmann Edgars ein, und verlangt die Auslieferung der beiden Pilger, die sich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Brassolis weist die Forderung zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Brassolis die Mutter seines Gebieters ist, dringt und droht; da giebt sich ihm die Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt seine Herrscherstimme hören, und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt an der bevorstehenden Schlacht teilzunehmen.

Die Schlacht wird geschlagen, die Kunde davon bringt Edgar selbst in die Burg, der besiegte Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter: Schon sei ihm die Schlacht gewonnen gewesen, als plötzlich die Nachricht von Donalds Ankunft sich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königssohn, ein hoher stattlicher Jüngling, habe sich an die Spitze des Heeres gesetzt, und den flüchtigen Sieg zurückgeführt. Die beiden Pilger, bei Edgars Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erstaunen, aber mit verschiedenen

Empfindungen, die wunderbare Mär. Der schlaue Katmin erkennt in dieser List Malcolms, durch einen falschen Donald das mutlose Heer begeistern zu lassen, den klugen Sinn seines Gebieters. Der arglose und romantische Donald aber zürnt und trauert in seinem Herzen, daß ihm ein Betrüger das Glück, den Vater gerettet zu haben, und den Lorbeer des Sieges geraubt. Katmin, obzwar sein Zögling es ihm verschwiegen, hatte es von selbst, bald nach seinem Eintritte in die Burg, erhorcht, zwischen welchen gefährlichen Mauern er und Donald sich befänden, und hatte diesem zur Flucht geraten. Aber der Königssohn, Alonas und ihrer Mutter gedenkend, die ihn so freundlich aufgenommen, beharrte auf seinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Durch Edgars Ankunft steigt die Gefahr für Donald und Katmins Sorge. Noch einmal, aber vergebens, sucht Katmin den jungen Fürsten zu bereden, daß er sich heimlich aus der Burg entferne. Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für sich allein wolle zu Malcolm gehen, um ihn zur Schonung für Brassolis und die Ihrigen zu bitten. Donald giebt dies zu, auch Brassolis und Edgar finden es zweckmäßig und Malthos gesellt dem Katmin noch den alten Tom bei, den er auch seinerseits mit vermittelnden Vorschlägen an Malcolm sendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Burg entfernt, als ein Hauptmann Edgars, der mit einer kleinen Schar noch im Felde gegen Malcolm Stand gehalten, den alten Tom blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem Wege ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken gestoßen. Katmins Verräterei ward jetzt klar. Brassolis mit Vorwürfen, Edgar racheentbrannt stürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörders und Verräters. Alona ist angstvoll, Donald bleibt ruhig. Jener Hauptmann Edgars erzählt ferner, König Malcolm, von einem späten Pfeile tödlich getroffen, sei geblieben. Edgars Hoffnungen beleben sich wieder, Donald muß den Schmerz über des Vaters Tod in seine Brust zurückbändigen. In diesem Streite und Widerstreite stürzt plötzlich eine Schar Malcolms, von Katmin angeführt, in den Saal. Die Burg ist überfallen, Widerstand fruchtlos und die Flucht benommen. Katmin hatte seinen Aufenthalt in der Burg benutzt, deren schwache, zugängliche Seiten zu erspähen. Katmin war kaum hereingestürmt, so ergriff Donald ein Schwert und stieß es ihm in die Brust, ihn für seine Verräterei zu bestrafen. Ein Schrei des Entsetzens ringsumher, daß der Sohn den Vater morde: da giebt sich Malcolms Sohn zu erkennen. Edgar fordert die

Krone, Donald bemerkt ihm freundlich: Die Lust der Krone wolle er mit ihm teilen, aber die Last und Not der Herrschaft wolle er allein tragen. Doch sei er es zufrieden, daß ein Zweikampf Recht spreche zwischen ihnen. Nach mannigfaltigen Wortgefechten muß sich Edgar in sein Schicksal finden und sich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage versüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte, und sie zu Schottlands Königin erhob.

In der „Widmung", die dem Trauerspiele vorausgeht, erzählt der Dichter:

Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit stiegen
Zu mir herauf Gestalten riesenhaft.
Sie zeigten mir in fast verloschnen Zügen
Den Sieg des Edlen über rohe Kraft;
Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Es war wohlgethan, solcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich ist, riesenhaften Gestalten etwas abzuschlagen. Wir wollen nun sehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weise das Bild zusammengefügt worden, und wir wollen in unserer Beurteilung keinen anderen Weg verfolgen, als den uns der Dichter selbst vorgezeichnet. Wir wollen betrachten: ob die auftretenden Gestalten riesenhaft erscheinen; ob deren verloschene Züge wieder hergestellt, klar, scharf und kenntlich geworden; und ob es das Edle sei, das gesiegt über rohe Kraft.

König Malcolm erscheint nicht auf der Bühne, und ist also dem Lobe wie dem Tadel entrückt, und da er auf dem Schlachtfelde stirbt, und an keiner dramatischen Krankheit, hat die Kritik keine Legalsektion mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Riesen mehr als die halbe Größe. Er spielt den Helden wie ein wandernder Komödiant. Er ist nicht schlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er ist ein halbgesottener Ungestüm, und er weiß nicht was er will. Nach der verlorenen Schlacht steht er voll Angst vor seiner Mutter, wie ein Schulknabe, den die Kameraden blutig geschlagen, oder der sich ein Loch in den Kopf gefallen und die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgescholten wird er von ihr und er greinet beinahe. Es ist komisch aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, sie habe ihn wild erzogen; es ist nichts Wildes an ihm, als die Ungenießbarkeit seiner Reden. Nachdem er den Ansprüchen auf die schottische Krone entsagt, beschließt er, sich in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein achtzehnjähriger Junge, der ja un-

mutig, weil er lebenshungrig, nicht weil er lebenssatt! — Brassolis ist eine ganz gewöhnliche Dutzendfrau. — Von dem blinden Malthos läßt sich nichts Gutes und nichts Böses sagen. — Alona ist ein Mädchen, wie alle Mädchen sind, bis auf einen Punkt; sie verliebt sich und gesteht ihre Liebe zu schnell. Zwar ist die Liebe eine Wechselschuld, welche die Gläubigerin Natur zur Verfallzeit streng einfordert; aber sie pflegt doch nicht auf Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altschottischem Rechte werden vor der Liebeserklärung einige Respekttage üblich gewesen sein. Der junge Pilger kommt abends in die Burg — die Nacht ist schicklicherweise gar nicht mitzurechnen — und schon am anderen Tage ist Alona in ihn verliebt und sagt es ihm! — Donald erscheint zu gut und zu weich, die Handlung fällt um das Jahr 1000; aber bei den rauhen Menschen jener nordpolarischen Zeit, auch wenn sie edel sind, ist der Tag der Güte doch nur kurz, und was in ihnen schmilzt, ist immer nur Schnee. Katmin ist ein feiner Herr. Gleich bei seinem Auftreten sieht er aus Artigkeit Mutter und Tochter als Schwestern an, und zeigt sich als Diplomat — indem er gelegentlich bemerkt:

Glück und Recht
Gehn selten Hand in Hand, das letztere steht
Zu fest, das erstere ist zu flüchtig.

Auch Katmin ist keine riesenhafte Gestalt. Zwar gab es wohl schon Spitzbüberei zu Schottlands nebelgrauer Vorzeit; doch eine so glatte Kunst war sie noch nicht geworden, wie sie Katmin übt.

Die genannten Personen alle, bis auf Katmin, tragen den gefährlichen Keim des dramatischen Todes in der Brust. Sie atmen kurz und schwer, und leiden an fliegender Hitze. Katmin allein ist gesund, er hat die größte Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, weil er als Diplomat besitzt, was die besten Makrobiotiker als Unterpfand eines langen Lebens ansehen — wenig Herz. Und der gesunde Katmin stirbt und jene kränklichen Menschen alle überleben ihn! Jetzt traue einer den Ärzten mit ihrer Semiotik! Zwar spielt der Tod immer Blindekuh, und fängt, wer ihm zuerst nahe kommt; aber der Dichter sollte doch diesen Mord, nicht einmal als Dichter, auf seine Seele laden. Was hat Katmin gethan? Nichts, als was die Dienstpflicht gegen seinen Fürsten ihn geheißen. Der Königssohn war seiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn schützen durch Rat und That; die Not führte sie unter das Dach des Erbfeindes,

Katmin sucht Donald mit List aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, und er führt Malcoms Scharen in die Burg. Es ist wahr, er suchte Tom zu töten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu bestrafen? Durfte er seinen Freund, seinen Führer, seinen zweiten Vater morden, der für ihn gewacht und gesorgt? Nicht einmal die Not, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donalds blutige Übereilung entschuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchen, sobald er sich als Malcolms Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmins Arglist nichts mehr zu befürchten — und Donald stößt seinem Befreier das Schwert in die Brust, um nur eine empfindsame Floskel anzubringen, und damit das Trauerspiel endlich zum Trauerspiele werde! Wo wäre hier der Sieg des Edlen über rohe Kraft? Donalds rohe Kräfte haben gesiegt über Edgars rohe Kräfte. Und wäre Donald gewesen, was er nicht war, ein edler Mensch, selbst dann hätte nur der Edle, nicht das Edle gesiegt, was wohl zu unterscheiden; das eine ist Zufall, das andere ist Sittlichkeit, und nur das andere kann erfreulich sein.

Weil die Handlung sich in Schottlands nebelgrauer Vorzeit begeben, hätte man gern wahrgenommen die düstere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gern gespürt den strengen Duft einer Nebellandschaft. Doch über dem Trauerspiele hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken symmetrisch befranzt, und überall atmet man den Duft des süßen Lavendelwassers, womit die zierliche Melpomene unserer Zeit sich Hände und Gesicht benetzt.

XIII.

Die Hussiten vor Naumburg.

Schauspiel von Kotzebue.

Einer Kotzebueschen Rührung werden nicht leicht etliche Thränen versagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Mensch trocknet sich die Augen und schämt sich dabei seiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft! Schaum, nichts als Schaum! Bataillonsweise aufgestelltes Lumpengesindel von allerlei

hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebueschen Paradestücken Verse genannt.

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den vierten Akt beginnen, sind wohl nie in einem Lager gehalten und gesungen worden, und wenn auch — so dürfte die häßliche Natur nicht so getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieses Stück bietet den Schauspielern einen solchen Wechsel und Reichtum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spieles die Fehler des Dichtwerkes überblenden könnte. Dieses Mal war es nicht geschehen. Einer so langweiligen, lauen, matten, schleppenden und auseinandergerissenen Darstellung hat man wohl nur selten beigewohnt. Die Leere des Hauses — es waren nicht weniger Menschen auf der Bühne, als vor ihr — wird dies erklären, doch nicht entschuldigen.

Herr ***, als Wolf, hatte einige Momente, in denen er, alles um sich her vergessend, nur an sich dachte, und dann bewährte er seine guten Gaben. Im allgemeinen aber war sein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da besonders, wo der Vater den Bürger überschleicht, war er so ohne Zartheit und Biegsamkeit, daß es unbegreiflich ist, warum bei einem so ausgezeichneten Künstler nicht die sich bewußte Fertigkeit einmal das mangelnde Bemühen ersetzen konnte. — Frau *** spielte die Bertha .... nein, diese Frau hat keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Hussitenlager lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft schien, ob sie wirklich nur durch Rührung den Feind besiegt hatten. Denn die wenigen Kriegsleute, die aufgestellt waren, würden, trotz ihrer Picken, der Überzahl der Kinder haben unterliegen müssen, wenn diese mit Vorteil angegriffen hätten.

XIV.

Die gefährliche Nachbarschaft.

Lustspiel von Kotzebue.

Welch ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohlthätiges Geschenk des Himmels! Bedenkt man, daß dessen Lustspiele schon dreißig Jahre alle deutschen

Bühnen versorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, keiner ist, den sie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zusammen, die sie jedem einzelnen, sowohl beim Lesen als beim Vorstellen gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie hätte das Altertum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher, da hier noch kein Fremdenblättchen erschien, würde kein Bürger erfahren haben, daß Kotzebue vor kurzem in Frankfurt gewesen. Er ist im Theater gesehen worden, und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis seiner Loge hat bezahlen müssen. Es ist ein Etwas, ein Etwas in uns Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taschenbuch habe ich so gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir, hineinzuschreiben: man kann reich sein, sehr reich sein, und doch nichts sein! Großer Gedanke, eines besseren Kopfes wert!

O Fips, du bist glücklich; stirbst du auch ruhmlos wie eine Maus, so fällt dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutschen lohnt sich's der Mühe nicht, mehr zu sein als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchsten Menschen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünstler werden geliebt, und man schätzt keine andere Größe, als die arithmetische.

Herr *** hat genannten Schneider mit sehr vieler Laune gespielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er war immer köstlich und seinen Gulden wert. — Demoiselle *** hat als Lieschen den Erwartungen nicht widersprochen, die sie durch mehrere frühere Darstellungen erweckt hat: es soll ihr Verdienst nicht schmälern, wenn ich sage, daß alle Mädchen geborene Lieschen sind.

XV.

Der Leuchtturm.

Drama von Ernst v. Houwald.

Der Kunstrichter darf sich nie mit der Stimme seines Herzens begnügen, die ihm sagt, er habe ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Untersuchung, Recht gesprochen; er muß von der Gerechtigkeit seiner Aussprüche auch jeden zu überzeugen suchen.

Darum sollte der Beurteilung eines Kunstwerkes immer eine Beschreibung desselben vorausgehen, damit die Leser erfahren, ob das beurteilte Werk die gepriesenen Vorzüge oder die gerügten Mängel wirklich an sich trage. Hierbei aber ist schwer, das Angeschaute von der Anschauung so rein zu sondern, daß jenes im farbenlosen Lichte, nirgends von dem Rückstrahle des Auges beleuchtet, erscheine. So wird es auch dem besten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauspiele zu Grunde liegende Handlung so sachgemäß zu erzählen, daß die Ansicht des Erzählers nicht wenigstens leise mitrede. Um dieser Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schicksalsfabel, welche dem Leuchtturm zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinen eigenen, sondern mit den Worten des Herrn Böttiger erzählen, der in der Abendzeitung jenes Drama besprochen hat. Um so willkommener ist mir diese Darstellung des Herrn Böttiger, da er die Tragödie Houwalds sehr anpreist und also gewiß darauf bedacht war, den Gegenstand der Beschauung unter dem vorteilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen.

„Ein Graf von Holm hat die einst tugendhafte Gemahlin seines ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in dessen Abwesenheit mit Liebe bethört und ist mit ihr und ihrem einzigen Kinde, Horts dreijährigem Sohn, nach Amerika gegangen. Absichtlich ausgestreute Gerüchte hatten ihn tot gesagt. Hort verliert über diese Treulosigkeit den Verstand. Nur am Meeresstrande löst sich seine Verrücktheit in freundlicheren Wahnsinn auf. Dort singt er seiner ihm entflohenen Mathilde schon seit achtzehn Jahren auf seiner Harfe sehnsuchtsvolle Wünsche bei Sturm und Sonnenschein entgegen. Den wahnsinnigen Harfner pflegt sein einziger Bruder, Caspar Hort, mit seiner einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtturm, auf dessen Kuppel alle Nächte Signallampen angezündet werden, leben diese drei zusammen. Die zartaufblühende Dorothea hat fast mit niemand als mit ihrem sie selbst unterrichtenden Vater und dem gemütkranken Oheim Umgang. Da strandet ein Schiff am nahen Felsenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Namen, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, dem Turmwächter, geborgen. Sie lieben sich, ohne sich zu erklären, beim ersten Blick. Der Jüngling weilt im benachbarten Dorfe. Eine stürmische Nacht droht aufs neue allen, die der Küste sich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, den Untergang. Man hört Notschüsse. Während Caspar Hort vom Turme herabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden,

kommt Walther, der Geliebten in diesem Sturm der Elemente beizustehen, zum erstenmal selbst auf den Turm. Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. Indem jetzt die liebenden sich dem Entzücken des ersten gegenseitigen Eingeständnisses überlassen, hat der wahnsinnige Oheim die Lampen oben plötzlich ausgelöscht. Diese Idee, im Wahnsinn, also in der Willkür des Bewußtlosen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleichsam nachzuspielen, wird stets bewundert werden. Er ruft nun, als die Aufgeschreckten zum Vater hinunter an den Strand gesprungen sind, frohlockend über seine That:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht soll es sein. —

Damit schließt sich der erste Akt, der im runden Wohnzimmer spielt, auf dessen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Notschüsse that, ist, der Signalfeuer beraubt, mit Mann und Maus untergegangen. Nur ein Mann davon hat sich auf eine Klippe gerettet."

„Der zweite Akt zeigt uns unweit des Leuchtturmes einen Meeresstrand mit vorspringenden Felsenabsätzen, die in die See hinausstarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorsprunge sitzt der Harfner und begleitet seine Morgenphantasie mit einzelnen Akkorden. Da treten unten Dorothea und der ihrer verliebten Nachlässigkeit zürnende Vater hervor. Die Geängstigte zeigt die tiefste Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt sich selbst der That an. Wo das Schicksal Gericht halte, dürfe der Mensch kein Licht anzünden.

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

Walther ist indes in einen Kahn gesprungen und bringt den einzig übrig Gebliebenen vom Riff aufs Land. Wir sehen diese Rettung in der Beschreibung des bangenden Mädchens, die ihm mit dem Vater vom Felsen herab zusieht. Jetzt naht die Entwickelung. Walther ist der mit der Mutter nach Amerika entführte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Eltern, von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeschickt, um den rechten Vater aufzusuchen. Er ist von seinem Oheim unbewußt gerettet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schwester seiner Mutter. Den er heute rettete, er ist Graf

Holm, sein Pflegevater. Sein leiblicher Vater ist der wahnsinnige Ulrich. Erschütternde Erkennungsscenen zwischen Holm und Hort, Dorotheens Vater, der dem zerknirschten Verführer endlich die Folgen seiner Unthat, die im Wahnsinn des so Beraubten endeten, eröffnet. Mathilde selbst, die reuig zurückkehrende Mutter Walthers, ist beim Schiffbruch in dieser Nacht vor Holms Augen ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend, abseits gegangen ist, hat Ulrich den Leichnam Mathildens, am Strande ausgespült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf die Scene getragen. Er liebkoset der Wiedergeschenkten mit unbeschreiblicher Wehmut, da er sie nur für eine Tiefschlummernde hält. Da tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerschneidendes Zusammentreffen. Im halbaufdämmernden Bewußtsein fürchtet Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, davonführen wird. Er will sich vor ihm mit ihr ins Heimatland flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delphinen. Sie sollen ihn mit seiner Harfe und seinem Weibe über die Fluten tragen. Da ergreift er die Tote, trägt sie auf den obersten Felsvorsprung, und stürzt sich mit der Harfe und ihr hinab ins Meer. Die Herbeieilenden kommen zu spät. Holms unaussprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne ist vollendet. In den zwei schuldlos Liebenden geht das Geschlecht nicht unter, es blüht frisch fort.

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefsten Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Zu der Heimat hingezogen?"

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein solches Geständnis bringt, daß ich dieses Trauerspiel in meinem Sinne schon verurteilt habe, als ich nur erst seinen Namen erfuhr; denn ich überlegte, was folgt. Ob der Name eines Schauspiels seinen Inhalt bezeichnen müsse, oder ob er dieses nicht zu thun habe, braucht hier nicht entschieden zu werden — genug, es findet einer von beiden Fällen statt. Wenn der erstere, so muß die Bezeichnung gehörig sein, indem entweder der Eigenname des Helden, wie Othello, Wallenstein, oder irgend ein Verhältnis, wie die Räuber, oder eine Menschenlehre, wie die Schuld, ausgedrückt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerspricht. Ist der Name eines Schau-

spiels aber gleichgültig, so muß er eben ein gleichgültiger Name sein, und er darf weder absichtslos noch mit Absicht durch ein marktschreierisches Prunkwort die Aufmerksamkeit anlocken und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen die nötige Besonnenheit rauben. Das Wort Leuchtturm aber verletzt die eine oder die andere jener Kunstregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeschichte bezeichnen, so geschah dieses nicht auf die erforderliche Weise. Etwas Totes, dem Menschen willenlos Dienendes wurde hierdurch zum Vollstrecker der Schicksalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkürlich gewählt, nur um eines Namens willen, so widerspricht es dem Bezeichneten. Es ist eine Art Lustspielerei darin, es enthält eine Mischung von Komischem; denn da man sich denken kann, daß einer oder der andere der Leidensgeschwister im Turme hause, fühlt man sich gekitzelt zu spotten: wäre der Narr nicht hinaufgestiegen, wär er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir schon unter der Thür einer der Fehler, welche das Wort Leuchtturm angekündigt hatte. Die Vorsehung, welche die Welt regiert, spielt hier eine niedrige Ortsbehörde und hat außer ihrem Gerichtssprengel weder Macht noch Ansehen. Die dramatische Kunst mußte bei der Baukunst betteln: ohne Leuchtturm keine Tragödie. An diesem Leuchtturme scheitert Menschenleben nicht bloß nautisch, sondern auch sinnbildlich — und das ist der Frevel. Das rächende Schicksal soll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückisch mit Laub bedeckt, noch eine Falle stellen, wohinein ein tragischer Speck den lüsternen Menschen lockt; es soll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geistes oder des Herzens Schuld ist überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecherischen That, so muß auch die Strafbarkeit überall sein. Das Schicksal darf dem Wahne und dem Verbrechen weder eine Freistätte gewähren, wo sie sicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in dessen Umfange allein die rächende Vergelterin sie trifft. Der Leuchtturm war ein solcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnsinn des Ulrich Hort ist nicht jener heilige Wahnsinn, der, als der lebende Tod, Schrecken und Mitleid einflößt; sondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhause nur die gesetzliche Reife nicht hat — so wird französischer Leichtsinn dieses hurtig auffassen, deutscher Tiefsinn aber

die Behauptung zurückweisen. Aber der Leichtsinn hat hier recht wie er oft recht hat. Der Leichtsinn dringt nicht in das innere Wesen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch diese kennt er. Der grübelnde Tiefsinn aber verkehrt die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hat eine „tugendhafte" Gemahlin, mit der er schon im vierten Jahre verheiratet sein mußte; denn es ist von seinem dreijährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel ins Haus, ein sogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und schlägt sein Nomadenzelt im fruchtbaren Herzen der tugendsamen Gattin auf. Herr Ulrich sieht und hört nichts, und da er eine Reise zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieser Beschützer denkt, man lebe nirgends sicherer, als im schönen Lande der Freiheit, und schifft mit seinen Schutzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun sollen oder dürfen, thut er nichts, sondern nur das eine, was er weder sollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tische, Stühle, Fenster und Spiegel des ganzen Hauses zerschlagen können, denn seine Ehre war verletzt; er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen sollen; er hätte höchstens in eine tiefe Schwermut verfallen dürfen, weil ihm sein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verstand und findet ihn nach achtzehn Jahren noch nicht wieder. Das ist lächerlich, das ist gegen alle Erfahrung, gegen alle schöne Erfahrung wenigstens, und diese allein darf der Künstler nachbilden. Braucht man ein Pariser zu sein, um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verstand verloren, weil er seine Frau so treu geliebt, oder hat er sie so treu geliebt, weil er den Verstand verloren? Ich sagte, dieser Wahnsinn aus Liebe ist lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe ist eine Starnadel in der geübtesten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der sehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Wert, und wer, statt sich zu freuen, ein liederliches Weib los geworden zu sein, den Verstand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe giebt dem Manne ein bürgerliches Recht auf seine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erscheinen. Eine entführte Frau ist wie eine gestohlene Sache, eine Sache aber sollte der Eigentümer unter Schloß und Riegel

bringen. Hätte Graf Holm dem verratenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das Herz der Gattin nennt, so wäre das ein anderer Fall; denn dieses, als etwas Unkörperliches, läßt sich nicht einsperren, nur die Treue kann es sichern. Aber der Graf hat das Herz mit seiner Kapsel, den Wein mit dem Fasse gestohlen, und Gaunerstreiche solcher Art werden mehr belacht als gehaßt und gehören darum ins Lustspiel; denn der Trauerspieldichter darf nicht die langsame und schwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bei seinen Zuhörern nur die rasche und feurige Leidenschaft für Tugend in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet sich nun ein, das Wasser werde ihm sein verlorenes Erdenglück zurückbringen, und sein Bruder Caspar, der Reils Rapsodien nicht gelesen haben mag, denn er glaubt, eine wahnsinnige Vorstellung werde geheilt, indem man sie nährt, führt ihn an Meeresstrand, um sogleich bereit zu sein, wenn die tugendhafte Mathilde landen sollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caspar Leuchtturmwächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe ist, wenn auch unheilbringend, doch groß. Diese Brüder waren, wie es sich aus allem, vorzüglich aus dem Umstande ergiebt, daß Ulrich einen deutschen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen, der Dienst eines Leuchtturmwächters aber ist der allerbeschwerlichste, zu dem sich nur notdürftige Menschen verstehen. Die Admiralität muß sich gewundert haben, als sich ein gebildeter Mann um diese Stelle bewarb. Jetzt sitzt Ulrich Hort oben auf dem Turme, oder unten am Strande des Meeres, bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenschein und Ungewittern, und spielt die Harfe; selbst die Pauken des Sturmes stören sein Saitenspiel nicht. Das ist nun freilich ein schönes Ossianisches Nebelbild, das ist romantisch! Aber die Romantik ist tödliche Sumpfluft für alle dramatischen Geschöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunst. Der Leidenshelb muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht nur den Körper wie ein Kleid abwerfen und die nackte Seele hinüberschwimmen lassen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glücklich zu werden. Wozu unser Mitleid, wozu unsere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bißchen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens trocknet ihn augenblicklich wieder. Dann ist der Schicksalstod nur ein glücklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann ist die Trauer kindisch und nur die Lust ist männlich, und dann — ist es aus mit allem tragischen Schrecken.

Da ich schon bei einer früheren Gelegenheit in der Beurteilung einer anderen Tragödie des Herrn von Houwald zu erläutern gesucht, warum mir scheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragischen Geschickes sein dürfe, so brauche ich diese Gründe hier nicht zu wiederholen, sondern nur zu bemerken, daß bei gleichem Falle auf gleiche Weise geurteilt werden müsse. Im Wahnsinne löscht Hort die Lampen aus, im Wahnsinne stürzt er sich ins Meer — das sind aber krankhafte Erscheinungen der körperlichen Natur, nicht besonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeistes. Zwar ist der Wahnsinn Horts eine Folge seiner verratenen Liebe; allein auch den geführten Beweis nicht beachtet, daß jene Herleitung untragisch ist, so liegt diese Kindschaft außer dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Herr Böttiger sagt in seiner Beurteilung: „Diese Idee, im Wahnsinn, also in der Willkür des Bewußtlosen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleichsam nachzuspielen, wird stets bewundert werden.“ Wie! Ist der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorsehung nachspielen, im Wahnsinne wahnsinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachspielen.

Herr Böttiger sagt ferner: „Wo ist (in unseren neuen Schicksalstragödien) die Reinigung der Leidenschaften, wo die Sühne? Von diesen gespenstigen Phantomen empört, entschloß sich der eben so tief als zartfühlende Dichter des Bildes in diesem Leuchtturme eine wahre, kein Gemüt unheilbar verwundende Schicksalsfabel aufzustellen. Es ist ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgesinnten gelungen.... Unsere Bühne ist reicher geworden.“ Unsere Bühne ist nur reicher an Armut geworden. Was sie unter Schicksal verstehen, habe ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidentum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist er untragisch; oder er ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, und dann ist er unchristlich. Euer Schicksal aber ist ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebären. Ich frage: wo ist im Leuchtturme die Reinigung der Leidenschaften? Wo ist die Sühne? Wo ist die „kein Gemüt unheilbar verwundende“ Schicksalsfabel? Wenn von Leidenschaften die Rede ist, so ist die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnsinn und zum Selbstmord führt, nicht weniger fleckenvoll, als die der Lust, die Mathilde zur Verbrecherin und Holm zum

Verräter machte. Wo werden diese Leidenschaften gereinigt? Hort bringt sich um — und freilich, das Kopfabhauen heilt die Zahnschmerzen. Mathildens Reue kommt achtzehn Jahre zu spät, nicht gereinigt, gesättigt ist ihre Leidenschaft. Holm macht aus Buße eine große und gefährliche Reise, aber noch größer und gefährlicher für seine Tugend ist der Verdacht, Mathilde habe mit ihrer Jugend und Schönheit seine Neigung verloren. Wo ist die Sühne? Hort ist schuldlos, schuldlosen Herzens wenigstens — und sein abgeschiedener Geist muß achtzehn Jahre herumwandeln, bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde ist schuldig, aber sie wird nicht gerichtet von der strafenden Vorsehung, der Stab wird nicht über sie gebrochen, sie stirbt von des Zufalls Mörderhand. Holm ist am schuldigsten — und er darf sich erfreuen an Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreise blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn das keine Schicksalsfabel ist, die das Gemüt unheilbar verwundet, dann müßt ihr es weit gebracht haben mit eurer dramatischen Chirurgie!

Wir wollen jetzt betrachten, wie der Dichter Schuld und Buße aneinander gekettet. So mühevoll ist es geschehen, so unhold im Schweiße der Musen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Hort wird auf eine unvernünftige Weise verrückt — es sei. Er bleibt es achtzehn Jahre — gut. Sein Bruder, aus mißverstandener Liebe, wird Leuchtturmwächter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genusses lüsterne Entführer macht eine beschwerliche Reise nach Amerika — immerhin. Nach achtzehn Jahren kommt die Reue — glaublich. Man schickt den Sohn nach Europa, um den Vater zu suchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von seiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau gerettet, so daß er landet an der entscheidenden Stelle und sich zur verabredeten Stunde zum Rendezvous der Nemesis einfindet — glückliche Zufälle. Aber jetzt kommen Vater und Mutter nachgeschifft, das Schiff strandet abermals und am nämlichen Orte, abermals ertrinken alle, nur Holm wird erhalten und vom Pflegesohn gerettet — nein, das ist zu viel, das mache man einem anderen weiß! Ich will nicht zanksüchtig scheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrscheinlichkeitsrechenmeister machen; aber in diesen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern sehe ich eine dramatische Todsünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schicksals dürfen nicht unruhig, nicht leidenschaftlich, seine Tritte müssen, wenn auch

hart und zermalmend, doch langsam und feierlich sein. Die Vorsehung, ihrer Macht wie ihres Rechtes bewußt, darf nicht geschäftig zappeln, wie der schwankende, zaudernde Mensch. Sie darf den Verbrecher nicht listig auskundschaften, dann fangen und ihm verfängliche Fragen vorlegen; sie kennt seine Wohnung und seine Schuld. Die Vorsehung, der herrschende Weltgeist — Gott lenkt die Welt wie er sie schuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorsehung verächtlich machen, statt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man sie, gleich schwachen sterblichen Geschöpfen, nur durch mühsames Ringen ihren Zweck erreichen, nur durch Ränke und List Recht üben läßt. Dieses geschah im Leuchtturm.

Wie dieses dramatische Kunstwerk in seinen einzelnen Teilen ausgebildet sei, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urteilen; ich habe es bei einer einmaligen Darstellung auf der Bühne nur flüchtig kennen gelernt. Herr Böttiger sagt: „Um alles einzelne zu würdigen, muß es oft gesehen werden. . . Das in sehr harmonischen, meist gereimten Trochäen zart hinschmelzende Drama ist mit allen Reizen der bilderreichsten Phantasie reich, aber nicht üppig ausgeschmückt. Viel klare Bilder und Sprüche darf man nur einmal hören, um sie auf immer zu behalten.“ Doch ich meine, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man sie behalten könne, sondern daß man sie behalten wolle, und ich zweifle, ob sie dieses Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Versen, welche die Abendzeitung mitteilt, auf die übrigen schließen darf. Ulrich Hort ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtturme ausgelöscht, über seine That frohlockend aus:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht soll es sein. —

Diese Diktion ist fehlerhaft; denn freilich ist eine Laterne weder Hand noch Hemmschuh, man kann ein Rad weder damit sperren noch zurückdrehen. Nach dem Sinne dieser Worte sollte man eigentlich nicht fragen, denn ein Wahnsinniger spricht; aber so bald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden lassen. Er spricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Mensch mit seinen Lampen das Geschick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöschen? Das Schiff wird untergehen, trotz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verse aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt sich freilich nichts einwenden; aber das sind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schlusse, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Zu der Heimat hingezogen?

— so nenne ich dieses Alfanzereien, werde wild und kann nicht an mir halten. Ich sage, wie ohngefähr Werners Attila:

Ich lieb' das Sauersüße nicht;
Ganz sei die Luft und auch die Trau'r!

Aber dieser wonnigliche Schmerz und dieses schmerzliche Wonnegefühl, diese Bigotterie oder Scheinheiligkeit, die Tartüffe der Mystik, diese Hysterie der Musen, sind mir in der innersten Seele zuwider. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieser dramatischen Nervenschwäche die Schuld viel schuld ist; aber die Schuld ist eine schöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Mensch. Ist Sinn, ja auch nur Gemüt in den aufgeführten Versen? „Jener ew'gen Liebe milde Fügung" — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer solchen Milde! „Die gepreßten Herzen selig" — wo steckt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt sein, um selig zu werden, kann es nicht auch ein glückliches? „Zu der Heimat hingezogen" — meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglückliche nichts voraus, auch der Glückliche stirbt einmal. Fort! hinaus ins Freie! Geht spazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakespeare, du ältester Sohn Melpomenens, reicher, kinderloser Mann, wie läßt du so hart deine nachgeborenen Brüder darben? Bettler hast du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe selbst seliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter — verhungern. O öffne deine Hand!

XVI.

Die beiden Gutsherren.

Lustspiel von Julius v. Voß.

Die zwei Dutzend, teils gutsherrlichen und patrimonial-richterlichen, teils haus-, vieh-, feld- und forstwirtschaftlichen Personen, die in dem Lustspiele auftreten, sind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die sämtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatisch-publizistisch-diplomatisch-kommerziale Zweck des Herrn v. Voß läßt sich an dem Namen, die er den beiden Gütern gab, schön etymologisieren. Klein-Rohrshofer sind solche Leute, die an — ich wollte sagen auf einem Hofe leben, (denn es versteht sich, ich nehme das Wort im landwirtschaftlichen Sinne), wo das Rohr regiert. Der Verfasser, als er das Lustspiel schrieb, dachte wahrscheinlich an ein spanisches Rohr, jetzt wäre er genötigt, ein anderes geographisches Adjektiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen gewesenen Hauptmann sein läßt, wollte er zu verstehen geben, daß er unter dem Stocke, dessen Legitimität er verteidige, nicht den Stock des Civilbüttels, sondern den Soldatenstock des Profoses verstanden habe. Groß-Liebherrnthaler hingegen sind Menschen, deren Herr große Liebe hat, oder Menschen, die einen großen Herrn seiner Thaler wegen lieben. Herr v. Voß hat das Wort wahrscheinlich in diesem und in jenem Sinne gebraucht. Er stellt also ein landwirtschaftlich-politisch-erotisch-spitzbübisches Panorama auf, in dessen einem Halbkreise streng, in dessen anderem milde regiert wird. Der strenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der nachsichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nutzanwendung dieser Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Herr v. Voß sehr handgreiflich finden; uns aber ist sie es gar nicht, und ich sage ihm, um den Ernst im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Es ist gar nicht die Frage, ob streng oder milde, sondern es ist die Frage, ob nach Gesetzen oder eigenwillig regiert werden soll. Das Volk, das zu seinem Glücke eines guten Fürsten bedarf, ist immer unglücklich, so wie sein Glück nur dann gesichert ist, wenn es auch ein schlimmer Herr nicht stören kann. Wollte Herr v. Voß aber beweisen, daß Alleinwille nur durch Strenge

geltend gemacht werden kann, so hat er zwar recht, aber die Lehre war überflüssig, es kennt sie jeder. Man will dem Verfasser die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist der treueste Unterthan von der Welt und verdiente wegen seiner Bürgertugend alle seine Tage unter einem Klein-Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, seine guten Gesinnungen zu dramatisieren? Er hat dadurch die ehrwürdigste Sache lächerlich gemacht. Die erste Scene beginnt der Rohrshofer Verwalter mit den Worten: „Wo bleibt der Schlingel?“ und hebt dabei den Stock auf. In der zweiten Scene wirft das Hoffräulein Margarethe der Viehmagd mit lakonischer Kürze den Schlüsselbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter am Ohrzipfel herbei und verklagt ihn beim Herrn, weil er vergessen, um drei Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es sei in zehn Jahren zum ersten Male geschehen — keine Gnade. Der strenge Regierungskünstler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreißig aufzuzählen, „aber aus dem spanischen Pfeffer“ (wieder spanisch! Herr v. Voß muß jetzt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächst). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter herein sind; das ganze Dorf soll zusehen, daß der Stock seine Schuldigkeit besser thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch.“ In der fünften Scene bindet sich die Tochter des Stockes, das Hoffräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und putzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatralisch-symbolisch, sondern reell, einen ganzen Sack voll, so daß bei der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelstunde dauerte. (Es scheint fast, Herr v. Voß habe foppen, und den Zuschauern Rüben schaben wollen.) Auf diese Weise geht es fort bis ans Ende. Man sieht, der politische Katechismus des Herrn v. Voß weicht von dem des Herrn v. Pradt bedeutend ab. Es ist schade, daß Herr v. Voß schon konfirmiert ist. Doch ich kehre jetzt von dem dramatischen Schriftsteller zu dem didaktischen zurück — zurück sage ich; denn ich wende mich zur Vorrede, welcher das gedruckte Lustspiel erst nachfolgt.

Herr v. Voß macht es wie Räuber, die, ehe sie einbrechen, die wachsamen Hunde vergiften: er suchte, bevor er mit seinem Lustspiele herbeischlich, die Kritik beiseite zu schaffen. Die Herren Kunstrichter werden es mir nicht übel nehmen, daß ich sie einem Gleichnisse aufopfere, es geschieht der Deutlichkeit wegen, und ich opfere

mich ja selbst mit. Die Vorrede ist zwar ausgedehnt genug, aber ohne weise Benutzung des Raumes hätte der Verfasser doch nicht die große Menge von Irrtümern darin aufstellen können. Die Gedankenbevölkerung dieser Vorrede ist zu groß, die Leute können sich unmöglich alle ernähren; auch sehen die meisten schmächtig und verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die ich selbst kennen gelernt; denn die vornehmeren Gedanken, die den Leser nicht in Person besuchen, sondern durch Visitenkarten (Gedankenstriche genannt), mögen ein besseres Aussehen haben. Dieser Visitenkarten sind eine bedeutende Zahl, man kann zwei Spiele Karten zu einer Whistpartie und zu einer Partie Piquet daraus bilden. (Die Leser belieben nachzuzählen, sie werden in der Vorrede $84 = 52 + 32$ Gedankenstriche finden.) Welch eine behende Sprache hat der Verfasser! Das Kunstgericht kann ihr Steckbriefe auf Steckbriefe nachsenden, sie wird nicht eingeholt. Das klappert wie eine Mühle. Herr v. Voß hat ganz gewiß einen Sekretär, der ihn in alle Gesellschaften begleitet und nachschreibt, was er seinen Herrn sprechen hört. Man gewahrt es ganz deutlich, wenn der Prinzipal zwischen zwei Sätzen Thee geschlürft hat, und fühlt es, wenn die Tasse im Eifer der Rede übergeschwabbelt. Es scheint, Herr v. Voß wolle nicht bloß die öffentliche Kritik mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken, sondern mit seinem nach dem Winde hängenden Mantel jede öffentliche Meinung verhüllen. Wir wollen anhören, was er sagt.

„Weil die Verfasser von Schauspielen sich nennen, auch an ihrem Wohnort nicht leicht verschwiegen bleiben, sollte die lichtscheue Anonymität der Recensenten auch nicht gestattet sein. Wer öffentlich meistern will, trete darum schon mit seinem Namen auf, daß man sieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Produzenten gilt allein die Stimme eines anderen Produzenten für eine ihn zu belehren fähige ... Wer nicht selbst schaffen kann, hält oft Schweres leicht und Leichtes schwer, ist darum schon mangelhaft in seinem Unterricht ... Daß eine Kritik, wie unsere öffentliche, nicht fromme, beweist der Zustand hiesiger Bühne und dramatischer Litteratur. Den Scheitelpunkt erreicht jene von 1797 bis 1801. Damals gab es wenig (öffentliche) Kritik, und viel Kunst.“ Da habt ihr, was ich gesagt! Herr v. Voß eifert gegen die Laternen; denn da bei Nacht alles schwarz ist, so ist bei Nacht auch alles weiß. Weil die Verfasser von Schauspielen sich nennen, müßten es auch die Recensenten! Müssen sich denn die dramatischen Schriftsteller nennen? Warum

sollen die Kritiker nicht gleiche Freiheit genießen? Es liegt gar nichts daran, wer etwas sagt; es kommt darauf an, was gesagt wird. Es ist freilich rühmlicher, wenn Recensenten sich nennen; denn wer den Mut hat, einen Menschen zu verwunden, der sollte auch den Mut haben, sich selbst der Verwundung bloß zu stellen. Indessen dieses ist eine Forderung der Sittlichkeit, keine der Wissenschaft; die Kritiker würden dabei gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meistern zu dürfen, braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meistern ist kein Meisterrecht. Ob Goethe ein Werk beurteilt, oder ein litterarischer Lehrjunge, das ist alles eins, es kommt darauf an, wie sie beurteilen. Wenn einem Producenten nur die Stimme eines anderen Producenten gelten soll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir mein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er könnte mir erwidern: Machen Sie einen besseren Rock. Die Kritik belehrt allerdings aber nur solche, die gelehrig sind; wenn aber ein dramatischer Dichter kein angeborenes Genie hat, dann mögen alle Meister aller Zeiten der poetischen Kunst, von Aristoteles bis Müllner, seine Werke kritisieren, der verlorene Sohn der Natur bessert sich darum nicht. Die Bühne und dramatische Litteratur im Brandenburgischen sollen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe gewesen sein, weil es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ei, ei, das ist mir zu rund! Die Logik ist zwar eine langweilige Gesellschafterin, es ist aber unschicklich, einem Frauenzimmer so etwas ins Gesicht zu sagen. Herr v. Voß ist Trepp ab gegangen, und glaubte Trepp auf gegangen zu sein. Die Berliner dramatische Welt mag damals ebenso wenig getaugt haben, wie jetzt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil sie besser war als jetzt, fand die Kritik nichts zu tadeln und sprach wenig; denn das Lob ist schnell und geräuschlos. Wenn der Vorredner-Jeremias weiter klagt: „Ausländern gehen manche seichte Produkte hin, die man einem Berliner nie verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienst, ist des Überschätzens nicht Maß und Ziel. Bringen Einheimische aber Gelungenes, wird es übersehen, höchstens mit etlichen kühlen, oft zweideutigen Lobsprüchen abgefertigt.“ — Seine Klage ist gerecht, wenn seine Behauptung wahr ist. Aber beweist das gegen das Recht der Kritik? Es beweist nur Brotneid. Auf dem Berliner litterarischen Markte mag es lebhaft genug hergehen. Berlin ist ein teueres Pflaster, die Konkurrenz stark, die Zeiten sind schlecht und ein Familienvater mag dort Not haben, sich und die Seinigen zu

ernähren. Da heißt es: aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaftig gut, man ließe die Büchermacher eine geschlossene Zunft bilden, und legte ihnen auf, ein Meisterstück zu verfertigen, bevor sie Büchermeister werden wollen.

Herr v. Voß giebt nicht undeutlich zu verstehen, er werde sich totschießen, wenn man grausamerweise sein Lustspiel nicht vortrefflich findet. Es giebt zwei schreckende Beispiele von Selbstmördern, des J***, der sich entleibt, weil man seine Andromache ungünstig aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man seinem Stücke die Aufführung versagte. So würde also Thalia zur zweiten, und Melpomene zur dritten Lotte, die zweite, dritte, zehnte, hundertste von Werthern machen; denn die Muse, diese ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglückliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum schönsten Futter, um Romane zu mästen! Pulver auf die Pfanne — Hahn gespannt — losgedrückt! Ein Goethescher Roman ist sein Menschenleben wert.

Das Wiener Kasperltheater zieht Herr v. Voß dem Berliner vor; während dort alles voranschreite, humpeln sie in Berlin lahm hinterdrein. Er hat es gesagt, er mag es verantworten. Er fragt ferner: „Ist's schwerer, ein Trauerspiel oder ein Lustspiel zu dichten?" und entscheidet für das letztere. Auch recht, und auch klug davon zu sprechen; denn so bleibt uns die Hoffnung, daß Herr v. Voß doch vielleicht ein gutes Trauerspiel dichten könne. Als ein Beispiel der Gesellschaftsrechnung der Julianischen Begriffe mag folgende Stelle dienen, worin der Staatsmann, der Hofmann, der Vaterlandsfreund, der Feldherr und der Dichter die alte Melodie konzertierend vortragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeist Preußen, oder wollen es nach unserem Staatsgeist erst recht wieder sein; dann ist's auch ein trefflich Ding um eine auf Zeit, Örtlichkeit, Bedürfnis im Gemeinwesen achtende, moralische Komik. Sie thut's nicht allein, aber helfen kann sie mit zum Guten, daß ermeldeter Staatsgeist in Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen fest wohne, und es ist doch ein holder Genius wert dort zu hausen. Der zur Sonne fliegende Aar sein Symbol, zum Licht auf, heißt's: Die Preußen müssen die Klügsten sein, und sich den Wahn nicht einschwärzen lassen, mögen andere im Dunkel stehen. Und die Streitkraft richtet er so, daß man Angreifer wie Miltiades und Verteidiger wie Pereira hat, die um Zahlen nicht frugen; da wir's auf die Länge in Maßen doch nicht aushielten, und die Väter wohl gezeigt haben, daß einer sich mit

dem halben Europa schlagen kann. So ein Staatsgeist ist doch wert, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem Wesen draußen, halb Apoll, halb ein gespenstiges Ungetüm, Zeitgeist vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — was meistens bereits geschehen — bringt er hingegen Maratiana, Poloniana, Pöschliana, Sandhäufleins, Hep, Heps, erbärmliche Pedanterei, oder will er, von Einigung redend, Zwietracht stiften, uns Sekten und Parteiwut aufhalsen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles Abwehren helfen; und Thalia kann's." Wie gefällt euch diese Rede, Leser? Ihr waret doch recht aufmerksam gewesen? wo nicht, so leset sie noch einmal. Ist euch das schöne Stück aus der Lichtenbergischen Raritätenversteigerung: Das Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, noch im Sinne? Dieses Julianische Redestück ist ein solches Messer. Der Stil fehlt, bis auf eine orthographische Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder schneiden noch stechen. Das ist das leibhafte Preußentum, jenes, nicht mit, sondern auf — Witz endigenden Redners auf Blüchers Grabe. Herr v. Voß tadelt seine Landsleute, sie wären nicht komisch genug, und erscheint als Sittenprediger, wie sie alle sein sollten; denn er geht mit gutem Beispiele voran und zeigt an sich, wie man noch komischer werden könne. Er sagt: Die Preußen müßten die Klügsten sein; sie sind aber wohl jetzt schon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort draußen, um das Land zu bezeichnen, das außerhalb der chinesischen Mauer Preußens liegt, ist höchst malerisch. Draußen in der Mongolei, an den unwirtbaren Ufern des Mains, des Neckars, der Ilm, der Isar mögen sie ihr Wesen forttreiben, wir sind munter und vergnügt, und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängnisse entwichenen Zeitgeist hat Herr v. Voß genau und viel kenntlicher signalisiert, als selbst Schlegel. Es ist ein musterhafter Steckbriefstil. Der Zeitgeist ist halb Apoll, halb Gespenst — jetzt erkennt ihn jeder Gendarm beim ersten Blicke, und der Spitzbube mag zusehen, wie er entkomme. Also ist der Zeitgeist eine Sirene, nur mit einem gespenstigen statt einem Hechtschwanze. Und das ist kein Fabeltier, wie man bis jetzt glaubte; denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene mitgebracht. Leser, wie gefallen euch die Sandhäufleins? Sand ist freilich nur Sand, aber die Märkischen Rübchen des Herrn v. Voß gedeihen gut darin. Und Thalia zur Staatsrätin zu machen ist gewiß ein allerliebster Einfall!

Das Kunstgericht hat die tausend Albernheiten und Frevel in diesem Lustspiele und seiner Vorrede nur decimieren können. Die verschonten Rebellen gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menschen, mögen schamrot ihr Verbrechen bereuen und Besserung geloben.

XVII.

Der verbannte Amor.

Lustspiel von Kotzebue.

Eines der gelungensten Lustspiele dieses Dichters, obzwar Freunde der Menschenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren, worin die Eifersucht des Weibes von der des Mannes in ihrer Offenbarung verschieden sei. Der argwöhnische Professor und seine mißtrauische Schwägerin sind sich völlig gleich, und die Verdoppelung dieses Charakters, in demselben Lustspiele, wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne soll ja keine Arche Noah sein, die eine Leidenschaft zweimal aufnimmt, damit sie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnötige Vorsicht, denn es pflanzen sich die Sünden in der wirklichen Welt ungestört fort, und keine Flut vertilgt sie. Wird in dem nämlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargestellt, so muß ihnen der Dichter etwas Eigentümliches, das sie voneinander unterscheidet, zu geben wissen. — Daß die Eifersucht zwischen Gatten lächerlich gefunden und so oft verspottet wird, die zwischen Liebenden aber nicht, ist eine Satire auf die Ehe, die diese nicht verschuldet hat. Denn wenn man sagen wollte, der blühenden Rose verzeihe man ihre Dornen, der welken aber nicht, so wäre dieses in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

Herr *** spielte den Heinrich Erlenhof natürlich genug. Einem deutschen Professor, der die Kunst zu lieben erst von Ovid lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. — Frau v. Busch als Bertha und Herr Otto als Gustav Erlenhof, waren in ihrem Fache. Sie verfehlen solche Rollen nie, sie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau *** als Adolfine that was ihr oblag. Diese vier Eheleute hatten beim Theetrinken im ersten Akte ihre Heimlichkeiten, worüber sie lachten und wovon die

Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn die Schauspieler zuweilen über ihre Rolle hinausschweifen und von dem ihrigen hinzuthun; in Lustspielen wäre dieses sogar sehr wünschenswert und erfreulich. Allein so mitteilend auch das Lachen für sich ist, selbst wenn man dessen Grund nicht weiß, so hätte man doch das Publikum von dessen erregenden Ursachen in Kenntnis setzen sollen. Ich will jedermann mit dem, was ich hierüber aus authentischen Quellen erfahren habe, bekannt machen und man wird es loben, wenn ich, dem Beispiele der ersten Zeitungsschreiber folgend, diesen wichtigen Originalartikel wegen seiner Verdienste mit dem Sterne der Ehrenlegion schmücke.

† (Durch außerordentliche Gelegenheit). — Das im verbannten Amor beim Familienthee stattgefundene Lachen aus dem Stegreife hatte darin seinen Grund: der Thee war sehr schwach, und Herr Otto goß ihn, um seine Verachtung zu bezeigen, in die Zuckerdose statt in eine Tasse. Das wirkte. . .

XVIII.

Die Entdeckung.

Lustspiel von A. v. Steigentesch.

Den Lustspielen des Herrn v. Steigentesch stehen keine zur Seite, wenige nahe. Diese Grazie der Lust, die nur lächelt, nicht lacht; die nur lispelt, nicht aufschreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieses Aufbrausen der Empfindung, das Perlen eines Champagnerglases, nicht das Schäumen eines Bierkessels — diesen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — diesen schimmernden, dahinflatternden Witz, der wie ein Schmetterling den Honig der Blumen nur saugt, nicht zu klebendem Wachse festknetet — diesen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieses alles sonst noch bei den deutschen Lustspieldichtern? Die Schminke, die der Schauspieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, diese Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die anderen, um den Theaterlärm zu überschreien. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn diese kann nicht bis zur Galerie hinaufglänzen, und so

ließen sie von dem Zinnober der Übertreibung die frische Bluträte erst bedecken, dann verderben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerten Künstler, die in diesem Lustspiele auftraten (der Vorstellung wohnte ich nicht bei), die Aufgabe zu lösen verstanden; daß sie nichts handgreiflich machten, sondern alles nur erfaßlich, für den Geist weltkundiger Zuschauer; daß sie einsahen, die Miene müsse mehr sagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke, und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das diese Bewegung selbst aufdeckte.

XIX.

Der Jude.

Schauspiel von Cumberland.

Ihr besucht ein anatomisches Kabinett und seht dort manches Herz, für die Anschauung faßlich zubereitet, dargestellt in allen seinen Teilen, die feinste Ader ausgespritzt, und den Lauf des Blutes, mit allen seinen Krümmungen. Aber das Blut stockt, und das Herz schlägt nicht mehr, es fühlt weder Lust noch Pein, und bedarf und fordert keinen Trost; ihr tretet zurück unter die wandelnden Menschen, so lieblos und unbelehrt wie zuvor. Die aufgedeckte Brust, die uns der Dichter zeigt, wirkt sie mehr, als jenes tote Präparat? Fällt der Vorhang, dann ist alles vorüber. Der Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.

Wie viele Tausende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden sehen, bis er den ungeheueren Judenschmerz, einen reichen dunklen Schatz, von Geschlecht zu Geschlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnen vermochte, bis er zu erlauschen vermochte die Leiden, die nicht klagen, weil sie kein Ohr zu finden gewohnt sind? Wie viele Tausende mußte er selbst unschuldig verdammt haben, bis er endlich einen schuldlos fand, und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darstellte?

Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdest du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einsam warst du auf dieser Erde, wie ungekannt und ungeliebt; nicht einen allein durftest du lieben, nur alle Menschen! In Spanien drohte ihm der Scheiter-

haufen der Inquisition, aber der Flammentod war selbst nordischen christlichen Nerven ein zu schauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter seinen Feinden. Er kam nach Deutschland; dort trafen ihn keine zerstörenden und raschen Übel, aber die hinhaltenden, täglichen, schleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Gesetze und der Bürger. Da zerschmolz sein Herz, und floß in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander. Nicht nur die Menschen verkannten ihn, er verkannte sich selbst. Es war seine einzige Schuld, daß ihm seine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringschätzung hatte er verdient, weil er sie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenschen, die sich Christen nennen, so notwendig geworden wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konntest. Wenn dein beschämter Widersacher dir seine Kränkung abbittet, wie macht dich dieses taumeln: „Barmherziger Gott: O nein! das ist zu viel! Ich bitte Sie, lieber Herr Geheimrat, sagen Sie nichts weiter, Sie machen mich rot über und über, wenn Sie sich so weit herablassen, um Verzeihung zu bitten einen armen Juden. . . . Genug, genug! Mehr als genug! — Ich bitte Sie, schonen Sie meiner! ich bin gar nicht gewöhnt an die Stimme des Lobes; das drückt mich zu Boden." Warst du noch tiefer niederzudrücken?

Aber „Jud bleibt Jud", sagt der Tempelherr. Schewa hing fest an seinem Gelde, selbst mitten im Himmelreiche der Tugend. Schien ihm nicht jede gute That, mit welcher er sein ausgehungertes Herz bewirtete, mit Geld zu teuer bezahlt? und seufzte er nicht selbst über seine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen, selbst die Hoffnung? Ist Geld etwas anderes als die Hoffnung des Genusses, wie es die wohlthuende Erinnerung ist der mühsamen Erwerbung; ist es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch diese rauben? Ist nicht Geld das Grab, das allen gemein ist und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte aufnimmt? Ist es nicht die gemeinschaftliche Verwesung, die Christen und Juden untereinander mengt und ihre Unterscheidungszeichen aufhebt? Wie sollte Schewa das Geld nicht lieben, da keiner an ihm liebt als das, da keiner in ihm liebt was er ist, sondern nur was er hat!

Das süße Glück, seinen Freunden wohlzuthun, hat Schewa nie

gefühlt; das harte Geschick wollte ihm nur vergönnen, wohlthätig gegen seine Feinde zu sein, um sich die Bürde des ihn niederdrückenden Hasses zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Christenwelt ausübte! aber es war doch eine Rache: Schewa hatte die Laster eines tugendhaften Menschen.

Gewiß eine ungemeine Kunstfertigkeit hat Cumberland in der Darstellung dieses Schewa offenbart. Es ist ein mühsames Werk, einem Manne ohne Heldenthaten im Hasse oder in der Liebe, in der Tugend oder im Laster, auf der Bühne Teilnahme zu verschaffen. Durch eines alten scheinlosen Juden stille Thaten, und noch stilleres Leiden, entlockt man nicht die alltäglichen Theaterthränen, aber wenn, wie hier, das Bestreben des Dichters gelang, edlere als diese.

Herr Weidner hat den Schewa lobenswert dargestellt; wo er gefehlt haben mochte, zeigte sich wenigstens, daß es ihm an Einsicht nicht gebrach; aber diese Rolle ist so schwer zu spielen, als sie zu dichten war. Ein immerwährendes Zurückstoßen der sich hervordrängenden Empfindung, doch so, daß dieses nicht ganz gelinge und sichtbar bleibe, und vorzüglich der Ausdruck in einer halb fremden Sprache, in welcher man weder zu denken noch zu empfinden gewohnt und deren Eindruck auf den Hörer schwer zu berechnen ist, und endlich die Mischung vom Komischen, welche das jüdische Kauderwelsch in die Rührung bringt, die Schewas mildthätige Art einflößen soll — dieses alles macht die Darstellung des Juden, als eines abstrakten Begriffsmenschen nämlich, der so, wie man sich ihn denkt, eigentlich gar nicht besteht, sondern nur die Schöpfung christlicher Vorstellung und Phantasie ist, äußerst schwer. — Demoiselle *** spielte das kecke Judenbürschchen Hirsch gut genug; doch war ein kleiner Überschuß von Keckheit in ihrem Spiele, der nicht zur jüdischen gehörte.

XX.

Die Schweizerfamilie.

Oper von Weigl.

Spartanische Regierungshäupter würden diese Musik geduldet, ja gepflegt haben, während sie gleichstrebende Tondichtungen, die locker und schwammig das Mark der Tapferkeit einsaugen, weit von

sich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es ist der Gang der Natur, einfach, edel und kräftig. Eines Gefühls verschiedene Regungen, mit ihren leisen Eigentümlichkeiten zu bezeichnen, ist dem Künstler meisterhaft gelungen. Die Liebe ist's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die sehnsüchtige zur Heimat, die besorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geschlechtsliebe, trauernde und glückliche, die Dankbarkeit endlich; wie sind sie, wenn auch verwandt, doch so kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeschrei in dreißig Lärmopern — dort, das Gewinsel der verzweifelten, die süßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer schlägt oder eine Ecossaise durchhüpft — man vergleiche damit die Gesänge der Schweizerfamilie, und frage dann die Kenner, ob sie, wie üblich, auch dieser Musik, darum weil sie verständlich ist, den Verstand absprechen mögen?

XXI.

Correggio.

Von Oehlenschläger.

Konnte der Verfasser dieser herrlichen Dichtung für sein eigenes Werk so wenig Liebe haben, daß dessen Darstellung auf der Bühne sein Wunsch und seine Veranstaltung sollte gewesen sein? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff sinnlos waltender Menschen. Correggio ist ein didaktisches Gedicht, und die Lehren, die es enthält, sollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche sie geben, nach ihren eigenen Vorschriften sich bewegend, vor unseren Augen erscheinen. Es ist nichts Äußerliches hierbei, als das Wechselwirken zwischen Kunst und Künstler, welches aber dennoch nur eine dem inneren Auge sichtbare Thätigkeit ist und ganz außer dem Kreise sinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunst gesagt, und auch das Bekannte ist uns in seiner neuen und gefälligen Form höchst willkommen. Allein alles, was hier der Dichter unserem Herzen und Geiste darbot, können wir nur lesend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das scenische Geräusch

stört unbehaglich des Künstlers Stillleben, und der Blütenstaub der Kunst wird durch das täppische Erfassen der handfesten Komödienfreunde leicht verwischt.

Ist die Aufführung des Correggio in der Gestalt, wie er ursprünglich gedichtet, schon ein gedankenloses Unternehmen zu schelten, mit welchen Worten soll man es erst tadeln, wenn, wie es auch auf unserer Bühne geschieht, das Gedicht, von irgend einem Theaterschneider grausam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darstellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunst, seiner Himmelsbraut verlobt, soll der Zeitlichkeit unterliegen, um geistig fortzuleben. Zu diesem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonios kindlichscheues unbehilfliches Wesen, seine Kränklichkeit, Marias trübe Ahnungen, ja die Geschichte selbst zeichnete diesen Ausweg vor, da Correggio wirklich an der Folge der Erkrankung starb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldsacke belastet, sich zugezogen hatte. Ist es nicht ein schöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menschen selbst sein Glück, ganz im wörtlichen Sinne, zur Last wird, die ihn zu Boden drückt? Und diesen Zug so verhunzen! Pfui. Seht, welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio ist eben Willens, voller Trauer den Sack mit Kupfergeld aufzuladen, da erscheint ein Bote des Herzogs von Mantua und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spießbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beschämt, und der Schuft Battista erhält den Sack mit Hellern zum Geschenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt, wozu man uns eigentlich hergerufen habe und zu welchem Zwecke wir und die Schauspieler warm geworden sind? Auch der dürreste Moralist kann aus der so erzählten Geschichte nicht einmal eine Nutzanwendung destillieren. Dazu kommen noch die Spuren der Verwüstung, die eine kindisch ängstliche Censur angerichtet: das überall zerschnittene Schwesterband zwischen Kunst und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria, das süße, in sich selbst verlorene Weib, künstlerisches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen Madame genannt, und . . . . . Genug.

Nicht viel weniger als bei einem so undramatischen Stoffe die darstellende Kunst zu leisten vermag, ist bei der heutigen Aufführung wirklich geleistet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt ist, müssen wir dankbar annehmen, was man uns auch giebt. Herr *** hat, trotz aller Hindernisse, die ihm bei Rollen gewisser

Art seine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache in den Weg stellen, den schwärmerisch dahin sterbenden Antonio dennoch überaus gut gespielt. Sein rednerischer Vortrag war richtig, in einigen Monologen meisterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalena, ehe er es dem Klausner gab, an seine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen Kuß wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunstwerke eigener Schöpfung zu gemein und sinnlich dargethan. — Wenn die jungfräulich verschlossene Rose endlich aufbricht, sich verschämt in sich selber spiegelt, und überrascht von ihrer eigenen Schönheit freudig aufschreit — wie man diese Empfindung darstelle; wie man Correggios Ausruf: Ich bin auch ein Maler, dem inneren Sinne des Zuschauers anschaulich und faßlich mache, das (Herr *** muß es selbst gestehen) hat er uns nicht gezeigt.

XXII.

Agnes van der Lille.

Schauspiel von Frau v. Weißenthurn.

Frau v. Weißenthurn gehört auch zu jenen Büchermanufakturisten, die es unbegreiflich machen, warum nicht ein autokratischer Finanzminister, dem ruchlose Volksvertreter noch nicht die wohlthätigen Hände binden, womit er die Wunden des Staates verbindet, eine litterarische Gewerbssteuer aufbringt und alle neu geschriebenen Bücher mit einer ziemlichen Abgabe belegt, damit sie sich entweder vermindern, oder wo nicht, dem Staate etwas mehr und besseres einbringen, als sich selbst. Welch einen kubischen Reichtum von Schauspielen hat die Wiener Dichterin aufzuweisen! Was einen aufbringt über alle das zudringliche Bettelvolk von deutschen Komödien, das ist nicht die Armseligkeit der Schauspieldichter, sondern die der Zuhörer. Wie ausgehungert müssen sie sein, wenn ihnen solche Speise mundet! Wären sie reicheren Geistes, sie bückten sich nicht, hingeworfene Pfennige vom Boden aufzuheben. Hätte man den Griechen so etwas bieten dürfen? Aber freilich, damals gab es noch Staatsfreuden, und das Volk war der Staat, und es gab noch keine Hoflogen, und man war starker Eindrücke, weil man sie geben konnte, auch empfänglich, und ein großer Schauspieldichter war darum ein

Freund seines Vaterlandes, und eine Bühne war keine Sparkasse; die Beförderer der Schauspiele suchten dabei nichts zu gewinnen, als die Liebe des Volks ...

Dürfte ein Recensent etwas anderes sein als grob, etwa naiv, so würde ich fragen: Agnes, was willst du? .... Wahrhaftig, der Stoff zu diesem Schauspiele war noch unglücklicher gewählt als bearbeitet. Alba und die Niederlande! Heißt das nicht an Schiller und Goethe, an Don Carlos und Egmont erinnern! Konnte Frau v. Weißenthurn ihr stilles scheinloses Veilchen nirgends anders als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht bloß die Gabe, sondern auch Wille und Freiheit, Scenen aus einem, die Gewaltherrschaft bekämpfenden Bürgerkriege, der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengesetzen entsprechend darzustellen. Man kann der Frau v. Weißenthurn ihre schlechten Verse, aber nicht ihre schlechten politischen Lehren verzeihen. Gegen den Teufel Alba duldet sie einige milde Scheltworte, aber seine Teufelei läßt sie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger sich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beschwert, wird ihm geantwortet:

Weit schwerer noch als Alba drückt das Land
Der aufgelöste Glaube, denn er band
Den Bürger an den nächsten, wie an Gott.

Klagt ein anderer über verlorene Freiheit, so wird ihm für seine geraubte Konventionsmünze himmlisches Papiergeld angeboten und ihm gepredigt, der Gerechte sei immer frei:

Die Freiheit, die in unserm Herzen lebt,
Läßt bildlich sich in keine Form gestalten;
Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend strebt,
Und trotzet so den irdischen Gewalten,
Sie liegt nicht sterbend unter Albas Tritte,
Sie lebt und wohnt in jedes Guten Hütte.

Dieses alles ist höchst ungereimt, wenn es sich auch reimt ... Auch beruft sich Alba auf den Zeitgeist, der sein Verfahren notwendig mache:

Dem großen Ganzen muß das Einzle weichen:
Wer Staaten retten will, geht über Leichen.
. . . . . .
Kein Vaterland habt ihr — nur einen König.

Alba führt diese Behauptung; Frau v. Weißenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben.

Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler ist als sein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen schlechten Versen einige hervortreten und ausschelten lassen.

Pfui, daß ich — — — — —
In diesem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer sein, der sich in einem Pfuhl oben erhält.

— — — Wer aus dem Fenster
Den Kopf zu wenig steckt, gehen sie vorüber,
Dem liegt er morgen auch schon vor den Füßen.

„Den Kopf vor die Füße legen", ist ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Gesellschaft adeliger Jamben keinen Zutritt haben sollte.

„Der muß noch mehr als sterben."

sagt der Prinz von Oranien. Es giebt nur etwas, das mehr ist als sterben, nämlich vor Langeweile sterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes ist folgende; Marie van der Lille, eine Witwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, fast noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach seines Vaterlandes in das oranische Lager führten. Da kommt Alba mit seiner Blutliste nach Antwerpen, und will die Mutter um des Sohnes willen töten lassen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, stellt sich dem Henker als der zurückgekehrte Bruder dar, und rettet so der Mutter Leben. Alba nötigt das Mädchen, in der Reihe der Spanischen bei der Schlacht des folgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird sie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne stritt, aufgefunden und für ihren Bruder gehalten, für tot beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung. Der Bruder bleibt der unsichtbare Held des Stückes, er kommt gar nicht zum Vorschein. Man wäre auch in Verlegenheit gewesen, was man dem naseweisen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen sollte.

Herr *** als Alba war freilich genötigt, die Unnatur in seiner Rolle in sein Spiel überzutragen. Der Alba der Frau v. Weißenthurn ist ein Scharfrichter in der Hanswurstjacke, ein höchst lächer-

licher Menschenfresser. Herr *** als Vargas wußte sich den Anschein eines kleinen Mephistopheles zu geben; innerlich aber war er gut, und sein Spiel schuldlos.

XXIII.

Pierre de Portugal.

Tragédie en cinq actes, par M. Lucien Arnault.

Ines von Castro, die Tochter eines armen alten Kriegers, der unweit Lissabon in stiller Verborgenheit lebte, schenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einsamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieser Jüngling war Don Pedro, Kronerbe von Portugal. Doch seinen Rang verschwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verschwiegen, und er schwieg lange. Als das Schicksal und das Trauerspiel auftraten, ist Ines und Don Pedros Sohn sieben Jahre alt. Da kommt die Zeit, wo sich Don Pedro vermählen soll, mit einer castilischen Fürstin. Für diese wirbt der Abgesandte Castiliens bei König Alphons feierlich um seines Sohnes Hand. Der König und Vater sagt zu; als aber die Reihe zu sprechen an Don Pedro kam, sagte dieser ein festes Nein. Der dabei anwesende portugiesische Minister Pacheco, der für den altersschwachen König das Scepter führt, hatte von Don Petros verirrtem Herzen schon früher einige Kunde. Er geht der Spur nach, und findet die Staatsverbrecherin in Ines von Castro. Eine Staatsverbrecherin war die Unglückliche freilich, denn ein altes Gesetz drohte jeder Frau den Tod, die sich mit — mit der sich der Kronerbe heimlich vermählte. Pacheco, das Wohl des Staates bedenkend, beschließt, das Strafgesetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da sie dem König Alphons Teilnahme eingeflößt, bittet dieser die Angeklagte, sie möchte, um ihr Leben zu retten, aussagen, sie sei nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermählt. Ines, ihrer Ehre willen, sagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne seine Ansprüche auf die Krone zu erhalten, verschmäht sie eine andere Lüge nicht, und erklärt: sie habe, als sie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe sei. Sie spricht vor den Richtern:

Je vis, j'aimai don Pédre et j'acceptai sa main;
Mais à l'œil d'une épouse il se cachait en vain;
Instruite, non par lui, du rang qui le décore,
J'ai bravé vos decrets et je les brave encore.
Epouse de l'infant, je réclame mes droits.
Je suis mère, et mon fils est le fils de vos rois.

Ines wird zum Tode verurteilt. Nachdem Don Petro vergebens gesucht, seinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wiegelt er das Volk von Lissabon auf, seine Gattin zu retten. In dieser Verwirrung geht der Minister Pacheco zu Ines in den Kerker, überreicht ihr einen Becher Gift, und stellt ihr vor, wie sie nur durch einen schnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. Ines leert den Becher. Als sie in den letzten Zügen lag, stürmt Don Pedro heran, Krone und Scepter tragend; denn der alte König war plötzlich gestorben. Doch er kommt zu spät, und einer Leiche setzt er die Krone auf, und vor der entseelten Königin werfen sich die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geschichtliche, das dieser dramatischen Handlung zu Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm frei stand. Aber weil es ihm frei stand, es anders zu machen, hätte er es besser machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welchem seine Gattin stand, sieben Jahre mit Stillschweigen bedeckte, ist wohl glaublich, denn das Gefühl, sich als Bürger von einer Bürgerin geliebt zu sehen, war zu schmeichelnd, es freiwillig zu zerstören. Doch wie sollte man seine Liebe rührend finden, da sie schwächer war als seine Eitelkeit? Mit Recht sagte ihm Ines, als sie das Geheimnis erfuhr:

... Vous m'aimiez don Pédre et vous avez pu feindre;
C'en est fait, mon bonheur vient de s'evanouir,
Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatischen Person kein Mitleid *schenken*, sondern muß sie es *verdienen*: so hat Ines dazu nicht genug gethan. Sie geht freiwillig dem Tod entgegen; aus Ehre, wie sie sagt. Aber eine Mutter soll keine Ehre haben; sie soll auf kein anderes Geschrei, als auf das ihres Kindes hören. Es ist wie ein Kindermord, wenn die Mutter eines hilflosen Kindes ihr Leben freiwillig hingiebt; und opfert sie sich, wie es Ines that, aus Ehrgeiz auf, wagt sie den Kopf ihres Kindes an die Hoffnung, eine Krone darauf zu setzen, so ist dieses ein wahnsinniges Verbrechen, und durchaus nicht mütter-

lich. Endlich, daß König Alphons eines schnellen pathologischen Todes stirbt, ist gegen alle Regel der dramatischen Kunst. Die gerügten Fehler zerstören die Einheit der Empfindung, man springt ängstlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuschauer auf der Bühne sieht Stücke aber kein Stück. Doch wird man Arnaults Drama nicht ohne Teilnahme lesen. Er und einige andere seiner jüngeren Dichtergenossen sind gute Zeichen, daß die dramatische Kunst der Franzosen auf dem Wege der Genesung ist. In Arnaults Sprache ist Kraft, wenn auch nur erst schüchterne; jeunes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, honneur paternel, gloire octogénaire — solcher parfümierter Ausdrücke findet man nicht viele mehr. In seinen Versen hört man nur noch leise den abgemessenen Ruderschlag der Galeerensklaven; seine Phantasie seufzt stiller unter der strengen herkömmlichen Disciplin; sie fliegt freilich nur wie ein Papierdrache an einer Schnur festgehalten, aber sie erhebt sich doch. Politische Maximen, diese neue Unart der französischen dramatischen Dichter, hat Arnault nur mäßig angewendet und sie, wie es sich gebührt, unter den poetischen Blumen versteckt, sie nicht auf die Blumen gelegt, wo sie drücken und verderben. Einen guten Teil dieser Früchte hat die Theatercensur weggenommen; aber in dem gedruckten Stücke wurden sie den Lesern wieder vorgesetzt. Es ist noch großmütig, daß die Censur in Frankreich nur die Ohren zusperrt, die Augen aber offen läßt. Man kann gerade nicht sagen, daß die neuen Schauspiele in Paris durch die Theatercensur sehr beschädigt werden, denn die französischen dramatischen Dichter haben es gelernt, das Kostbarste an ihren Werken ganz so anzubringen, wie Phidias an seinem olympischen Jupiter das Gold angebracht — so nämlich, daß man es wegnehmen, es wiegen und wieder ansetzen kann, ohne die Bildung des Ganzen zu zerstören. Wir wollen einige der Verse, die das Scherbengericht der Censur verbannt hat, mitteilen. Das ist wohl merkwürdig und seine Depesche wert.

La naissance est beaucoup, la gloire est encore plus.

Le fier patriotisme enfante des Soldats.

Qui doit régir l'état doit savoir le défendre.

Un pouvoir sans limite est bientôt renversé.

Il faut gagner les cœurs, et non pas les contraindre.

Ah! Celui qui fidèle au toit qui l'a vu naître,
Y trouve loin des cours son repos établi,
Obtient assez des rois, s'il garde leur oubli.

. . Guerre éternelle à ceux dont l'insolence
Du Sceptre chaque jour faisant haïr les droits,
Du cœur de leurs sujets déshéritent les rois.

Rendez le peuple heureux afin qu'il obéisse.

Les peuples satisfaits font les rois invincibles.

La loi! toujours la loi, quand on verse du sang.

Es mag an diesen zehn Verboten genug sein.

In einer Vorrede verteidigt sich Arnault vor dem Assisengerichte der Kritik ganz feierlich gegen die ihm gemachte Beschuldigung: er habe die aristotelischen Einheiten umgebracht. Er verteidigt sich aber auf eine ganz eigene Art. Er leugnet das Verbrechen keineswegs mit Bestimmtheit, sondern er sagt: an den Einheiten wäre nicht sonderlich viel gelegen. Recht hat Inculpat, aber diese Jurisprudenz ist neu in Frankreich. Arnault führt sehr vermessene Redensarten. Er sagt unter anderem: Die Einheit des Interesses, das wäre die Hauptsache. Eine dramatische Handlung dürfe allerdings in mehreren Gegenden spielen; denn es müsse angenommen werden, daß die Schauspieler die Zwischenakte (während die Zuschauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nötigen Reisen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freilich die Reise nicht größer werden, als eben der Weg ist, den man in vierundzwanzig Stunden zurücklegen kann, und die dramatische Handlung müsse am nämlichen Orte schließen, wo sie angefangen. Wollte man, was die Einheit des Ortes betrifft, sich einer ausschweifenden Phantasie überlassend, gar keine Regel befolgen, dann könnte der Fall eintreten, daß eine dramatische Handlung in Paris begönne und in Orleans ende. Wenn Racine und Voltaire sich streng an die Einheit des Ortes gehalten, so sei das bloß daher gekommen, weil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuschauern angefüllt und die Theatermaschinerien noch sehr unvollkommen gewesen, so daß man die Verwandlung der Scene habe vermeiden müssen. (Da hätte man also auch wieder aus der Not eine Tugend gemacht!) Doch wurde die Dekoration in Racines Esther dreimal verwandelt. (Ein Geniestreich ohnegleichen!)

XXIV.

Die Soldaten.

Schauspiel von Arresto.

Ich habe ein siegberauschtes Heer gesehen, da es in die Hauptstadt seiner Feinde einzog; der Anblick war schön, es kämpfte für den Ruhm und seinen Kaiser. Ich sah deutsche Heldenjünglinge den übermütigen Zwingherrn von dem heimatlichen Boden jagen und ruhmbekränzt zurückkehren, und alle ihre Lorbeeren an den untersten Stufen des Thrones niederlegen und still und fromm nichts fordern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die Verleumdung, und sich am häuslichen Herde setzen und die Waffen hingeben, mit welchen sie die Fürsten verteidigt; — der Anblick war schöner; sie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieses oder jenes Schauspiel, zeigt uns Brutus, der seine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grausen, wo Menschenleben und Menschenliebe nichts gilt, wo engherziges Mitleiden sich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur zerrissen werden, um die des Staates zu befestigen — zeigt uns dieses auf der Bühne; aber nicht die parodierte Vaterlandsliebe in Garnisonen, nicht die Wachtparadenalfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Diensteifer eines steifen Korporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäusern und an Pharotischen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt und stolz ausruft: ich trage den Rock des Monarchen; und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menschlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet; zeigt uns dieses nicht. Notwendig mögen solche Spielereien sein, aber schön sind sie nicht und darum kein würdiger Stoff der dramatischen Kunst. Der Staat wie die Natur hat seine Geheimnisse, die er verschämt umhüllt; man kehre die inneren Verrichtungen seiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tisch sehen, nicht die schmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.

Übrigens, und die schlechte Wahl des Stoffes einmal verziehen, würde ich dieses Soldatenschauspiel wegen seiner Bearbeitung ziemlich loben, hätte nur dessen Verfasser nicht folgende Vorrede dazu geschrieben:

„Soldaten!

Der bescheidene, belehrende Kritiker ist gleich einem alten gedienten Offizier; ihm erzeiget diejenige Hochachtung, die ihm gebührt. Die gemeinen, hämischen Tadler sind Banditen in Hohlwegen: diese — schießt tot, wo ihr sie findet."

Da nun in der Sprache der Bücherschreiber ein bescheidener, belehrender Kritiker soviel heißt als einer, der lobt, und ein gemeiner, hämischer Tadler einer, der nicht lobt, so darf ich, um nicht furchtsam zu erscheinen, dem Herrn Arresto kein Wort des Lobes sagen.

XXV.

Das Käthchen von Heilbronn.

Von Heinrich v. Kleist.

Fürwahr, es ist Mark darin, und Geist und Schönheit. Von der dunkelen Tiefe des Gemüts bis hinauf zu jener heiteren Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und besonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechselndem Reize, bald zwischen lieblichen Wiesen, blumigen Auen und besonnten Feldern, bald zwischen stürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildnissen und Wäldern voll Sturm und Brausen. Gleich anmutig ist Wanderung und Ziel. Warum haben die tückischen Parzen dieses blühende Dichterhaupt so frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, so kühn als unbesonnen, den Schleier der Isis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauscht! Nur Priestern frommt ein solcher Anblick, nicht der Menge, welcher mit der letzten Täuschung auch das letzte Glück entschwindet. Das wäre die so gepriesene Liebe, von Kindern angelallt, von Greisen angestottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Mutes und der Kraft seines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharnischter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes wunderschönes Mädchen, werden, sie, die sich nie gesehen, von einer geheimnisvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers

ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sei die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Käthchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt alsogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und ihre eigene Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Tier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folgt ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werter bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Käthchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tag des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiser auf, giebt sich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen und diese, nachdem er sie zur Fürstin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwert an der Krone des britischen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt, gelesen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um so deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erscheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schlosses Thurneck konnte nicht unzeitiger geschehen. Die Seele, die so tief geneigt war, sich dem Anwehen einer verborgenen Geisterwelt, die im Traume sich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das sinnliche Wunder, das sich im Wachen ergiebt, enttäuscht und wendet sich, nüchtern gemacht, vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens spielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin in diesem ernsten Schauspiele. Giebt es eine tollere Erfindung als dieses Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes den Kopf verrückt, und am Ende sich als eine garstige Hexe kundgiebt,

die mit falschen Zähnen, aufgelegter Schminke und einem schlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulügen verstand?

Aber wie haben sie dieses Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umstände sich füge! Das ist ein ganz eigenes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künstler selbst thun, der die schönsten Teile seines Gemäldes wegschneiden sieht, damit es nur in den engen Rahmen passe. Zuvörderst ist in der Femgerichtsscene vieles ganz unbedachtsam ausgelassen worden. Es ist wahr, daß einige Reden darin etwas lang sind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verständlich werde, wie durch einen arbeitsamen Trieb der Natur sich Faden an Faden gereiht, um das sympathetische Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelassen, auf welche Weise der Kaiser Käthchens Vater geworden sei. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittsamkeit geschehen, welche der Verführung heuchlerische, vermaledeite Kupplerin ist.

Graf von Strahl, Herr ***. Beim Himmel, die Rolle ist schwer und ich möchte den Schauspieler sehen, der sie trägt, leicht aber doch so, daß die Kraft nicht die Last verschlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Femgerichte: alle die mannigfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des Gesetzes pochend, — Verstellung der Wahrheit und Wahrheit der Verstellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unschuld, — Spott, — dastehend mit recht fest zusammengeknäulter, nicht allseitig hinausflatternder Kraft; nicht sich brüstend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer starken Faust, — (es ist ein Unverstand vieler Schauspieler, daß sie wähnen, Helden müßten sich spreizen, gerade sie dürfen es am wenigsten; bei kräftigen Menschen lehnt sich der Körper leicht am Geiste an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am stärkeren Körper ihre Stütze; nur solche Gewaltsmenschen mögen sich spreizen, die keine andere Macht haben, als die Meinung, die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwen Thränen vergießen; ich bitte, welcher Schauspieler (der unsrigen) versteht es, als Held zu weinen, ohne sich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beschwörungsscene, wo der Graf den Geist des schlummernden Käthchens aus dem

Körper, seinem dunkeln Sarge, hervorruft und um das Geheimnis überirdischer Dinge befragt, (das vorgeschriebene Auflegen der Arme um den Leib hätte strenger beobachtet werden müssen, hierin war die Macht des Zaubers). — — So sehr, wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — — Käthchen: Demoiselle Lindner. Gewiß und wahrhaftig, das demütige, gottgefällige, wundersüße, heimgefallene Kind hätte wahrer, lieblicher und rührender nicht dargestellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie schwer die Schlafredenerin zu spielen sei. Das Insichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und Lippe ist, der melodische Schmelz der Stimme in den Worten: „O Schelm." — „Nein, nein, nein." — „Bitte, bitte!" Man sah den himmlischen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner, was sie that, dann zeigte sie sich als eine besonnene Künstlerin, handelte sie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück ist eine schöne Gabe. — — Herr *** spielte Käthchens Vater, den Waffenschmied Friedeborn. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann, der den Hammer von Eisen zu führen gewöhnt ist und wohl täglich seinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet und nur weich ist an der Stelle, wo er sein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was ist das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe gewesen, die man aufhockte und statt Kunigunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die lebendige tragen, oder die ausgestopfte fortspielen lassen sollen; Einheit muß sein.

XXVI.

Verlegenheit und List.

Lustspiel von Kotzebue.

Kotzebue ist ein Wucherer, der ein kleines Kapital durch große Zinsen verhundertfacht; ein guter Wirtschafter, der mit wenigem ausreicht; ein geschickter Frauenschneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechselnden Mode umgestaltet. Er macht schneller ein Lustspiel, als die Welt den Stoff dazu. Er ist leichter zu übertreffen, als zu ersetzen. Was Verlegenheit und List darbietet, genießt man zum tausendsten Male mit ungeschwächter Lust. Eine Gasthausstube

mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schicksal der Christen: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirat. Zwei Dinge sind mir in unseren Komödien unerklärlich. Erstens, daß die Hauptgeschichten in Wirtshäusern vorfallen. Ich bin viel gereist, habe aber in der Heimat immer mehr Abenteuer als im Gasthofe erlebt. Es ist natürlich, der Wechsel in Gasthäusern ist zu groß, als daß sich zwei Fremde mehr als streifen können. Wie gelangt man dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendsten Herzens- und Familiengeheimnisse in Gegenwart der Bedienten besprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beschaffenheit gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen ist es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte im Beisein des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen ineinander gießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendsten Gebärden nachäffen. Im gegenwärtigen Lustspiele geschieht es; ja, während der junge Baron seinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung seiner Schuld und Schulden bittet, ist die ganze Hausdienerschaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menschenliebe als die gemeinen, und behandeln sie ihre Diener wie ihresgleichen, oder sehen sie aus Hochmut die Bedienten als Zimmermöbel, als Gipsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

XXVII.

Die Entführung,

oder

der alte Bürgerkapitän.

Ein Frankfurter heroisch-borjerlich Lustspiel.

Das gute Lustspiel sollte immer örtlich sein, um noch besser zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, giebt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, notwendige und zweckmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschicht hinauf dringen daher auch die Gegensätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt

wird. Aus diesem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Lustspiele sein. Der Lustspieldichter muß sich auf die Ecken stellen und aus der Menschenmenge einen Gesichtskreis voll absondern. Es bleibt auch dieses noch eine Selbsttäuschung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir lassen die umsichtige Überlegung schweigen, heften den Blick auf den nächsten Fleck und ergötzen uns. Schon die Herausstellung eines einzelnen Standes in seinen Lächerlichkeiten, wie sie in unseren Lustspielen üblich ist, mag nicht so unverwerflich sein, als man annimmt (ich betrachte aus dem Gesichtspunkte der Kunst, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geschlossener angesehen, hat eigentlich etwas Widersprechendes, d. h. Lächerliches in sich. Dieses kommt erst zum Vorschein, wenn man die verschiedenen Stände nebeneinander stellt. So sind die Schwächen des Adelstandes, die auf der Bühne so oft verspottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in diesen Schwächen liegt das Geheimnis seiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meinung giebt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, sondern durch tausend schwache Zwirnfäden festgehalten. Erscheinen die Anmaßungen des Adels dem der Bestimmung der Menschheit eingedenken Bürgerstande lächerlich, so muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres persönlichen Vorteils dem Adelstande lächerlich erscheinen. Da nun der Lustspieldichter auch nicht bis zur Persönlichkeit hinabsteigen kann — denn die Satire ist kein dramatischer Stoff — so bleibt ihm kein anderer Schauplatz übrig, als die Örtlichkeit. Die Mauern einer Stadt sind die wahren dramatischen Grenzen eines Lustspiels, das sich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beschränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Lustspiel ausfüllt, ist, aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatischen Kunst abgesteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart, der Gesinnung und der Denkweise des Frankfurters aneinander — des Frankfurters, also, wie es sich von selbst versteht, nicht der dortigen höheren Stände; denn diese haben dort, wie überall, kein geistiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürgerkapitän keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnensprache knüpft und löst — denn nur Menschen von eigentümlichem Gepräge handeln, die städtische Menge hat nur eine Handlungsweise — der heimliche Streich

(die Intrigue) geht durch das Stück, wie der rote Faden durch die englischen Schiffstaue, und wie der Nerv durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es ist in der Frankfurter Mundart geschrieben, wodurch seine komische Wirkung nicht bloß gesteigert, sondern überhaupt gesichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geistes ist, wie könnte man letzteren kenntlich machen, als an den Zeichen des ersteren. Orts- und örtlich gesinnte Bürger hochdeutsch sprechen lassen, das wäre ebensoviel, als einen schlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, einige reinsprechende Personen in das Stück zu flechten, der Gegensatz hätte die beabsichtigte Wirkung erhöht. Es ist aber diese Verderbnis der Sprache in dem Munde des Volkes eine gar rätselhafte Erscheinung! Woher entsteht sie, wodurch erhält sie sich? Darf und muß man daraus schließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Weltbürger sich eben so unterscheidet, als die Gesinnung von jenen und diesen? Man erschrickt vor einer solchen Folgerung.

Die Tragödie idealisiert, das Lustspiel muß porträtieren. In dieser Beziehung ist der Bürgerkapitän ein wahres Meisterstück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieses Vorzuges ermangeln unsere meisten Lustspiele, und darum habe ich auch keinen Maßstab, dem ich das hier Beurteilte anlegen könnte. Man muß es lesen, es kann nur mit sich selber verglichen werden. Auch Solche wird es anziehen, die sich sonst von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wissenschaftliches Werk aufnehmen, als eine Statistik des Frankfurter Volksgeistes.

XXVIII.

Thomas Aniello.

Trauerspiel von August Fresenius.

Auch an einem siebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es stärker sei als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger, unersättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da schüttelte es sich und warf sie ab. Selbst das

menschliche Recht stand seinem göttlichen und seiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte bestätigt, und am Schlusse jenes Freiheitsbriefes festgesetzt: „Wenn einer Unserer Nachfolger selbst, oder ein Vizekönig, besagte obige Artikel dieses ewigen Privilegiums verletzen sollte, so darf unser getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu seiner, diesem Privilegium gemäßen, Zufriedenstellung.“ Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn:

„Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun.“ Der Herzog von Arcos, der spanische Vizekönig in Neapel, und seine Höflinge setzten den Stolz hinzu.

> ..... Der steife Stolz
> Des hies'gen Adels, welcher vor dem Volk
> Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
> Auf einen Stein zu setzen, wo vorher
> Ein Bürger stand, — derselbe Stolz, der doch
> Mit seinem steifen Rück auf Händ' und Füß'
> Im Kote kriecht vor einem Vizekönig,
> Und unterthänig um Erlaubnis bettelt,
> Mit dem hochadeligen Maul das Volk
> Aussaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Macalona, selbst ein Fürst, doch ein Landesgeborener. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Bissen vor dem Munde weg, und die Zolltabelle war ein unendliches Verzeichnis anbefohlener Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zolltabelle mit lauter Stimme vor:

> Es ekelt mich, euch auch noch das zu lesen,
> Was die Tabelle sagt, — die lechzende
> Und lange Zung' des durstigen Papieres,
> Die jede Frucht beleckt, von der Olive
> Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
> Vom Blumenkohl bis zur armseligen
> Wolfsbohn' herab. — Das Brot ist uns schon längst
> Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
> Auch noch das Obst auf dieses Jahr gestochen,

Und frißt wie eine Raup' aus dem Gemüs
Das Herz heraus, das wir uns freuen müssen,
Wenn welkes Kraut und frisches Gras nur noch
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaso Aniello that es, ein armer Fischer und Obsthändler. Er hatte den hohen Geist, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigsten Bürger eingiebt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der Regierung!" begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerstörten die Paläste des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vizekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr, und mußte zur List flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein mischen, wovon er den Verstand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In seinem Wahnsinne übte er blutige Grausamkeiten, und wütete auch gegen Freunde. Da ermordeten sie ihn.

Dieses ist die Geschichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniellos, den er nicht umbringen, sondern am Gifte sterben läßt. Es herrscht eine große, obzwar noch wilde ungezähmte Kraft in diesem Trauerspiele, es waltet ein Shakespearegeist darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite gestellt werden. Den Dichter überraschte der Tod, ehe er sein Werk, das er als einundzwanzigjähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum sind seine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunst, monochromatisch, nur wenige helle Farben herrschen allein, die Zwischenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verstandes können nicht zu viel gepriesen werden. Fresenius war in Frankfurt geboren, und seine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleist, starben in der Blüte, denn die Witterung unserer Tage ist den Dichtern nicht günstig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganischen Dichter dauern aus wie Gestein und setzen an; was Leben hat, verwelkt.

XXIX.

Cardenio und Celinde.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann.

Wir sind so ungewohnt, bei den dramatischen Dichtern unserer Tage Fülle der Gesundheit und Kraft und Mut zu finden, daß die Freude über diese schönen Gaben, wo sie ja einmal uns überrascht, uns zur Nachsicht stimmt und wir der Fülle die Ungemessenheit, dem Mut den Übermut und der Kraft ihrer Rauheit gern verzeihen. Der Dichter dieses Trauerspiels hat sich als ein solcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als giebt, ihn verbessern werde. Besonnenheit giebt die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, die andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, dem soll auch der Mensch gewogen sein, und er soll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celinde in sich schließt, so geschieht es diesmal nur um zu zeigen, wie groß die Nachsicht sei, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden seine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde. . . . Dieses „und" ist hier aber nicht, wie in Romeo und Julia, das Liebeband, das zwei Leben zu einem bindet, sondern das arithmetische plus, das zwei sich gleichgültige Größen miteinander verschwägert, und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatischen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht aus welcher Laune, seinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwei Wämsern verarbeitet. Es ist einmal geschehen, und nachdem wir dieses gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken schön paßlich, und wie sie stehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt Olympien, Lysanders, einer Magistratsperson, neuvermählte Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, sie war ihm schon als Braut zugesagt, als sich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel, das Gerücht verbreitete, es sei in Olympiens dunkler Kammer ein Mann überrascht worden. Cardenio tappt umher, sucht

ängstlich nach Licht, erwartet Erklärung; sie wird ihm nicht, Olympia schweigt. Der Spanier tritt zurück, entsagt der Geliebten. Da meldet sich Lysander, der sich schon früher, aber unglücklich, um Olympiens Gunst beworben, und bietet ihr seine Hand an. Diese, in der Lebensgefahr ihrer Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lysanders Gattin. Olympia war unschuldig, sie kannte selbst den Mann nicht, der sie im Dunkeln in seine Arme geschlossen. Sie dachte und hoffte, es sei Cardenio gewesen; als dieser aber schwieg, mußte sie dulden. Nach der Hochzeit gestand ihr Lysander, er sei es gewesen, der sich, mit Hilfe einer bestochenen Dienerin, zu ihr geschlichen. Er habe durch diese List bezweckt, was er durch sie erreicht —

Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernsten Wünsche
Und lehret, daß Verstand die Welt beherrscht.

Lysander ist übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne schweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in seinem Herzen — nicht gegen Lysander, dessen redliche Bewerbung er nicht schelten kann, sondern gegen den unbekannten Dieb seines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer so schmerzlichen Begegnung, verlassen, doch vorher noch versuchen, ob er Olympien zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt: müsse er sie schuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus seinem Herzen verbannen; rechtfertigte sie sich, könne er von einer schönen Vergangenheit ein reines Bild mit in seine Heimat nehmen. Er bittet Olympien um eine Zusammenkunft. Diese, schwach, gewährt ihm, was sie ihm früher versagt, und schwächer gesteht sie dem ungestüm Fragenden, daß Lysander, ihr Gatte, der Mann gewesen, der sich in ihr Zimmer geschlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu hassen; doch Lysanders Wert verkennt er noch immer nicht. Er sagt von ihm:

Er ist gerecht und edel, schädigt keinen,
Er ist bereit, wo Waisʼ und Witwe weinen,
Er liebt Olympien, und sagt mit Fug,
Daß sie der Freude hat bei ihm genug —
Und ist ein Schurke doch mit Haut und Haar,
Ein Affʼ und Schurke, wie kein Zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit seinem Hasse, ihn bald überwältigend, ihm bald unterliegend —

Das Herz ist nur ein Taubenschlag, Gefühle
Ziehn flatternd aus und ein —

sagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wären! Aber der Geier kam auch, und der Teufel siegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lysander bei Nacht auf der Straße und tötet den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrausche. Die That war um so weniger schlimm, als es der Rausch mehr gewesen. Der Wein war mit sinnverwirrenden, sinnbetäubenden Dingen gemischt. Wer reichte ihm den unseligen Becher? Ein langer, ein sehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundschenken von dem Trinker; ein Eisendraht war über den Strom gezogen und über diese schmale Brücke kam das umzauberte Schicksal hergeritten. Gehen wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwidert. Celinde ist ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laster verkuppelt. Sie ist gutmütig, weil sie schwach ist, aber sie hält sich für gut, weil sie schlecht ist nach Grundsätzen. Den durchsichtigen Schleier ihrer Buhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit heißer Leidenschaft liebt sie den jungen Spanier, sie, die so viele verschmäht, denn:

Er weiß zu quälen — das, das ist der Punkt,
Wer uns zu quälen weiß, dem huld'gen wir,
Wir mögen nicht in Ruhe sein.

„So sind alle Weibsbilder; wenn man sie nicht immer beängstigt, so wird ihnen übel" — hat der ungeschlachte Falstaff in seiner Sprache schon längst gesagt. Celinde erfährt, daß sich Cardenio zur Abreise vorbereite. In so enge Zeit eingeschlossen, schlägt ihre Leidenschaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, sie weint. Sie läßt Tyche rufen, eine alte Dienerin, eine Haushexe. Sie sagt ihr: da sie umzugehen wisse mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge sie ihr doch raten und helfen in ihrer Liebesnot. Tyche murmelt: gegen solche Pein und Betrübnis gäbe es wohl Mittel genug, doch wären sie für so junges süßes Blut zu scharf. Celinde ist gierig, und glaubt nur neugierig zu sein. Sie forscht weiter, sie läßt sich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche spricht:

Wenn wir das Herz von jemand kriegen können:
Der dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen,

Und brennen's dann zu Asche, und vermischen
Die Asche mit 'nem Kuchen oder Wein,
Und bringen diesen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein andrer Mensch,
Er folgt dir, wie der Pudel seinem Herrn.
Laß peitschen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und schickt sie fort.

Im Haufen von Celindens unerhörten Anbetern steht auch der Johanniterritter Marcellus. Celinde lebt von seinen Geschenken, läßt sich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm schneiden, und hält ihn am seidenen Faden ihrer Reize nah und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geistlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male besuchen. Vor ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abschied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrschen, sie scheint ruhig und heiter, und scherzend empfängt und entläßt sie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick ist gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwischen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorene Mücke flattert sie matt um das trübe Licht, das sie endlich erhascht. Sie läßt Tyche rufen, läßt sich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebetrunkener horcht sie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen, und heißt ihn schweigen und sich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet, so sei es Celindens Laune, und sie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und sagt ihr, das Herz zum Liebestrank sei gefunden, sie solle Marcellus ermorden. Celinde tritt entsetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, sie werde die That, wenn sie einmal geschehen, vor Celinden zu verantworten wissen. Sie selbst stößt dem Ritter den Dolch in die Brust. Celinde im anderen Zimmer, hört den Angstschrei des Getroffenen; Marcellus, der sich aufgerafft, stellt sich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinden mit den Verwünschungen eines Sterbenden; dann sinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnsinn; das Bild des blutigen Ritters steht gebannt vor ihren Blicken. Tyche sucht sie zu beschwichtigen, ihr lügend, sie habe die That nicht vollführt, der Ritter sei nicht ermordet, sondern fort, zu Schiffe gegangen. Celinde beruhigt sich, Tyche nimmt des Ritters

Herz und bereitet den Liebestrank. Sie sucht dann Cardenio auf, erzählt ihm, sie komme von Olympien, die krank an süßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geschickt, um sie zu streicheln, denn es sei bekannt, sie habe „einen guten Strich". Die Alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympia „im puren Hemdchen" da gesessen; sie peitscht Cardenios Blut, daß es hoch aufsteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einschnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein „trüb und molkig"; doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, wie aus einer langen Vergessenheit erwachend, fragt er: „Was macht die liebliche Celinde?" Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergiebt sich ihr. In diesem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauscht, lauert er dem klugen Lysander auf, und tötet ihn, wie wir erzählt.

Die That geschieht vor Lysanders Wohnung. Darauf stößt Cardenio das blutige Rachescheert als Zeichen heiliger Fem, in die Hausthüre und eilt fort. Sein Freund Pamphilio der umhergegangen ihn aufzusuchen, kommt an die Stätte des Verbrechens, sieht die Leiche, sieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird so von Lysanders Dienern, die aus dem Hause gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derselben schlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdessen hatte Marcellus geängstigter Diener, der seinen Herrn nirgends finden konnte, sich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforscht, daß der Ritter in Celindens Wohnung gewesen, man findet dort seine Leiche, man findet sein Kreuz unter Tyches Gebäcke, die Hexe wird festgenommen, sie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen aneinander gekettet, wollen entfliehen. Es ist Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu sehen, ob sie noch unbesetzt von Wächtern sei. Lysanders Geist versperrt ihm den Ausweg, er flieht entsetzt zurück. Celinde sucht seine kranken Einbildungen zu beschwichtigen, sie auch geht an das Ende der Straße; da erscheint ihr Marcellus zürnender Geist, sie stürzt zu Boden und stirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüste zu entgehen, stürzt er sich in sein eigenes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen geführt.

Die menschlichen Schicksale, welche die Kunst des Tragöden nachbildet, müssen, und wären sie noch so ungeheuer, doch immer

menschliche Gestaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der sittlichen, es wird nur eines der sinnlichen Natur des Menschen aufgestellt. So darf es nicht sein. Das Ebenbild Gottes soll nie unkenntlich werden; auch irrende, selbst verworfene Menschen sind nur gefallene Engel; doch in diesem Trauerspiele sind alle Menschen nur emporgehobene Tiere. Der Dichter hat sie fehlerhaft in zwei Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge, und Betrachtung und Empfindung teilen. Doch wäre es nur das allein; es ist aber noch schlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren ist er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu suchen, und die Aufmerksamkeit geht oft vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das einzelne verteilen. Es ist nichts, das Liebe, nichts, das Abscheu einflößt. Das Schicksal schneidet Gesichter, und wir lachen nur darum nicht, weil sie von Krämpfen herkommen. Fünf Menschen sterben, den sechsten sehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menschen lieben sieben Mal, und keine dieser Liebesarten rührt uns. Cardenios Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir sehen nur noch ihren blutroten Abendschein. Seine Liebe zu Celinden ist ein Fieberwahn. Olympiens Liebe zu Cardenio ist eine erkaltete, ihre zu Lysander eine vernünftige; Marcellus' Liebe ist eine unwürdige. Lysander liebt wie ein Ehemann, und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche ist ein gemeines, aberwitziges, altes Weib. Es schimmert ein Lichtschein, der sie hätte verklären können, aber er ist zu weit entfernt. Tyche war einst von Celindens Vater verführt worden, und es war ihr davon „ein blöder Junge" übrig geblieben. Der Dichter hat dieses Verhältnis nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Psychologie dabei herausgekommen. Der Schicksalstrank, hier die chemische Flüssigkeit, die löst und bindet, ist „trüb und molkig". Wir wissen wohl, daß es Zauber und Wunder giebt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das ist nicht Sympathie, das ist nüchterne Physik, und wir fragen prosaisch die Toxikologie, ob solche Wirkung möglich sei?

Doch bei allen ihren Mängeln hat diese Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Übeln, aus welchen der Kranke, genest er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache ist frisch, die Bilder quellen

hervor, sie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht seine Gestaltung loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und schalen Alabasters sind wir satt und übersatt. Der Kraft fehlt die Anmut, wohl nicht auf immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln. Die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtische. Ehe sie erscheinen, vernehmen wir ungemessene Reden, hören wir Männerspäße erschallen, die, ob sie zwar den Wein loben, sich nicht geziemen. Doch die Anmut erscheint, und der Übermut verschwindet.

XXX.

Die eifersüchtige Frau.

Lustspiel von Kotzebue.

„Nach dem Englischen" wird angezeigt. Aber es ist auch nach der Natur, die keine Geschichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeschaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neuesten Moden, mit Turnwesen, Wunderdoktorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tages- oder Nachtordnung sind, nett aufgeputzt, und das Stück ist ganz allerliebst geworden. Die eifersüchtige Frau schämt sich ihrer Gespensterfurcht: freilich nur so lang es hell ist, und mit der Nacht wird sie wohl wieder zu zittern anfangen. Indessen — das geschieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Lustspiel? Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakespeare so naturtreu dargestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschieht's, daß dieser höchst tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen vertändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein besonderes Geschöpf! Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeit

abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfrischt.

XXXI.

Marianne.

Bürgerliches Trauerspiel von Gotter.

Es ist, wie bekannt, dem Französischen des La Harpe nachgebildet und wurde schon vor länger als vierzig Jahren auf die deutsche Bühne gebracht. Dieses Trauerspiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin ist edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter sehr treffend — hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder dessen Stoff, noch die Behandlung des Stoffes kann uns gegenwärtig ansprechen. Das Klosterwesen ist uns fremd, zur Fabel geworden, diese Quelle der menschlichen Leiden ist verschüttet und ein böses Geschick, das unseren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen anderen trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorstellung den Klosterzwang abscheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der seine Tochter aufopfert auf diese Weise, wird uns nicht sowohl grausam, als närrisch erscheinen und kann daher auf der Bühne keine rein tragische Wirkung hervorbringen. Auch der französische Ritterprunk, den alle Personen, die in dem Trauerspiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zusammen sprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anstand ihrer Heftigkeit — das alles muß uns Deutschen sehr abgeschmackt vorkommen. Wenn der Baron zu seiner Mutter sagt: „Sie spotten meiner, gnädige Frau", und diese ihm erwidert: „Keine Schmeicheleien, mein Sohn!" oder wenn Marianne im höchsten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuschreit: „Lassen Sie mich, Madame!" — lache da einer nicht.

Eine Betrachtung: — der brave Geistliche sagt zum Präsidenten: „Unsere sklavischen Gelübde sollten aufgehoben, unsere Klöster zu Spitälern, zu Freistätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlassene gemacht werden." Nun seht, zwanzig Jahre später, als er dieses gesprochen, hat sich der Wunsch erfüllt. Bedenkt man dieses,

so weiß man nicht, soll man sich dem Troste oder der Verzweiflung ergeben. Soll man sich trösten, daß ein so lange dauernder Wahnsinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er so lange gedauert und ihm so viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele gleich grausame, gleich thörichte Einrichtungen bestehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl freistünde, ich wüßte sie nicht zu treffen. Und keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung zu gehören scheint; warum soll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich selbst gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrsinn die Leiden der Menschheit vermehrt, ohne meine eigene Lust zu vermehren?

XXXII.

Beschämte Eifersucht.

Lustspiel von Frau v. Weißenthurn.

Nur allein in den letzten acht Tagen ist sie auf unserer Bühne schon zwei bis dreimal beschämt worden, aber umsonst, sie hat sich nicht gebessert — nämlich die Eifersucht. Das Übel haftet zu tief und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unserer Geduld doch der nämliche Fall, hätte sie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es ist zu arg, es ist gar zu arg. Man versuche es, und lasse unser Schauspielrepertoir gefrieren und zähle dann die Löffel Wein, die flüssig bleiben; wahrhaftig, die Arithmetik der Pescherähs reichte vollkommen hin zu dieser Zählung! Ist denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des süßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleisch und Brot, ist sein Kopf für Wein noch nicht stark genug? Giebt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäsar, keinen Macbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenstein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurd, keine Donna Diana, keine Minna von Barnhelm? Soll die Bühne nichts Höheres darstellen, als unser erbärmliches Alltagsleben, darf sie nichts Würdigeres nachahmen, als unsere Theeabende, wo mit faden Tändeleien, mit ungesalzenem Spotte, mit ungelenksamen pedantischen Witzen der Geist gefüttert wird; mit mancherlei süßen Getränken, die sie Erfrischungen nennen, der Leib

durchgeweicht wird? Erfrischungen! Wir mit unserem Schneckenblute, daß wir noch glauben, Erfrischungen nötig zu haben! Ich möchte einen athenienſischen Schuhflicker auf unserer Galerie sehen, ich glaube, er würde toll werden in der ersten Stunde und hinab aufs Parterre springen. Seid ja nicht etwa bescheiden und sagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts Falscheres, als diese Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunst eine Ausbreitung der Wissenschaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, von welcher die alten Völker keine Vorstellung hatten. Man kann jetzt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit schöpfen, als Pythagoras durch vieljähriges Reisen in fremde Länder, und nach langem Harren und feierlich-schleppenden Einweihungen sich aus den mündlichen Lehren der Priester erwarb. Also nicht darum, weil der athenienſische Schuhflicker einen gebildeteren Geist hatte, als wir, sondern weil er einen größeren Charakter hatte, als alle unsere wohlgeborenen Honoratioren, würden ihn unsere einfältigen Schauspiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild unseres düsteren, mühsamen Lebens aus seinem dramatischen Abbilde erkennt, verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernste, mit welcher Ehrfurcht wir alle unsere Possen behandeln, und mit welcher eiteln Selbstgefälligkeit wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen und unsere häßlichen Figuren belächeln. Nun, wen kümmert's auch? Da ihr es nicht anders haben wollt, so lasse euch der Himmel noch lange eueren zierlichen Kotzebue, eueren allerliebsten Ziegler, euere artige Frau v. Weißenthurn, und möge euch kein ungeschliffener Shakespeare oder Calderon je aus euerer Gemütsruhe stören!

Ach, die liebe gute Frau v. Weißenthurn, wenn wir die nicht hätten! Möge sie nun, da Kotzebue tot ist, unsere Bühnenmutter sein, und viele Jahre den dramatischen Scepter führen. Wie treffend sind alle ihre Schilderungen aus dem Menschenleben, wie naturtreu! Es ist wahr, man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede ist, manche Fragen und Zweifel anbringen.

Ist es wahrscheinlich, daß zwei gesittete Frauenzimmer von Stande einem fremden jungen Offizier, gleich in den ersten Minuten ihrer Bekanntschaft, die Eifersucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen und über deren lächerliche Schwäche mit dem fremden Manne spotten werden? Ist es glaublich, daß

irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politikus, ein bejahrter Hofmann, eben jenen jungen Offizier, den er zum ersten Male in seinem Leben sieht, gleich zum Vertrauten seiner Intriguen zu machen und ihn sogar einladen werde ihm beizustehen, in die Familie, die ihn, den Fremden, soeben gastfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Ist es möglich, daß zwei heftige, leidenschaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, sich von einem Fant von Lieutenant so mißhandeln und verspotten lassen sollten, als es hier im Gartenhause geschah, ohne dem naseweisen Burschen auf der Stelle den Hals zu brechen? Ist es denkbar, daß eine sittsame und für ihren Ruf besorgte junge Frau, welche die heftige Eifersucht ihres Mannes kennt, wenn sie aus irgend einem Grunde sich dazu entschließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartensaale eine Zusammenkunft zu halten? Ist es denkbar, daß, ihr unbemerkt, zwei Menschen in der heftigsten Stimmung durch den Saal stürzen können, wird sie nicht vielmehr so ängstlich lauschen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier schleicht sich unbemerkt zur Gräfin Julie, stellt sich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbstgespräche zu. Diese Unsichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachsener Menschen kommt freilich in sehr vielen Komödien vor. Ohne solche Zaubereien können unsere armseligen Poeten nicht fertig werden. Aber es ist eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe so viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tausendjährige Erfahrung zusammengebracht — ich habe sie gefragt, ob es ihnen in ihrem tausendjährigen Leben begegnet sei, daß sich jemand in ihre Stube geschlichen, während sie darin gewesen, ohne daß sie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: Beschämte Eifersucht? Die beiden Eifersüchtigen haben sich diesmal nicht zu schämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie sie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Riesen gehalten? Keineswegs. Der eine findet seine Frau in einem einsamen Gartensaale mit einem jungen Offizier und hört den letzteren von Liebe reden; der andere findet seine Braut in den Armen eben dieses Offiziers. Sollten sie da nicht argwöhnisch sein? Hätten sie auch ohne die Verblendung der Leidenschaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer sei? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling stürzt ins Zimmer, in dem Augenblicke, da seine Braut den Offizier um-

armt und küßt. Er sieht die anmutige Gruppierung, schreit: „Tod und Teufel!“ und stürzt ab. Julie: Da war er. Der Offizier: Der ist noch nicht kuriert. Julie: Das glaub ich; „er weiß ja nicht, daß du mein Bruder bist, da muß es ihm auffallen!“ Ei, Gräfin Julie, Sie reden da sehr vernünftig, warum sagten Sie das nicht der Frau v. Weißenthurn?

Herr ***, als Graf Solm, und Frau ***, als seine Gemahlin, waren bei übler Laune. Sie spielten kalt, verdrossen, ungelenk, und letztere besonders mit spärlicher Mimik. Herr ***, Baron Walling war rein toll. Es sei ihm verziehen, denn so eine Braut, wie Demoiselle Lindner, so reizend, so anmutig, mit so vieler Grazie in Scherz und Ernst, verliert man nicht, ohne auch den Verstand zu verlieren. Herr Weidner als Baron Sturz zeigte ein höchst gelungenes Spiel, und Kunst und Natur in schöner, inniger Verbindung. Warum er auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung, den Degen an der Seite, auftrat, darf man wohl nicht fragen. Dieser Mißgriff ist üblich. Das Stück ist alt. Vordem mag wohl eine gräfliche Person ihre gräfliche Natur auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da sich die Sitten jetzt geändert, sollte man im Kostüm auch die nötige Änderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatische Handlung nicht mit einer gewissen Zeit, nicht mit einer bestimmten Gestalt notwendig verknüpft ist, so sollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuschung nicht gestört werde. Molières Geizige ist älter als 150 Jahre; würde es aber nicht einen störenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Personen in der Kleidung aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erschienen? Herr ***, des Lieutenants Bedienter, sollte seinen Herren bitten, ihm eine neue Livree machen zu lassen. Sie ist gar zu abgetragen. Ich kenne diesen Rock schon zwanzig Jahre.

XXXIII.

Die Entführung aus dem Serail.

Oper von Mozart.

Giebt es ein übersinnliches Land, wo man in Tönen spricht — die Meister der Kunst führen euch hinauf, indem sie euch erheben; nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem andere empor-

tragen müssen, in unserer irdischen Brust. Das ist's, was ihn nicht allein zum größten macht aller Tondichter, sondern zum einzigen unter ihnen. Um Mozartscher Musik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüts, sie strahlt jedem wie ein Spiegel, seine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt jeder in ihr die Poesie seines Daseins. Sie ist so erhaben und doch so herablassend, so stolz und doch jedem zugänglich, so tiefsinnig und verständlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, stark und milde, in ihrer Bewegung so ruhig und in ihrer Ruhe so lebensvoll. Musik, wenn sie als heimatliche Sprache der Liebe und Religion sich austönt, wird so himmlisch, als bei Mozart, bei keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe, wo das Wort schon im Sinne seine Verherrlichung findet, ist Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poesie der Prosa, den Farbenschmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singstücke der Constanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des steinernen Gastes sind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Gesänge. So ein meisterhafter Geselle, so ein verklärter Brummbär und hündischer Frauenwächter, wie er ergrimmt sich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig sieht, den er nicht lecken darf, so ein erboster Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird sobald nicht wieder in Musik gesetzt.

XXXIV.

L'école des Vieillards.

Comédie en cinq actes et en vers, par M. Casimir Delavigne.

In der Schule der Alten muß man die Zeit gut benutzen, denn sie ist kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer versteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu schonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verstanden. Er führt seinen Alten, fein und unmerklich, den rechten Weg, und straft den Unachtsamen nicht allzustreng. Danville, ein Seemann von sechzig Jahren, heiratet unerschrocken eine junge Frau, und liebt sie dann furchtsam. Hortense ist leichten Sinnes, denn

sie ist jung; liebt die offene Welt, denn sie ist schön; bleibt ihrem Manne treu, denn sie ist gut. Aber zu jung, ihre Schritte zu berechnen, zu schön, die unberechneten Schritte anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den übeln Schein zu meiden, gerät sie in Verwickelungen, die ihr und ihrem Seemanne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht sich alles aus, und die junge Gattin bittet den alten Gatten, mit ihr Paris zu verlassen, wo man ungestraft weder jung noch alt sein dürfe. Das ist der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsreeder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; sein alter Freund, der ein Hagestolz ist, und den man genau kennt, sobald man von ihm hört:

qu'il vit en patriarche,
Qu'il dine encore à l'heure ou l'on dinait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matrose gewesen; ein junger Hausfreund, der für Sturm sorgt; eine Schwiegermama, eine Königin-Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das sind alle deutsche Erinnerungen, und den Deutschen, der in Paris solche Kuhreigen hört, überfällt ein süßes Heimweh, und er möchte augenblicklich desertieren, wieder einmal ein liebes Kotzebuesches Stück zu sehen. An dem Lustspiele Delavignes ist nur die gefällige Versifikation und die anmutige Umgangssprache der feinen Pariser Welt nicht deutsch. Aber dieser Vorzug des französischen Dichters ist nicht das Eigentum des Dichters, sondern das des Franzosen. Wo sollte ein deutscher Lustspieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Korinth, als sich ein deutscher Schriftsteller mit einem Herzoge zusammenfindet. In Paris aber ist dies anders, dort ist jeder ohne Ausnahme duc-fähig und berechtigt, sich in öffentlichen Konzerten auf einen der vorderen adeligen Stühle zu setzen, und Herr Delavigne hatte wahrscheinlich oft Gelegenheit zu sehen, wie sich ein Duc d'Elmar anstellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne ist ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte fast Genie, wenn er kein Franzose wäre, oder wenigstens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürsten machte. Das ist aber auch eine Gefangenschaft des Geistes, wenn auch in einem größeren Gefängnisse. L'école des Vieillards wurde im Theater Français aufgeführt und hatte sowohl bei der Darstellung, als auch später, da sie im

Drucke erschien, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Lustspiele an Lebhaftigkeit der Intrigue. Dieser Mangel des Gedichts aber ist ein Verdienst des Dichters. Delavigne verschmähte das herkömmliche Intriguieren, und gleicht hierin allen Künstlern, die, wenn sie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hilfsmittel zu verschmähen, und damit endigen, sich neue zu schaffen — so wie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt, als aufbaut. Es ist merkwürdig, wie das bürgerliche Schauspiel, dessen man in Deutschland satt ist, in Frankreich immer mehr und stärker den Appetit reizt. Täglich werden stillschweigend oder eingestanden, deutsche weinerliche Schauspiele übersetzt bearbeitet, und auf die Pariser Bühne gebracht. Ihr Entzücken ist Menschenhaß und Reue, ein Stück, dessen Name schon (misanthropie et repentir) — sollte man meinen — ein Franzose lächerlich finden mußte. Aber Talma, der in einem altpreußischen gepuderten Grenadierzopfe den Menschenhasser spielte, rührt sie und sie lassen sich rühren, als wären sie gute Leipziger. Daran ist Turgot schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer sonst an der französischen Revolution schuld ist. Vor der Revolution hatten die Franzosen keinen Bürgerstand, also kein häusliches Leben, also kein bürgerliches Schauspiel. Als im achtzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerstandes nicht länger widerstehen konnte, war er so klug, das kleinste Übel zu wählen, und nahm alle Bürgergeborenen, die Geist und Geld hatten, lieber in seine Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden und es zur Bastille und zum Blutgerüste zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schicksal, und höchstens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatisch ist. Mit der Revolution hatte sich dieses geändert. Ein häusliches Leben hat sich gebildet, Haustugenden und Hauslaster sind entstanden, häusliches Glück und häuslicher Jammer haben sich eingefunden, und das bürgerliche Schauspiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Konstitutionscharte erhalten. Das ist nicht mehr wie sonst. Das Laster wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargestellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtsinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zu-

gelächelt, die Eifersucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpflästerchen von kleinen Sünden sind nicht mehr.

XXXV.

Johann, Herzog von Finnland.

Schauspiel von Johanna Weißenthurn.

Ein Schauspiel, das heißt: ein stumpfer dramatischer Kegel, breit unten und breit oben. . . . Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß. . . Das Schicksal in Civilkleidung, den Orden unter dem Überrock versteckt — doch das ist unsere Sorge nicht, aber gelungen in ihrer Art ist diese Dichtung der Frau von Weißenthurn wohl zu nennen. Die Charaktere sind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemessen („leidenschaftliches Insekt" und „blutige Reue" etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meisten Lärmstücke: Der Stelzengang der Betrachtung, die türkische Musik der Leidenschaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieser Art.

Herr *** war als Johann nicht an seinem Orte. Es soll nicht getadelt werden, was er unterließ, sondern nur, was er zuviel gethan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunstreich angeordnet, wie sie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeißelt, das macht sein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog schmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und siehe! er bewegt sich voller Grazie. Giebt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher sei? Da, wo die Seele plötzlich in Bewegung gesetzt wird, bei einer von außen angeregten und nach außen zurückwirkenden Leidenschaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Überraschung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauspieler eine schnell vorübergehende innere Stimmung durch angemessene Gebärdungen verständlicher und eindrucksvoller zu machen suchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüts, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müssen, sich selbst überlassen, mehr ihren eigenen Verhältnissen und ihrer Schwerkraft folgen. — Herr ***, ein neu angeschaffter Künstler —

denn unsere gewissenhafte Direktion, als Pächterin der Bühne, sucht das eiserne Vieh derselben stets vollständig zu erhalten — spielte den Graf Richers. Da vernahm man den regelmäßigen Dreschertakt auf- und niedersteigender Wallungen, klipp, klapp, klipp, klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben und senkten sich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade vom Abgrunde der Hölle gesprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es ist zum Erbarmen.

XXXVI.

Der Wollmarkt,

oder

das Hotel de Wibourg.

Lustspiel von Clauren.

Ein alter, reicher und gutmütiger Landwirt, seit vierzig Jahren gewohnt, so oft ihn seine Geschäfte in die Residenz führten, dort in den schwarzen Esel einzukehren, weil das Haus helle und luftige Ställe hat und man da zu zwei Groschen die Person speist — ließ sich von einem naseweisen Fähndrich aufbinden: im Hotel de Wibourg werde man gleich wohlfeil und ungleich besser bewirtet. Das Hotel de Wibourg aber war ein fürstlicher Palast. Als nun der Amtsrat Harbert — so hieß der Gefoppte — in seiner schweren Kutsche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hotels angefahren kam und fragte, ob man da logieren könne? ging der junge frohe Fürst sogleich in das Mißverständnis ein, spielte den Wirt, ließ seine Gemahlin die Wirtin, und so weiter das ganze Haus Wirtshaus spielen. Der gute Amtsrat ließ sich den Schinken, in Burgunder gekocht, die Trüffelpastete, die „sechserlei" Weine, und alle anderen fürstlichen Leckerbissen vortrefflich schmecken. Da giebt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirat. Der Einfall ist artig, und wenn ihn Herr Clauren zum ersten Male hatte, gereicht das seiner guten Laune zur besten Ehre. Aber das ist nicht genug. Ein Einfall ist Glück, Lotteriegewinst; man muß auch zeigen, daß man sein Glück zu benutzen, den Gewinst zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im

Wollmarkt ist es sehr ungehörig geschehen. Es fehlt an der komischen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul ist! Wir Südländer sind oft so gutmütig und schämen uns, daß wir so natürlich sprechen; man höre aber erst, wie Herr Clauren seine Nordresidenzer reden läßt. Das sitzt auf einem Lehnstuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäsche ist etwas schmutzig, und das sitzt und bleibt sitzen und erhebt sich nicht, mögen auch die gebildetsten, vornehmsten Personen eintreten. Ich will wohl glauben, daß ein Offizier, auch wenn er noch so jung ist, daß er keinen Bart hat, durch das böse Beispiel in der Garnison verführt, Schulden macht, die Bürgersleute hudelt, viel Schnaps trinkt und auf das Wohlleben der himmlischen Goldkinder in der Residenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert; aber daß der Sohn eines Generals, wie der Fähndrich von Schrot, dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, spricht wie ein Dragoner auf der Kirmes, und abwechselnd Mordelement und Mohrenelement flucht — das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Ökonomierat Korn, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantisch ist, sagt: „Mein kleines Minchen war akkurat so.“ Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürst und wäre er auch kein regierender, sondern nur ein appanagierter, wie der Fürst von Wibourg, zu seiner Gemahlin spricht: „J, du bist ja ein ganz allerliebstes Frauchen.“ O, sagte er vielleicht, aber J, gewiß nicht. Kurz, der Wollmarkt mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß sein Wollmarkt auf verschiedenen deutschen Bühnen vierundachtzigtausend Zuschauer ergötzt habe. Was beweist dieses aber? Nichts, als daß diese vierundachtzigtausend Zuschauer Deutsche waren. Ich habe es immer gedacht und oft gesagt, daß kein Schauspieldichter sich über sein Volk und seine Zeit erheben könne. Ein Philosoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenossen vorauseilen; aber ein dramatischer Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Columbus verlacht, aber Shakespeare wurde schon von seinen Zeitgenossen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, so seine Schauspiele. Doch bilden die vierundachtzigtausend Freunde des Herrn Clauren ein stattliches Heer, und ich würde mich sehr bedenken, mit ihnen zu streiten, stände mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich

dem Herrn Clauren entgegensetzen kann. Ich bringe diese Macht leicht zusammen, wenn ich den deutschen Schauspielern und Theaterdirektoren verrate, daß Herr Clauren gesagt hat, sie wären alle dumm — aber wie dumm! Wenn er in der Vorrede zum gedruckten Wollmarkte eine verehrliche Regie ganz ergebenst bittet, das Stück nicht eher spielen zu lassen, bis jeder Schauspieler seine Rolle gelernt habe — was wäre dann an einer Regie, der man so etwas erst sagen muß, Verehrliches? Wäre sie vielleicht nicht eine sehr dumme Regie? Wenn Herr Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede ist, die Anmerkung macht: „Wo dieser feine Liqueur nicht bekannt ist, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden" — und da, wo von den blauen Augen des Amtsrats Korn gesprochen wird, bemerkt: Sollte der Schauspieler, der diese Person vorstellt, schwarze Augen haben, da muß blau in schwarz verwandelt werden — wollte er damit nicht zu verstehen geben, daß alle deutsche Schauspieler rätselhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine bessere Absicht, als die genannte, wenn er folgendes bemerkt? „Das Zeichen ( ) bedeutet, daß das darin Enthaltene gesprochen worden wäre, wenn der darauf Folgende dem, der das Eingeklammerte zu sagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwischen dem Zeichen ( ) Befindliche wird also nie ausgesprochen, es steht nur da, um dem Schauspieler anzudeuten, wie er die vor dem Eingeschlossenen befindliche Phrase zu nehmen habe." Ach, und mit welcher grausamen mörderischen Art läßt Herr Clauren seine Personen sich einander in das Wort fallen! So will einer sagen Pommeranzen; der Gegner haut ihm aber die Pommeranze mitten entzwei, so daß er nur sagen kann: Pomme. Es ist unglaublich; ich möchte den Mauldieb sehen, der mir aus meinem eigenen Munde eine halbe Pommeranze stiehlt; aber Herr Clauren denkt, dummen Schauspielern, wie den deutschen, könne man alles aufbinden. Wäre ich ein Schauspieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das sind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaschen werden können. Doch das mögen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, so habe ich in eigenen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! die Unschuld wird verfolgt, die Tugend verlacht und alles Heilige wird verspottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemischt, ist bis in den reinen deutschen Magen gekommen und was die guten Menschen aller Orten mit frommer

Scheu verehren, das lästert der deutsche Clauren. Er lästert die Theaterkritiker, diese letzten Deutschen, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe Tag und Nacht ermüdet anblasen; sie, die den festen dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutschen Staatskörpers zusammenhält; sie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die Bäcker, alle die Wolf, alle die Schmidt, alle die Franz, wie alle Schauspieler aller deutschen Bühnen, sowohl in Trier als in Berlin, sowohl in München als in Wiesbaden, sowohl in Wien als in Mannheim, wie sie gespielt haben oder hätten spielen sollen, sowohl den Ferdinand als den Posa, sowohl den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, sowohl den Justizrat als den Fridolin, und wie sie gespielt haben, sowohl gestern als vorgestern und vor sechs Monaten; sie, die alle Lumpen in Wert bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geschichte, nichts von der Freiheit und Recht gedruckt werde, sondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wissen not thut, nämlich: wie Herr Der in Danzig den Mortimer gespielt habe am zweiten Februar des verflossenen Jahres — diese Wesen höherer Art, die vom Menschen nichts haben als die Gestalt und den Hunger, diese lästert Herr Clauren aufs Allerschmählichste! Zwar nennt er sie nicht Blattläuse, aber er sagt sonst alles mögliche von ihnen, was der Reichtum der deutschen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbot. Er spricht von der unverträglichen Dummdreistigkeit, die diesem litterarischen Ungeziefer angeboren ist .... er sagt, sie schreien ihr ungewaschenes Wischiwaschi in die Welt hinaus ... er nennt sie litterarische Accoucheurs und Korrespondenzler .... er nennt sie Jammerbilder .... er spricht von ihrer Plumpheit und von ihren Skorpionstacheln .... er nennt sie litterarische Henkersknechte, eigensüchtige und hämische Blutrichter .... er spricht von ihrem galligen Eifer, und nachdem er sich matt geschimpft, sagt er, die Kritiker wären ein Hemmschuh für die Lust zu den dramatischen Arbeiten, und endlich wird er aus Erschöpfung weich und mild, und er nennt sie liebe Recensenten. Und warum schilt der deutsche Clauren die deutschen Theaterkritiker? Eines bösen Traumes wegen. Er hat geträumt, sie, die Kritiker wären schuld an dem Verfalle der deutschen Bühnen, an dem Verderben der dramatischen Kunst. Durch ihr strenges und ungerechtes

Urteil wären schon Hunderte von jungen Dichtern entmutigt worden, hätten es bei ihrem ersten Versuche bewenden lassen, das Zutrauen zu sich selbst verloren und die Feder auf immer niedergelegt. „Vielleicht war unter diesen Hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Lessing.“ Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem ersten feindlichen Zusammentreffen mit der Kritik kapituliert, die Feder gestreckt und dann nie mehr gedient hätten! Ja, es giebt vielmehr nicht einen dramatischen Dichter in Deutschland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden lassen. Herr Clauren selbst, so viel er auch schon getadelt worden, schreibt doch fort und fort Komödien; welches alles klar beweist, daß die Kritik zwar manchmal verwundet, aber noch nie einen totgeschlagen. Herr Clauren sagt ferner, die Kritiker verekelten dem Publikum den Theaterbesuch, bestöhlen die Theaterkasse, indem sie ihr die Einnahme schmälerten und raubten „dem armen Schauspieler die heiligsten Heiligtümer des menschlichen Lebens, Ehre und Brot“. Panis et Honores! Dieser St. Panis ist ein ganz neuer Heiliger, der Schutzpatron des Herrn Clauren kommt etwas spät und wird Mühe haben, im christlichen Kalender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich sagte Herr Clauren — und dahin wollte er kommen — „verbannten alle Journale den unseligen Titel: Theaternachrichten, nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren; würde über Stück und Spiel in dieser Frist gar nichts geschrieben, so würde man sehen, mit welcher frischen Kraft das Bühnenwesen überall wieder aufblühen werde. Das Publikum würde mit unversalzener Lust in die Häuser strömen, nicht um mit den Journalisten zu kritisieren, sondern um sich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verschaffen, die Theaterkassen würden sich wohlbefinden; die Schauspieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseisen und Staupenschlag, die sie gegenwärtig oft ganz unschuldig von den litterarischen Henkersknechten zu erleiden haben, Mut und Selbstvertrauen gewinnen; die Dichter würden, aus den immer gefüllten Theaterkassen anständig honoriert, Lust bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatische Arbeiten zu verwenden ..... und so würde hoffentlich die schöne Blütenzeit des deutschen Schauspielwesens wiederkehren.“ Wahrlich, Herr Clauren spricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er ist offiziell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Minister werden.

Die dramaturgischen Idiosynkrasien des Herrn Clauren, so wunderbar und unerhört sie mir auch geschienen — ich habe sie mit leichtem Herzen besprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden recht behielte? Man kann in solchen Dingen irren und doch ein ehrlicher Mann sein. Jetzt aber, da ich auch die staatsbürgerlichen Grundsätze des Herrn Clauren zu bestreiten und seinen Civismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu schwer. Das Gewissen sagt mir, es sei schändlich, ein Angeber zu sein; aber die weisesten und tugendhaftesten Männer sagen, es sei die Pflicht jedes treuen Unterthanen, alles, was er von staatsgefährlichen Gesinnungen bei einem seiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüste bringen — der Verrat bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verschweigen, daß Herr Clauren demagogische Umtriebe treibt, oder es giebt keine demagogischen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigentumsrecht der dramatischen Dichter in Deutschland nicht geschützt wäre, daß jeder Dieb von Abschreiber die Handschrift eines Schauspiels nach Belieben vervielfältigen dürfe und jede Spitzbubenbühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entschädigen, und daß dieses in Frankreich anders wäre und man solle sich schämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieses liberalen Geschwätzes? wer weiß es nicht, warum die Unruhestifter so sehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatischen Dichter, wenn die Schriftsteller überhaupt in ihrem sogenannten Eigentume rechtlich geschützt wären? Reich würden sie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verstand ihres Geldes willen verzeihen; sie würden zu Ansehen und Macht kommen; ihre verbrecherischen Gesinnungen, durch köstliche Mittagsessen empfohlen, würden sich verbreiten — ein dramatischer Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit in seinen Stücken die Laune und Ansichten der Menge liebkosen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundsätzen der Vornehmen und Mächtigen schmeicheln — ein Mann von Geist würde, um nicht Hungers zu sterben, nicht mehr nötig haben, um Staatsdienste zu betteln, oder sich in den Zwinger einer Akademie einsperren zu lassen, sondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrat, sondern ein Volksrat werden — man würde keine offiziellen Lügner mehr

finden, da die Wahrheit mehr eintrüge, als die Lüge — kurz, die so heilsam bestehende Ordnung der Dinge würde um und um gekehrt werden. Aber unsere weisen Staatsmänner durchschauen das listige Gewebe der Unruhestifter, sie lassen sich nicht täuschen, sie suchen das bewährte Alte aufrecht zu erhalten, und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug sei, um deutsche Schriftsteller von wahren Verdiensten für ihre Leiden und Entbehrungen in diesem irdischen Jammerthale reichlich zu entschädigen. O nein, sie lassen sich nicht zum Besten haben!

XXXVII.

Das Trauerspiel in Tirol.

Ein dramatisches Gedicht von Immermann.

Als ich das Buch aufblätterte, hineinsah und den Vicekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haspinger, den Priester Donay — gute alte Bekannte — da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geschehen. Wenn Geschichten, die wir gelebt, und Menschen, die wir gekannt, auf der Bühne dargestellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Ähnlichkeit von den Bildnissen, und finden wir sie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden sein. Giebt er sie uns aber, was haben wir dann? Der Aufstand in Tirol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer — was sind sie? Verse, halbe Reime, aus dem großen Drama unserer Zeit herausgerissen, ohne Sinn, unverständlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor, was mit geht und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeschlossenes, lebendiges Wesen sein, das vor unseren Augen geboren wird und stirbt; das sein eigenes Herz hat, seine eigenen Glieder, das sich bewegt nach eigenem Gesetze, seinen eigenen Dunstkreis hat und die Welt nur berührt, sie als Nahrung zu erfassen. Nein, das kann nicht gut werden, dieses Trauerspiel wird nur eine Trauerspielerei sein; wenn viel ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andere Sorgen. Wohl giebt es nichts, das erhabener und schöner wäre, als der Kampf eines Volkes für sein

Vaterland. Aber der Kampf, daß er schön sei, muß einer sein für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein solcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch gewesen, ob es sich selbst beherrschte oder einem Fürsten gehorchte, ob dieser mild und gerecht regierte, oder streng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es besiegt wurde. Es verlor sein Geburtsland, die Wiege seiner Kinder, die Gräber seiner Voreltern, und seine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sklaverei geworfen. In unseren Tagen ist es aber anders. Ein besiegtes Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr seiner Güter und Freiheit beraubt; es wechselt nur seine Gesetze. Ob dieses ein Unglück sei, das mitfühlend zu beweinen, müssen wir erst bedenken; wir müssen untersuchen, studieren, ob die alten oder neuen Gesetze besser sind; wir müssen berechnen, ob besser sei zu leben unter Österreichs oder unter Bayerns Herrschaft. Hat man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen sitzt? Schlimm, wenn man sie hat. . . . Doch die Liebe für den angestammten Fürsten? Der Kampf für diesen, ist er nicht auch ein schöner? Es ist ein würdiger Kampf, es ist ein Glaube, wie ein anderer, und heilig, wie jeder. Aber . . . das Herz hat seinen Hunger, wie der Magen seinen. In einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiser. Ist aber der schöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen süße Früchte an den Bäumen, stehen die Halme voll und dem Herzen genügt noch immer ungesunde unerquickliche Nahrung — dann ist es die Not nicht mehr, die solche traurige Gelüste erklärt; nur die Armut thut's, die Armut des Herzens. Das ist kein Künstlerziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem schönen.

Noch nie ging ein Volk unter, das für seine Freiheit kämpfte; noch keines starb eines gewaltsamen Todes, sie starben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geschöpfe. Völker schwimmen gut und lang, und stürzen die Wellen über ihnen zusammen, glauben wir sie gesunken. Doch gleichviel, wir sehen und leben kurz, und das Volk, das unseren Augen untergegangen, ist uns gestorben und wir beweinen es. Aber nur in der Geschichte, dort wo unsere Einbildungskraft den feindlichen Widerstand so lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört schändlich zu sein. Aber

anders ist es auf der Bühne. Da sehen und zählen wir den Feind, da sehen wir auch das unzählige Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tiroler unterwerfen sich den Franzosen. Wie? Warum? Was ist geschehen? Ein Held wird getötet oder gefangen, und dann ist es aus mit seiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tiroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man sie alle in Ketten geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang sinkt, sehen wir des Volkes noch so viel, als wir gesehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen sie? Vielleicht frägt einer: warum so feilschen mit dem Herzen? Die Tiroler fielen, weil sie den Mut verloren, weil sie schwach waren. Ist Schwäche nicht auch ein böses Geschick? wir wollen um sie weinen. . . . Gut, es sei. Die Tiroler waren schwach und darum sanken sie. Aber nein, sie sanken nicht bloß, man ließ sie sinken. Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer sinken, die sich in die Flut gestürzt, sie zu retten. Die Tiroler waren nicht bloß schwach, sie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das ist zu viel! Über solche Menschen kann man nur die Achseln zucken, um sie weinen kann man nicht. Die Tiroler gehören in Venturinis Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menschlichen Herzens — sie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer *kann* ein Volk nicht siegen, ohne solchen darf man es nicht besiegen lassen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo sind aber die Führer der Tiroler? Warum hat sie der Dichter nicht hervorgestellt? Sind die Tiroler von selbst gegangen, haben sie frei geschlagen? Nein, sie wurden *aufgezogen*, und da gingen sie einen Tag und blieben am Abende stehen, weil man sie nicht von neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrschlüssel und die Hand sehen, die das gethan. Hofer hat es doch nicht vollbracht? Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tiroler geführt? Welcher? Für welchen haben sie gekämpft? Sie sollen es uns sagen, wir wollen sie reden lassen, wir wollen sie anhören.

Als Hofer vor der Schlacht am Berge Isel mit etwas gesalbter feierlicher Lustigkeit, nach Art des Königs David, Wein trinkt aus einem silbernen Pokale, auf dessen Deckel das alte Schloß Tirol eingegraben war, bewegt ihn dieser Anblick, denn — sagt er — das erinnere an

Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
Der sel'gen, gnäd'gen Frau Margarete.

Wir sind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tiroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob sie zwar publizistisch ist und trübe. Ein schlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wissen, daß Freiheit besser sei als Freiheiten; Gerechtigkeit besser als Rechte, und besser Gleichheit als Privilegien. Es muß wohl etwas Rätselhaftes in jener Liebe sein, denn der Vicekönig von Italien, der als kluger Feldherr sich doch gewiß bemüht hatte, die Verfassung des Landes, das er bekriegen sollte, und die Stimmung seiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß sich nicht herauszufinden. Er sagt zum Grafen Barraguay, einem von seinem Gefolge:

Fassen Sie die Treue,
Womit das Volk am Hause Habsburg hängt?
Den Eigensinn, das Bessre, was von außen
Zu seinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
Ich mind'stens fasse die Gesinnung nicht; —

worauf Barraguay antwortet:

Sie sind denn doch nur Deutsche, wie die andern. —

Wir wollen uns mit diesem naseweisen Franzosen nicht aufhalten, er ist ein viel zu gemeiner Mensch, um deutsche Herrlichkeit zu fassen; wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensschlusse erscheint er vor dem Vicekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tirols, empfiehlt das Land seiner Milde und spricht:

Bedaure das unglückliche Tirol!
Laß unsern Sinn von deinen Spöttern nicht
Zur Fratze dir verspotten! Lobt man doch
Den Hund am meisten, der von seinem Herrn,
Und keinem andern, seine Speise nimmt.
Ihr habt zum Grabe Österreich gemacht!
Ich sage dir: Der arme, treue Hund
Wird auf dem Grabe sich zu Tode heulen!

Mag diese hündische Liebe loben und lieben wer da will, aber der Dichter wende sein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er singen! Der Vicekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt Ihr Östreich?
Denk 'mal darüber nach, und sag' die Gründe,
Die euch so heiß nach Wien und Schönbrunn wenden.
Wir woll'n dann miteinander prüfen, ob
Der neue Landesherr nicht alles that,
Nicht alles thun kann, um den Preis zu zahlen
Für diese Liebe. Warum liebt Ihr Östreich?

Hofer.
Mein Herr, die Frage legt' ich selber mir
Und keiner, glaub' ich, in Tirol sich jemals vor.
Ich kann dir keine Antwort darauf geben.

Vicekönig.
Besinne dich nur, ich laß dir Zeit, du sollst,
Es ist mein Wille, dich ganz frei erklären.

Hofer.
So helf' mir Gott, ich weiß dir nicht zu sagen,
Warum den Kaiser wir zu Wien verehren.
Ich schüttle mein Gedächtnis suchend durch. —
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir stimmen auf dem Landtag, so wie sie;
Und freundlich immer war der Kaiser uns.
Und doch erspäh ich in dem allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.
Das alles ist es nicht, was uns macht hüpfen,
Und jauchzen, und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die schwarz und gelben Fahnen sehn.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich — frei soll ich ja reden, —
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind,
Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vicekönig.
Es scheint mithin, daß grundlos diese Liebe.

Hofer.
Ich glaube selbst, die Lieb' hat keinen Grund.
— — — — — — — — — — —

Ich bin ein Bauer ·
Und kann nicht, was ich meine, deutlich sagen,
Allein es dünkt mich fast, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr sie sei ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menschen sendet,
Daß sie d'rin scheinen solle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenstern freundlich blinkt.

Das ist alles recht gut, alles recht schön, nur zu gut und zu schön für einen Bauer. Hofer denkt und spricht von der Liebe wie ein Philosoph, ja besser, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wissen die Philosophen selten. Der Bauer hat nicht sein Herz, der Dichter hat seinen Helden erklärt. Doch es sei. Die Liebe ist ohne Grund, und diese Liebe ohne Grund war der Grund des Aufstandes der Tiroler. Wir wollen alles vergessen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirren — könnten wir nur auch vergessen, daß Hofer einige Minuten früher, an demselben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vicekönige gesagt:

Ich bin nicht aufgestanden freventlich,
Nicht wie ein Ritter aus dem Stegereif!
Vielmehr, ich habe höchste Mahnung und
Des Kaisers Willensmeinung abgewartet,
Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.
Ich kann wahrhaftig meine Zweifel, ob
Ich ihn ablegen solle, kann sie nicht
Aus meiner Seele in die Lüfte schicken,
Eh' ich nicht Kaisers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von meinem Kaiser sehe.

Also war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Also hat er doch nicht aus dem Stegereif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu thun, und er that es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu thun, und er that es nicht mehr. Ist die Liebe eine Verschreibung, eine Wechselschuld? Wenn der Liebegläubiger dir sagt: du bist mir nichts mehr schuldig, sieh, ich zerreiße die Verschreibung — bist du dann frei? Auch Ferdinand hieß sein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht gethan. Tirol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe — es war kein deutsches Herz.

So suchen wir noch immer vergebens, was die Tiroler beseelt, und waren sie nicht beseelt, was sie getrieben; die Führer suchen wir. Warum ist nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es gewesen, diesen Mann zu sehen und sprechen zu hören, der sich so heiß bemüht für Österreich gegen — Bayern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vicekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn seit einigen Jahren nicht gesehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch? muß er die Zeitung gelesen haben?

Speckbacher, der zweite Anführer der Tiroler, spricht von den Franzosen:

Ich hasse sie, und weiß nicht recht warum.
Doch haß ich sie, und bis ich diesen Haß
In ihrer Leiber rotem Born gelöscht,
Soll mir von Fried' und Freundschaft niemand sprechen.

Beim Himmel! .... Doch still, da reden noch andere; hören wir, was sie sagen. Der Priester Donay, Hofers Eigentümer, der seine große Puppe mit dem langen Barte streckt und richtet, und setzt und stellt und legt wie es ihm beliebt, will sein Spielzeug den Tirolern als Oberhaupt empfehlen und spricht:

Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben
(Und der den frommen Dienern unsrer Kirche
Gern alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Diese letzten Worte flüstert er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleich zu stimmen, und dieser sagt:

Ich will mein Haupt nicht scheren und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde schütten,
Bis ich die Feinde unsrer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie sie's verdienen.

Ist das vielleicht der Schlüssel zu den Bewegungen der Tiroler? Kurz — er ist's. Wie in Spanien war es auch in Tirol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft daher mit Recht seinen Soldaten zu:

Denkt eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffensklaven!

Aber der Dichter hätte diesen Schlüssel größer machen sollen, er ist zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und schaufelt und umhersieht, konnte ihn wohl finden; aber der flüchtige Leser, oder der Zuschauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Priester sind die einzigen, die das Geheimnis verraten — zu wenige Worte, zu leise ausgesprochen und nur den Nahestehenden vernehmlich, wenn sie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgsamkeit, edler Stolz oder Knechtsinn — der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abscheu, zu freudiger Überraschung oder zum Schrecken führen, und erreicht er sein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unser Dichter, wohin er wollte? Nein. Wir sollen um die Tiroler weinen, und wir bemitleiden die Franzosen; wir sollen über das schlimme Ende einer guten Sache erschrecken, und wir erschrecken nicht, denn der Ausgang überrascht uns nicht, wir haben ihn vorhergesehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böse Geschick, sondern der Unverstand entscheidet, warum da geduldig sitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang sinkt? Es giebt keinen Deutschen, der nicht die Wege des Unverstandes kennte. Ich sage, wir bemitleiden die Franzosen, und ich wette, das geschähe, wenn das Trauerspiel von der Treue der Tiroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzosen streiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tiroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tiroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tiroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsere Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten recht, und es zwingt uns darum mit dem Vicekönig zu empfinden, wenn er spricht:

> Ich klage nicht, wenn Menschen fallen, leider
> Will's unsre Zeit, will's unser Schicksal so,
> Doch wenn sie in dem Kampf mit Felsen, mit
> Der blinden, wütenden Natur verderben,
> Unnütz verderben, dann empört sich mein Gemüt.

Wie schön hat der Dichter — schöner als gut war — den Kampf geschildert, den Kampf der Berge, die zornig werden und ein Herz bekommen, gegen Menschen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felsenfäule Mitte,
Da grade, wo sie ob der Brücke hangen,
Die schmal und spärlich überbaut den Fluß,
Und lösten alle Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Felsenblöck' aus ihren Betten,
Und rammten in das Erdreich schwache Pfeiler
Und legten erst die Lärchen auf die Pfeiler,
Und schoben dann die Blöcke auf die Lärchen.
Jetzt luden unsre guten Büchsen wir
Und hingen still wie Gemsen an den Zacken.

Nicht lange d'rauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzosen in der Tiefe,
Sie trippelten in Hasten übers Brücklein,
Und sahen aus von oben klein wie Mäuse,
Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife,
Und unsre Buben lösteten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alsobald
Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geschrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
D'rauf stieg ein Dampf empor, und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unsern Füßen.
Wir alle schossen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing vom Blei sein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, so stiegen
Wir von dem Grat, und gingen zu den Feinden.
Da sahn wir nichts als Stein getürmt auf Stein,
Gebrochne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern; und die Eisack,
Von wild verschränkten Totengliedern starrend,
Sprang, wie ein rasend Untier, übers Schlachtfeld.

Der Dichter hätte ebenso gut, ja besser, die Franzosen durch ein Erdbeben können vernichten lassen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermütige Feinde nur mit Bedenken haben.

Ständen unseren deutschen Landsleuten nur wahre Franzosen, im schlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter, den braven Tirolern gegenüber, die nicht wanken, nicht deuteln und nicht klüger sein wollen als sie sind, Franzosen erscheinen lassen, wie wir sie kannten — summende Witzkäfer des achtzehnten Jahrhunderts, oder Phrasenmacher aus der Freiheitsfabrik, oder übermütige Knechte aus der Kaiserzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen, doch wenigstens von diesen abgestoßen würden! Aber er that es nicht. Alle Franzosen, welche auftreten, sind brave Leute, die thun, was sie müssen, aber denken, wie sie sollen, und sagen, was sie denken. Nur der kleine Page des Vicekönigs, der sich über den langen Bart Hofers lustig macht und meint, er könne den Jakob in „Joseph von Ägypten" spielen — nur dieser erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig ist ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der schönsten Bedeutung dieses Ausdrucks. Der Vicekönig hat gar etwas deutsches Romantisches, er blickt nicht bloß weit, sondern auch tief, er hat etwas Überfranzösisches, er ist sinnig. Wie sinnig er ist, zeigt sich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieser nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von Danzig von den Tirolern erlitten, seinen gnädigen Herrn so betrübe? Der Vicekönig erwidert: nicht das wechselnde Kriegsglück habe ihn überrascht, bestürzt gemacht, ihn beunruhige etwas anderes:

Wodurch denn sind wir groß geworden, Graf,
Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
Der wehte uns den lichten Sternen zu,
Und gab uns Kräfte, unsern goldnen Tempel
Inmitten dieser mürben Welt zu bauen.
Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
Ein zeugender, ein frischer Lebensgeist,
Und gegenüber war nur toter Stoff,
Nur Zahlen, Uniformen, Kabinette,
Die Fürsten ohne Völker, und die Völker
Hinwieder ohne Fürsten. —
Hier aber tritt uns ja dasselb' entgegen,
Was uns getrieben. Dieses arme Volk,
In seiner Einfalt, unter seinen Pfaffen,
Ist zu derselben Mündigkeit gelangt,
Wie wir mit unserm glänzenden Verstande,

Es will auf sich stehn, einen Willen haben.
Wer schauderte wohl nicht, wenn sich die Geister,
Die selbst wir riefen, gegen uns sich wenden!
Dies deutet eine böse Spaltung an,
Der schwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, übersinnig ist der Vicekönig, er hört das Gras wachsen. Als Graf Barraguay, ihn zu trösten, sagt: „Deutschland wird uns nie gefährlich werden" — erwidert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet die Gefahr in unserm Sturze.
In diesem Lande voll Geheimnisse
Reift alles heimlich, unsichtbar heran,
Und seine Schrecken sind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Gesundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm schon nah am Herzen säße.

Der gute Vicekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht gewesen, das den kalten Ofen eingeheizt — nie wäre das Strohfeuer der einen mit der knorrigen eichenen Geduld der anderen zusammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie empor gestiegen.

Das Schauspiel hat keinen Kern, die Schale wickelt sich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was ist hier, was ist dort? Wo ist die Länge, die Breite, wo der Boden, wo die Luft? Es ist eine Seite aus der Weltgeschichte, die mitten im Satze beginnt und mitten im Satze aufhört. Vielleicht daß uns die Bilder entschädigen für das, was ihrer Zusammenstellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir sie.

Hofer ist der Papa seines Volkes, ein guter Mann, aber schwach und abergläubisch. Er ist ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume, und läßt sie sich von einem Pater auslegen. Wenn er schlagen soll, betet er, und wenn er geschlagen, weint er, statt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er sei zum Oberhaupte gewählt worden, faßt er die Thorheit gar nicht, bis ihm ein Pater sagt:

Begreifst du's nicht, so nimm es für ein Wunder;
Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es ist fast Spott):

Brauch unsern Rat, wir brauchen dein Gemüt.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterschwert, das man ihm in die Hände giebt. Nun will man von ihm wissen, welchen Plan er zur bevorstehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe keinen, das werde sich schon finden zu seiner Zeit. Zwar ist er kein pragmatischer Kopf, der viel über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht, doch hört man ihn einmal sagen:

— — — — mit den neuen Büchern
Und neuen Moden stürzte das Verderben
Über unsre Buben, über unsre Mädchen.

Also die Bücher haben es gethan, auch in Tirol haben sie das Volk verdorben! Wie gut österreichisch der Mann gesinnt ist! Ist es aber wahr, so hat der Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotischen Einfältigkeit seiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig sagte:

Wir lesen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vicekönige steht, ist so demütig, so unleidlich demütig! Etwas edler Trotz hätte ihn besser gekleidet. Aber der Backofen der Majestät macht ihn ganz mürbe, gleich in der ersten Minute. Das ist wohl sehr deutsch, aber gar nicht schön. Der Vicekönig will von ihm wissen, warum er die Franzosen hasse und bekriege, und statt ihm kurz und gebührlich zu antworten: ungebetene Gäste wirft man zur Thür hinaus — hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiser seinen Frieden geschlossen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft sein Schwert in eine Felsenspalte und schläft ermüdet ein. Da erscheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erscheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend sehen, was er im Traume, muß der Engel wohl erscheinen. Es sei gut. Aber der Engel erscheint nicht bloß, er spricht auch eine ganze Zeile, er sagt:

Du sollst das Schwert, das du geführt, behalten —

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden nieder und verschwindet. Nein, das ist zu viel. Der Engel spricht deutsch und trägt das lange Ritterschwert der alten Grafen zu Görtz in seiner luftigen Hand! Ein englisches Schwert, das könnte wohl sein — die englischen Waffen waren damals in Tirol, wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzosen — aber das Schwert eines Engels! das ist zu schwer zu tragen und zu glauben. Als Hofer erwacht und sich der Traumesmahnung erinnert und das

Schwert findet, sagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von neuem. Endlich ist er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher. Er ist dem Kriegsrechte verfallen, seine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er will nicht flüchten, er will als Märtyrer endigen, aber er zeigt sich nicht begeistert, hochsinnig, sondern entseelt und stumpfsinnig, so daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht sein Geschick. Er geht unter .... Ja geschähe das nur, ginge er unter; der Tod versöhnt, wie die Schuld, so die Thorheit. Aber er *stirbt* nicht, er wird nur gefangen, und wir erfahren, er solle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht gestellt werden. So bleiben wir nach Endigung der Tragödie noch ungewiß über das Schicksal unseres Helden. Wird er verurteilt, frei gesprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Österreich sich für ihn verwenden? Es kostete nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geschieht's. Wir zweifeln — das ist nicht gut. Der dramatische Dichter muß seine Rechnung mit unserer Einbildungskraft abschließen, ehe der Vorhang sinkt, er darf uns nicht als Schuldner verlassen.

Speckbacher ist der Mann seines, jedes Volkes. Er ist kühn, diebesschlau, wie es sich gebührt der Übermacht entgegen. Als er im Wirtshause, am Berge Isel, mit dem Herzoge von Danzig zusammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Parteihaupt, seine kecke Fassung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er, in seiner Gegenwart, eben rückkehrende Boten, unter Anspielungen eines Pferdehandels, über die Fortschritte des Aufstandes ausfragt und sich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wohl toll, übermütig frech; wer aber in solcher Zeit der Not mutig bleiben will, der muß sich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er ist nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzosen befeinde, haben wir schon gehört. Es ist bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdlust, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisdukaten, die er an Schützenfesten sich wohl gewonnen. Als nach dem Frieden alles verloren, rettet er sich für bessere Tage. Er will nicht romantisch untergehen wie Hofer. Romantik ist die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrote Wangen giebt und darunter den bleichen Tod. Speckbacher ist der Thatenheld des Dramas; Hofer ist nur der Leidensheld eines Romans.

Der Priester Donay, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewissem Tode aus. Er ist ein arithmetischer Schurke, eine hölzerne, leblose Rechenmaschine des Eigennutzes. Solche Menschen giebt es zwar im Leben, aber wir erkennen sie nicht, sie sind zu fein. Auf der Bühne aber, durch das Vergrößerungsglas der Kunst gesehen, machen sie uns Ekel und Grauen. Dort muß ein Bösewicht kalt sein oder heiß, das Fieber der Leidenschaft muß ihn beherrschen. Eine gesunde schlechte Natur können wir nicht hassen, sie ist von unserem Herzen gar zu weit. Dieser Priester, da er dem Grafen Barraguay den versteckten Hofer herbeizuschaffen verspricht, bedingt sich seinen Lohn so gemein, wie ein Tagelöhner, er fordert sein Trinkgeld. Er ist ein schlechter Geselle, kein Meisterschurke. Ihm gegenüber steht der Kapuziner Haspinger, ein braver Mann, so viel man mit einer Standesvorliebe brav sein kann. Die Kirche ist ihm alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay seine Haut schont, aber von Treue und Vaterlandsliebe ist auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausstehen. Das ist gewiß kein Handelsneid; aber es scheint oft so. Diese beiden geistlichen Herren bilden den Dampf der Maschine, der sie treibt. Man sieht ihn nicht, man spürt ihn nur. Nun ist zwar die Insurrektion der Tiroler eine Dampfmaschine gewesen; aber auf der Bühne soll es für die Zuschauer keine Geheimnisse geben. Der Dichter hätte uns den Kessel, den Ofen, die Räder, den Maschinenmeister zeigen sollen. Der Kessel platzt, alle Spur geht verloren, und wir wissen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was ist der Nepomuk von Kolb für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Personenverzeichnisse einen Abenteurer. Aber ist er das? Ein Abenteurer ist ein kleiner bürgerlicher Held, der seine kleine Kraft und seinen kleinen Mut zu üben, kleine bürgerliche Gefahren sucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falsche Würfel, Stockschläge, Zweikämpfe, das Gefängnis, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er ist ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, giebt sich für einen Edelmann aus, ist Protestant und Jesuit, Demagog und Spion, verliert sich oft im Staatsgefängnisse, rettet sich wunderbar, schreibt Memoiren und lügt sehr. Kolb thut nichts von dem allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schar an und kämpft gegen die Franzosen. Ist er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das erste, wie das

andere; ich halte ihn nicht für so dumm, als der feine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den Fluch der guten Sache, den ausgelassenen Nepomuk von Kolb. Aber Kolb beträgt sich nicht wie ein Schwärmer, sondern wie einer, der sich über Schwärmer lustig macht, er karikiert ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb spricht zweimal davon. Er sagt einmal zu Donay:

Wo sahst du Witz bei leerem Beutel blühn?
Donay! ich bin erschrecklich im Verfall.
Kein Engel spricht und alle Gläubiger schrein.

— und ein andermal sagt er zu seiner Schar:

Kommt, meine Kerle, keines Groschens mächtig,
Doch all von Mut und tapfern Thaten trächtig!

Kolb ist ein Volksnarr, der Harlekin der Insurrektion, aber weder ein Schwärmer noch ein Abenteurer.

Jetzt zu dir, arme Elsi. Ach! es ging dir sehr schlimm im Leben und im Gedichte. Elsi ist Wildmanns Frau, des Wirtes am Isel. Bei diesem kamen oft die Tiroler Eidgenossen zusammen. Dort kehrte auch der Oberstlieutenant Lacoste, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzose verführte das junge Weib. Hat er das wirklich gethan? Es wäre sehr gut, wenn man das glaubte, der Elsi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elsi ein Boudoir? Trinkt sie Thee? Schläft sie bis an den hellen Tag? Trägt sie Maraboutfedern? Das alles nicht. Nein, Elsi wurde nicht verführt, sie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Daß merke man sich, es hat Einfluß. „Alter mürrischer Wildmann" — sagt einmal Hofer. Das ist's. Wildmann entdeckte das Verständnis. „Seit gestern weiß ich's" — sagt er zu seiner Frau. Er verstößt sie, er jagt sie aus dem Hause. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann sagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

Doch daß du deine Ehre hast vergeudet
An meinen Feind, an unsers Landes Feind,
Das ist's, was Milde aus dem Busen weist,
Barmherzigkeit zur Sünde macht, und Mitleid
Zur feigen Schwäche.

Der Kampf zwischen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Brust, in Wildmanns Munde, ist sehr schön geschildert; aber ich

weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter so geschickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treulose Weib verdammen? Aber die Verräterin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beschämt, doch nicht bestraft sehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, selbst die entartete noch, jammert uns.... Die verstoßene Elsi verläßt das Haus und läuft dem Oberstlieutenant Lacoste nach. Sie läuft? Ja, sie muß laufen, der Weg ist weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vicekönigs, wo sich Lacoste aufhält. Sie läßt sich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente sagt: eine junge Frau, sie heiße Elsi, wolle ihn sprechen. Der Franzose antwortete barsch, er kenne das Weib nicht, er kenne keine Elsi. Das ist hart; aber der Krieg ist auch hart. Hat der Franzose nicht recht, wenn er sagt:

Das wär' zu harte Strafe unsrer Sünden,
Wenn sich die Schönen, die die Langweile
Von ein paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
Gleich Furien an unsere Ferſen hingen — ?

Das arme Weib, so schnöde abgewiesen, fällt in Verzweiflung und Wahnsinn, taumelt fort und schleicht von Elend zu Elend. Überall verhöhnt und weggestoßen, gerät sie in ein wildes Felsenthal, wo sie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zusammentrifft. Die Scene dieser Begegnung ist schön, sehr schön. Der gute Hofer macht keinen Unterschied zwischen seinem eigenen unverschuldeten Mißgeschicke, und dem verschuldeten des gefallenen Weibes; er sieht nur einen gemeinschaftlichen Schmerz. Aber Elsi ist so ruhig, so fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand ist schon in ihrem Herzen. Hofer sucht sie zu trösten. Wildmann, erzählt er ihr, habe ihm zugesagt, sie wieder aufzunehmen. Es sei zu spät, antwortet Elsi. Sie bekennt, daß sie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel ist, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Gesinde schickt sie unter einem Vorwande fort. Lacoste kehrt ein. Der Weg im Dienste führt ihn vorbei, er ist müde und will da übernachten. Als Lacoste schläft, legt Elsi Feuer an, und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann stürzt sie sich in einen Abgrund .... Das ist ein niederträchtiger Mord!

Glaube Elsi ja nicht, uns mit ihren schönen Reden zu täuschen, wenn sie spricht:

Ein tirolisch Weib
Kann sich vergessen, aber aufgeschreckt
Vom eitlen Rausch, bedeckt sie ihre Schande
Und ihren Schänder mit dem tiefsten Dunkel;
Was aber ist wohl dunkler, als das Grab?

Nicht der Rausch, der Durst hat sie zur Besinnung geführt; nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgesetzt zu haben, brachte sie zur Buße. Sie bringe sich um; aber was hat ihr Lacoste gethan, daß sie ihn meuchelmordet? Er hat sie schnöde fortgeschickt — aber sie ließ ihm ja nicht sagen, daß sie ihr Mann verstoßen habe, daß sie eine Zuflucht bei ihrem Freunde suche! Sie ließ sich melden zum Besuche, Lacoste dachte, sie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier seine Pflicht keine Zeit. Nein, diese Rache war nicht tirolisch und sie verunziert die schöne Bewegung des Landes, die, als solche vorzustellen, sich doch der Dichter so sehr bemüht hat. Das, was Elsi gethan, war kein gerechter Aufstand gegen die Franzosen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas sehr Wahres, Schönes, aber zugleich Bedenkliches, hat der Dichter in seiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte sollen tönen lassen, die aber freilich, zu stark angeschlagen, gar leicht springt. Er sagt: „Eine besondere Schwierigkeit, dem deutschen Theater, wie es gegenwärtig ist, gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweise nur von dem Deklamatorischen und Rhetorischen, nicht aber von dem Poetischen und Charakteristischen angesprochen wird. Der abgesonderte und einsame Zustand, worin die meisten Deutschen leben, begünstigt die Neigung, sich gewisse prächtige Gesinnungen und Gedanken vorzusagen und dem einförmigen Strome einer einseitig angeregten Empfindung bis ins Wunderliche zu folgen. Alles, was ihnen in solcher Form und von solchem Gehalte von anderen geboten wird, ist ihnen gemäß. Ein socialer und öffentlicher Zustand dagegen fordert notwendig zur Gestalt auf und bildet den Sinn für Gestalt aus .... Das Deklamatorische und Rhetorische führt, konsequent ausgebildet, zur Zerstörung des eigentlich Dramatischen. Es bewirkt, daß den Personen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder

aus dem Charakter, noch aus der Situation hervorgehen." — Aber wie ist das zu ändern? Der Bühnendichter kann sich sein Volk nicht umgestalten, das Volk erzieht sich seine Bühne. Schauspiele sind für die Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt sie gar nicht. Der Deutsche liebt Reden, die Rede ist ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zu viel, sie muß Platz zum Schwimmen haben. Wir denken gut und reden schlecht, reden viel und thun wenig, thun manches und vollbringen nichts. Aber unsere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entspringt nicht aus unserer Vorliebe für Worte, sondern umgekehrt, unsere Vorliebe für Worte entspringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuschen Deutschen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten That. Es geschieht etwas ohne Umstände — pfui, wie abscheulich! Wir gleichen den verschämten Söhnen Noahs, die über ihren entblößten betrunkenen Vater, rückwärts schreitend, ihre Kleider warfen. Aber Worte sind die Kleider der Thaten. Bei uns machen nicht bloß Kleider, auch Worte machen Leute. Diese Thatenscheu hat ihren Grund in der Geheimnissucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir thun gern nichts, denn das nicht Geschehene bleibt am leichtesten verschwiegen. Das Geheimnis ist unser Gott, Verschwiegenheit unsere Religion. Wir lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat jeder seine Geheimnisse oder sucht sie, der Bettler wie der König. Der Minister möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man sie nicht fallen höre, und der Polizeidirektor meint, der Staat würde zu Grunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß sich sein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngsten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen spricht, wird censiert werden, und wenn die Welt brennt und das Fett schmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: „Unruhestifter haben das Gerücht verbreitet, es sei heiß in der Welt; aber das ist eine hämische Lüge, das Wetter war nie kühler und schöner gewesen. Man warnt jedermann vor unvorsichtigen Reden und müßigem Umherschweifen auf der Straße. Eltern sollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meister ihre Gesellen im Hause behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." .... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutsch sein. Handlung — Gestaltung — woher? Ich wollte lieber verdammt sein, alle Hochzeitgedichte für alle Philisterbräute in Deutschland zu machen, als

Schauspiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es giebt nur ein einziges Drama, das dem Deutschen gefällt, ihm angemessen, und doch dabei schön ist, musterhaft und höchst vollendet — Hamlet. Aber ein Shakespeare müßte kommen, es zu dichten, ein Zauberer, der alles kann.

XXXVIII.

Die Familie Anglade,

oder

Der Schmuck.

Schauspiel von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts Abgeschmackteres, als den Schicksalskampf der Menschen mit den bürgerlichen Gesetzen unserer Tage als den Stoff eines poetischen Kunstwerks zu bearbeiten. Es ist das widerliche Gemälde einer schwachen Raupe, die sich gegen die tückische Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannigfaltige Gesetzgebungen arglosen Bürgern bringen, sind politische Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menschliche Freiheit, wie sie im Drama hervortreten soll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der des Gesetzes schweigen und seinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer sich selbst das Schwert in die Brust gestoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und sein eigenes Gesetz übertreten hatte — da geschah es um des Vaterlandes willen. Hier ist ein geistiges, veredelndes und verschönendes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger stirbt oder in die Klemme kommt, der unterliegt einem heimtückischen Hof- oder Wechselrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als diesen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizeikommissär einen unschuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen gesonnen ist, bloß um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Mensch dabei noch hochherzige Gesinnungen auskramt und sein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man solchen Kerl durchprügeln und lieber unter wilden Tieren wohnen, als in einer gesitteten Gesellschaft, wo man aus Amtstugend seine besten

Freunde hängen läßt. Darum hat sich der Dichter bei der Wahl seines dramatischen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geschichte, wie sie in den Causes célèbres enthalten ist, gewährt eine bessere Unterhaltung.

XXXIX.

Emilia Galotti,

von Lessing.

Wenn am Ziele der Wanderung eine schöne Landschaft für den rauhen, steilen und mühsamen Weg belohnt, so mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Ersatz geben. Solches geschieht mit Emilia Galotti. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardos, stand der Vater im Solde des Bürgers, und man sieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die schreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geschieht, wenn der Vater seine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbnis fähig hält, sondern nur um ihre anatomische Unschuld zu retten, so wendet man sich mit Abscheu von einem solchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen befriedigt die gerechte Forderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem solchen Opfer zu teuer bezahlt, die Lüge ist es um so gewisser. „Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ Nein, mein Prinz, die Verantwortlichkeit der Minister gilt nur in Staatssachen; wo Fürsten beginnen Menschen, und wo sie aufhören menschlich zu sein, da treten sie unter das Gesetz der Sitten. Gute Fürsten haben auch immer gute Ratgeber gefunden.

Aber wie reizend sind die Irrgänge des Dichters, und selbst der Unnatur der bürgerlichen Schauspiele, deren Vater Lessing war, sieht man gern nach, wenn sie so voll hohen Adels sind, wie bei ihm. Wie wahr sind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und scharf, und doch kühn und geistreich sind sie umschrieben, und wie fein schattiert. Es wird dem Leser oder Zuhörer kein Spielraum zum Irren gegeben; er muß die Personen ganz so ansehen, wie sie

ihm erscheinen sollten. Wie faßlich und willkommen sind die Kunstlehren und Kunst-Liebegeständnisse in der Malerscene. Welche männlich kräftige und zugleich anmutige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Lessing unter den Deutschen nur sich selbst zum Vorbilde nehmen konnte und die schönsten Erfindungen seines Geistes an unterirdische Grundsätze, worauf die nachgeborenen Dichter ins Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre später wäre er genußbringender und unsterblich geworden.

Die kunstfertige scenische Darstellung solcher Dramen findet Hindernisse, die nicht bloß in dem darstellenden Künstler liegen, sondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren Schauspieldichtern. Jene hat die scharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Lessings Tagen obwaltete, abgestumpft. Die Großen sind herab-, die Niedrigen hinaufgestiegen; diese und jene sind durch so viele Hände und Schicksale gegangen, daß sie ihr Gepräge verloren haben und sich nur noch durch den Metallwert unterscheiden. Das Zunftwesen und die Häuslichkeit sind aufgehoben, und keiner ist mehr Herr in seiner Werkstätte, noch fremd in eines Fremden Hause. Man hindert sich wechselseitig und es geschieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Thaten, viel Geist und wenig Gedanken, viel Empfindung und wenig Teilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo sollen unsere Schauspieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben und müssen es aus Mangel an Übung endlich verlieren. Alle ihre Personen sind daher humoristisch, und der ganze Theatereffekt beruht darauf, daß sie im letzten Akte aus dem Charakter stürzen. Der unverschämte Betrüger wird beschämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eifersucht geheilt, der Bösewicht gebessert, der Wildfang gesetzt. Den Schauspielern ist hierdurch eine köstliche Zwickmühle aufgethan. Geht es nicht auf diese Weise, so geht es auf die andere. Da sie, wie die Personen, die sie darzustellen haben, nicht wissen, was sie wollen, und ihr Spiel, gleich den gespielten Charakteren, ohne bestimmte Richtung hin und herschwankt, so wäre es ein seltener unglücklicher Zufall, wenn sie nicht in einem Abende einmal zusammentreffen und glückliche Momente haben sollten. In einem Kotzebueschen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauspieler nicht durchaus schlecht spielen; aber in den Dramen Lessings, wo die plastischen Dimensionen kein Zurückbleiben und keine Überschreitung dulden, kann er dieses allerdings. Aus den angeführten

Gründen darf in gegenwärtiger Zeit nur was jetzt möglich ist, gefordert werden, und von diesem Möglichen ist bei der Darstellung der Emilia Galotti manches geleistet worden.

Durch Vortrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erscheint zuerst unter dem Nonnenschleier des Grabes, dann als geschmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel sei leise und düster, gleich einer sinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während sie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtstück nur noch schauerlicher. Sind dieses die Forderungen an die Rolle der Emilia, so ließ Demoiselle *** nichts zu wünschen übrig. — Herr ***, als Odoardo, bewährte seine ausgezeichnete Gabe, mit dem Anstande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines schlichten Bürgers und die Gemütlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In Bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der wenigen von den Mitgliedern unserer Bühne ist, die das Gebieterische der Vornehmen als ein angeborenes Recht unbefangen auszuüben verstehen und nicht, gleich Emporkömmlingen, Eilfertigkeit aus Furcht. Arroganz aus Mißtrauen und barsches Wesen aus Schwäche damit verbinden. Manche andere wissen nicht einmal, wie man dem Kutscher befiehlt anzuspannen. — Herr *** spielte den Prinzen. Von dem Fürsten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterlosigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart, wo er fest, morsch, wo er weich, schwach, wo er nur nicht gebieterisch sein sollte. Ist es denn so schwer, sich in einen Fürsten hinein zu denken, da doch jeder ein Fürst in seinem Hause ist und wenigstens im Bedienten einen Unterthan zählt! Hoheit ist nicht ungemessene Breite; die Hochgestellten sehen ihren Untergebenen aus der Vogelperspektive, und sie haben nicht nötig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen, um sich auszudehnen. Man hörte es Herrn *** an, daß er erst seit 6 Uhr auf dem Throne sitzt. Wenn er als Herr sprach, imponierte er, als müßte er sorglich dem Widerspruche zuvorkommen, und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtsamen Hofmann zu schrecken, der schon vor dem Schalle des leisesten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler, die Personen nicht anzusehen, mit denen er sprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürstengrazie. Es ist sehr unbequem, mit einem zu reden, der hinter dem Rücken steht, aber Fürsten machen

sich's bequem; und was den räumlichen Abstand betrifft, so mag wohl der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundsatz, die Unterthanen in der Entfernung zu halten, dehnte Herr *** sogar auf leblose Sachen aus, denn als er das Bildnis der Orsina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er fast die ganze Zimmerweite davon abstehen, als wäre es ein Freskogemälde, und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin gesprochen, die man doch in solcher Entfernung unmöglich genau sehen konnte. Die Scene mit dem Maler mißlang ihm im höchsten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären sie nicht verstanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunst und die Künstler und mußte also herablassender und freundlicher gegen Conti sein, als es Herr *** war. Um von den vielen Beispielen falscher Deklamation nur eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabschiedete: „Lassen Sie sich für beide Porträte bezahlen, was Sie wollen, so viel Sie wollen, Conti", mit dem höchsten Pathos gesagt und mit den prächtigsten Gebärden begleitet (wie die Schauspieler es oft thun, wenn sie eine Rede schließen, weil sie glauben, diese müsse immer wie eine Rakete, ehe sie verlischt, knallen und platzen); diese Betonung war höchst unzeitig. Es hörte sich an, als brächte der Prinz mit Anstrengung ein Opfer. Viel Geld mag dem Künstler ein wichtiges Wort sein, aber einem Fürsten, der nur zu seinem Schatzmeister schickt, ist es keines; der Prinz wollte nur seine Zufriedenheit ausdrücken, und dieses mußte mit Ruhe geschehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem Marinelli, diesem Großvater aller theatralischen Hofschurken, gram werden wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt gesetzt und mit welchen er seit fünfzig Jahren unsere Bühnen übervölkert hat. Es ist nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn seine Nachkommenschaft ausgeartet ist; er hat ihnen die besten Grundsätze hinterlassen, und er selbst steht vollendet da als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverschämt entblößt er sich gleich bei seinem ersten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegenüber, die Gräfin giftig verlästert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** ist sonst Meister in solchen Rollen und bewährte sich auch heute als solcher, indem er die Grundzüge dieses Charakters

richtig auffaßte und darstellte. Aber nur die Grundzüge, im Kolorit war einiges verfehlt. Er war etwas zu steif und unrührig. Der Prinz ist jung und liebt, und mochte wohl einem solchen sein Vertrauen schenken, der sich ihm herzlich hingab, nicht aber fest, schroff und dürre wie ein Felsen im Meere, selbst in seiner Unterthänigkeit eine imponierende Selbstbeherrschung zeigte und durch sein Lauern und seine Ruhe, der Leidenschaft gegenüber, beschämend und unbehaglich sein mußte. Auch zeigte Herr *** überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Bösewichter solcher Art thun keine Schandthat aus Liebhaberei, sondern nur, weil sie ihnen Vorteil bringt, und daher ohne die Grimasse der Sünde, so wie sie ohne die Verklärung der Tugend auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich ist. Nur die besseren Menschen begehen eine Übelthat mit Leidenschaft, weil sie sie nur in Leidenschaft begehen. — Die Rolle der Gräfin Orsina ist ungemein schwierig. Der Verstand, einen Charakter so aufzufassen, wie ihn sich der Dichter gedacht hat, und die Kunstfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erscheint nicht auf der Scene. Ihr Geschick hatte sie mürbe gemacht, sie so, wie der Maler Conti ihr Bildnis, umgestaltet, worüber der Prinz sich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermut verwandelt.“ Die Stolze erscheint gedemütigt, die Spötterin verspottet, die giftige Eifersüchtige sich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer ist als ihre Schuld, so kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht versagen. Frau ***, eine vorzügliche Künstlerin im tragischen Fache, und die immer bedenkt, was sie thut, hat ihr Spiel meisterhaft durchgeführt. — Nicht so Herr *** als Maler Conti. Er hatte sich das Ansehen eines fünfzigjährigen Mannes gegeben, war altväterisch gekleidet, sah aus wie ein Prokurator und betrug sich auch darnach. Was auch der Kostümschlendrian gefordert haben mag, ein Maler hätte sich wohl etwas malerischer kleiden dürfen. Die steife Unterthänigkeit war einem sich fühlenden Künstler nicht angemessen, hier am wenigsten, wo der Prinz herablassende Freundlichkeit zeigte. All das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu sagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Professortone hergesagt wurde.

XL.

Das Taschenbuch.

Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwigs des Vierzehnten Finanzminister, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzusaugen, mißfiel seinem Gebieter, weil er, der Diener, seinen Herrn überglänzen wollte und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man sich, daß seine Verwaltung schon längst untreu gewesen und stellte ihn vor Gericht. Pelisson-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquets Vertrauter und erster Schreiber, wußte seinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewisser ihn anklagender Papiere nicht anders mitzuteilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske seines Vertrauten endlich dessen Edelmut erkannte, entstürzten Thränen seinen Augen. — Das ist die Begebenheit, welche diesem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundschaft und Soldatenehre sind nicht ungeschickt miteinander verbunden. Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben sollen, es ist ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient und welcher nichts Tadelnswertes darin findet, einen Widersacher seines Fürsten ungeahndet entwischen zu lassen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung sich zu bewahren wußte?

Herr *** spielte den Festungskommandanten ganz gut. In mehreren Scenen, die auf dem Zimmer vorgehen, behielt er den Generalshut auf dem Kopfe, sogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Ist dies Gebrauch in einer belagerten Festung? — Demoiselle Lindner, eine der vorzüglichsten Künstlerinnen unserer Bühne, trat nach einer langen Abwesenheit heute zum ersten Male wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben sollen, in einer glänzenderen Rolle, als die der Amalie, sich für die Beifallsäußerungen, mit welchen sie empfangen worden, dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchsten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie, in der Wärme ihres Gesprächs, nicht bloß ihrem Vetter Eduard (welches verzeihlich sei, da sie ihn liebe), sondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweisung zu teil geworden) ihre Hand so frei-

gebig hingereicht habe. Sie meinten: diese Außenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu mehrerem geneigt sei; wo aber keine Herzlichkeit stattfinde, da sei Zurückhaltung mit solchen wichtigen Gunstbezeugungen Pflicht und Klugheit. Ich schreibe diesen Tadel nieder, wie er mir aufgedrungen worden; ich selbst habe weder Einsicht noch Erfahrung in solchen Händeln. —

XLI.

Der Tagsbefehl.

Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief solle mehr geschrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesstrafe. Doch wenn jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet sich nicht und thut was er will. Rittmeister Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von seiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihm wissen, daß sie ihm Herz und Hand schenke, und daß die Mutter alles zufrieden sei. Der Glückliche befindet sich allein in seinem Zelte, und ist, so viel man in der Dunkelheit sehen kann, sehr entzückt. Er sagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen und meinem Herzen Luft machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar ist das Schreiben bei Todesstrafe verboten, aber wer wird es sehen? Er nimmt Feuerstein, Zunder und Stahl, schlägt Licht, zündet eine Öllampe an, setzt sich hin und schreibt. Da tritt unvermutet der Herzog mit Begleitung ins Zelt. „Was schreibt Er da?“ — Der erschrockene Rittmeister: An meine Braut. — „Was hat Er verdient?“ — Den Tod. — „So schreibe er noch darunter: Ich sterbe durch das Kriegsgericht.“ — Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß sterben, wird abgeführt. Im zweiten Akte nimmt der Herzog in dem Hause des Majors von Blankendorf sein Hauptquartier. Dieser ist der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeister zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabsprofoß angelangt und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines festen Weinkellers gebeten, worin er die unter seiner Verwahrung stehenden Gefangenen einsperren könne. Darauf erzählte er die unglückliche Geschichte des

Rittmeisters. Da sieht das Fräulein diesen selbst geschlossen herbeiführen; alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdessen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt sich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beschließt er, den Offizier zu retten; nur den Schein der Kriegsstrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofoß rufen, und leitet das Gespräch auf Hellwitz. Auch jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles nichts. „Morgen früh wird er erschossen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' Er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn Acht. Läßt Er ihn entwischen, so muß Er vierundzwanzig Stunden bei Wasser und Brot sitzen. Hat Er mich verstanden?" Der Profoß hat ihn verstanden, und läßt den Rittmeister entwischen. Dieser aber suchte nur seine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängnisse ins Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erstürmt eine feindliche Batterie, und entscheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmütigen That, läßt sich den Offizier vorführen, erkennt ihn, sagt, er wolle nicht wissen, wer er gewesen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden ineinander und sagt: Adieu.

Dieses ist die Großhandlung des Stückes; die Ausschnitthandlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz ist der Busenfreund des subordinationswidrigen Rittmeisters; aber von seiner Liebe weiß er nichts. Er liebt selbst das Fräulein Blankendorf und geht in seiner Unschuld hin, es der Mutter zu gestehen. Diese hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich ist der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er seinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür schadlos halten. Er entsagt also, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens satt, ladet er die unter ihm stehenden Grenadiere ein, mit ihm fürs Vaterland zu sterben, stürmt in die obenerwähnte Batterie und läßt sich erschießen.

Ein anderer Nebentreffer des Dramas besteht darin, daß der Herzog Friedrich den Großen vorstellen soll, und von dem Schauspieler in Gang, Haltung und allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereignis soll hierbei zu Grunde liegen, obzwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung bestimmt, und Friedrich II. zwischen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat.

Auch wird in dem Stücke anachronistisch viel gedeutscht. Deutscher Mann, deutsche Frau, deutsches Mädchen, deutsches Vaterland, deutsche charpiezupfende barmherzige Schwestern ꝛc.

Man sieht, daß der Thon zu dieser Töpferware nicht von der vorzüglichsten Beschaffenheit ist. Ein Kürassierrittmeister und ein Grenadierhauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die besten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe sind; beide Männer, die nicht bloß durch das Kriegsfeuer, sondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen, denn sie lieben zum zweiten Male, gebärden sich so thöricht, wie man es selbst einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, sind sie nur mit ihrer Liebschaft beschäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet sich ein Licht an, der andere lischt sich das Lebenslicht aus und nimmt seine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche schwache Menschen können unmöglich Teilnahme einflößen. Die Nachgestaltung des großen Friedrich ist eine Abgeschmacktheit, und ruft das Bild des Helden ebenso widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Herr Töpfer hatte vorgeschrieben, Friedrich müsse als alter Mann dargestellt werden, vielleicht, weil die Nachwelt sich erst das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama so genau auf Chronologie gesehen wird, so hätte der Dichter wissen sollen, daß Friedrich der Große 1750 erst 38 Jahre alt war. Aber von allem das Abstoßendste und Tadelnswerteste ist das vorgeschriebene Kostüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und trotz der Traurigkeit und stolzen Verse sehr lachen machte. Ein Ereignis, das alle Tage geschehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet und selbst die älteren Schauspiele müssen zu diesem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, selbst aufs herrlichste dramatisiert, gepudert und in gelben Beinkleidern heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieses nicht den ganzen Eindruck zerstören? Die Frauenzimmer erscheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgestickten Seidenstoffe und in gepuderter Frisur, und als das Fräulein (eine junge Schauspielerin) mit aller Zierlichkeit einer Vaporistin des neunzehnten Jahrhunderts in Ohnmacht fiel, machte das einen sehr untragischen Eindruck. Die Weiberkleidung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, also nur im Lustspiele dargestellt werden; nicht bloß weil sie jetzt aus der Mode, sondern

weil sie geschmacklos ist; denn sie bildete den Übergang von der alten Sittsamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit und hat weder das Ehrwürdige jener, noch das Anmutige dieser, ist daher lächerlich. Bei den Männern war die militärische Pedanterie ebenso abgeschmackt, ja noch störender. Der Hauptmann von Bannewitz erschien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen stak so an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinkligkeit fehlten, und dem Träger von hinten jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch von vorne so geschützt gewesen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man sich nur die vorgeschriebene militärische Haltung aus dem schlesischen Kriege. Der Hauptmann stand vor der Geliebten und Schwiegermutter wie ein Korporal, der rapportiert. Wenn er mit dem Kopf sich bewegte, glänzte bald die Blechseite, bald blendete die hintere rote Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurst. Mitten in der Liebeserklärung trommelte störend der Generalmarsch. An dem verliebten Kopfe des untergeordneten Rittmeisters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel und da er sagte: „ich bin ein Mann und trage einen Orden", konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit solchem Unsinne!

XLII.

Die deutsche Hausfrau.

Schauspiel von Kotzebue.

Ein Schauspiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend giebt keinen Charakter; sittliche Handlungen, nicht sittliche Gesinnungen können Stoffe des Dramas sein. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Persönlichkeit edler Menschen. Und warum deutsche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was ist das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die sich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verräterei entdeckt und fühlt, daß es seine Pflicht sei, sie zu bestrafen; aber aus Freundschaft will er nachsehen. Gut, so mag er ein Opfer bringen und sich infam kassieren lassen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Mut seine Pflicht zu verletzen, noch sie zu erfüllen, und so läßt er geschehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den be-

weisenden Brief sanft aus den Händen nimmt und ihn verbrennt. Jetzt ist er beruhigt. Darum laßt, um der Musen willen, die Hofsoldaten aus euren dramatischen Spielen. Was kann diesen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann sie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber solche Schicksalshölzer können wir nicht brauchen.

XLIII.

Das Kind der Liebe.

Schauspiel von Kotzebue.

Schon die Exposition ist prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, steht auf der Landstraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menschen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirte, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Diese armen Leute müssen reisen, um uns zu rühren und selbst gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden und uns hierdurch um so mehr zu rühren. Welch erschrecklichen Hunger und Durst hat die arme Frau! Wie rührend ist es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brot und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl; doch um die Hälfte des Eintrittspreises könnt ihr im nächstgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer sehen, und auch stillen zugleich. Wie spitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bei seiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterinstube dramatisiert hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauspiel geschrieben hat, genannt: das hitzige Fieber, wo im fünften kritischen Akte der Schweiß ausbricht? So ein dramatisches Klinikum hätte tüchtige Mediziner gebildet. ... Die kranke Wilhelmine, was sie schwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es ist zum Erstaunen! Die gesündeste Männerlunge thät es ihr nicht nach. Fräulein Amalie ist ein Gänschen ohnegleichen. Dem Vater, der sie fragt, ob sie Grillen habe, antwortet sie: „Wenn man die Grillen vertreiben will, so muß man Erbsen mit ein wenig Queckſilber kochen lassen, davon sterben sie.“ Dem Pfarrer sagt sie: „Heiraten Sie mich — Sie will ich heiraten.“ Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, so weiß es doch, daß sich

solche Reden nicht schicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Residenz besucht! — — Und der Pfarrer mit seinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Ist das Natur, daß ein Deutscher von Erziehung, und sei er noch so sehr französischer Affe und gebrauche er noch so häufig französische Redensarten, sich vornehmen solle, seine Muttersprache wie ein Franzose auszusprechen, und wird er nicht unwillkürlich richtig sprechen müssen? — „Aber es soll ja auch Karikatur sein.“ — Wenn auch. Die Karikatur darf quantitativ steigen, aber nicht qualitativ. Shakespeare läßt den Lügner Falstaff prahlen, er habe vierzehn Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufschneiden, er sei einer Taube in der Luft nachgeflogen und habe sie beim Flügel erwischt.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüstig erscheint, so lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorschreitet, so wird er doch gleich engbrüstig und verliert den Atem, sobald er nur zwei Schritte zu steigen hat. Schnitzen und drechseln kann er etwas, aber malen nicht im geringsten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der sechsten Scene des zweiten Aktes. Der Oberst läßt den Pfarrer rufen. „Oberst: Ohne Umstände, verzeihen Sie, wenn meine Botschaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten sagen, wovon die Rede ist. — Man hat mir gestern Abend eine erbärmliche Übersetzung aus dem Französischen zugeschickt, die vor ungefähr zwanzig Jahren die Presse verlassen. Ich selbst besitze ein recht niedliches deutsches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfasser bin, und da verlangt man, ich soll meinen Namen ausstreichen und es mit jener schalen Übersetzung zusammenbinden lassen. Nun wollt' ich Sie, Herr Pastor, als Korrektor meines Buchs einmal fragen, was Sie dazu meinen? — Pfarrer: Wirklich, Herr Oberst, die Allegorie versteh' ich nicht. Oberst: Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte wunder wie klug ich's eingefädelt hätte! also kurz und gut, Herr Pastor, der junge Graf von der Mulde ist hier, und will meine Tochter heiraten.“ Nun, um aller Musen willen, wer hätte auch eine solche Allegorie verstehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Korrektor, ein Buchbinder, ein Originalschriftsteller und ein Übersetzer beisammen im Tollhause wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faseln, können sie keine verrücktere Allegorie zustande bringen.

XLIV.

Lilla.

Oper von Martin.

Eine Musik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um sie zu beweinen. Wie wohlthuend ist sie! Die Empfindung fließt zwischen blumigen Wiesen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht so stürmisch, um es unterzusenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem gesunden Bedürfnisse erquickend genug. Welches süße Stillleben! Welche Ruhe in Lust und Trauer, welche freundliche, beschwichtigende Melodien! Ländliche Leidenschaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Überall ist es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers und des bluterstarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unser Ohr und Herz zwischen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwischen Hunger und Schlemmerei, zwischen dem Gebrülle einer Löwin und dem Entgirren einer geschlachteten Taube hin und her geschleudert. Bald singt eine stolze Semiramis wie die abgeschmackteste Luise, bald ein verliebtes Bauernmädchen, mit hinreichenden roten Backen, um dabei zu bestehen, prächtig wie Kleopatra, da sie die Schlange an ihren Busen legt, um durch tödliches Gift das tödlichere im Herzen zu heilen. In Lillas Musik ist ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt, auch außer der Musik, nicht mehr kennen. Fast möchte man ein Thor sein und zurückwünschen jene schuldlosen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeschlossenen Thälern wohnten, und die Mächtigeren am Abhange und die Mächtigsten auf den Gipfeln der Berge als höhere Wesen fromm und kindisch verehrten. Ach ja, die Schäfertage sind vorüber.... Lilla! bis auf deinen Namen ist alles uns fremd.

Doch haben die Sänger und Sängerinnen das ihrige gethan, die willkommene Täuschung zu befestigen. Demoiselle Friebel war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erforderlicher Hingebung und einem verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Gesang war schön und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Gesange, in ihrem Spiele. — Eine neue unveränderte Auflage meiner vergriffenen

Jeremiaden will ich durch folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und sie sahen in ihrer Ärmlichkeit darbenden Wilddieben gleich... Eine Königin, und zumal eine spanische, und zumal eine Isabella (schon der Name ist prächtig) kann in einem so kärglich versehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rote Trödelstuhl war ehrwürdiger, als nötig war... Die Mutter Königin sah junger aus, als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht ersetzt.... Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemessen war; aber es schien mir, als hätten sie darin wie die Kammermädchen ausgesehen.

XLV.

Der Vorposten.

Schauspiel von Clauren.

Denkt man sich die Zeit des deutschen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh) und den Herd, auf dem er sich enzündet — Preußen (jetzt hat er ausgeraucht): damals und dort mochte dieses Stück, vor Zuhörern gespielt, deren viele selbst am Kriege teilgenommen, von großem Eindrucke gewesen sein. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauspiele Wert giebt. Freilich, mein eigenes Gefühl lasse ich diesmal nicht Richter sein. Es wäre mir sehr unbehaglich zu Mute, wenn ich mein Mädchen im Husarenkleide wiederfände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialischen Schritt gethan hätte .... es bleibt doch so eine Sache! Der Heldentod, nicht das Heldenleben eines Weibes ist schön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückstoßen; doch jeder nach seinem Triebe.

Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Husaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr hat jeder vor seinem Hause in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerschrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuschen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben sollen.

XLVI.

Die Großmut des Scipio.

Heroische Oper von Romberg.

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß so häusliche Geschichten unter freiem Himmel in der Gasse eines Lagers sich ereignen durften, und nicht, wie es sich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erstaunte, das Scipio sich nicht schämte, seine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuseufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nötig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzustellen, um es als Großmut erscheinen zu lassen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit gewesen wäre: die Zurückstellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an seinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich ist die ganze Handlung dieser heroischen Oper. Sie in einen Akt zu zwängen, war wohl die Aufgabe des Tondichters, der sich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatischen Musik zutrauen mochte, und mit Recht; denn sie schien selbst zu kurz, auch nur diesen engen Raum auszufüllen. Die Musik hat keinen verständlichen Ausdruck; ohne den verdolmetschenden Text würde man nicht ahnen, welche Seelenbewegungen offenbar werden sollen. Zwar etwas mehr als ein Konzertstück ist diese Oper, aber sie bleibt doch nur ein musikalisches Deklamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter sich keinen Zusammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet sich vorteilhaft aus. Es ist ein reiner Stil darin, die Verse sind fließend, ja einige schöne kommen darunter vor.

XLVII.

Nachtigall und Rabe.

Ein Schäferspiel. Musik von Weigl.

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, sie nistet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und süß müßte auch die Dichtung und das Spiel solchen Landlebens sein, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartierung um unsere Brust gebildet, schmeichelnd abzulösen! Die Täuschungskunst des

Schauspielers geht nie weiter, als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was diesem nicht Ernst sein kann, vermag jener nicht zu scheinen. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis.

Die Musik? nun ja, dem Herzen war sie wohlgefällig, und der Verstand kommt, wie gewöhnlich, zu spät hinterdrein. Es ist schwer, den Schmeicheleien Weigls zu widerstehen, wenn man auch weiß, daß sie nichts weiter sind, als das. Die Nachahmung von verschiedenen Vögelgesängen, wie sie in diesem Schäferspiel vorkommt, scheint mir kein würdiger Gegenstand der Tonkunst zu sein. Der musikalische Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Übersetzung aus einer Sprache in die andere; wenn sie treu ist, hört sie auf, schön zu sein, und wenn sie schön ist, wird sie ungetreu. Die Tonkunst soll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas Sichtbares, noch etwas Hörbares; thut sie es, so folgt sie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt sich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die außer oder über den Sinnen liegt, um sie für die menschlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenschaften gehört ihr an. Will sie ja Dinge der außermenschlichen Natur darstellen, so müssen sie Gebilde der Phantasie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen sein, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngstes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter soll musikalisch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel singen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere sich der Melodie zum Gesangstücke Nr. 8 der hier besprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Busch und Zweigen.

Es ist gewiß Natur darin, aber es ist die gemeine Natur und die Darstellung steht so weit unter dem Vorgestellten, daß man, ohne Text, glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, sondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigstens dachte im Hühnerhof zu sein und sah den Mist. Ferner:

„Der Kuckuck selber wagt zwei Töne."

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Kuckuckchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und, wenn ich nicht irre, mußte sich sogar das ernste Fagott zu dieser Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart selbst solche Landschaftsmalereien nicht besser auszuführen verstanden,

aber dann wird er sie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akustischen Naturbeschreibungen ungeachtet, diese Oper vorzügliche Musikstücke enthält, kann in einem Werke des so berühmten Tonkünstlers nichts Unerwartetes sein.

XLVIII.

Die Heimkehr.

Trauerspiel von Houwald.

Nachdem sich der Vorhang aufgerollt, sieht man die Stube einer Försterswohnung. Alles ländlich, einfach, fast ärmlich. Runde Fensterscheiben, verschabter Großvaterstuhl, an der Wand eine Schwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrscheinlich von Forstfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa, von den ältesten Homannschen, mit glänzenden Lackfarben. An dem Tische, auf welchem Blumen liegen, steht ein schönes junges Mädchen, beschäftigt, einen Kranz zu flechten, und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz ist für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn sein Geburtstag ist heute. Das ist nun freilich für eine Försterstochter schon sehr viel Poesie; ein prosaischer Blumenstrauß wäre natürlicher gewesen. Man wundert sich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinsten weißen Mousselin, weiße Rosen an der Brust und in den Haaren; sie hätte damit auf den Kasinoball gehen können. Und wie sie spricht! Wie zart, wie empfindsam, wie sauber! Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die sie in den Kranz einflicht; Thekla in Wallenstein hätte nicht besser reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich, Schwester! Wahrlich du bist klug!“ Zuletzt kommt die Reihe an den Rittersporn. Der Rittersporn, sagt die Blumensprachlehrerin:

Der Rittersporn zeigt einen Ritter an,
Er ist hinausgesprengt mit Roß und Schwert,
Doch nimmer ist er wieder heimgekehrt.

Dieses wiederholt sie in der Folge, und alsobald rührt sich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen

werde, auf gleiche Weise aufgeregt, wie im Ingurd, durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

Der Ritter lag — der Ritter lag erschlagen
Zerschmettert! Und weit von ihm lag sein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch schnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen seine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonst überrascht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich sein Hofjuwelier. —

und man kaum Zeit hat, sich zu wundern, wie ein Weidmann mit einem Juwelier zusammengerate, da tritt — das Schicksal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem pelzverbrämtem Rocke und mit einem langen Barte. Der Bart ist schwarz, der Mann ist stark und rüstig, und gebärdet sich wild. Aber die Kinder erschrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Försterhause so natürlich gewesen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebesgesindel einkehren. Sie sehen ihn für einen alten schwachen Mann an und geben ihm Wein. Der Armenier spricht unsinniges Zeug, schließt das Mädchen in seine Arme; und da das kluge, unausstehlich fein thuende Knäbchen sich mit ihm schön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Nest, verruchte Kuckucksbrut!"

Da ist der Thränenquell. Die Geschichte verhält sich nämlich wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, schließt das Mädchen seiner Liebe und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in seine Arme. Er versprach ihr, den Dienst zu verlassen. Aber nach der Hochzeit vergißt er sein gegebenes Wort, läuft hinaus aufs Feld, streicht den ganzen Tag umher, und läßt sein junges Weibchen allein zu Hause. Selbst ein süßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, fesselt den Unstäten nicht. Endlich geht er sogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben gewesen wäre, nicht etwa gewaltsam angeworben, nicht etwa, weil er seiner Frau überdrüssig geworden, sondern nur aus heftigem Thatendrange. Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren, ohne seiner Frau ein Wort zu schreiben. Zwar sagt er, er habe jenseits des Meeres dienen müssen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von

dem entferntesten Ende der Welt nach Europa; er hätte also schreiben können, wenn ihm an seiner Frau nur im mindesten gelegen gewesen wäre. Des Soldatenlebens müde, fällt ihm ein, zurückzukehren, um zu sehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in sein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben gesehen, ein erwachsenes Mädchen, in dem er seine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Försters Sohn. Er giebt sich seiner Tochter nicht zu erkennen, und diese erzählt ihm auf Befragen: der Förster sei ihr Stiefvater, das heißt ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? sagt er, wie? deine Mutter hat aufs neu gefreit? „Ja wohl," antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Försterin ins Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen steckt, in den Händen tragend. Sie sieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann sagt sie ihm: Wir führen zwar keine Wirtschaft, aber Ihr seid uns doch willkommen, labt Euch. Das Gespräch spinnt sich fort. Er, leidenschaftlich, aufbrausend, in mühsam zurückgehaltenem Grimme; sie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie sie mehrere Mal gesteht. Er ist noch jung, verändert kann er sich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken: sie kennt ihn recht gut, aber sie ist pfiffig, sie will nichts wissen. Der Armenier erzählt, ihr toter Mann lasse sie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß sie zum zweiten Male geheiratet. Sie erwidert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förster, der sie schon lange geliebt, nicht auszuschlagen, damit sie versorgt werde. Endlich, und da sie in der Zeitung gelesen, ihr Heinrich sei geblieben, habe sich bereden lassen. Auch sei sie jetzt mit ihrem zweiten Manne ganz zufrieden.

Nun kommt der Förster von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünsche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle diese Zärtlichkeiten mit ansehen und möchte bersten. Der Förster fragt: Was meint ihr wohl, Kinder, was ich heute geschossen habe? Sie raten hin und her und treffen's nicht. „Einen schwarzen Schwan habe ich geschossen." Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen gesessen, um deren Besitz hätten sich zwei Schwanenmännchen blutig gestritten. An der ängstlichen Teilnahme, welche das Weibchen für den einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der

Förster, sogleich erkannt, daß dieser der legitime Eheschwan sei, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem usurpatorischen eine Kugel durch den Leib geschossen, und bringe ihn in seinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt diese Weidgeschichte Öl in die Wunde. Das ist ja gerade mein Fall, denkt er, du Förster, bist der usurpatorische schwarze Schwan, den ich aus der Welt schaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wütend nach der Büchse — sie ist nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu seinem eigenen Gebrauche bei sich führe. Er schüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förster bestimmt ist. Dieser mit der Familie tritt wieder in das Zimmer. Er setzt den Becher an den Mund, stellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu sprechen. Dann reicht er ihn seiner Frau. Diese will trinken auf das Andenken ihres toten Heinrich. Der Armenier fällt ihr in die Arme und sagt: thut das nicht. Dann fragt er sie, was sie thun würde, wenn der totgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Försterin antwortet: sie würde ihm freundschaftlich bemerken: für dieses Leben wolle sie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre sie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem sie solche Reden geführt, schmiegt sie sich dem Förster an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, sie giebt die nämliche Antwort und schmiegt sich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitspricht, antwortet wie die Vorigen und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er diese mißtönende dreistimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich sehe, ist hier nichts für mich zu thun. Als man ihm daher den Becher zuerst kredenzte, trank er ihn mit einem Zuge aus. Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzt zu schicken. Der Förster bleibt allein zurück, und diesem giebt sich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber schwören, nie seiner Frau etwas davon zu sagen.

Das Schicksal, auf seiner Menschenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine stille Försterswohnung ein, aber dann hat es sich verirrt, es bückt sich, um durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz, seinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeschlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verschaffen. Welche Kriecherei! Welche Verschwendung! Kam es je einsiedlerischen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen

bösen Gast mit solcher Pracht zu bewirten? Welche kostbare Reden! Welche hohe Pfeilerspiegel, worin die Empfindungen sich belächeln! Wie viele feingespitzte Betrachtungen für einen Förster, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der ersten Scenen, wo Mutter und Tochter sich liebkosen, und erstere zur zweiten sagt: ihr Busen sei die warme Erde, aus der sie, Tochter, als Rose entsprossen, antwortet die Rose, sich an der Mutter Brust werfend:

„O dürft' ich auch, so wie die Ros' es kann,
Hier, wo ich aufgeblüht bin, einst vergehn."

Warum will sie vergehen? Warum früher sterben als die Mutter? Woher diese nervenschwache Stimmung einer Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält sie:

Wie schön
Der Kuchen diesmal mir geraten ist!

Sonst überall ist der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Über das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Gebärden das düstere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verratend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und ist also froh gestimmt. Der zerschmetternde Blitz sollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Gesichtern aller Auftretenden zeigen sich voreilig die Gewitterwolken.

Die Handlung — welche Unnatur! Ist es glaublich, daß ein Mann von so heftiger Liebe dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht schreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu schreiben? Ist es glaublich, daß er, trotz seines Bartes, von seiner Frau, mit der er fünf Jahre verheiratet war, nicht sollte erkannt worden sein? Ist es in der Natur, daß ein kriegslustiger, kühner, und daher gewiß von aller Falschheit fremder Mann auch nur auf den Gedanken kommen konnte, seinen Nebenbuhler meuchelmörderisch und feige mit Gift von der Welt zu schaffen?

Und die Entwickelung! — Die Frau erfährt nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann sei; er will ihr den Schmerz ersparen. Das ist sehr hübsch, sehr edelmütig, aber poetisch, aber dramatisch ist es nicht. Wo bleibt das Schicksal? Ach wäre es nur immer

weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutschland die Geschwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entstehen, wenn man einer in der neuen ästhetischen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater seinen Sohn tot, um ihm sein Geld zu stehlen, denkt eine poetische Jury: es war ein vierundzwanzigster Februar, und spricht: Nicht schuldig. Erschlägt ein Kain seinen Bruder, wird es einer Zigeunerin zugeschoben und der Mörder losgesprochen. Versucht ein Mann seinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die psychologische Jury, daß eine Geschichte von einem schwarzen Schwan unglücklicher Weise in die Quere gekommen, und vergiebt. . . . Es ist zum Erbarmen!

XLIX.

Das Nachtlager in Granada.

Schauspiel von Kind.

Ein dramatisches Landschaftsgemälde, das sehr gefällig und mit guter Kunst staffiert ist. Aber die Schauspieler hatten das Historische der Figuren zu sehr herausgehoben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idyllische des Gedichtes verloren. Dem. * * *, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragisch. Ihre Trauer und Klage über das entrissene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterste Kindlichkeit kann den Schmerz über einen solchen Verlust vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez selbst geholt, sie würde sich nicht betrübter haben gebärden können. Der Prinz Regent war von Herrn * * * im ganzen lobenswert dargestellt, nur war seine Gemütlichkeit nicht heiter genug; wenn er es nicht gestanden hätte: „Es ist ein Abenteuer, das mir, je länger, auch je mehr gefällt", würde man es kaum erraten haben. Auch wallten seine deutschen blonden Locken zu romantisch herab. Graf Otto wurde von Herrn * * * übernatürlich dargestellt. Er deklamierte falsch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epischer Ruhe. Die Erzählung ist der Kupferstich des Ereignisses; Umrisse, Charakter, Schatten und Licht müssen beibehalten werden; trägt man aber auch die Farben des Originals auf, so verwechselt man es mit demselben

wenn dies Abbild dem Urbilde gleich ist, und dann wird die epische Recitation dramatisch, oder die Kopie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutscher Ritter scheitern alle unsere Schauspieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen christlichen nordischen Helden wissen sie nicht darzustellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darstellenden Künstler das Schicksal des Frosches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt seine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieses ist sein und vieler anderen unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle sei schon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeschränkt, und sie dürften das ihnen Zugemessene nach Herzenslust gebrauchen. Keiner will Schatten sein. Das sind die übelen Folgen, wenn theatralische Vorstellungen nicht monarchisch geleitet werden. Schauspieler, die leuchten wollen, wo es nicht sein darf, muß man gewaltsam unter den Scheffel stellen.

L.

Graf von Essex.

Trauerspiel, nach dem Englischen des Banks.

Hier sind nicht Charaktergemälde, wo ein glänzendes Farbenspiel das Auge blendet und reiche Draperien die falschen Umrisse bedecken, sondern Charakterbildwerke, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Diese Gediegenheit findet sich oft selbst in den untergeordneten dramatischen Werken der Engländer. Das haben sie von dem öffentlichen Leben ihrer geschichtlichen Menschen. Je unfreier ein Volk ist, je romantischer wird seine Poesie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darstellenden Künstler gewährt, entbehrt derselbe, wenn er in jener anderen auftritt.

Frau v. *** gab uns eine sehr gelungene Darstellung der Königin Elisabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anstehende Hoheit, nicht jene angenommene theatralische, die keinen Augenblick der Täuschung zuläßt. Mit mehr Majestät als Empfindung wußte sie in dem Kampfe zwischen Zorn und Liebe den Sieg des einen

besser zu spielen, als den der anderen. Ihre Gebärden der Ereiferung schienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt sich äußerlich sehr verschieden von dem der Schwachen. Letzterer ist zappelnder Art; denn er sucht sich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen ist mehr nach innen gerichtet. Warum sollte eine Königin selbst die Faust ballen, da tausend fremde Fäuste zum Dienste ihrer Rache bereit sind? — Herr *** zeigte als Essex weder die Besonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in früheren Vorstellungen an ihm zu loben war. Dieser Essex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verstanden, noch zu verscherzen sich erkühnt.

LI.

Der Findling,

oder

Die moderne Kunstapotheose.

Lustspiel von Contessa.

Die Erfindung ist etwas keck. Ein so scharf geschliffenes Werkzeug, als der Ehebruch, ist zu gefährlich, um damit zu spielen. Der Irrtum, des Lustspiels Sohn, soll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig sind. Dann — das nach seinem Elemente Schnappen des aufs trockene Alltagsleben geworfenen und in den Maschen häuslicher Sorgen zappelnden Künstlers ist ein durch den starken Gebrauch seither ganz zerfaserter Stoff. Auch hat unser Dichter ihn nicht sonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau malen beide, jener Bilder, diese Kaffee: das ist der herzzerreißende Gegensatz zwischen Kunst und Küche. Die Frau Künstlerin, welche ihr Mann idealisch drapiert und bekränzt hatte, um einem Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, so angethan, dem Pinsel, weil ihr gemeldet wird, die Milch sei übergelaufen: das ist die prosaische Feuerspritze, die ein poetisches Gemüt auslöscht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, ist zwar eine schöne Arglist, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt ist, sie muß gewaltsam entführt werden. Dann — die Sprache, worin

das Lustspiel geschrieben, ist die jetzt wegen ihrer Wohlfeilheit so beliebte gereimte Prosa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüssen verbacken.

LII.

Über den Charakter des Wilhelm Tell

in Schillers Drama.

Aus Schillers liebevollem, weltumflutenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüt und seine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieses Mal möchte ich nicht mißdeutet sein — ich vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Krystalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen im Angesichte grenzenlosen Elends und unermeßlicher Berge ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen That Gevatter stehen, und durch dessen linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältnisse zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Überlegung, was seine Landesleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater,

ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung giebt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidenen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären und die abergläubische Wirkung der Ammenmärchen zu zerstören. Tell hat den Mut des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft giebt; doch nicht den schönen Mut des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist mutig mit dem Arm, aber furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmütige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt mit edlem Trotze eine schöne That zu thun.

Tells Charakter ist die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Übeln des Landes und seinen eigenen nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit, den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Not, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hilfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hilfe leisten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängstigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen, ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Mut, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Überschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Trotz der Freiheit dem schnöden Trotze der Gewalt entgegengesetzt: es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demütig, so demütig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Rätsel, ja mehr — ein Wunder. Es soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er that: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell entsprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war

die Scheu des Bürgers, dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner Mitte an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr, dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrießlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen schlechte Streiche machen zu müssen. Verrat kann wohl notwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrat, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgiebt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubte nicht den Landvogt getäuscht zu haben: er versprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereignis erzählte, sagt er:

> Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
> Getrau ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und stand
> Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung geraten? .... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich, und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft, und dieser mit dem Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn jener mit Abscheu zurück und spricht:

> Unglücklicher!
> Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getötet, doch mit Notwehr — sollte diese ja gegen eine rechtliche Obrigkeit je rechtlich stattfinden können — kann er sich nicht

entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Brust gerichtet hätte, wäre es Notwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Mut, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen wie sie geschah. Eine geistige Überlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Überlieferung ist das Ereignis mit Tell. Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führt uns mit Bedacht und Geschicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Not zusammen, das alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz, und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

LIII.

Der Hausdoktor.

Lustspiel von Ziegler.

Das Stück ist 24 Jahre alt. Ich weiß dieses nicht historisch, sondern schließe darauf durch Interpretation folgender zwei Stellen. Erstens sagt der Major: „Ist das nicht ein wahres Unglück für mich? Anno 1796 ist ein Mädchen 26 Jahre alt und hat keine Amour!“ Zweitens steht auf dem Titelblatt des nachgedruckten Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch so ehrlich, daß sie wenigstens 8 Jahre brauchten, um Spitzbuben zu werden. Also ist das Original 1796 erschienen. Unsere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis sie zum Hausdoktor schickte, jetzt aber liegt sie in den letzten Zügen, und weder Galenus noch Hippokrates können ihr aushelfen.

Dieses Lustspiel ist gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Äußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen sind. Man pflegt zwar zu sagen, es sei dem dramatischen Dichter und seiner eigenen Gesinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatische Person nach ihrer bösen Natur reden und handeln läßt. Das ist freilich wahr; aber es ist doch dem dramatischen Dichter anzurechnen, wenn er versäumt, einer solchen übeldenkenden und übelwollenden Person eine besser geartete gegenüber zu stellen, die schlechtes Reden und Handeln rügt und straft. Da ist ein alter Graf Sonnenschild, von dem sie sagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodialvermögen besitzt, ungerechnet große Fideikommißgüter; sein Herz ist aber nicht besser, als es sein muß, wenn man dick werden will. Dieser fette Herr Graf erlaubt sich mit seinen untergebenen Hausgenossen hochadelige gnädige Späße, die alle schlecht sind, ohne daß sie jemand übel nimmt. Dieses gelassene Dulden der Beleidigungen ist ein Verbrechen des dramatischen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringeren mit Verachtung herabzusehen (sie haben eine größere Schule als die Bühne, worin sie im Hochmute unterrichtet werden), sondern darum, weil sich das Volk dabei gewöhnt, sich selbst gering zu schätzen und zu glauben, es sei geboren, bald das Jagdwild, bald das Haustier der Großen zu sein.

Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren abends spazieren und, der Himmel mag wissen ob durch eine Indigestion oder eine Kongestion weich gemacht, es kommt ihnen in den Sinn, die Pracht und Majestät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutscher aber, dem die Natur selbst befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen und verdunkelte die Majestät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper sechs Meilen Kurier reiten, so daß er halb tot nach Hause kam. Einen anderen Spaß lasse ich eben diesen Kutscher Hannibal selbst erzählen. Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß und spaßte mit. Aber ehe ich es mir versah, war ein Seil gespannt und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die Hand, und mit dem Baum sollte ich mich in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab und schlug mit der Faust Seine Excellenz auf die Nase, und da wurde ich einen ganzen Tag eingesperrt und bekam nichts als Heringsköpfe zu essen und keinen Tropfen zu trinken." Man sieht wohl, der Kutscher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, sonst hätte er mit dem Balancierbaume die Rechte den Menschen besser im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinspektor des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergessen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand so lange hinter dem alten Inspektor her, bis diesem keine andere Zuflucht übrig bleibt, als den Hühnersteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelspäne unter das Hühnerhaus legen und sie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen, muß der Geängstigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen und haut ihn mit seinem Hirschfänger. Nach dieses Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutscher Hannibal kommen und sagt ihm, er müsse von Moskau nach Lissabon Kurier reiten. Dieser erschrickt, worauf der Graf zu seiner Umgebung mit Lachen die Worte spricht: „Jetzt ist der wieder in Todesangst. Das ist so meine Unterhaltung, kostet mir aber viel Geld." Herr Ziegler, schreiben Sie ja keine vaterländischen Schauspiele mehr; lieber versetzen Sie die Handlung nach Nordamerika, wo man keinen anderen Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

LIV.

Le Corrupteur,

Comédie en cinq actes et en vers;

précédée de

Dame Censure,

Tragi-Comédie en un acte et en prose; par Lemercier, de l'Académie française. Paris, 1823.

1. Dame Censure.

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit so dumm sein mögen, gegen die Censoren zu eifern. Was können sie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geist und Herz wird Censor sein wollen, und daß man genötigt sein wird, die Censur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftsteller von Verstand hat nie einen Censor von Verstand zu fürchten, denn auch die strengsten Richter sind geneigt, ihre Anverwandten freizusprechen, und unter Censoren zumal begegnet man selten einem Brutus. Noch einen andern strategischen Fehler begehen die Verteidiger der Preßfreiheit. Sie glauben es recht schlau zu machen, wenn sie allen Leuten erzählen, wie durch Censur die liebe Aufklärung verfinstert, wie Kunst und Wissenschaft, Geist, Gemüt, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieses wahr wäre, und es ist nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen suchen; man muß, statt von der Wirksamkeit, von der Unwirksamkeit der Censur sprechen und zeigen, daß die öffentliche Meinung elastisch ist und, niedergedrückt, eine weit größere Kraft äußert, als sie freigelassen geoffenbart hätte. . . . Nicht bloß aus den ausgesprochenen Gründen, sondern auch wegen der stümperhaften Bearbeitung des Stoffes ist die Tragikomödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetisches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentschieden bleiben, bis wir zum anderen Stücke kommen; so lange mag das Talent des Verfassers die Ausflucht des Alibi für sich geltend machen. Aber auch mit Talent hätte dem Dichter sein Werk mißlingen müssen, weil er nicht für die Wahrheit, sondern für seinen Vorteil stritt, und es der Fluch des Eigennutzes ist, selbst das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für andere ist

eine Tugend; nicht mit Obst, mit unfruchtbaren Lorbeeren bezahlt man den Heldenmut. Es soll nicht gesagt sein, daß man nicht behaupten dürfe, zweimal zwei ist vier, wenn man bei dieser Rechnung zufällig seinen Vorteil findet; aber dieser Vorteil darf nur ein zufälliger Fund und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel sein, wonach man ausgeht. Der Verfasser war nämlich so unglücklich, daß die Theatercensur seine zahlreichen Tragödien und Komödien teils gar nicht, teils nur verstümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um sich dafür zu rächen, schrieb er seine Dame Censur; die Rachegöttin ist aber eine einfältige Muse, und mit Säure im Herzen dichtet man schlecht, wie man mit Säure im Magen schlecht verdaut. Als handelnde Personen treten auf: Dame Censur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Gesellschaftsdamen der Censur; der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei, die Unwissenheit, der Parteigeist, die Musen, noch allerlei himmlische und höllische Personen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen sich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinschaftliche Kosten langweilig zu sein. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und schickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß sie der Censur den Kopf abschneiden solle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Schere, thut was ihr befohlen und spricht: „Oui, crac! .... c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours.“

Der Leser könnte glauben, daß wenn ich, nur ein deutscher Recensent, schon die Dame Censur abgeschmackt gefunden habe, die Franzosen gar, diese heillosen Götzendiener des Geschmacks, sich mit Abscheu davon weggewendet haben müssen — aber mit nichten! der Parteigeist in Paris findet die Assa fötida wohlschmeckend und die Rose wird ihm ein Gegenstand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem Geiste geschrieben ist, hat von dem besprochenen Lustspiele geurteilt: „Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos litérateurs les plus éminens, ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'œuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement.“ An diesem Lobe ist keine Silbe wahr, und man wundert sich, daß jener Baum der Nichterkenntnis, den man nur sanft zu schütteln braucht, daß die schönsten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollste Saft heraus-

fließe, dem Verfasser keinen Kern von Verstand und keinen Tropfen Geist gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem mutwilligsten Spötter gelingt es nicht, seinen Freund, wie selbst dem unmutigsten nicht, seinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erscheint alles im Lichte, dem Hasse alles im Schatten; das Lächerliche aber entspringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und sich diesen Streit klar anzuschauen, muß man ein unbefangener Richter sein. Darin liegt es wohl, daß die heutigen Franzosen selten mehr eine gute Komödie schreiben. Die verschiedenen Stände, nicht wie ehemals nur durch Geburt, Rang, Reichtum, Macht und Gewerbe, sondern feindlicher durch die Gesinnung getrennt, hassen sich zu sehr, um sich übereinander lustig zu machen, und dringen, statt mit dem Rapier des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegeneinander ein. Die neueren Tragödien und Komödien der Franzosen sind nichts als dramatisierte Kammersitzungen, und es giebt nichts Langweiligeres, als diese Wachtparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerspieldichter legen das gigantische Schicksal gewindelt in eine epigrammatische Wiege, und die Lustspieldichter setzen den neugeborenen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geschichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokrustesbett der Politik gemartert. Dem Gesagten zufolge wird das Lustspiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede ist, höchst wahrscheinlich nicht viel taugen. Der Verfasser ist ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht versteht, in einen sauren Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchst pedantischer Schuft und langweiliger Lovelace, entführt die Nichte eines guten Hauses. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräsident, dessen Frau, die Ehepräsidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz, alles Volk, was zwischen Dach und Keller wohnt, sämtlich ehrliche Leute, sind wütend gegen den Entführer und wollen von dessen Friedensanträgen nichts hören. Aber unser Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzusausen und sagt, er junger Mensch kenne die Schwächen der Herren der Schöpfung und er wolle schon alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig, es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräsidenten besticht er alle seine Widersacher, und zwar alle höchst

unromantisch mit Barschaft, die er jedem, nur auf eine andere Weise, beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheiratet, wenn nicht glücklicherweise ein junger Mensch dazwischen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutralisiert und der Tugend das Übergewicht giebt.... Das sind aber schlechte Späße! Nicht was wesentlich der menschlichen Natur entspricht, sondern was ihr scheinbar widerspricht, gehört in das Lustspiel. Wer das Herz der Menschen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Überdies hat unser Dichter die in seinem Lustspiele vorkommenden Standespersonen: den Grafen, den Gerichtspräsidenten, den Abbé, zu einem Teige zusammengeknetet und Oppositionspillen daraus geformt, die gar nicht gut schmecken. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatisches Gedicht, oder ein episches, oder ein Roman, oder ein historisches Werk, mißlungen, wenn man daraus die politischen Ansichten des Verfassers erkennt. Shakespeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verraten, ob sie mehr die Freiheit oder mehr die Herrschaft liebten. — Herr Lemercier hat nur sich gedichtet, und sich nur.

LV.

Maria Stuart.

Trauerspiel von Schiller.

Ob die dichterische Vortrefflichkeit eines Schauspieles für dessen schlechte theatralische Darstellung Ersatz gebe, oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht sogleich zur klaren Ansicht. Ich habe mich endlich für das letztere, nämlich dafür bestimmt, daß das schlechte Spiel in einem guten Stücke am meisten unerträglich sei. Doch giebt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem sich die Sache umwandelt. Es können Schauspieler unter aller Beurteilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatischen Meisterwerkes machen und hierdurch ohne ihr Verdienst höchst ergötzlich werden. Diese Art der Unterhaltung würde die heutige Vorstellung gewährt haben, hätten alle unsere Mimen so gespielt wie einige. Aber leider geschah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei ersten Akte auszudauern, auf welche auch

allein die nachfolgenden Bemerkungen sich beziehen. Die schlechteren Schauspieler waren es nicht, sondern die besseren, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf sich in der Darstellung der Elisabeth in die Reihe der vorderen tragischen Künstlerinnen setzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schillers Maria Stuart wenigstens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchlerische Königin scheinen wollte, darzustellen, als das, was sie ist, so war doch selbst dieser Teil ihres Spiels nicht sowohl die Schattenseite, als eine schwächer beleuchtete Gegend in einem schönen Landschaftsgemälde. Einige Bemerkungen, sollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künstlerin beweisen, daß sie die Aufmerksamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu fesseln verstand. Bei den Worten, welche sie gegen den bewerbenden französischen Gesandten richtet:

Die Könige sind Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen —

legte sie die Hand aufs Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgesehen, daß diese Bewegung zu spielen selbst die aufmerksamste Heuchelei so selten bedächtig genug ist (aus physischen und physiologischen Gründen, die hier nicht erörtert werden können), so wäre sie hier, wo Elisabeth als Königin erscheinen sollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu Bürgerliches und Häusliches, nicht an ihrem Orte gewesen. Überhaupt ist dieses Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Bretterwelt so häufig gebrauchen, etwas Tadelnswertes. Nur höchstens in der Oper, beim Singen, ist es zu dulden, als ein trauriger, aber notwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen diese nicht zum Gleichgewicht und Stehen gebracht werden können. Im Schauspiele aber ist das Handaufdiebrustlegen (ein wahres Kommandowort) etwas Unedles und Unnatürliches, das oft eine komische Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloßen Wallung des Geblütes herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nämlichen Scene, da Elisabeth dem Grafen Leicester das Ordensband abnimmt und es dem französischen Gesandten umhängt, warf Frau ***, als sie den bekannten Wahlspruch des Hosenbandordens: Hony soit qui mal y pense aussprach, einen strengen zurechtweisenden Blick auf

Leicester, der mißmutig über die französische Brautbewerbung hätte dastehen sollen. Es war dies ein feiner Zug der Künstlerin, die sich dagegen beim Schlusse dieser Scene sehr vergaß, indem sie, statt sich gegen die französischen Herren zu verneigen, sie mit der Hand fortweisend verabschiedete. Als vorzüglich in der Darstellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erstens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo sie den unerfahrenen und anscheinend arglosen Jüngling, wie auf den Zehen nachschleichend, mit ihrem buhlerischen Netze zu umgarnen sucht:

Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen. — Die engsten Bande sind's,
Die zärtesten, die das Geheimnis stiftet!

In den Ausdruck dieser Worte und in die sie begleitenden Gebärden hatte Frau *** alles gelegt, was ein Weib und eine Fürstin nur Lockendes und Verführerisches zu bieten vermag. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Rosen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man schmerzlich), nur eine andere Leidenschaft, die früher vom Herzen Besitz genommen, vermag einer solchen Versuchung ohne Kampf zu widerstehen. Auch bei der Zusammenkunft mit Marie zeigte sich Frau ***, wenigstens in mehreren Stellen, als sinnreiche Künstlerin. Elisabeth, der es schwül wird unter der Maske der Gelassenheit und des Gleichmutes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, sucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltsam herbeizuführen. Da beginnt sie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euren Ränken? u. s. w.

und nachdem es ihr so gelungen, Marien aufzureizen, endet sie, unter höhnischem Lachen, mit den Worten, die auf sie selbst zurückfallen:

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In diese ganze Rede, so reichlich versehen mit allem, was Eifersucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel so innig verschmolzen erscheint, hatte Frau *** alles hineingelegt, so wie auch alles wieder aus ihr herausgenommen, was nur immer der

Dichter bestrebt haben mochte. Dieses war um so schwieriger und daher der dankbaren Anerkennung um so würdiger, da Elisabeth nur zu der Luft sprach; denn mehr noch als im Leben stand ihr die Marie dieses Abends im Spiele als Widersacherin gegenüber. Vor Tadel schützt sie unsere Abhärtung, wir sind nicht mehr so reizbar als sonst. Der Hunger ist auch in Kunstgenüssen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die spartanischen Suppen unserer Bühne wohlschmeckend finden werden. Wer nur gesehen hat, wie die schottische Königin in der eben besprochenen Scene sich abgemattet hat, um sich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beschnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parkes aufzufliegen, der hat ihr sein Mitleid gewiß nicht versagt. Wenn unsere Theaterdirektion die Gelegenheit, die sich ihr darbietet, das schöne Dutzend voll zu machen, verschläft, und diese Königin Maria anzuwerben versäumt, dann dürfen wir uns glücklich schätzen. — Herr *** hat den Grafen von Leicester gespielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuschung! Nicht der leiseste Schatten, nicht der unmerklichste Farbenpunkt dieses so schwierigen Charakters war dem Künstler entgangen. Wo Thaten sprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obschon Rollen dieser Art sonst recht im Mittelpunkt seines Kunstkreises liegen. Durchaus verfehlt schien mir sein Spiel da, wo Mortimers Liebe gegen Maria bis zur wahnsinnigen Vergessenheit der äußeren Welt hinaufsteigt und er die Schmerzensreiche an seine Brust drückt. Herr *** war ausschlagende Flamme, und demgemäß schreiend in seinen Reden und voller Heftigkeit in seinen Gebärden. Stille, düstere, zusammengedrängte, eingeschlossene Glut möchte wohl erforderlicher gewesen sein. Die leidenschaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine sinnlose Handlung des Körpers erscheinen, welcher, der Aufsicht der verirrten Seele entzogen, nach eigenem Triebe verfuhr.

LVI.

Unser Verkehr.

Posse.

Das Erscheinen des Schauspielers Wurm auf der Frankfurter Bühne hat, an diesem Orte und in diese Tage fallend, eine eigene Bedeutsamkeit, die, wenn auch nicht von allen teilnehmend empfunden, doch sicher, auch von jedem Gleichgültigen, aufgefaßt wird. Dieser Künstler hat in einer Flugschrift, die er verbreiten ließ, selbst die Gegend bezeichnet, in welche er gestellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdigt werden möchte. Er muß darum mit so größerer Ergebung das Geschick ertragen, dem ausgezeichnete Menschen in jeglicher Art, selbst da, wo sie anspruchslos gewesen, stets unterworfen waren: daß, indem sie richtungslosen Leidenschaften und schwankenden Begierden zum Anziehungspunkte dienten, um welchen sich jene befestigten und gestalteten, sie zugleich die Widerstrebungspunkte der feindlich gegenüberstehenden Regungen geworden sind.

Das Jüdeln, in der erwähnten Schrift „jüdisches Deklamieren" genannt, ist von Herrn Wurm als diejenige Kunstfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite so großen Beifall, auf der anderen die traurigste Verfolgung zugezogen habe. Die Untersuchung, ob der eine verdient, ob die andere gerecht gewesen sei, kann, mit welchem Ergebnis sie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der Sache führen, dem Künstler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

„Unser Verkehr" ist mehr als irgend einer der Verkehr des Herrn Wurm, und die Bühne, die dieses Spiel darstellte, der Markt gewesen, auf welchem derselbe seine Geschicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Aufführung dieser Posse zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptstädter, die sich für das deutsche Volk hielten, alles von sich abstießen, was nicht deutsch war oder sie gleich den Juden für undeutsch erklären wollten. Wie es entnervten Menschen eigen ist, daß sie in den Gebärdungen des Zornes und des Hasses sich gefallen, weil sie solche Äußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines selbstständigen Daseins geltend machen möchten, so haben auch jene Schwächlinge, um Volkstümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eigenen Herzen

fremd war, den Besseren aufzudringen gesucht. Daher ward „Unser Verkehr“ das Feldgeschrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernsten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Teilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden thaten nicht mehr, als was man zuweilen unartige Schulknaben thun sieht. So wie diese manchmal das Räuberhandwerk spielen, ohne Gefahr für sich und andere, so haben jene, mit gleicher Bedeutungslosigkeit, das wilde menschenfressende Volk gespielt, und sind dabei mit allerlei theatralischen Grimassen, fürchterlichem Spuk, Beschwörungsformeln und sonstigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner anderen als dieser Quelle ist der Strom des Beifalls entsprungen, der so weit und reich der Posse „Unser Verkehr“ zugeflossen ist. Dieses Spiel vermag auch nicht die niedrigste Forderung der dramatischen Kunst zu befriedigen und kann, wo nicht der Zuschauer eine eigene krankhafte Lüsternheit mitbringt, unmöglich Lust erregen. Es soll die Komödie die Lächerlichkeit der Gesinnungen oder Gemütsarten im Menschen, und die der geschichtlichen oder natürlichen Erscheinungen in der Außenwelt darstellen. Das Lächerliche aber ist nur vorhanden, wo das sich Widersprechende, verbunden oder aneinander gereiht, der Vergleichung sich aussetzt. Eine mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelwesen in einem und demselben Menschen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider ganz unerklärlich sich selbst gering schätzt, sich verfolgt und wegzudrängen sucht — dieses sind Bearbeitungsposseln für den Komödiendichter. Aber ein Mensch, der seiner eigenen Natur treu, der Leitung seines Geistes folgsam bleibt und in seinen geselligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den die bürgerliche Ordnung ihm angewiesen hat, wird, so sehr er sich auch von anderen unterscheidet, auf die Bühne gebracht, nie Lust und Lachen, erregen.

So mag — um das allgemeine zum Teil auf einen gegebenen Fall anzuwenden — eine in einer ungewöhnlichen oder verdorbenen Mundart redende, unter anderen reinsprechenden auftretende Person dem Zuhörer wohlgefällig, und dieses oft um so mehr sein, je unverständlicher ihm die gebrauchte Sprache ist. Wenn aber, wie es sich der Verfasser der Posse „Unser Verkehr“ zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelsch gesprochen wird, so kann dies nur Überdruß und Langeweile verursachen; denn mit dem Gegensatze fällt auch die Lust weg. Diejenigen Zuhörer,

denen die jüdelnde Mundart geläufig ist, überrascht sie nicht, und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen sie es nicht ist, ist sie unverständlich. Nur die Jüdin Lydie mit ihren christelnden Manieren hätte einen nachgiebigen Stoff zu einer gefälligen dramatischen Behandlung dargeboten; allein dessen Bearbeitung ist durchaus mißlungen, weil eine solche Gemütsart, karikiert, auch in einer Posse die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Da wo, wie in jenem Falle, alles auf eine feine Schattierung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben alles verdorben. Die Jüdin hätte durchschimmern, nicht durchleuchten dürfen. Diese Lydie spricht und gebärdet sich, nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszusetzen ist, daß sie das Materielle der weiblichen Modebildung sich angeeignet habe und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe sich ungeschickt benehme, sondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem christlichen Friseur Ästhetik treibt.

Über die Rolle des Jakob können sich dessen teilnehmende Glaubensgenossen mit Recht gar nicht beklagen. Dieser Judenbursche ist ja die beste Seele von der Welt! Er teilt mit seinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reichgewordener Mann, Lydien mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verschmäht und mißhandelt worden war — er stellt auf eine zarte Weise dem Isidorius Morgenländer als edle Rache für die empfangenen Prügel fünfzehn Thaler zu — und wenn er auch dem Postillon nur falsche Groschen schenkt, so spricht sich doch seine Gutmütigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuschung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieser Rolle soll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt und den israelitischen Burschen „recht was man con amore“ nennt, gespielt haben. Dieses ist sehr löblich, und es ließ sich nicht anders von jenem Künstler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichsten Gegenstände mit Liebe zu umfassen und zu behandeln versteht. Wenn aber Herr Wurm hierbei, so wie es in seiner Schutzschrift heißt, „noch mehr that, als seine Rolle vorzeichnete“, und sich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden zugezogen hat, so ist noch zu bezweifeln, ob ihm so ganz Unrecht geschehen sei; vorausgesetzt nämlich, daß unter jenem „mehr“ nicht bloß eine quantitative Ausbreitung der Rolle, sondern eine qualitative Steigerung derselben verstanden werden solle.

Es zeigt sich hier der notwendige Zusammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche durch alle Klassen der Gesellschaft herrscht, der abgeschmackten Posse „Unser Verkehr" eine günstige Aufnahme verschafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieses Stück hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verständiger gehandelt haben, wenn sie ihre Empfindlichkeit nicht geoffenbart hätten; allein daß diese aufgeregt worden, kann etwa als eine Äußerung einer allzu reizbaren Selbstsucht weder getadelt, noch belächelt werden. Es ist schon gesagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war, oder wenigstens zur Sitte hat gemacht werden sollen. Vielleicht war diese, einem männlichen und verstandesreifen Zeitalter so unangemessene Ausschweifung mehr als ein Kinderspiel. Vielleicht haben die Unruhigen, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauches in Übung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künstlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben selbst die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu lassen und zahnenden Kindern etwas in den Mund zu geben, worauf sie ihre Grimassen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungern gesehen. So viel aber ist gewiß, daß die Juden als zur Zielscheibe irgend eines politischen Witzes hingestellt oder als Schlachtopfer einer Staatslist auserlesen sich ansehen mußten. Daher war ihre Widersetzlichkeit gegen die Aufführung der Posse „Unser Verkehr" in Erwägung der Bestimmungsgründe ihrer Feinde, diese Darstellung so eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbstverteidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre selbst dann zu billigen gewesen, wenn auch das Stück selbst nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder Groll gegen sie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden soll, nicht minder der Fall ist.

Man pflegt einzuwenden: es werde so oft auf der Bühne dieser oder jener Stand der Gesellschaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advokaten, Ärzte, ja selbst der katholische Kultus wären in manchen dramatischen Darstellungen verunglimpft worden; dieses habe in Frankfurt sogar mit Bürgermeistern geschehen dürfen, ob solche gleich daselbst die höchste Würde der Regierung ausdrückten. Warum sollten also die Juden sich dies nicht auch gefallen lassen wollen! Jedoch sind die Fälle, die man hier zur Vergleichung neben-

einander stellt, durchaus verschieden. Dort werden nicht die Stände, sondern die den Gliedern dieser Stände zuweilen anhängenden Schwächen und Fehler — es wird der Adelstolz, die Rabulisterei, das pfäffische Wesen belacht, und es ist weder von dem Schriftsteller gemeint, jene Klassen der Gesellschaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine solche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden und diese, wie in „Unser Verkehr" das ganze Spiel ausfüllen, so müssen solche Darstellungen den jüdischen Glaubensgenossen mit Recht verwünschenswert sein. In dem Falle auch, (was schon selten vorausgesetzt werden kann) daß der dramatische Schriftsteller und der Schauspieler unbefangen genug wären, hierbei nach nichts weiterem, als nach Belustigung zu streben, so sind doch wenige Zuschauer so arglos, sich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die bei solchen Anlässen empfangenen Eindrücke mit sich aus dem Schauspielhause tragen und die auf der Bühne mit Treue oder Überladung vorgespiegelten Gebrechen der Juden üblicherweise allen diesen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem braucht man es erst zu erzählen, wie dieses beklagenswerte Volk auch darin stets mit Ungerechtigkeit behandelt worden ist, daß man alle in Zeit und Raum zerstreute Schlechtigkeiten, solche, welche Juden verschiedener Gegenden und verschiedener Zeiten eigen oder angedichtet waren, gesammelt, und stets auf den einzelnen Kopf jedes nächst dastehenden Juden als eine Tontine gehäuft hat! — —

LVII.

Tankred.

Große heroische Oper von Rossini.

Groß ist sie, wenn dieses so viel heißt, als lang, aber Heroisches hat sie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollsten Roman von August Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerspruch zu erfahren. Es ist unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne eine zur dramatischen Handlung so unangemessene Musik hat verfertigen können. Wie konnte es geschehen, daß dieser Tankred so sehr gepriesen wurde? Schon als ich ihn das erste Mal hörte,

ward mir das Ohr so verschlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Konfekt gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine solche Musik anlocken, aber für Männer kann sie höchstens in geringer Menge zum Nachtische genossen nicht ganz unerfreulich sein. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie schleppend; wie empfindelnd, wie angefüllt von musikalischen Sprichwörtern und Gemeinplätzen ist sie! Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man schon, was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Wesen des fadesten Liebeschmachtens! Die Musik gibt ihre dahlende, tändelnde Weise nicht einmal in den Kriegsmärschen auf. Ihr seht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

Um die Ungläubigen, welche die Wunder des Alten Testaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein syrakusischer Soldat trockenen Fußes durch das mittelländische Meer, dem doch an Nässe und Gefährlichkeit das rote gewiß nicht beikam.

LVIII.

Der Sammetrock.

Lustspiel von Kotzebue.

Ich gebe euch den freundschaftlichen Rat, dieses Lustspiel zu lesen, ehe ihr dessen Darstellung beiwohnt, damit ihr nicht ängstlich werdet, wenn, wie es darin geschieht, ein junger Graf bei dem Besuche einer verheirateten Frau, die nach ihres Mannes eigener Erklärung „appetitlich" ist, die Thür hinter sich verschließt, um sich ungestört seiner Zärtlichkeit zu überlassen. Es ist beruhigend, vorher zu wissen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das ist gewiß. Mir wenigstens könnte dieser Graf Lunger, von Herrn *** dargestellt, durchaus, und schon seiner altväterischen Kleidung wegen, nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen soliden, langweiligen Mann. Überdies scheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht bestimmt angegeben sind, der Schauspieler sich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrscht, kleiden müsse. Aber am 7. Juli 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling, so wie Herr *** gekleidet, auf Er-

oberungen aus. — Herrn *** Spiel, als Magister Kranz, war zu loben; das Gutmütige, Trockene und Leidenschaftslose, das in der Art dieses Künstlers liegt, ist der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemessen. — Frau *** war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erste Scene blieb sie mitten im Zimmer, den Strickstrumpf in den Händen, unbeweglich auf einem Flecke stehen. Das ist nicht nach der Natur.

LIX.

Sappho.

Trauerspiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren wurde uns diese Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köstliche Frucht in goldener Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künstlerin. Später wurde sie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genusse der Frucht ward schwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man sie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künstlerin Mängel des Dichtwerkes versteckt oder ersetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entschädung verlustig, nackt und unverzeihlich erschienen — so nicht. Aber oft geschieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes obstößt, daß wir an der Gegenwart preisen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen sich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geist urteilt und unterscheidet, was liebenswürdig und was hassenswürdig sei. Die Strafe des Verbrechens, der verschuldete Schmerz, die thörichte Klage, können unser Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüste, um den Duldenden aus Leichtsinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und so würde behauptet, daß wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugestanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinschaftliche Sache, deren einer, da er zu Berlin die Sappho darstellen sah, ausrief:

„das ist dummes Zeug!" Ich rede keinem Konrektor nach, den es verdrießt, daß seine Sappho, von der man „leider" nur noch einige Fragmente hat, so verkleinert worden, indem sie der Dichter sich mit Lappalien beschäftigen ließ. Ich kenne die lesbische Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grausamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich sich gegenübergestellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entscheidung geblieben und ein gemeinschaftliches Grab beide Kämpfende verschlang. Freilich spottet die Natur der Befehle, wie der Verweise eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunst nichts darstellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, so darf sie doch nicht jede Erscheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur schafft, indem sie zerstört, und sie zerstört das Einzelne, um die Gesamtheit zu erhalten. Doch die Kunst stellt nur das Einzelne dar, und zernichtet sie ein Besonderes, um nur ein anderes Besondere zu erhalten, erkauft sie das Leben des einen mit dem Tode des anderen, so ist dieses eine frevelhafte launische Wahl, durch keinen Zweck entschädigt, durch keine Weisheit geleitet.

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies schwache Haupt gekrönt,
Und ausgesät in weit entfernte Lande
Der Dichterin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergehn.
Ich dank' euch!

So spricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen sah
Und, spielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen sah und hörte, und — entließ.

Und dieses Weib, so hoch gestellt von Menschen und von Göttern, so in der Fülle des Wertes und dieses Wertes froh und sich bewußt: sie kehrt zurück, aus der Mitte der versammelten Griechen, die Herrlichste unter den Herrlichen, die Gepriesenste unter den Gepriesenen, die Glücklichste unter den Glücklichen, siegestrunken, lobberauscht; auf ihrem Haupte den frischesten jüngsten Lorbeer; sie kehrt zurück, mit Jauchzen entlassen, mit Jauchzen empfangen; sie kehrt zurück und — steht dem Sklaven, der ihren Siegeswagen sollte ziehen, als Sklavin zur Seite! Das ist nicht Sinken mehr der Größe, das ist schon ihr Fall. Das Grab ist geöffnet, der Sarg ist aufgeschlagen, die Würmer nagen an der Leiche. Wozu unser Bangen, da die Gefahr schon erreicht, wozu unsere Thränen, da die Verwesung schon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen ist? Sie kehrt zurück, und noch ehe sie herannaht, ist sie schon verurteilt, durch einen niedrigen Diener verurteilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geschäftig für sein Wohl liebt still das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweist. Aber Sappho verkündigt dem versammelten Volke laut und gebieterisch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte sie nicht lieben, als liebendes Weib ihre Liebe nicht verkündigen. Wir wissen nicht, was wir empfinden sollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatischen Dichtungen nicht minder sorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müssen der Sappho vergessen, sollen wir dem Weibe seine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergessen, welche Teilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberschauern gerüttelt — so oder so erscheint uns Sappho, und durch diese Nachbarschaft von Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geist und Arm des Mannes unterwirft und als Gebieterin des Ruhmes erscheint, dann mögen wir seinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach ist die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das sein stilles Haus verließ, von seiner Höhe herabstürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach ist die Schuld — daß es gesunken und daß es gestiegen.

Die Flügel des weiblichen Geistes sind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That teilen sie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sapphos müsse mit Spott und Unwillen erfüllen, ist es etwa die Verstimmung unseres Gemütes, ist es etwa mein irrender Murrsinn, der dieses ungerechte Urteil fällt? Ist es nicht Sappho selbst, die ihre eigene Liebe geringschätzt und fast verhöhnt — ja geringschätzt, so sehr sie sich auch abmüdet, sich vor sich selber zu verstecken? Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen spielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe ist eins, Finger und Saite. Sie lauscht dem Urteile der Welt, um es zu verschmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt und hört nicht, was sie spricht. Ihre Liebe ist ihr nur das Höchste, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter sich, noch zur Seite, sie ist alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympischen Spielen in den Kreis einer sie anbetenden Menge zurück. Sie steigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt sie alsobald, daß sie diesen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie sucht die Vorwürfe ihres Inneren zu beschwichtigen, und da sie es nicht vermag, trotzt sie ihnen mit Ingrimm schuldbewußt:

Mögt ihr's immer wissen!
Ich liebe ihn!

ruft sie dem versammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet sie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert sie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der sie Umgebenden, und wiegt ängstlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie stellt ihren Sklaven den Geliebten mit den Worten vor: „Hier sehet euern Herrn!" Rhamnes (verwundert, halblaut): „Herrn?" Sappho: „Wer spricht hier? (gespannt) was willst du sagen? Rhamnes (zurücktretend): „Nichts!" Sappho: „So sprich auch nicht!"

Doch wie! darf ein Weib, weil es den Lorbeer sich gewonnen, nicht auch die Myrte, durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern sanken früh ins Grab — ward am

Mutterherzen der Musen gewartet. Des Gesanges und der Dichtung Gaben schnell entfaltend, sie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offenen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angestaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — so im raschen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte sie den Gipfel ihres Ruhmes glücklich und gesättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz, und erhellte seine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und .... doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

Der Freundschaft und der — Liebe Täuschungen
Hab' ich in diesem Busen schon empfunden!

sie bekennt es und damit ihre Schuld. Nicht überrascht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrene von der Leidenschaft. Sie gab sich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho selbst von dem Felsen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrat zu spät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichsten hervor, wenn Schwäche sie umschattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich ist der große Mensch, aber ohne Fehl wäre er Gott und unserer Liebe wie unserer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem sie sich aufgerafft und ihre Liebe, als ein Spielwerk, mit dem sie zu ernst gespielt, weit von sich werfend, ihrer Lust der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzusteigen? Da sie spricht:

Ich will mit Sapphos Schwäche euch versöhnen,
Gebeugt erst zeigt der Bogen seine Kraft.

Hat sie nicht den schönsten der Siegeskämpfe sich erkämpft? .... Nein, das that sie nicht. Kleiner noch als im Leben zeigt sich Sappho sterbend. Sie versöhnt mit ihrer Schwäche nicht, sie entzieht sie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht seine Kraft; er bricht und zeigt seine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Hasses, zerschlägt sie das Gefäß, damit die Empfindung von selbst entströme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entschließung. Er ward im Wahnsinn beschlossen und im Wahnsinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue bedeckte ihre Schuld.

Doch schon zu lange habe ich in diese Sonne gesehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet senke ich den Blick, mich ferner nur

ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sapphos Ruhm und Tag sahen wir traurig, blutrot untergehen; aber um so süßer und freundlicher steigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einschneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Rose, der Sapphos Herz blutig anstreifte, bis zum Dolchstoße der Entführung Melittens, der es durchbohrte — wie wahr, schön und naturtreu ist das alles vorgebildet! Vergebens sucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet sie ihren Ruhm um Entschädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beistand gegen ihn, sie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperschlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, festgehalten, nicht zu entfliehen vermag und immer weiter gezogen endlich in den offenen Rachen stürzt — so auch Sappho, da die Eifersucht ihr Schlangenhaupt gegen sie reckt; gelähmt sind die Flügel ihres Geistes und besinnungslos sucht sie selbst den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatische Handlung dürfe eine gewisse Bühnenlänge nicht überschreiten, sonderbar erscheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verstattet ist, eine meilenweite Landschaft in einen fußengen Rahmen zu sperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältnis und Fernsicht beobachtet sind — so bleibt doch rühmlich, daß der Dichter Sapphos jene Forderung so völlig zu gewähren verstand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht sieht man den Keim, das Wachsen, die Blüte, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur selbst hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erscheint er neben Sappho, wie er selbst dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir stimmen ihm bei, wenn er ausruft;

> Wer glaubte auch, daß Hellas erste Frau
> Auf Hellas letzten Jüngling würde schauen!

— und so sehr bei, daß wenig sein bescheidener Sinn uns rührt. Sappho suchte ihn aufzurichten, nicht um ihn, um sich selbst zu erheben:

> Dem Schicksal thust du Unrecht und dir selbst!
> Verachte nicht der Götter goldne Gaben!

So spricht sie und rechnet diese Gaben vor. Allein

Der kühne Mut, der Weltgebieter Stärke —

ist er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in dessen Besitz? Warum so ängstlich besorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind besorgt, zeigt sie sich um ihn? Wie sie der Weltgebieter einen, den Sklaven ihres Hauses, vorstellt!

Ihr seht hier euern Herrn. Was er begehrt
Ist euch Befehl, nicht minder als mein eigner.
Weh' dem, der ungehorsam sich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieser Stirn'
Als Übertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergessen,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt ....

Wie undankbar, wie verächtlich erscheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das ist nicht sein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er sie hoch verehrte. Daß er aber den Mut gewann, sich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt sein kleines Gemüt; er hätte jenen Mut nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfassen verstanden.

Doch eben in der Bildung eines solchen Phaons hat der Dichter seine Meisterschaft gezeigt. Ein geringerer als er, hätte den Geliebten Sapphos mit allen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattet, um ihn der Anbetung einer solchen Liebenden würdig zu machen. Wie versäumt wäre alsdann geworden, was am meisten not thut! Denn wo anders könnte Sappho Nachsicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieser Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unscheinbarkeit des Feindes, der sie besiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wann zeigt sich die Liebe allmächtiger, als indem sie alles giebt und nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sapphos würdiger gewesen, dann erst hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht sie getauscht und wie sie, wenn sie auch viel empfing, doch für das, was sie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenstand, aber das ist die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta sehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochsinn, den Sieg des Herzens über Geisteskraft und den

der Anmut über Schönheit. Verschwiegen, verschlossen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die sie brechen wird, sich ihr nicht entgegenstreckend, fromm ergeben, still gehorchend — so steht sie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Rachsucht und Heftigkeit Sapphos gegenüber, und so überlebt die bescheidene Lampe der Sklavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unseres Dichters? Von dieser bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? Dieser wundervolle paradiesische Garten ist genug gepriesen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberstelle. Dort findet sich des Willkommenen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantasie. Zierliche Weltweisen sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes mit Blumenguirlanden umhängen oder wohl auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragée bestecken — aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter.

LX.

Henriette Sontag in Frankfurt.

Seit die holde Muse des Gesanges, Henriette Sontag, vor einem Jahre in Weimar erschienen, und die frommen deutschen Sternpriester, unter Zither- und Cimbelklang, diese Konstellation zweier Größen auf eine so seltsamliche, spanisch-maurische, hyazinthenduftige, süß-dämmerliche Weise gefeiert und sie gesungen haben: „Der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speise und Trank," statt zu berichten: Fräulein Sontag hat bei Herrn v. Goethe zu Nacht gegessen — seitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgesprungen und, gewohnt, wie es war, an der Flamme des Prometheus nur seine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer schluckte und, gewohnt wie es war, seine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing süß zu werden und zu schwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken lassen; aber wohl mir, daß ich

mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des unbeugsamen Rhadamanthus gespottet, der endlich der Federvasall eines schönen Mädchens geworden! Wahrlich seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert wie die anderen auch, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung gewesen: es sei doch nicht recht, daß wir Deutsche, die wir uns so schwer begeistern, die wir erst zu trinken anfangen, wenn andere schon Kopfschmerzen haben — daß wir unser jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der ersten lockenden Erscheinung hingeben, die, wenn auch schön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig ist. Es sei eine unbesonnene Verschwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich sage: es ist schön, laßt uns des Augenblickes genießen, wozu für unsere Enkel sparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unsere Bewunderung laut auszusprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich diese Zauberin, die ein solches Volk umgestaltet, loben, aber wer giebt mir Worte? Selbst die ungeheuere Masse von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geschaffen, seit uns der bare Sinn ausgegangen, selbst diese ist erschöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives setzen, das für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die teure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den teuren Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper. Ich sage zu allen diesen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbst nüchterne Kunstrichter haben geurteilt: ihre reizende Erscheinung, ihr Spiel, ihr Gesang, könnte auch jedes für sich verglichen werden, so habe man doch die Vereinigung aller dieser Gaben der Kunst und der Natur noch bei keiner anderen Sängerin gefunden. Auch diesem stimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieser Vereinigung nicht bestechen konnte; denn mit der größten Anstrengung war es mir nicht gelungen, sie zugleich zu sehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammenrechnen, um die Summe ihres Wertes ganz zu haben. Daran halte ich mich:

was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes sein. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein.

Henriette Sontag könnte mit einer kleinen Veränderung wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erste Huldigung, die sie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erste, aber zugleich die wichtigste Huldigung, weil sie guten deutschen treuen Sinn und hohe, innigste Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hiesigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündete: „Fräulein Sontag, königlich preußische Kammersängerin, mit Gefolge und Dienerschaft.“ Es ist nämlich zu wissen, daß unser täglich erscheinendes Fremdenblättchen den Wert und die Würde der Reisenden auf eine höchst sinnreiche, genaue und streng staatsrechtliche Weise bezeichnet. Ist ein Fremder reich, dann hat er einen Bedienten, ist er sehr reich, hat er Bedienung; ist er zugleich vornehm, hat er Dienerschaft; und ist er sehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerschaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber diese zarte Feudalschattierung ausdrücken solle, darüber sind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürstliche Personen reisen mit hohem Gefolge und Dienerschaft. Indem man also der Fräulein Sontag Gefolge und Dienerschaft zuerkannte, hat man sie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An diese erste Huldigung reihet sich am schicklichsten die letzte an, die sie hier gefunden. Nämlich der Wirt des Gasthauses, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, schlug bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten römischen Kaiser zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes bewirtet werden. Zwischen diesen beiden Huldigungen breiteten sich die anderen in unzähliger Menge aus. Fräulein Sontag war hier in einer Zeit erschienen, wo die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen viel schwerer war als sie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegerischen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der

Sängerin hier angelangt, und dennoch sprach man von der letzteren auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwischen den Mächten das staatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen setzt. Die wilde türkische Musik, durchtönt von einer süßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sontag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles untereinander gemischt. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man sie auf der Börse von Achteln und Quarten sprechen hörte, wußte man nicht, ob sie Takte oder Prozente meinten. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt, und das sagt viel! denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Scharen herbei, und nicht bloß die hiesigen Einwohner, nicht bloß die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Köln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein mieten, und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicherweise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Kontinentalprüderie. Ein junger Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmütig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinausgeschoben, erholte sich erst wieder als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuß nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von solchen, die mehrere Tage das Bett hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das Intelligenzblatt wie besät mit verlorenen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und anderen Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sontag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspektiv zu holen, mußte es unter anderen fünfzig Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorgesucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen

waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters schimmernden Fernröhren, die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt.

Das Schauspielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte, dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theaterkritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es sei etwas Kleines, es sei ein bloßes Lustgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren; es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine schmale und steile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und diese Treppe wird von der engen Eingangsthür in zwei Hälften geschieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thüre ein Absatz ist. Dieses Pförtchen öffnet sich nach *außen*, und wird, im dramatischen Stile, plötzlich, rasch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von *innen* aufgestoßen, so daß die auf der Treppe stehende Menge mit Leichtigkeit herabgestürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei solchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, so haben sie dieses bloß ihrer vortrefflichen gymnastischen Erziehung zu verdanken, die sie von Kindheit an in diesen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erste Thür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen steht. Hinter ihr aber steht ein Riese mit breiter Brust und ausgebreiteten Armen, und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein ist, schlüpft dem Riesen unter den Armen durch, die Großen aber müssen warten, bis die Schlagbäume sich aufthun.

Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sontag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was

könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde unbeschreibliche Anmut begleitet alle Bewegungen dieser Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönen Putz einer vollkommenen Schönheit ansehen soll. In scherzhaften Rollen bewahrt sie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern so leicht zu verletzen, und in ernsthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend ist. Madame Catalani soll von ihr geurteilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer sie aber als Desdemona in Rossinis Othello gehört hat, wird dieses Urteil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossinischen Othello, man sah und hörte Shakespeares Desdemona. Sie ist ebenso bewunderungswürdig im einfachen Gesange, der zu dem Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man sah alte Männer weinen — eine solche Wirkung bringt eine bloße Künstelei, sei sie auch noch so unvergleichlich, und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Kadenzen gleichen den anmutigen kindlichen Verzierungen an einem gotischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Lust des Himmels mit der Lust der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen war, und .... Doch jetzt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht bloß eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „Ich weiß nicht mehr, was ich spreche.“ Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet sein — dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preisstellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen, und will darum einiges von dem erzählen, was einige Theaterkritiker und Dichter hier und in Darmstadt von der Sontag gesagt, gesungen und gewütet haben. So verbunden spotten wie der Spötter.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen — aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die

Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Recensenten haben mit ihr gekost. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner" sang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträtsle meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleierten nicht enträtselt! „Eine Geisterstimme an Henriette Sontag" ließ sich vernehmen, aber es war kein düsterer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der Geist war sehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war schon überaus selig, wenn es die Freude einmal elektrisierte, aber das genügt nicht mehr — unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit „galvanischer Freude". Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße", die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt. Ein anderer sagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüter, jede Zwietracht war verschwunden." Ach, warum schickt man die Sängerin nicht nach Konstantinopel, daß sie den Diwan beschwichtige? In deutschen Novembertagen war die Sängerin von „hesperischen Lüften" umgaukelt. Ein anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter." Ein Dichter sang prophetisch und aufrichtig:

Mich verläßt in deinem Kreise
Hauch, Bewegung, Geist und Leben.

Ein anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was sie mir sagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den sie mir tagte!
Und selig leb ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen", und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Prosaist hatte sehr malerische und physikaliiche „Gedankenflocken" — wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. Ein anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aon die Seele aller Tugendhaften beschütze!" Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am ersten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
Den Ewigen zu preisen und zu ehren.
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sontag jetzt der Erde,
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieser theologische Sonettist behauptet also geradezu, die Menschheit habe erst jetzt, im sechstausendsten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag recht haben! Die Geschichte sprach schon sechstausend Jahre, und wir hörten sie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übelnehmen, wenn wir künftig, so oft die Sontag nicht singt, unsere Ohren zu etwas anderem gebrauchen.

Nicht bloß die Menschen am Main und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sontag beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sontag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unseren Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte sichtbar, das sich mit Kanonendonner endigte." Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede ist, dreißig Stunden später als die Sontag erschienen, und hat dieses aus den Berichten der hiesigen physikalischen Gesellschaft zu beweisen gesucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon spricht, verdient keine Beachtung, und soll uns unsere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner gelesen: „Kaum hatte die Heldin des Gesanges unsere Mauern verlassen, so fing selbst der Himmel an zu weinen." Dieses Wunder kann ich

beschwören; ich habe selbst gesehen, daß es zu regnen anfing, sobald die Heldin des Gesanges die Thore hinter sich hatte.

Man muß unseren „schneeumstöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihren „lufteinlufthindurchaufschwimmenden“ Sontagspäanen sich von jeder irdischen Fessel frei zu erhalten gewußt und sich von keiner erdstaubigen Regel befehlen ließen;

> Denn in Dithyramben, alles was da glänzen will,
> Muß luftig sein, und dunkel, und schwarzglimmerig,
> Und flügelschwungreich.

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten sie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines Wochentages, und daß in Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten sei. Sie machten die unglaublichsten Anstrengungen, sich von diesem Gedanken frei zu machen; aber, wenn sie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwischen dem wöchentlichen und der säkularischen Sontag, und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin statt Sontag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutscher Zeitungsschreiber die Freiheit besingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art gesehen haben; denn der mitberauschte Censor hätte wahrscheinlich aller nüchternen Reklamationen gespottet..... Ich könnte noch manches erzählen von dem, was die „flügelschwungreichen Dithyrambenmeister vom Stamm der Schwänzler“, und auch erzählen von dem Brekekex koax koax, das „des Sumpfs Quellgeschlecht unter Schaumaufboppelung“ gesungen und wieder gesungen; aber es soll genug sein. Ich muß endigen, ehe mir jemand zurufe:

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten!

LXI.

Der Taubstumme,

oder

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieses Schauspiels, den Abbé de l'Epée selbst mit eingeschlossen, sind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen ist der taubstumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um nicht unter dem französischen gestickten Kleide entweder gegen die Wärme oder gegen den Anstand des Spiels sich zu vergehen. Die Empfindung wallt besonnen ein Menuett auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubnis zu einem liebevollen Händedruck. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meisterhaftigkeit. Die Kunst in seinem Spiele ist nicht sichtbar, sie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle, feste und gute Mann, dem die Tugend ein Geschäft, nicht bloß eine Lust ist. Seine Menschenfreundlichkeit ist nicht eine laut tosende, hoch aufsteigende Woge, die nach vollbrachter That zurücksinkt, sondern ein ununterbrochener ruhiger Strom, der langsam, aber anhaltend, die Menschheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anstand des Gebildeten, die sichere Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines gesellschaftskundigen Franzosen, dieses alles zeigte Herr *** in seltener Vereinigung.

LXII.

Die Waise und der Mörder.

Drama von Castelli. Mit Musik von v. Seyfried.

Ein höchst anziehender Stoff und mannigfaltig malerische Verhältnisse unterhalten die Erwartung des Zuschauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt ist und man ihren Ausgang gleich anfänglich errät, so bleibt die Teilnahme doch gefesselt. Der Beifall, welchen dieses Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize seinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Musik und Pantomime den Zuschauern gewährt. Auch das gelungenste drama-

tische Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch seine eigenen Vorzüge und mit keiner anderen Kunst zusammengestellt, uns berührt. Die Teilnahme, welche die dramatischen Hauptpersonen durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil sie durch die Erwartung, wie sich deren Schicksal enden und entwickeln werde, gefesselt ist. Um die Lust, welche Schauspiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimischung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Lust sind, von den Personen, die sie uns eingeflößt haben, abzusondern und als etwas Freies, Geistiges, von jeder, gleichsam körperlichen Einwirkung sicher zu stellen. Es käme darauf an, unser Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abscheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf diese Weise gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geschichte sich lösen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, sie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregenden Gegenstande abziehend, als ein freies Kunstwerk hinstellte und von den Launen des Künstlers und den Verletzungen seines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unserer monarchischen öffentlichen Erziehung in Schauer geraten und die Kramläden schließen, wenn auch nur drei Menschen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieselbe Meinung haben und sie unter freiem Himmel auszusprechen sich erkühnen — bei uns kann nur die Musik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und so zum unstörbaren Genusse als dauerndes Kunstwerk hinstellen.

Die durch das Drama geflochtene Musik, welche besonders das stumme Spiel Viktorins begleitet, ist sinnig, geistvoll und höchst malerisch. Sie füllt auch die Zwischenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weise angeordneten Schauspielen so wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich hastig und grob aus dem Kreise der Täuschung in die Wirklichkeit gestoßen, und ganz verdutzt tritt man mit dem zweiten Akte wieder

hinein und hat Mühe, die verlorene Stimmung von neuem aufzusuchen. Die Abteilungen der Schauspiele sollten immer mit einer angemessenen, das Vergangene nachspielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Musik verbunden werden.

LXIII.

Das Bild.

Trauerspiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und so macht er es schon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für Etwas gehalten sein will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken, daß weder das Abgeschmackteste, noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne." Mit diesen Worten beginnt Goethe in seiner italienischen Reise die Beschreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunstwirtschaft, die der Prinz Pallagonia auf seinen Besitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieser Rede sichere ich den einen oder den anderen Vorteil. Meinen eigenen — sollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszusprechen gedenke, fest zu begründen, den des Dichters — sollte es mir gelingen.

Was ist der Zweck der dramatischen Kunst? Nur zur Frage, nicht zur Antwort ist hier Raum. Auch ist genug, des flüchtig zu gedenken, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur in dem Sinne sei, daß sie das Schaffen, nicht die Geschöpfe der Natur nachahmt, daß sie schafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunst thut es der äußeren, die dramatische der menschlichen Natur, das heißt: der Geschichte nach. Sie stellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menschen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begrenzung, durch den Stoff, auf den sie einwirkt, bestimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, so ist der dramatische Künstler zugleich ein bildender;

er hat in seinen Werken nicht bloß die wahre Beschaffenheit der menschlichen, sondern auch die der großen Natur, die Verhältnisse rein aufzufassen und treu darzustellen. Und wie er diese Forderung erfüllt, das wäre der erste Versuch, der über den Gehalt eines dramatischen Werkes anzustellen sei. Wir wollen diesen Maßstab an eine Geschichte, die wir wie folgt ersinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die bestehende Regierung stürzen. Die Verschwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen seine Angehörigen. Man zieht seine Güter ein, er wird zum Tode verdammt und die Strafe des Gesetzes wird am Bildnisse des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, sein Unternehmen noch einmal zu versuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker stirbt. Welche Empfindungen wird dieser Tod bei den Hinterlassenen erwecken, zu welcher Handlung wird er sie anreizen? Gewiß, sie werden um den verlorenen Gatten, Vater und Bruder trauern, sie werden seinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffordern. Und war die Triebfeder zur Verurteilung und Einkerkerung des Grafen eine gehässige, zu bestrafende? Der Graf hatte sich wirklich verschworen, das Gesetz hat ihn gerichtet. Wen sollte die Rache treffen? Den Fürsten des Landes, der, was seine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geschützt? Die Richter, die das Urteil gesprochen? Tritt ja die Rache auf, so kann sie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann sie erscheinen. Die sie zu vollführen übernommen, müssen, gleichgesinnt mit dem Verstorbenen, die mißlungene Verschwörung von neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag sie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter solchen Verhältnissen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer anderen Macht vertrieben wird, wenn dieser neuen Regierung die Familie des Gestorbenen ergeben ist, wenn daher die Trauer um den Toten an dem Ehrgeize keinen Unterstützer findet, dann wird sie verstummen und nicht mehr auf Rache sinnen. Gegen wen sollte diese ferner gerichtet sein? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und ins Gefängnis geführt, oder etwa gegen einen armen schlechten Teufel von Auflaurer, der um

eine Handvoll Geld den Geächteten verriet? Oder gegen wen sonst? Nun, wahrlich, es erratets keiner, wenn ich es ihm nicht sage .... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geschichte ist der Inhalt dieser Tragödie — erzählt, soweit die Geschichte möglich ist; wo das Unglaubliche beginnt, lasse ich den Dichter selbst reden.

Ein Graf Nord hatte die spanische Herrschaft in Neapel zu stürzen gesucht. Flüchtig, nach entdeckter Verschwörung, ward sein Bild an den Galgen geschlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und stirbt im Gefängnisse. Dieses ereignete sich wenigstens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie sich vor unseren Augen abspielt. Der Schauplatz ist auf dem Schlosse des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verstorbenen, in der Schweiz. Außer diesem befinden sich noch daselbst und treten als Hauptpersonen auf: Kamilla, die verwitwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marchese di Sorrento; ein Maler Spinarosa, und der Schloßkastellan. Die Familie hatte sich aus dem politischen Sturme hierher gerettet. Aber seitdem hat sich ihr Schicksal aufgeheitert. Die österreichische Regierung hatte sich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verstorbenen Grafen und seiner Angehörigen letzteren zurückgestellt. Der alte Marchese erwartet einen Boten aus Italien, mit der Bestätigung seines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freistätte suchte, ließ er seinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit seiner Herkunft, als verlassene Waise, kam der Knabe in eines Malers Hände, der dessen Naturanlage zur Kunst sorgfältig entwickelte. Meister Spinarosa, durch einen geheimen Zug des Gemüts an den Knaben gekettet, ward sein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinarosa, gedenkend, sich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marchese als seinen Großvater, Kamilla als seine Mutter, den Grafen Nord als seinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marchese seines Vaters Schicksal, wie dieser eine Verschwörung angezettelt, wie er sich flüchtete, wie sein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie

er darauf zum zweiten Male sich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

— — — — — — — — — Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde sein Verräter.

Worauf Leonhard erwidert:

O pfui! Wer hat die Kunst so tief entweiht!

Das ist nun die Schraube, um welche sich die Handlung dreht, und geschraubter findet sich wohl auch keine in der ganzen dramatischen Welt. Man möchte Leonhards Worte des Unwillens, die wir soeben aussprechen gehört, wiederholen, denn nie haben possierlichere Stelzen den Dienst des Kothurns vertreten. Viele Jahre sind seit dem Tode des Grafen vorüber, und noch ist alles Sinnen und Trachten des Marchese und des alten Kastellans darauf gerichtet, wie sie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieses Bild, reden sie sich ein, weil es so treu gewesen, habe den Grafen verraten. Und nicht allein diese, sondern selbst ein Kardinal in Neapel, der Oheim des Marchese, hat sich jene Narrheit in den Kopf gesetzt, denn der von ihm an den Marchese geschickte Bote erzählt:

Auch Seine Eminenz sind tief empört
Und wollen Ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Maler zu erforschen; denn solch ein Bild
Mit diesem Fleiß und dieser Sicherheit
Zu malen, meinen Sie, sei nur das Werk
Der schändlichsten Verräterei — —

Meinen Sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz! aber ich kann mich nicht darin finden. Kenner der ausübenden Henkerkunst werden es besser wissen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildnisse eigentlich für eine Bewandtnis hat. Wird nicht, wie es mir wahrscheinlich dünkt, nur irgend ein Bild symbolisch an den Galgen geschlagen, mit der Absicht, es solle den flüchtigen Verbrecher vorstellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurteilten, und in der Absicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieses sich so verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden sei, weil sein treues Bildnis ihn verraten; wie kann aber auch der

witzigste Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Absicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es denn aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf seinem Pinsel gesessen, dann braucht er ihn ja bloß beim Kragen zu fassen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Also ein Maler wäre zur Polizei oder zum Kriminalgericht gekommen, und hätte gesagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache sein Bild gemalt; ich stehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem anderen, schlagt es an den Galgen es wird seine Dienste thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß das Bild des Grafen früher und keineswegs zu diesem schrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Palästen, in denen sie waren, wie erzählt, konfisziert hatte, gefunden und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marchese, mußte ja daran denken, daß sich der Graf einmal habe malen lassen, da dieser Umstand, wegen eines gewissen Vorfalles, der sich dabei ereignet hatte, der Gräfin Kamilla unvergeßlich bleiben mußte. Indessen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es giebt unerklärliche Idiosynkrasien des Gemüts, und der Haß gegen einen unbekannten, vermutlich ruchlosen Maler, mag eine solche sein. Ja, es muß eine Idiosynkrasie hier stattfinden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den schon vor Jahren verstorbenen Grafen immer noch beseelt, zu solchen Rachephantasien sich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht sonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Mensch. Der Marchese klagt, sein Schwiegersohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Kamilla, sein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe stets ungeschwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verstorbenen Bruder auch nicht gut sein, da er ihm genannte Kamilla, die früher ihm selbst als geliebte Braut bestimmt gewesen, weggeschnappt hatte. Der junge Leonhard kannte seinen Vater kaum. Nur der alte Kastellan bedauert seinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die übrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — sie haben es nur mit seinem Bilde zu thun.

Wie gesagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Kastellan, alle sinnen darauf, wie sie den verräterischen Maler finden und züchtigen könnten. Da spricht der Kastellan:

Ich habe drüber jahrelang gebrütet,
Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerst hat er sich nach Neapel geschlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; sodann ist er durch vieles Überlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künstler ein Zeichen hingemacht (sein Monogramm). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen sich sämtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzusuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieser wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geschlagen und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während sie sich aber auf solche Weise rüsten und beraten, hat ihnen der böse Geist das Opfer schon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, ist kein anderer als Spinarosa. Wie er in das Haus seiner Feinde gekommen, ist oben schon gesagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weise er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar scheint dieses so natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig spät zum fünften Akte zu gelangen, müssen krumme Wege eingeschlagen werden.

Gräfin Kamilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloster zu. Da ereignete sich, daß daselbst mehrere Bilder restauriert werden sollten. Der berühmte Meister, dessen Kunst man in Anspruch nahm, hatte keine Zeit und schickte einen seiner Schüler, einen Deutschen, Namens Lenz. Wie dieser nach und nach die beschädigten Madonnen ausbesserte, bekamen sie alle das Gesicht der schönen Kamilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Kamilla erwiderte die Liebe des jungen Malers. Da ward sie aus dem Kloster gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieser hat von der Liebschaft gehört, und will dem Maler, der seine Braut, wenn sie es auch damals noch nicht gewesen, zu lieben wagte, einen Streich spielen. Er läßt ihn rufen, um sich malen zu lassen. Lenz kommt, ohne zu wissen, daß er den Mann seiner Geliebten vor sich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig war, ruft der Graf Kamilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und sagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Absicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beschämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieser aber wirft ihm das Geld vor die Füße, stürzt fort, ändert seinen Namen und irrt in der Welt

umher. Auf diese Weise ward das verhängnisvolle Bild geboren, das dem Grafen das Leben kostete. So sinnreich bestrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt ist Lenz, unter dem Namen Spinarosa, in der Nähe seiner Geliebten. Die Flamme seines Herzens hat er durch alle Wege seines Lebens treu gewartet, und auch sie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeschwächt erhalten. Noch hat er sie, sie ihn nicht gesehen. Wie rührend wird die Erkennung sein! Welch ein freudiger Schrecken wird beide überfallen! .... Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Kamilla ist blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat sich so verändert, daß sie unkenntlich geworden ist. Wie, blind ist sie? Das ist nicht möglich. Also darum muß der unschuldige, unglückliche Maler mit einem Degen totgestochen werden, weil die Dame blind ist? Hätte sie gesehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverständnisse und der daraus entsprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatischer Künstler sich so etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarett machen? Wenn das habsüchtige, räuberische Schicksal diebisch oder gewaltsam in das schwache, unbewahrte Menschenherz einbricht, wenn dann die Angst unsere Schritte beflügelt, das Entsetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unsere Empfindung in Thränen auflöst — Angst, weil das drohende Geschick so übermächtig — Entsetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Mensch ist wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden: — kann alles dieses auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geschickes nicht menschlich gestaltet ist wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verschlossen ist und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben unsere guten Augen, wir sehen umher, uns kann so etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe stürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und seinen Vater erschlagen; er kann seinem eigenen Kinde statt Zucker Rattengift in die Milch mischen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beschuldigen und zum Tode verurteilen. Seine Frau stürzt sich aus Verzweiflung ins Wasser. Das ist gewiß Jammer genug; aber es ist ein pathologischer, kein drama-

tischer. Auch Shakespeare hat kranke, geisteszerrüttete, blinde Menschen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erscheint der Wahnsinn nicht als Quelle, sondern als Ausfluß des dramatischen Geschickes, und seine Blinden sind nur als Teile der Scenerie hingestellt, wie man Blitz, Donner und Seestürme auf die Bühne bringt, um einem schauerlichen Gemälde einen entsprechenden Rahmen zu geben. Aber im „Bild" ist die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Ursache aller Verwirrung, und man kann ohne schadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrat Himly aus Göttingen, wenn er zufälligerweise einige Monate früher, als Spinarosa, nach der Schweiz gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schicksale und dem Herrn von Houwald einen rechten Possen gespielt, und jenes um seine Beute, diesen um seine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die schöne Gräfin, und wie kam sie dazu? Hat sie den grauen oder schwarzen Star? Hat sie ein Fell oder Flecken im Augen? Ist sie blind geboren? Ist das Übel nach einem Nervenfieber oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das alles nicht. Sie hat sich um ihren verstorbenen Gatten *blind geweint*. Wahrhaftig, das ist romantisch; welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, sie war der Neigung ihrer Jugend stets treu geblieben, der junge deutsche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat sie sich um ihren Gatten blind geweint? Das ist unglaublich! Ei, es muß wohl wahr sein; sie selbst und ihr Vater erzählen es. Der *Marchese* sagt seinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das sein Vater in Neapel genommen, mitteilt:

Durch unsre Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich sucht' es deiner Mutter zu verbergen;
Denn sie lag damals mit dir an den Blattern
Darnieder; aber sie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur spärlich zugemessen waren,
Doch war sie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem scharfgesalznen Thränenquell
Des Grams verloschen ihre schönen Augen.

Und die Gräfin sagt von ihrem verstorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löschten wohl der Augen schwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der ersten Liebe.

Sie, Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Märchen einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die scharfgesalzenen Thränen des Grams hätten die schönen Augen Ihrer Tochter ausgelöscht, ungeachtet sie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie selbst, wie unglaublich das sei, und da haben Sie, anscheinend ganz absichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur selben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieses ein feiner ophthalmologischer Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübnis Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in Ihrem Sinne annehmen, sie sei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, schöne Gräfin, haben sich gewaltig verschnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht stark genug gewesen waren, die geheime, mächtige Flamme ihrer ersten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöschen, und Sie sagen uns das in vier aufeinanderfolgenden Zeilen, damit der Widerspruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie sind sehr schlimm, Sie haben so etwas von einer Witwe zu Ephesus! Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um sich das Ansehen einer zärtlichen betrübten Witwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten sich um ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geschichte. Maler Spinarosa wird von dem Marchese aufgefordert, seine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß sie davon wisse, denn sie habe sich immer gesträubt, einem Pinsel zu sitzen. Spinarosa wird in das Zimmer seiner Geliebten geführt. Er erkennt sie zwar nicht, und sie weiß nichts von seiner Gegenwart. Aber das in unseren neueren Tragödien so beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetische Sympathie, das schwermütige Wesen, die sauersüße Empfindung, wobei einem ganz jämmerlich zu Mute wird, läßt sich alsbald verspüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und schwül, sie bekommt das Asthma und muß ins Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwischen. Um den langen ungewissen Zustand zu ver-

kürzen, sage ich gleich, daß er endlich von Kamillas Gesellschafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten seine Hoffnung mitteilt, jetzt die Geliebte heiraten zu können, daß diese ihm sagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marchese sei ein stolzer Mann.

Jetzt zu einem anderen. Wenn ich Sprünge mache und außer Zusammenhang die Geschichte erzähle, so ist das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Episoden, die ihr an Bedeutung nicht nachstehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis sechs Tragödien. Die Personen laufen verwirrt durcheinander, zerstoßen sich die Köpfe und versperren sich wechselseitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verstorbenen, liebte Kamilla. Sein Vater hatte sie ihm ehemals als Braut zugedacht, seine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, diesem Kamilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Malteserkreuz genommen. Da jetzt Kamilla Witwe, denkt er sich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauschen, und nachdem er sich vom Papste die nötige Dispensation verschafft, entdeckt er dem Marchese seine alte Neigung zu Kamilla und bittet um ihre Hand. Dieser willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die seine Tochter für einen deutschen Maler hegte. Der Graf will Kamilla ausholen, er spricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geständnis, daß sie ihren Lenz nie vergessen werde. Der Graf erfährt von Spinarosa, daß Lenz lebe, und daß dieser sein Freund sei. Der Graf ist hochherzig, er ladet Spinarosa ein, ihn nach Deutschland zu begleiten, um Lenz aufzusuchen. Er will seinen beglückten Nebenbuhler Kamillen in die Arme führen.

Kamilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und seitdem spricht sie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marchese, der darin ein Hindernis zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinarosa, er solle vorgeben, sein Freund Lenz wäre kürzlich gestorben, wie er soeben aus einem Briefe erfahren. Dieser jammert, in Dialogen und Monologen, ob so grausamer Zumutung; endlich verspricht er's zu thun, und nimmt sich vor in nächster Nacht heimlich das Schloß zu verlassen, um seiner Qual und dem Schmerze Kamillas zu entgehen. Er bittet den Kastellan, ihm nachts verstohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergalerie des Schlosses zu führen, weil er seine Augen noch einmal

an dem von ihm gemalten und dort aufgehängten Bilde Kamillas weiden wolle. Der Kastellan verspricht es zu thun. Nun erinnere man sich, daß dieser alte treue Diener sich seit vielen Jahren in den Kopf gesetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verräterischen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Kamillas das nämliche Monogramm, und schließt daraus, daß Spinarosa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umstand, daß dieser sich heimlich aus dem Hause stehlen wolle, bestätigt ihn in seinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er sich entdeckt glaubt. Dem Marchese wird die Sache mitgeteilt, und beide nehmen sich vor, den Maler in der Bildergalerie zu belauschen, zu überfallen und zur Rede zu stellen. Um Mitternacht wird Spinarosa von dem Kastellan in die Galerie gelassen. Dort spricht er eine Zeit lang mit dem Bilde Kamillas. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wut. Er zieht den Degen und stößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Konterfei des von ihm gemalten Grafen Nord, der ihm seine Geliebte entzogen und ihn so schnöde behandelt. Sollte ihn dieser Anblick nicht in Wut setzen? In dem nämlichen Augenblicke stürzt der Marchese und der Kastellan herein. Das an den Galgen geschlagene, von dem Kastellan dem Galgen abgestohlene und in die Galerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinarosa herabgeworfen. Das ist lautes Bekenntnis seiner That. Der Marchese zieht den Degen, und da sich der Maler ihm nicht entgegensetzen will, durchstößt er ihn.

Dies geschah um Mitternacht. Wie schafft man sogleich Kamilla herbei? Diese hatte ihrer Gesellschafterin gesagt, sie wolle diese Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Galerie, weil dann Geister dort herumwandeln sollen, und sie wolle hören, was Wahres daran sei. Auf den Mordlärm eilt sie herbei. Sie sieht den blutenden Geliebten. Sie *sieht* ihn, denn in diesem Augenblick erhält sie das Gesicht wieder, der Wahnwitz überfällt sie, und sie sinkt tot hin. Der Maler stirbt auch, und der Marchese bedauert seine Übereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler sterben lassen können!

Und käme nun der Dichter dieser Tragödie und spräche: „Herr Recensent, Sie wollen schlau sein, aber wie haben Sie sich ertappen lassen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernst gewesen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein *Bild* über die

dramatische Charlatanerie und Kinderpossenreißereien der deutschen Poeten habe lustig machen wollen?" — Wahrhaftig, ich würde rot werden und mich schämen. Man hat die Sprache in dieser Tragödie gelobt, sie soll blühend, bilderreich sein; aber gar manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung so wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Kastellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu,
Als sei das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dem Spektakel fast der Mund
Erstaunend offen steht, so sperrt die Burg
Auch ihre längst verschloss'nen Thore auf.

Die Thüren zureißen ist falsch. Reißen heißt gewaltsam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeschlagen wird, so wird sie gewaltsam mit dem Thürpfosten verbunden. Will der Kastellan ein Maul haben wie ein Thor, so habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund fast offen steht, das heißt nur halb, so kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäste ganz geöffneten Thore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Kastellan schlecht spricht, so beweist das noch nichts gegen die übrigen; auch in einem prächtigen Palaste ist die Bedientenstube schlechter tapeziert und möbliert, als die Zimmer der Herrschaft. Freilich spricht der Kastellan so pretiös, so sententiös, daß man ihn mit seiner Herrschaft verwechseln könnte.... Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Kastellan sagt:

Was du die Welt nennst, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunst mir eine aufgethan;
Da steht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meister seit Jahrhunderten
Gesammelt — —

Einem Knaben wie Leonhard, ist allerdings die Welt verborgen, allein er ist sich dessen nicht bewußt. Der muß die Welt schon viel kennen, der es weiß, daß er sie nicht genug kennt. Über den Unsinn dieser Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Mensch, als Maler, an eitlem Kunstgeschwätz nicht wird fehlen lassen, das läßt sich denken, so wie auch, daß er ganz un-

ausstehlich altklug spricht. In unseren neuen Tragödien gebärden sich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachsene. Der kleine Otto in der „Schuld" ist hierin mit seinem Beispiele vorausgegangen. Der sanfte Raphael, wenn er den Kunstschüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Klosterbruders, hätte sprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit seiner derben Faust dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite, Bursche und raisonniere nicht! . . . Der Marchese, in der Erzählung, die er seinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, sagt:

Und weil dein Vater, der Verschwörung Haupt,
Zum Tod verurteilt worden war, so hing
Man wenigstens von ihm ein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

„Verurteilt worden war," — überhaupt alle diese Verse sind doch etwas zu bürgerlich und herablassend. „Wenigstens", hat etwas Drolliges. In den beiden letzten Versen herrscht Unsinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Person gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man seine Kopie an den Galgen schlagen. So hängt in manchen Bildergalerien ein Raphael, ein Titian in contumaciam, das heißt nicht das Original, welches nicht zu haben war, sondern die Kopie. Der Ausdruck: „in contumaciam", steif, hölzern, übeltönend wie er ist, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozesses, aber in kein Dichterwerk. Das hängt sich centnerschwer an den Flügel des Pegasus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemütliche Dichter „der Vergeltung Säule" nennt, kommt in dem „Bild" so häufig vor, und macht auf selbst ehrliche Ohren einen so unangenehmen Eindruck, daß in der Handschrift dieses Dramas, dessen sich die hiesige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabenere, poetischere Hochgericht dafür gesetzt wurde.

In der ersten Scene des dritten Aktes spricht der Kastellan mit dem Grafen Nord von seinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf sucht ihn zu besänftigen, und sagt:

— Blinde Rach' ist eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleischt,
Indes sie selbst mit Reue schwanger geht.

Also die Rache ist eine Wölfin. — Das läßt sich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleischt — mag hingehen, obzwar die Naturgeschichte nichts davon sagt; denn wie ist es denkbar, daß sich die alte starke Wölfin von ihrer schwächeren Tochter sollte beißen lassen? Aber freilich, diese Tochter ist so schwach und jung nicht mehr, denn sie ist schwanger, so daß, indem sie von der Mutter frißt und das abgerissene Fleisch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit ist die Wölfin schwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht sich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue schwanger, so ist diese ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in stilistischer Beziehung. Will man einen Begriff durch Versinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem anderen Körperlichen anschaulicher machen, so muß man bei der Natur des Vergleichenden stehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landschaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beispiel anführen, wie man einen solchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem schönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und seidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes schriftlich oder mündlich sagen. „Deine Augen gleich zwei Sonnen", das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht ist; denn man sieht nie am Himmel zwei Sonnen nebeneinander. Nun weiter: „Deine Augen sind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei seidene mit Franzen gerändete Vorhänge herabhängen." Das wäre falsch, denn über der Sonne befinden sich keine Vorhänge. Wenn ihr aber sagt: „Deine Augen sind zwei krystallene Fenster, über welchen Vorhänge mit schwarzseidenen Franzen hängen," so ist das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Kamilla Freundin, entdeckt, daß Spinarosa kein anderer als Maler Lenz sei. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach seinem wahren Namen. Spinarosa sagt:

Giebt Euch mein Name
Von unserm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwidert:

Auch dornenlose Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgesehen von der Gemeinheit dieses Wortspiels, so liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenlose Blumen trägt der Lenz.“ Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, sie will ihn sticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn sie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?“ ihn unter die Rippen stößt? —

Es ist von dem schändlichen Mordmaler die Rede. Der Marchese sagt:

O schändlicher Verrat! Den Bösewicht,
Der hier aus Gift und Rache Farben mischte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte diesen Pinsel
(an den Degen fassend)
In seines Herzens roten Farbentopf,
Bleich wie die Wand sein Angesicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben mischt.“ Diese Mischung tauge nichts: Gift ist eine Substanz und Rache ein Begriff. Es ist gerade so, als wollte man Mehl und Unschuld untereinander mischen. Das Schwert einen „Pinsel“ zu nennen, ist nur einem betrunkenen Husaren im Wirtshause erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „roten Farbentopf“ zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit roter Farbe weiß zu malen? Das ist ein Taschenspielerstreich!

Nennt der Marchese das Schwert einen Pinsel, so macht dagegen Leonhard den Pinsel zum Schwerte:

Wer konnte wohl die Kunst so tief entweihen
Und seinen Pinsel zu dem Richtschwert machen?

Bei eben dieser Gelegenheit läßt sich der Kastellan wie folgt vernehmen:

Der Meuchelmord
Ist nicht so schändlich; 's ist ein einziger Stoß
In Hast und Wut geführt .....
Allein der Maler saß, und malt', und traf!
Besonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß. ...

Die Schandthat ist ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es giebt sich kein Henker mit der

Hühnerzucht ab, außer zu seinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Kost gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es ist wahr, zweckmäßig ist, sie hoch zu stellen, damit sie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste. Das ist unerhört. Oder ist es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Ist die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, so muß sie als Huhn leben und sterben und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber diese Kritik hat sich sehr ausgedehnt, daß ich die Leser bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

LXIV.

Nachtrag zu vorstehender Kritik,

veranlaßt durch das Tübinger Litteraturblatt, herausgegeben von Müllner.

Das erste Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitschrift, der Wage, wird in der genannten Beilage zum Morgenblatte (12. Dezbr. 1820, Nr. 104) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem ersteren bin ich vollkommen einverstanden, mit dem anderen aber nicht, und ich will die Gründe sagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter*) hat sich geäußert: bei mir überwiege der Witz die Urteilskraft; und an einer anderen Stelle: ich hätte mehr Witz als Urteil. Eigentlich wäre dieses kein Tadel; denn da es nicht zwei Dinge in der Welt giebt, die gleich groß oder gleich schwer sind, so muß auch notwendig von verschiedenen Geistesgaben, die ein Mensch vereinigt, die eine schwerer oder größer sein als die andere. Ich dürfte mich also des erhaltenen Lobes freuen und dem freundlichen Spender dafür danken. Es ist aber eine eigene Erscheinung,

*) Recensent ist ein helles und heiteres Wort, das seinen nächtlichen Sinn falsch bezeichnet; es bringt lustig ins Ohr, wie Schalmeienklänge aus dem sonnigen Thale herauf. Buchrichter aber ist grauenvoll und malerisch, es tönt fast wie Blutrichter. Als Versuch will ich in dieser meiner kunstgerichtlichen Einrede sehen und zeigen, wie es sich ausnimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das ist unsere Beute aus dem Befreiungskriege der Deutschen!

daß, wenn einem hochstehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt wie eine Schneeflocke so leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge stürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nichtfreunde hatten früher mein Urteil immer richtig gefunden, sobald sie aber das Litteraturblatt gelesen, erzählten sie, es stünde darin, ich hätte durchaus kein Urteil, und dies sei wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: Haben Sie das Morgenblatt gelesen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und ging fort. Da nun kein Richter abgesetzt werden kann, außer im Falle eines überwiesenen Verbrechens, also auch kein Kunstrichter, so muß mir viel daran gelegen sein, meine Unschuld darzuthun, damit ich mein Kunstrichteramt nicht verliere. Ich werde also beweisen, daß das Litteraturblatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urteilskraft, da man wohl Urteilskraft ohne Witz, aber nie diesen ohne jene haben kann. Freilich werden es die Leser unschicklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urteilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Mensch seinen guten Magen, sein gutes Herz, sein gutes Gedächtnis und seine Geliebte öffentlich loben; seinen Geist, seinen Witz und seine Frau aber nur im stillen. Aber ich verletze auch diese Anstandsregel nicht. Ich behaupte bloß, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Litteraturblatt zugesprochen, ich auch Urteilskraft besitzen müsse.

Die Monarchen U und W des Konversationslexikons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfassung meines Kopfes umgestoßen, indem sie ihm die gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen und nur den Hofprunk des Witzes gelassen, ihren Beistand angeboten. Aber das Hilfsheer meiner Verbündeten verstärkt mich wenig. Meistens ausgediente Soldaten, noch von der Kantischen Kriegsschule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit so großem Gepäck beladen, daß sie nicht von der Stelle können. König U schickte mir: „Urteilskraft (judicium) ist die zweite Handlungsweise des Verstandes im weiteren Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verstand im engeren Sinne — Urteilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geistes, das Verhältnis der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere und Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine zu bestimmen.“ Diese schweren Reiter werden wenig ausrichten, sie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten

der Abruzzen. Ferner: „Die Urteilskraft ist das Specifische des Mutterwitzes.“ Ungeübtes Fußvolk — schade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz ist nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinste auf Zahlen, die sie blind gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urteilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen.“ Diese unglückselige Artillerie weiß nicht, wo der Feind steht, und richtet ihr Geschütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jetzt nicht alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, so bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine. Das Hilfsheer des Königs W fand ich nach der Musterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz und stellte es in den Hinterhalt; denn seine Äußerung: „Witz ist eine spielende Urteilskraft“, schien mir ein Einverständnis mit dem Feinde zu verraten.

Ich beginne die Schlacht. Urteilen heißt: eine wirkliche Sache oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—teilen, sie in ihre Ur-Teile zerlegen, ihre Grundstoffe auseinander sondern, um ihr inneres Wesen, ihre Beschaffenheit kennen zu lernen. Es giebt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn sie sich an den Pforten des Geistes melden, äußerlich an Gestalt, Größe und Farbe ganz gleich erscheinen, obzwar ihre innere Natur voneinander abweicht; es giebt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem inneren Wesen nach übereinstimmen. Das Urteil ist daher entweder trennend oder bindend; jenes straft die äußere Übereinstimmung, dieses die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das eine Scharfsinn, das andere Witz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch bloß einen doppelten Ausfluß, sondern auch eine doppelte Quelle des Urteils bezeichnen wollte; denn es giebt nur eine Urteilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verschieden ist. Aber nicht einmal darin verschieden ist der Witz, welcher bloß ein schnelles Urteil ist. Wie die Voltaische Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zersetzt, während die gemeine Chemie sich auf trockenem und nassem Wege erst abmatten muß, so entdeckt der Witz bald und leicht die Grundstoffe einer Sache, die das Urteil nur langsam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterscheidet sich von dem bloß urteilskräftigen wie der Reisende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwidern: „Das eben ist es! an dem vornehmen Reisenden gehen Landschaften, Städte,

Dörfer und Menschen eilig vorüber, er kann die Gegenstände weder kennen lernen, noch genießen; der bescheidene Fußwanderer aber hat Zeit, alles genau zu untersuchen." Wohl wahr; doch es kommt hier darauf an, ob der Weg Zweck des Reisens war oder das Ziel? Beim Urteil aber ist der Schluß das Ziel, nicht das Urteilen; die Teilung, nicht die Art des Teilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urteil braucht viele Menschenhände dazu. Der Witz ist nicht so belehrend als das Urteil, aber er will auch nicht belehren, er spricht nur für Ausgelernte und erinnert sie an das, was sie schon wissen. Jede Sache, jedes Verhältnis hat eigene Gesichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer inneren Natur entsprechen; der Witz kennt diese Zeichen, das Urteil will das Bezeichnete selbst sehen; jener erratet, wozu dieser erst die Beweise sucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er schält die Rinde ab, er spaltet das Holz, er steckt die Frucht in den Mund. Da kommt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexualsystem bekannt ist, er wirft einen Blick auf die Blüte und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieser ist Witz, jener Urteil. Die Ansprüche des Witzes verdienen so starkes Vertrauen, als die des Urteils, aber sie erhalten es nicht; denn der letztere beweist und jener fordert Glaube. Das Urteil, wie jedes gerichtliche sollte, giebt Gründe an, der Witz aber verdammt oder spricht frei, ohne sich zu erklären. Man spricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es giebt allerdings eine solche, aber sie liegt nicht in seiner Natur, sondern in seinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urteil giebt. Ich glaube also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Witz nichts anderes als das geflügelte Urteil ist; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem sie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, so verdanke ich den Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich Uhuschen, noch die Königlich Weheschen Truppen sind ein einziges Mal zum Schusse gekommen.

Das Litteraturblatt sagt von mir (ich erzähle es mit sichtbarem aber ungesehene mErröten allen Nichtlesern des Morgenblattes): „Hr. B. scheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu sein; ganz geeignet, unterhaltende Recensionen zu schreiben ... was aber die echte Kritik betrifft, so dürfte ihm — vielleicht der Umstand im Wege sein, daß der Witz die Urteilskraft überwiegt. Diese Vermutung beruht hauptsächlich auf der vor uns liegenden Theater-

kritik, die er von Houwalds Trauerspiel, das Bild, geliefert hat. Er hat scharfsichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden und mit anziehender Leichtigkeit anschaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geschlagene Bild eines Verfolgten täuschend ähnlich gemalt und dadurch diesen ins Verderben gestürzt haben soll, in folgenden Bildern spricht:

Besonnen brütet' er die Schandthat aus,
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

so ist darinnen mehr Witz — tragischer nämlich, Witz des Pathos — als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste!" Hr. B. hat hier offenbar übersehen, daß die poetische Diktion nicht füglich nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurteilt werden kann." Dieses ganze richterliche Verfahren enthält eine Nichtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Litteraturblattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entscheidungskunde geschrieben hat, selbst bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urteil; die Aussage des Zeugen aber auf Mangel an Witz. Die Behauptung des letzteren mag wahr sein, indessen bin ich nicht darüber vorgeladen worden. Auch ist der geführte Beweis falsch. Übersehen habe ich nicht, daß die poetische Diktion nicht nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurteilt werden könne. Wenn ich das Gegenteil irrig behauptet, so war es ein Fehler der Überlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter spricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unsichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anschaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältnis durch ein bekanntes finden lassen. Dann muß aber, soll der Zweck der poetischen Diktion erreicht werden, das vorgestellte Bild wirklich in der sinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt sein. In der bemerkten Stelle wollte Houwald seine Empfindung, wie sich Saat, Wachstum, Frucht und Ernte einer Übelthat zusammengesellten, bis endlich das bestimmte Opfer vergiftet hinstürzt, den Lesern durch ein Bild versinnlichen. Was

thut er? Er läßt einen Menschen sich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der schweren Last unbegreiflicherweise ganz bleibt, ausbrüten. Dieses ist weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man sagt zwar bildlich: der Mensch brütet über eine Schandthat, aber die Sache selbst, das Original darf man ihn nicht verrichten lassen. Nun ist das Küchlein auf der Welt, es soll leben, aber all sein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurteilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen ist, was Naturgeschichte oder Landwirtschaft rücksichtlich des Federviehes verfügt haben. Das Küchlein darf also weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr' und Leben, am wenigsten aber mit fremder Ehr' und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe bestraft, würde es sich gar nicht schicken, selbst zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerstreuung leicht und oft in solche falsche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme seiner Empfindung den Mangel an Aufmerksamkeit entschuldigen, aber der kalte Beurteiler nicht, und diesem kommt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der besprochenen Stelle, da er vom Fressen der Ehr' sprach, ganz das Küchlein vergessen und sich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entstand die fehlerhafte Mischung von Kunst und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr gesagt habe, einen gemalten Baumstamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüten krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieses, als wie wenn ein Übersetzer, wo ihm die verdolmetschenden Worte mangeln, die Worte der Ursprache einmischen wollte. Hätten übrigens die vier besprochenen Verse auch nicht gegen die poetische Diktion gefehlt, so hätten sie sich doch immer gegen die poetische Kunst vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt seinen Quintilian vergessen und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garstige Gesichter — aber auf der Bühne darf sie es nicht; dort müssen selbst die Krämpfe der Seele sich in den Wellenlinien der Schönheit bewegen.

Das Litteraturblatt urteilt ferner: „Endlich, wenn er (der Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperson in der Tragödie u. a. aus diesem Grund tadelt: „Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? Wir haben unsere

guten Augen, wir sehen umher, uns kann so etwas nicht erreichen" u. s. w., so hat er nicht nur den Ödip in Kolonos vergessen, sondern auch den Umstand übersehen, daß bei jedem Zuschauer wenigstens so viel Phantasie vorausgesetzt werden muß, als nötig ist, um sich mit sehenden Augen in den Zustand eines Blinden zu versetzen. Wird wohl irgend einer am Schlusse des Wallenstein das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von sich scheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe kein Gift im Leibe?" Der Grund freilich ist nicht fest genug, obzwar auch nicht ganz so locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit sehenden Augen sich in den Zustand des Blinden versetzen, aber nicht in alle Folgen dieses Zustandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Gesicht des Schmerzes, welches die unglückliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tausend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine besondere Thräne. Wir schenken ihm eine runde Summe des Mitleids und haben uns dann abgefunden. Gegen diesen Grund, warum tragische Personen nicht blind erscheinen dürfen, läßt sich, wie auch geschehen ist, Einwendung machen; ich habe aber bessere Gründe teils dargereicht, teils angeboten. Ich sagte, es dürfe kein tragisches Geschick in einer Krankheit des Leidenshelden seine Quelle haben. Die Ursache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwischen der Freiheit und der Notwendigkeit, oder wahrer und christlicher gesprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt ist es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit sein, welche stritt und unterlag, nicht die gefesselte Sklaverei. Der kranke Mensch jedoch ist ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Gesunden — weil er die Waffen nicht zu führen verstand, wir aber werden uns zu verteidigen wissen. Kann der tragische Dichter diese Hoffnung des Sieges aufkommen lassen, wenn er dem unbezwingbaren Geschicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Kamilla getadelt, nicht an Ödip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Ödip seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheiratet, weil er, als Blinder, sie als solche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Ödips Blindheit war nicht die Quelle, sie war die Folge seiner That und seines

Mißgeschickes. Nicht seine Blindheit, seine Selbstblendung rührt uns, und sie macht die höchste tragische Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängnisse nicht entgehe, indem man die Werkzeuge seiner Rache meidet; denn weichen wir diesen aus, so muß unsere eigene Hand die Strafe des Geschickes an uns selbst vollstrecken. Bei Ödip erschüttert uns der boshafte Witz, das grausame Vorspiel des neckenden Schicksals: Er sah, solange er blind war, und ward blind, sobald er sah. Daß es nicht das Blind-sein, sondern das Blind-werden ist, was für Ödip aufregt, kann man leicht versuchen, wenn man beide Tragödien dieses Namens voneinander trennt. Ödip der König weggedacht, macht Ödip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es ist — ich kann kein anderes Wort finden — es ist ekelhaft, den alten augenlosen Bettler zu begleiten, zu sehen, wie unbehilflich er ist, wie ihm seine Tochter beistehen muß, wenn er sich setzt oder aufsteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeschlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beispiel der Terzky am Schlusse des Wallenstein ist nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, so haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich sind. Auch ist es nicht das Gift, die Vergiftung ist es, die tragisch auf uns einwirkt. Es entsteht nicht der Wunsch in unserem Herzen: möchte doch eiligst ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kommt, die Gräfin einstweilen Öl oder Seifenwasser trinken! Nein, sie mag sterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauses. So sehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der sie herabschüttelt.

Es ist mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abschreibers oder des Schauspielers zu setzen gewesen wäre. Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unschicklichen Rüge gekommen, begreife ich selbst nicht; doch war es nur Vergessenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne so wenig den Dichter, als ich die Dichtkunst übe, und so oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenschaft. Zwar äußert sich das Litteraturblatt: ich möchte wohl bei der Beurteilung des Bildes „durch bekannte Lobhudeleien" ein wenig gereizt worden sein; allein dieses sollte gewiß nicht heißen, empfindlich gemacht, sondern ver-

anlaßt, und ich muß gestehen, daß es sich wirklich so verhält. Jede Kritik sollte nur auf eine solche Veranlassung geschrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder sonst ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beifall findet, ist es dann nicht eine abscheuliche, zwecklose Grausamkeit, es öffentlich herabzusetzen und einen Schriftsteller, der, sei er noch so bescheiden, für seine Erzeugnisse immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber sobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine schlechte dramatische Dichtung den Geschmack des Lesers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß sie, indem sie dem verdorbenen Geschmacke huldigt, diesem gesetzliche Herrschaft und Erblichkeit giebt, und daß man solchem verderblichen Einflusse begegnen müsse. Ich habe Houwalds „Bild" von keinem tadeln, von vielen preisen hören. Auch Böttiger in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein so kenntnisreicher Beurteiler! Was soll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwischen der Erklärung: ich habe den Verstand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das erstere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre sehr zu tadeln! Ich bin so glücklich, keine Freunde zu haben, die schlechte Bücher schreiben; aber hätte ich solche — nun freilich, ich würde sie auch nicht tadeln, ich schwiege. Weiter darf sich die Nachsicht nicht erstrecken; man kann sich selbst, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anspruch.

Einige Bildverehrer haben mich als einen Ikonoklasten feindlich behandelt und den Bilderstürm abzuschlagen gesucht. Die in Frankfurt erscheinende Iris sagte in Bezug auf mich: man habe Houwalds Tragödie, „mißverstehend den tiefen Sinn der Dichtung, streng getadelt; aber der reine Geist, der darin waltet, ist unverwundbar." Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich sehr, daß sie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wissen sollen, daß Karl der Große selbst schon vor länger als tausend Jahren gegen die Bildverehrung geschrieben, und daß eine damals in unserer Vaterstadt gehaltene Kirchenversammlung ihm feierlich recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meinung sein, so hätte sie wenigstens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen sollen. — Die der Ikonolatrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Wasser und zu Lande

(in Prosa und Versen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (so genannt, weil sie Briefe gegen Geld wechseln) schrieb noch nach Dresden: „Houwalds schöne Dichtung hat in Hrn. Börne, der in zwei neuen Heften seiner Zeitschrift (die Wage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr ist, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach seinem Ausspruche taugt der Plan nichts, die Sprache ist unpoetisch, und es findet sich sogar — man höre! — ein Verstoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem Edelmanne Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht besser um. Da entstand denn in einem Kreise billiger Kunstfreunde, welche Hrn. Börnes Aussprüche nicht billigen konnten, folgendes Distichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag sein! Dahin reichet dein Maßstab;
Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der steht dir zu hoch!
Nimmst du gar Houwalds so treffliches Bild auf die richtlose Wage,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. —"

Die billigen Kunstfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Distichon in ihrem Kreise entstand. Es ist mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind sei, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht ist er mir nur aus metrischen Gründen zugethan. Den Schwung, das Malerische des Distichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab!" ist wahrhaft plastisch; ich fühlte die Hand des Polizeidieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaares bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter sagen: ich sei ein Galgenstrick? Ich wollte ihm nicht raten, dieses gemeint zu haben. Das wäre schlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenstrick, und hat er mich wirklich einen Galgenstrick genannt, und ich bringe heraus, wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdener Polizei.

Mit dem Prosaisten aber bin ich nicht zufrieden, das ist ein grober Mensch. Warum beleidigt er mich? Wozu sagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr sei? Mich ärgert das sehr. Solche Grobheiten belustigen

weder, noch belehren sie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte diese Kränkung nicht aufnehmen sollen. Das Blatt ist sonst immer fein, immer wohlriechend; wahrscheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieses brenzliche Öl in die Lampe gegossen.

LXV.

Abällino, der große Bandit.

Trauerspiel von Zschokke.

Wir haben den Geschmack, selbst an großen Spitzbuben, durch Übersättigung verloren, und es ist nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Kost etwas zu würzen verstanden. Ein Schauspieler von Einsicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines so abgeschmackten und lächerlichen Stückes zu sehr herausheben wollen. Als Anbeter der Rosamunde war Herr *** weicher, als ein so tapferer Jüngling sein dürfte; ein gewisses schmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes steht zu unmännlich an. — Frau ***, als Rosamunde, hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anstande einer Nichte des Dogen zu verbinden gesucht. — Herr *** spielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher seine Nichte ausgesetzt war, das Erscheinen des schrecklichen Abällino im Garten, der Tod seiner beiden Freunde, die Überraschung Rosamundens in Flodoardos Armen, die Enthüllung des furchtbaren Rätsels — nichts von allen diesen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Fassung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürstliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmsten der Stadt ein Fest gab, war mit großer Einsicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erscheinung Abällinos ungemein erhöht wurde.

LXVI.

Die Braut.

Lustspiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieser Stoff in Lustspielen behandelt wird, so mag doch wohl nicht jeder Gefallen daran finden. Ist ein solches Verhältnis nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen sollte? Man denke sich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schicksal im Lustspiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menschen werden solle, und das Freche und Unbehagliche in diesem Wettstreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodische Verse zeichnen übrigens auch dieses Scherzspiel Körners vorteilhaft aus.

LXVII.

Hamlet.

Von Shakespeare.

Unter den Schauspielen des britischen Dichters, die sich nicht in der Geschichte oder Fabel Englands bewegen, ist Hamlet das einzige, das nordischen Boden und nordischen Himmel hat. Der naturkundige Shakespeare verstand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichsten sei für jede seiner Menschenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entschiedenen Leidenschaft, der hellen, scharf umgrenzten That gab er den blauen sonnigen Süden, wo die Nacht nur ein schlafender Tag ist; den wehmütigen, brütenden, träumerischen Hamlet versetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düsteren Himmel, wo der Tag nur eine schlaflose Nacht ist. Gleich dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieses Trauerspiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenstrahl, der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geschieht, wir das warme Wort Rom und das helle Frankreich darin vernehmen.

Die genauesten Schätzer wie die wärmsten Freunde des Dichters haben Hamlet als sein Meisterwerk erklärt. Wir müssen die Grenzen

dieser Meinung suchen. Hamlet ist nicht das bewunderungswürdigste Werk Shakespeares; aber Shakespeare ist am bewunderungswürdigsten im Hamlet. Nämlich: erstaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geschieht es nicht, wo ihre Wirksamkeit beginnt, sondern wo diese aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeigt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unsere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakespeare mußte sich verdoppeln, mußte aus sich heraustreten, ihn zu schaffen, er hat darin sich selbst überholt. Aber dieses ist nicht gesagt in der rednerischen Sprache der Lobpreisung, sondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet ist eine Kolonie von Shakespeares Geiste, die unter einer anderen Zone liegt, eine andere Natur hat und von ganz anderen Gesetzen regiert wird, als das Mutterland.

Shakespeare ist ein Naturgläubiger, ein Naturweiser. Sein Gott ist ein offenbarter Gott, die Abspiegelung der Welt im menschlichen Geiste ist seine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erscheinen als freundlichmenschliches Gesicht. Alles atmet, alles lebt, und der Tod ist nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet; da ist alles mystisch. Überall sonst tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet steht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da ist die Nachtseite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonst überall bei Shakespeare erscheint die Philosophie und gestaltet sich als Erfahrung; im Hamlet verschwindet die Erfahrung und steigt als Dunst der Philosophie zum Wolkenhimmel auf. Alle anderen Charaktere des Dichters sind konvex und bilden Brennpunkte; Hamlet ist der einzige konkave Charakter, dessen Strahlen divergieren. Alles sonst, auch das Furchtbarste, das Gräßlichste erscheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erschreckt selbst der Scherz, denn ihn bleicht der Mondschein. Nicht der Geist des ermordeten Königs ist das schlimmste Grauen; er zeigt sich in der Nacht, in dieser dunklen Wohnung der Geister, wo wir nur schüchterne Gäste sind. Der Geist bei Tage in unserem eigenen Hause — Hamlets Geist ist viel entsetzlicher.

Shakespeare ist König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein anderer, dürfte man sagen: Hamlet ist ein lyrischer Charakter, der aller dramatischen Gestaltung widerstrebt; Hamlet ist das Un-

Ding, schlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es ist Shakespeare! — wir müssen gehorchen und schweigen.

Über dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der Flor ist selbst gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes ersetzen. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Umgebungen unseres Leidenshelden. Hamlet ist nicht der Mittelpunkt, wir müssen ihn dazu machen; wir wollen erst seinen Kreis bilden und ihn dann hineinstellen. Doch vor allem rüsten wir uns männlich gegen den Irrtum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, so oft besiegt. Im Leben beurteilen wir die Menschen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargestellten, ohne zu untersuchen, alles, was die Tugendhaften im Schauspiele von ihnen sagen und denken. Das ist nicht die rechte Art; wir müssen sie selbst beobachten und prüfen. Hamlet ist gar nicht so edel und liebenswürdig, wie er seinem Mädchen erscheint; der König ist lange nicht so nichtswürdig, wie ihn Hamlet lästert. Ja, wir müssen uns sehr vorsehen, daß wir den bösen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz ist ein nordischer Hof, halb gekleidet im wilden Eisen der alten Zeit, halb im Tuche unserer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn schneiden. Der Rost der Politik fing schon an, den kriegerischen Stahl fleckig zu machen. Gradsinn und krumme Wege ziehen nebeneinander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen sich. Die Hofleute haben schon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wissen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Verstand gewahren wir genug; aber nicht Geist, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, sind Orakel, und ihre Gelehrsamkeit wird angestaunt. Der Scherz ist etwas plump und unzüchtig; die Silbenstecherei gehört zu den Turnierübungen der schönen Geister jener Zeit. Das Volk ist störrig — „Ihr falschen Dänenhunde", sagt die Königin.

Der König hat seinen Bruder ermordet, dessen Witwe geheiratet und sich die Krone aufgesetzt. Er ist verschlossen, wir können ihm nicht in die Brust sehen; aber es scheint, er ist der Königin ernstlich zugethan und wir dürfen glauben, daß seine Liebe älter sei, als sein Ehrgeiz und sein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat sich den unterirdischen Mächten verkauft; doch seine Rechnung ist ihm klar, er weiß, was er ausgegeben und auch, was er eingenommen. Der

König gleicht allen Bösewichtern Shakespeares, die, es in guter hausbackenen Meinung zu sagen, der Sittlichkeit gar nicht heilsam sind. Man kann Shakespeares Bösewichtern nicht recht gram werden; sie sind nicht schlimm für eigene Rechnung allein, sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach seiner großen Schuld, thut nicht mehr Böses, als nötig ist zu ihrer Benutzung und seiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und seine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbst arg, quält ihn doch der Argwohn nicht. Er ist sehr nachsichtig, sehr langmütig gegen Hamlet, dessen wahre Stimmung er, und er allein, durchschaut, sobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er ist ein vornehmer Geist, dem sein untergebenes Gewissen nur in der stillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überrascht, und er seine starken Knie vor Gott beugt, sind wir bewegt und es schmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er ist ein stattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und dabei staatsklug, beredsam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius mit schonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einschmeichelnder Aufmerksamkeit. Er ist zechlustig, wie sein Land; er ist es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlets Schauspiel plötzlich verließ, geschah es nicht, weil er seine innere Bewegung nicht bemeistern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erste Eindruck ihn am meisten überraschen mußte. Er entfernt sich nur, sich zu retten, den er fürchtet, das Spiel könne ernsthaft endigen und auf Hamlets peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein starker Mann der einmal fest beschlossenen That nie eine Drohung vorausschickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an der Spitze einer empörten Rotte in den Palast dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von seiner Seereise zurückkehrt und den Plan vereitelt; nicht als die Königin vergiftet niedersinkt, deren Ohnmacht er für Nervenscheu vor Blut erklärt; selbst nicht, als er selbst unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und sendet nach Hilfe. In diesem letzten fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König

den Menschen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu verteidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu sein, war es nicht seines, sondern das seines Volkes.

Die Königin ist schwach, sie ist Hamlets Mutter. Ihr Teil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; sie ist Hehlerin, kauft wohlfeil gestohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebstahl geschehen. Des Königs männliche Art hat sie überwältigt; ihres Sohnes Gewissenslampe, erst um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen und sie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlets Altersgenossen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunst dem Königssohne zur Seite gestellt, daß sie Licht werfen auf seine Schatten. Fortinbras streckt mit schöner Keckheit seine Hand aus nach Hamlets künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er sich ruhig zu eines anderen Tasche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlets stillen Schlaf, und als dieser ausgeträumt und stirbt, ist er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu besteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufschleichen wollen. Laertes, der leichtgesinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod seines Vaters zu rächen, und ist sehr bereit, sich die Zinsen seiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen, — und der ernste, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geschlichen von dem keuschen Wittenberg her und schleicht fort, und träumt und besinnt sich, und vollbringt nichts. Mit Laertes' lauter Trauer um Ophelia sucht er zu wetteifern; seinen stillen Schmerz um sie teilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg studiert und kam mit starkem Geiste und schwachem Fleische von dort zurück. Er ist ein ganzer Lateiner geworden und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäsar. Die jungen Hofleute werden sich wohl im stillen über ihn lustig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, sagt Horatio: er wäre kein Däne, sondern ein alter Römer, und er wolle seinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es schön bleiben. Hamlet brauchte seinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur selbst hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in seiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten

Manne ist sein Verstand zu schwer geworden und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut sich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnsinn und Schwärmerei versteht er sich zwar nicht viel; denn diese Krankheitsfälle sind ihm in seiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch versteht er sich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe sich für die Biederkeit seines Königs totschlagen. Die schöne Erfahrung, die das Alter verschafft, besitzt er im hohen Grade. Er giebt seinem Sohne ganz vortreffliche Reiseregeln; er ist ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute sind. Seiner Tochter macht er zwar ernste, jedoch zugleich milde und freundliche Vorstellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältnis zu unterhalten, das seiner Staatsdienerpflicht als unschicklich erscheint. Und doch wäre dieses Verhältnis nicht ohne Hoffnung gewesen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte sie eine Verbindung zwischen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius ist ein treuer Diener seines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlets launischer Meteorologie schmeichelt, so geschieht es nicht aus alberner Kriecherei, sondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann stirbt und daß er den Untergang des Königshauses und seines eigenen nicht sieht.

Ophelia ist gut und auch beschränkt wie ein Bürgermädchen; der Hof hat sie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte sie und bemerkte nicht eher, was sie verloren, bis sie mit dem Mörder ihres Vaters es unersetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zu Hilfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine stand gerade in einem Fußtritte des weit dahinschreitenden Schicksals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Ist der Geist wirklich so erhaben, als er schon oft geschildert worden? Er tritt geharnischt auf; aber wie mir scheint, ist nur seine Hülle umpanzert, seine innere Seele aber ist weich und bloß. Die Familienähnlichkeit zwischen ihm und seinem Sohne Hamlet ist gar nicht zu verkennen. Er ist ein schwacher, philosophischer, geflügelter Geist, der in der Luft zu Hause ist. Wesen solcher Art singen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat.

Hamlets Vater spricht gern, viel und kunstrednerisch; man könnte glauben, einen verklärten Schauspieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verstattet, ist so sehr kurz, und er verliert sie fast unbenutzt. Statt mit dem Wichtigsten, mit den Thatsachen, mit seiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerst von seinen Höllenqualen und zeigt die größte Lust, eine große dichterische Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichsten, mit dem Brudermorde endigen; das ist aber hier ein Fehler. Das Schauerlichste an einem Geiste ist, daß er erscheint und spricht; was er thut und sagt, und wäre es das Schrecklichste, ist nach dem anderen Kinderei. Auch scheint der Geist in jener Welt seine Menschenkenntnis nicht verbessert zu haben, sonst hätte er jeden anderen eher als Hamlet zum Vollstrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Absicht seiner Erscheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, sich einen Rächer zu suchen; unglücklicherweise aber war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geist ist so besorgt, Horatio und die anderen Zeugen schwören zu lassen, daß sie nicht reden wollten von dem, was sie gesehen, versäumt aber, was viel nötiger war, seinem Sohn Verschwiegenheit zu empfehlen. Dieser plaudert und verplaudert alles und vereitelt dadurch den Wunsch seines Vaters und sein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder seines Bruders, sondern als der Mörder seines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieses Land, an diesen Hof, unter diese Menschen kommt Hamlet ganz warm von Wittenberg zurück, erkältet sich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen so sehr oft leiden. Aus dem Treibhause der Schule wird er in die freie Welt gesetzt und verkümmert. Ein Königssohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er sich in Wittenberg, wilde Theses zu bestreiten und hasenfüßige Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die schwere deutsche Philosophie zur Grazie in dem geistreichen Fürstensohne; aber desto schlimmer — die geschmeidige dringt in die feinsten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege versperrt. Das einzige, was er von der hohen Schule brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, seine Fechtkunst, auf die er so eitel ist, gereicht ihm zum Verderben. Er ist weitsichtig, sieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er sieht nicht die scharfgeschliffene Degenspitze, die

nur einen Finger weit von seinen Augen blinkt. Hamlet ist ein Feiertagsmensch, ganz unverträglich mit dieser Werkeltagserde. Er verspottet das eitle Treiben der Menschen und diese tadeln seinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn andere schlafen und nichts von ihr wissen wollen, und schläft, während andere wachen und geschäftig sind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als sein Ich setzen. Er lebt in Worten und führt als Historiograph seines Lebens ein Schreibbuch in der Tasche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen sollte. Er kennt die Menschheit, die Menschen sind ihm fremd. Er ist zu sehr Philosoph, um zu lieben und zu hassen. Die Menschen kann er nicht lieben, den Menschen kann er nicht hassen; darum ist er ohne Teilnahme für seine Freunde und ohne Widerstand gegen seine Feinde. Mut, dieser Bürge der Unsterblichkeit — wer hätte Mut, wenn er sich nicht unsterblich glaubte? — er hat ihn nicht, der Königssohn. Weil er in jedem Menschen das übergewaltige Menschenvolk erkennt, ist er furchtsam, was andere nicht sind, die mit ihren kleinen Augen im einzelnen nur den Einzelnen sehen. In der Schuld seiner Mutter sieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen seines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, diesen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Mut des Geistes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgiebt; ihm fehlt der Mut des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum ist er kühn in Entwürfen und feige, sie auszuführen. Zum Übermaße des Verderbens kennt sich Hamlet sehr gut und zu seiner unseligen Schwäche gesellt sich das Bewußtsein derselben, das ihn noch mehr entmutigt.

Hamlet ist ein Todesphilosoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, steht er unentschlossen, unbeweglich da; sind sie hell, ist es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügerischen Lichte. Das Leben ist ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum ist der Kirchhof seine Welt, da ist sein Reich, da ist er Herr. Wie liebenswürdig erscheint er dort! Überall betrübt, da ist er heiter; überall dunkel, da ist er klar; überall verstört, da ist er ruhig. Wie treffend, geistreich und witzig zeigt er sich dort. Sonst betrübend durch seine Todesgedanken, wird er uns tröstlich zwischen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verspottet, spottet er den Tod

auch zu nichts. Da ist er nicht schwach — wer ist stark im Angesichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Wert, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungescholten den Befehl seines Vaters vergessen, da braucht er dessen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüst schleppen? Wie grausam! Umbringen im Angesichte des Todes — wie lächerlich, welch eine kindische Ungeduld! Es ist, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieser schnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend sein, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlets Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein so zarter Jüngling mit seinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshause gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelsstolz der hochgebornen Seelen und er kann sich zu keiner niedrigen Natur herablassen. Geistreich und feingesittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er sich trüb gestimmt und schwärmerisch, wird er verachtet und verspottet werden; wenn heiter, wird er selbst ein Spötter sein, was keiner ungestraft ist, an einem Fürsten aber, dem gleiche Waffe sich nicht offen entgegensetzen darf, sich im verborgenen am gefährlichsten rächt. Hamlet tadelt die Zechlustigkeit des Hofes, macht Polonius' geschäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim ist ihm unleidlich und er würde ihn hassen, auch wenn er nicht der Mörder seines Vaters wäre. Der Geist ohne Charakter steht dem Charakter ohne Geist und jener diesem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt sich überwältigt von der stillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünste sind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er selbst hat diese Künste nicht geübt und dieses giebt ihm jenen heftigen Groll, der selbstbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber ist er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das sich um sein Herz gelagert, tritt selten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet so viele zählt, den friedlichen König herauszufordern. Wie froh wird Hamlet sein, wenn er erfährt, daß sein Oheim ein Bösewicht ist; wie wird er sich erleichtert fühlen, wenn sein Haß einen Grund bekommen, wenn seine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters ist nicht Hamlets Schmerz, er ist nur das

Gefäß seiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer gewesen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirat der Mutter bekommt er drein in seine Trauer. Hamlet weiß besser als einer, besser als etwas, daß Menschen sterblich sind. Aber daß auch Empfindungen sterblich sind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabsteigen könne — das überrascht ihn schmerzlich, das verwirrt ihn, für diese neue Erfahrung ist selbst sein weiter Kreis der Trostlosigkeit zu eng. Hamlets Einbildungskraft ist kühn, sie wirft alles vor sich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen seiner Mutter — er hat Vorteil gezogen von dem Tode seines Vaters — er hat diesen tot gewünscht — er hat seinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geist entdeckt. Dieser erscheint, sagt laut, was sich der Sohn leise gesagt, und fordert ihn zur Rache auf. Hamlet entsetzt sich — nicht über den Mord; er entsetzt sich, daß er ihn rächen soll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewiesen, soll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchsichtig geschaffen und er soll auf Liste sinnen und sie verdecken; er ist zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwischen dem heiligen Gebote seines Vaters und den strengen Verboten seiner Natur, wird er bald hier fort, bald dort zurückgestoßen, verliert alle freie Bewegung, und so sehen wir ihn hingeschleppt von Entwürfen, die seiner Ohnmacht spotten, von Versuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, von kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und so sehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge schimpflich umkommen und alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schicksals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde ist da, wo Hamlet den Geist seines Vaters sehen soll. Und hätte er tausend Seelen, sie dürften sich nicht bewegen; und hätte er tausend Herzen, sie müßten still stehen und horchen. Aber in dieser Bangigkeit, wo wir selbst, gleichgültige Hörer eines Märchens, taubes Ohr, blindes Auge sind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropologische Vorlesung, spricht, wie ein Prediger, von häßlichen Gewohnheiten, welche die saubersten Tugenden beschmutzen, und stellt nüchterne Betrachtungen über das zu viel Trinken an. Der Geist schreckt ihn auf, er hatte ihn schon ganz ver-

gessen. Der Geist spricht Feuerworte. Hamlet brennt — es ist Zunder. Eine Minute, und es ist verglommen und die Asche seiner Begeisterung fliegt in den Wind. Er will rasch sein zur schönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaste ist ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat schon Mittel gefunden, die Rache mit seiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit seiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verstand unternehmen, nur der Mut vollführen kann. Er will es fein machen, will politisch sein, sich toll stellen. Was denkt er sich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erschweren. Soll sie den König einschläfern? Sie wird ihn nur wachsamer machen. Will er seine Schwermut vermummen? Er soll sie heilen, er soll sie rächen. Stellt sich Hamlet toll? Er ist es. Es giebt Wahnsinnige, die lichte Zeiten, es giebt andere, die lichte Räume haben, in welche sie zu jeder Zeit sich stellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnsinn beobachten können. Zu den letzteren gehört Hamlet. Er glaubt mit seinem Wahnsinne zu spielen, und dieser spielt mit ihm.

Hamlet beginnt sein tolles Spiel und prüft dessen Wirksamkeit zuerst an der Unschuldigsten in seinem Kreise, an der liebend-gläubigen Ophelia. Es ist eine unbeschreibliche Häßlichkeit in diesem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle seines Geheimnisses machen sollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerksame König schickt Rosenkranz und Güldenstern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund seines Trübsinnes zu erspähen. Hamlet ist eitel; er verstellt sich, will aber zugleich seinen klugen Kopf zeigen und merken lassen, daß er sich verstellt. Er läßt sich nicht ausforschen, bekennt aber, daß er ein Geheimnis habe. Die Spione müssen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil sie Höflinge sind, die sich auf Schwärmereien nicht verstehen. Hamlet beharrt in seiner schmählichen Unthätigkeit; statt anzugreifen, verschanzt er sich gegen Angriffe. Wenn auch Mensch und Sohn, durfte er darüber den Fürsten nicht vergessen; er mußte in dem Mörder seines Vaters auch den Mörder seiner Krone bestrafen. Nicht meuchelmörderisch soll er den König töten, er soll das Verbrechen laut verkündigen und sich an die Spitze des Volkes stellen, das ja, wie Laertes' Beispiel gezeigt, dem Könige so ungewogen und so leicht zu lenken ist. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauspieler gemeldet,

er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunst versteht er sich, er liebt sie. Einer der Komödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet sich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt sich beschämt, überhäuft sich mit Scheltreden und betrinkt sich in Worten, um Mut zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet sich wieder in Zweifel, um die That verschieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückischer Geist betrogen, vielleicht ist sein Oheim unschuldig. Er will ihn prüfen durch psychologische Mittel, er will einen chemischen Versuch anstellen, die Schauspieler sollen des Königs echte Farbe darthun. Er giebt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargestellt wird, er macht selbst Verse dazu, und mehr als für seinen Vater zeigt er sich besorgt, daß ihm die Schauspieler durch schlechten Vortrag seine schönen Verse verunzieren möchten. Er unterrichtet sie mit einer Ruhe, mit solchem Bedachte und mit solcher Umständlichkeit, als habe er sein gutes Auskommen und sonst keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet ist ganz vergnügt, daß ihm seine List gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält sich lange im Vorzimmer auf; dort philosophiert er. Er hält den schönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürsten sich so häßlich ausnimmt. Das Leben ist ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, sich vor den Plagen der Welt zu schützen, als Flucht, Selbstmord; der Tod soll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn töten; aber er betet, Hamlet will grausam sein, er will ihn betrunken zur Hölle schicken. Jetzt spricht er mit seiner Mutter; da ist ihm wohl und behaglich, da vertragen sich Pflicht und Neigung. Der Geist selbst hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt sich etwas hinter dem Vorhange, Hamlet hat Mut, er sieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wehrlosen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlets Wahnsinn steigt; die Maske der Verstellung, halb fällt sie, halb läßt er sie sinken. Der König wird zum äußersten gebracht, er muß selbst zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beschließt er, ihn nach England zu schicken, zu seinem Untergange. Er giebt ihm ganz freundliche Rechenschaft von der Notwendigkeit seiner Entfernung. Hamlet ist es gleich zufrieden, das Wörtchen *nein* steht nicht in seinem Wörterbuche, er sagt *gut* und läßt sich schicken. Er

denkt an nichts, er entfernt sich von allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenstück, begeht eine schimpfliche, feige That gegen seine Begleiter Güldenstern und Rosenkranz. Diese jungen Leute wollten ihr Glück machen, sie zeigten sich dem Könige gefällig; aber sie durchschauen seine Tücke nicht und wissen nichts von der Botschaft, die sie nach England bringen. Hamlet schreibt wie ein Gauner falsche Briefe, schiebt sie den echten unter und bringt seine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm selbst gestellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachsucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie ist ihm eine That gelungen, er will sich einmal etwas zu gute thun, er will sich mit einem klugen Streiche bewirten. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf etwas sinne, läßt er nicht erraten. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugesagt, wird es ihm übel ums Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn schon krank. Er wird handeln, er wird sterben. Vorher versöhnt er sich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt sich rein von dem Schmutze dieser Erde. Hamlet ficht, wird tödlich verwundet und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Mut mehr braucht, bringt er den König um. Es ist die Keckheit eines Diebes, der schon unter dem Galgen steht und Gott, die Welt und seinen Richter lästert. So endet ein edler Mensch, ein Königssohn! Er, der Wehe über sich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt wie ein blindes Pferd das Rad des Schicksals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitschenhieben seiner Treiber unterliegt!

Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakespeares Ironie gesprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verstanden, was man darunter verstanden; aber ich habe Ironie überall vergebens gesucht. Ironie ist Beschränktheit, — oder Beschränkung. Für letztere war Shakespeare zu königlich, für erstere hatte er eine zu klare Weltanschauung; er sieht keinen Widerspruch zwischen Sein und Schein, er sieht keinen Irrtum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verstellten, doch nie spottend des Lebens lächerlichen Ernst. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der Dichter, der uns immer so freundlich belehrt, uns alle unsere Zweifel löst, verläßt uns hier in schweren Bedenklichkeiten und bangen Besorgnissen. Nicht die Gerechten, nicht die

Tugendhaften gehen unter, nein schlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört sich gegen ihren Schöpfer und siegt; der Augenblick ist Herr, und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit ist dem Raume, die Ewigkeit ist der Zeit unterthan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böse ja nicht zu achten, weil es stark, das Gute nicht zu verschmähen, weil es schwach ist; wir glauben unseren Augen mehr. Wir sehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet ist ein christliches Trauerspiel.

Die Welt staunt Shakespeares Wunderwerke an. Warum? Ist es denn so viel? Man braucht nur Genie zu haben, das andere ist leicht. Shakespeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, sproßt, wächst empor, bringt Blätter und Blüten und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht sie. Er hat sich um nichts bekümmert, Luft und Sonne seines Geistes haben alles gethan, und die Art ist sich treu geblieben. Aber den Hamlet staune ich an, Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachsehen, ihn nicht zurechtweisen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergessen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn nichts und alles sein zu lassen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer sich bewegen und nie fortkommen zu lassen! Ihn immer sich als Kreisel drehen lassen, ohne daß er ausweiche! Das war schwer. Und Shakespeare ist ein Britte! Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Max Hesses neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.

Arnim. Herausgegeben von Max Morris.
Börne. Mit Einleitung von Alfred Klaar.
Brentano. Herausgegeben von Max Morris.
Brinckman. Herausgegeben von O. Weltzien.
Bürger. Herausgeg. von Wolfg. v. Wurzbach.
Byron. Übers. v. Böttger. Herausg. v. W. Wetz.
Cervantes. Herausgegeben von W. v. Wurzbach.
Chamisso. Mit Einleitung von Ad. Bartels.
Droste-Hülshoff. Herausgegeben von E. Arens.
Eckermanns Gespräche mit Goethe v. L. Geiger.
Eichendorff. Mit Einleit. v. Rud. v. Gottschall.
Gaudy. Mit Einleitung von Karl Siegen.
Goethe (Gesamt-Ausgabe). Mit Einl. v. L. Geiger.
Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von S. M. Prem.
Grillparzer. Herausgegeben von M. Necker.
Halm. Herausgegeben von Anton Schlossar.
Hauff. Mit Einleitung von Ad. Stern.
Hebbel. Herausgegeben von Herm. Krumm.
Hebel. Herausgegeben von Ernst Keller.
Heine. Mit Biographie von G. Karpeles
Hoffmann. Herausgeg. von Eduard Grisebach.
Hoffmann v. Fallersleben. Hg. v. H. Benzmann.
Homer. übers. v. Voß. Mit Einl. v. Gotth. Klee.
Immermann. Mit Einleitung von K. Siegen.
H. v. Kleist. Herausgegeben von K. Siegen.
Körner. Herausgegeben von Eug. Wildenow.
Kurz. Herausgegeben von Herm. Fischer.
Lenau. Herausgegeben von Eduard Castle.
Lessing. Mit Einleitung von Th. Matthias.
Ludwig. Herausgegeben von Adolf Bartels.
Novalis. Herausgegeben von W. Bölsche.
Platen. Herausg. von Max Koch und Erich Petzet.
Raimund. Herausgegeben von Eduard Castle.
Reuter. Herausg. von Carl Friedr. Müller.
Rückert. Herausgegeben von C. Beyer.
Schiller. Mit Einleitung von G. Karpeles.
Seidl. Herausgegeben von Wolfg. v. Wurzbach.
Shakespeare. Mit Einleitung v. Max Mendheim.
Stifter. Herausgegeben von Rudolf Fürst.
Tieck. Herausgegeben von Georg Witkowski.
Uhland. Mit Einleitung v. Rud. v. Gottschall.
Wieland. Herausgegeben von Wilh. Bölsche.
Zschokke. Mit Einleitung von Ad. Vögtlin.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 04 04 005 9